Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXVI.

(Januar — Februar — März 1906.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, E. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Socecŭ & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. H. O. Sperling. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Prass). — **New-York**, G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 126

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertsechsundzwanzigsten Bande (Januar — März 1906).

		Seite
I.	Kirche und Orgel. Eine Dorfelegie. Von **Holger Drachmann.** I./X.	1
II.	Die Sixtinische Kapelle. Von **J. Sauer**	27
III.	Ein klassisches Drama der Japaner. Von **A. von Janson**	40
IV.	Adolf Menzel. Erinnerungen von **Paul Meyerheim.** VI./IX. (Schluß)	47
V.	Altthüringer Porzellan. Von **Wilhelm Stieda**	73
VI.	König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen. Herausgegeben und erläutert von **Erich Brandenburg.** II. (Fortsetzung)	90
VII.	Die deutsche Auswanderung. Von **P. Walther,** Fregattenkapitän z. D.	122
VIII.	Neuere französische Geschichtschreibung	131
IX.	Der Spitzenkragen. Eine Skizze von **Miriam Eck**	139
X.	Zur Lage in Rußland. Von **Th. Pezold**	141
XI.	Politische Rundschau	144
XII.	Ein deutscher Verleger	150
XIII.	Literarische Notizen	155
XIV.	Literarische Neuigkeiten	158
XV.	Kirche und Orgel. Eine Dorfelegie. Von **Holger Drachmann.** XI./XVII. (Fortsetzung)	161
XVI.	Die Alexanderschlacht in der Casa del Fauno zu Pompeji. Von **Friedrich Adler**	189
XVII.	Heine und Straube. Ein Gedenkblatt zum 17. Februar 1906. Von **Ernst Elster**	205
XVIII.	Kurzsichtigkeit. Von **H. Schmidt-Rimpler,** Professor in Halle a. S.	214
XIX.	König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen. Herausgegeben und erläutert von **Erich Brandenburg.** III. (Fortsetzung)	228

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XX. Über ästhetische Weltanschauung. Von Dr. **Julius Goldstein** (Darmstadt) 256
XXI. Professor Abbe in Jena. Geboren 1840 — gestorben 1905 277
XXII. Ein ungedrucktes Gedicht Theodor Storms. Mitgeteilt von **Gertrud Storm** 293
XXIII. Neuere Literatur über Japan und Rußland. Von **M. v. Brandt** 296
XXIV. Politische Rundschau 304
XXV. Das Brautpaar Humboldt. Von **Richard M. Meyer** 310
XXVI. Das Tier Jehovahs. Von **Hans Schmidt** 314
XXVII. Literarische Notizen 316
XXVIII. Literarische Neuigkeiten 319
XXIX. Kirche und Orgel. Eine Dorfelegie. Von **Holger Drachmann.** XVIII. XXIII. (Schluß) 321
XXX. Die Poesie des Evangeliums. Von **Otto Frommel** . 344
XXXI. König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen. Herausgegeben und erläutert von **Erich Brandenburg.** IV. 359
XXXII. Immermanns „Münchhausen". Von **Harry Mayne** . 386
XXXIII. Drei Reisewerke. Von **Wilhelm Bölsche** 398
XXXIV. Blätter aus meinem amerikanischen Tagebuche. Vom **Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod** 407
XXXV. Internationales Privatrecht. Von Prof. Dr. **Eugen Ehrlich** 419
XXXVI. Zornige Heilige. Von **C. von Hoiningen-Huene** . . . 434
XXXVII. Warschau und Moskau. Eindrücke und Erlebnisse. Von **Sidney Whitman** 449
XXXVIII. Das Bauernpferd. Von **Michael Borissowitsch-Tschitjakow** 461
XXXIX. Politische Rundschau 469
XL. Schiller im Ausland. Von **Lady Blennerhassett** . . . 475
XLI. Literarische Notizen 478
XLII. Literarische Neuigkeiten 480

Kirche und Orgel.

Eine Dorfelegie.

Von

Holger Drachmann.

I.

In dem feuchtgrauen Märzmorgen, just vor Tagesanbruch, gingen zwei junge weibliche Gestalten eine Weile schon auf und ab vor der niedrigen Tür, die in den Vorraum der alten, baufälligen Kirche führte.

Ein Bund Schlüssel stak in dem rostigen Türschloß.

Das größere und schlankere von den jungen Mädchen beugte sich sodann mit ängstlicher Behutsamkeit vor und öffnete die nur angelehnte Tür.

Es lauschte, versteckt unter ihrer langen Kapuze und verborgen im Nebel der Morgendämmerung, wie junge Mädchen dem leisen Rauschen des heimlichen Waldes zu lauschen pflegen, wenn sie darin die Fußtritte ihres treuen Freundes und Geliebten zu unterscheiden vermeinen.

Aber das junge Mädchen hier lauschte dem gedämpften Orgelspiel des alten Organisten: Töne einer fernen Innigkeit, ganz wie ein Meer in körperloser Sehnsucht; ein Meer, auf dessen bewegte Brust ein junger, frischer Sonnenblick geschienen, und das ihn nun in seiner grauen Tiefe nimmer vergessen kann . . . und darum eine Melodie um die andre hinauswiegt ins Unendliche . . . Töne, die, wie gedämpft, den Umfang der Stärke ahnen ließen, die sie gebunden hielt; Töne wehmütigen Schmerzens, nicht der Schwachheit, steten und unaufhörlichen Sichvertiefens in einen weichen Seelenbann . . . Alles wiederholend, was als schön und erhaben erprobt und befunden worden, alles ausscheidend, was leer und niedrig ist . . . . . und die Bitterkeit der Dissonanzen in das mannhafte Lächeln auflösend, das den Blick gegen die Lücken und Risse der Mauerwölbung erhebt, und die Himmel offen und die Kunst in ihrer Unendlichkeit sieht . . . möge auch das Dach der Kirche und das Gewölbe des Chores zusammenstürzen und die Pfeifen der Orgel wie Glasstangen zermalmen.

Sie lauschte, tiefatmend, als würde ihr eine Botschaft zuteil aus andern Welten, von einem Wogen und Branden, das in ihrer eignen brennenden Seele ein Echo erweckte und den Unverstand und die Verständnislosigkeit ihrer Umgebung peinlich enthüllte.

Es war, als hinge ihr Leben davon ab, daß sie diese Tonwogen zu Ende höre, daß sie ihnen folge, bis des Stromes letztes Plätschern erstarb, damit sie ein lebendes „Dank, Meister Ollivier!“ in die öde Kirche hinein senden könne.

Und jetzt verstummte das Spiel. Und man sah, wie sich drinnen der matte Schein einer Laterne bewegte.

„Greti!“ flüsterte das junge Mädchen — das kleinere, das nicht weit über das Kindesalter hinaus zu sein schien — „hörst du, es ist bald hellichter Tag! Wenn jemand kommt und uns sieht, dann sag ich, daß das Ganze nur deine Schuld ist, Greti! Du wirst doch nicht seine Schlüssel mitnehmen? Komm, mir ist kalt, und ich fürchte mich hier auf dem Friedhof!“

Und sie zupfte an dem langen Mantel der Freundin, der beinahe bis auf die Erde hinabreichte.

Greti stand noch vor der Tür gebeugt und berührte mit ihren warmen, weichen Lippen das vom Tau befeuchtete Schlüsselbund, das seine Hände umfassen sollten. Und leise sagte sie, ohne sich an die Kleine zu wenden:

„Jetzt geht er nach Haus in sein ärmliches, einsames Heim. Ja, denk nur, wie einsam er ist! Findest du nicht, daß es schade um ihn ist, Babli?“

Aber die kleine Babli lachte und sagte: „Er hat ja doch einen Star, und eine Drossel und zwei Kanarienvögel und eine Katze. Ich muß mit ‚Bijou‘ zufrieden sein, und dieser Hund ist so bissig und zornig, daß man nicht einmal das Wort Katze in der Stube aussprechen darf . . . Hu, da kommt die Sidsel, die Stuhlschließerin!“

Greti schlug schnell den langen Kragen über ihre kleine Freundin. Und wie ein paar junge Falken flogen die beiden Mädchen dahin über den Friedhof, schwangen sich über die niedrige Mauer, liefen den kahlen Kirchenhügel hinab und verschwanden im Nebel gegen das Dorf zu.

Und nun begann hier oben der Tag zu dämmern, während das Dorf unten in der Taleinsenkung seine Lichter und Lampen auslöschte, verschlafen, mit Alltagssorgen oder gedankenlos, wie eben solche kleine Orte zu erwachen pflegen.

Die alte baufällige Kirche ragte, trotz Alter und Gebrechlichkeit, mit ihrem Dache und ihrer Turmspitze gegen den sich schwach gelb färbenden Himmel.

Daß Dach und Turmspitze einmal mit Kupfer gedeckt, ja, man sagte sogar teilweise vergoldet gewesen seien, nun aber bloß Schindel trugen, die von Wind und Wetter hart mitgenommen und wie eine Wollperücke zerzaust waren, daß die moosgrünen Sockelsteine in dem losen, sandigen Grund hinein zu sinken begannen, daß die Strebepfeiler bereits zu wackeln angefangen, daß die Chorrundung gegen Osten und der Turm gegen Westen tiefe Risse aufwiesen, daß Lücken und Sprünge das Gebäude mit dem Untergang bedrohten:

dies sah man nicht in dieser ahnungsvollen Dämmerzeit, da der Tag noch nicht seine scharfen, nüchternen Brillen aufgesetzt hatte.

Aber die Formen und Verhältnisse des Ganzen sah man. Und dieses Ganze war edel in seiner Einfachheit, rein und harmonisch, wie die Lehre selbst, die wohl unter den grauen Wölbungen vernommen wurde und jeder Zeit vernommen werden müßte.

II.

Nun quietschte die Tür der Vorkirche in den verrosteten Angeln. Und zuerst trat Sidsel, die Schließerin, heraus. Sie warf einen schnellen, scharfen, neugierigen Blick hinab in der Richtung, wo die zwei jungen Mädchen verschwunden waren:

„Ach ja, mein Gott!" seufzte sie, nachsichtig den Kopf schüttelnd und gleichzeitig recht boshaft aus stahlgrauen Pupillen blickend. „Junges Blut mit jungen Ohren vor der alten Kirche!" Dann lächelte sie und hüstelte und stolperte schwankend dahin wie ein altes Weib, obgleich sie noch in mittleren Jahren stand.

Sommer und Winter trug sie dieselbe wattierte Kapuze und trabte lächelnd, hüstelnd und sich nach allen Seiten umsehend näher, immer mit einer Redensart, einem alten Sprichwort oder einem selbst erfundenen Wortspiel auf den Lippen, und immer in alter Gewohnheit den Kopf schüttelnd und seufzend: „Ach ja, mein Gott!"

Sie hob die Laterne empor, die sie an einigen zusammengedrehten Wollschnüren trug, bließ sie aus, lächelte und blickte wieder scharf nach abwärts.

Hierauf kam Bengt, der Blasbalgtreter, ein Kämpe mit riesenhaftem Oberkörper auf kurzen Beinen, runzligem Gesicht, langen Armen, rotbehaarten dicken Händen und einem Paar ungeheurer Füße.

Er trug Sommer und Winter eine schwarze Lammfellmütze und ein schwarzes, blankgewetztes Lammfellwams. Unter dem Arm hielt er ein Paar ausgetretene Binsenschuhe, in der Hand ein Horn voll mit Schnupftabak, Carotten-Rappée Nr. 3. Er war gespickt mit Bibelstellen von der Zeit her, da er in seiner Jugend bei dem alten Pastor im Dienst war und zusammen mit den aufwachsenden Kindern Elementarunterricht genossen hatte. Auch hatte er sich in jenen Jahren lateinische Wörter und Wendungen angeeignet, die er häufig verkehrt anwandte, aber sorgsam hütete wie einen Schatz.

Im Verlauf der Zeit war ihm auch, gleich Brocken vom Tische des wenig mitteilsamen Organisten, einige Einsicht in den Orgelbau und die Technik des Orgelspiels zuteil geworden.

Er genoß im Gemeinderat Ansehen wegen großer Gelehrsamkeit und großer Frömmigkeit. Ein alter Junggeselle war er, und schwerhörig war er auch; er aß viel und lange auf einmal, hielt sich am liebsten in der Kirche auf, wo er seinen Speisekasten hinter der Orgel stehen hatte, trank pünktlich drei Gläschen aus einer Flasche „Ratafia" wegen seines schwachen Magens; im übrigen hatte ihn niemand je berauscht gesehen, so wenig als ihn jemals jemand lachen oder fluchen hörte.

Alle beide, er und Sidsel, galten für kundige Wetterpropheten und im allgemeinen für kluge Personen, die in vielen Dingen um Rat befragt wurden.

Beide hatten einander gelobt, alles sorgfältig geheim zu halten, was sie wußten und was sie nicht wußten, wenn nicht gerade der Vorteil es gebot, ihr Wissen zum Tageskurse loszuschlagen.

Sie schienen nicht zu altern. Schweigend legten sie Pfennig auf Pfennig, als ob sie ausrechneten, daß zwar vieles umgestürzt werden, vieles zusammenfallen könnte, sie aber in hundert Jahren ein wohlhabendes Paar sein würden.

Zuletzt trat der alte Organist der Kirche, Meister Ollivier, aus der Tür der Vorkirche.

Indem er einen kalten Schauer unterdrückte, reichte er die große Spangenbibel, die er unter dem Arm trug, schweigend dem Blasebalgtreter hin; dann zog er den einen Kragen seiner Chenille, eines langen Mantels mit doppeltem Kragen, wie solches zur Zeit der französischen Revolution Mode gewesen, um die Ohren und schlug die Füße in den hochschaftigen Stiefeln ungeduldig gegeneinander.

Kein Wunder, daß ihn fror.

Er hatte wohl eine Stunde lang gespielt, wie er es das ganze Jahr hindurch jeden Morgen, Winter und Sommer, zu tun pflegte.

Zu dieser Tageszeit glaubte er sich unbemerkt. Er hatte seine Andachtsstunde drinnen in der öden, feuchtkalten Kirche. Er „phantasierte" mit der aufgeschlagenen Spangenbibel vor sich auf der Orgelklaviatur.

Das Dorf verstand es so, daß er teils sich „übte", teils versuchte, was die Kirche „vertragen" konnte.

Sowohl der Kirchenrat wie der Gemeinderat wußten, daß die Orgel stark und mächtig sei und den Stolz des Dorfes und der Gegend bildete, während das Kirchengebäude schwach und baufällig und der Reparatur bedürftig war.

Etwas andres ist es indessen, was der Rat weiß und wozu die Gemeinde die Mittel hat.

Meister Ollivier trug einen hohen, dreispitzigen Kastorhut querüber und etwas in die Stirne hinein, wie es gleichfalls in der Revolutionszeit Mode war.

Nun bald ein Menschenalter nach dieser Zeit war er wohl der Einzige, der hier im Dorfe eine solche Kopfbedeckung trug und tragen konnte, ohne komisch zu werden.

Des Kirchspiels grüne Jugend hatte sich daran gewöhnt, ihn so zu sehen, oder sie wurde doch von einem gewissen Etwas in dieser energischen Gestalt in Respekt gehalten.

Er sah niemals auf die Seite, immer grade aus oder hinauf gegen den grauen, den blauen, den wolkenbedeckten oder wolkenlosen Himmel.

In dem wachsbleichen, schmalen Gesicht, mit der feingebogenen Nase, dominierte, breit und fest, die Stirn, auf der noch keine Runzel sichtbar war, jedoch ab und zu die starken, dunklen Brauen sich zusammenzogen, gleichsam wie zu einer Drohung, einer Warnung.

Und dann leuchteten unter diesem gebieterischen „Aus dem Wege" ein Paar milde, nach innen gekehrte Augen, die wie ein tiefer, glänzender See unter einem finsteren Waldabhang einen ewig lichtblauen Himmel zu spiegeln schienen.

Wohl war der Glanz der Augen nicht immer gleich stark und wohl konnten die Schritte schwer und wankend werden. Besonders wenn das Frühjahr sich näherte, oder wenn der Herbst im Anzug war, sah man den Blick sich verschleiern und die hohe Gestalt sich müde in Schmerzen beugen.

Ging aber jemand grüßend an ihm vorbei, dann richtete sich die Gestalt durch eine Willensäußerung beinahe militärisch auf. Und er führte die weiße Hand mit den langen, schmalen Fingern zum dreispitzigen Hut empor und mit einer graziösen Verbeugung wieder von sich weg in die Luft.

Und wenn der Himmel hoch und rein war, wenn die Sonne schien, warm, jedoch nicht drückend, und namentlich wenn die unsichtbaren Vöglein ihre fröhlichen kleinen Weisen sangen, dann strahlten die grauen Augen des Organisten, und er schwang in der Hand seinen Ziegenhainer, stieß ihn kräftig auf die Erde nieder und konnte so stehen bleiben, den Blick suchend gegen den unendlichen Himmel hinauf gerichtet in einer Verzückung, als ob er aus dem harmonischen Gang des Lichtes und der Luftwellen durch den grenzenlosen Raum Töne in sich saugte.

III.

Der Blasebalgtreter steckte mürrisch die große Spangenbibel unter sein Wams, mit vorgestreckter Hand das Schlüsselbund erwartend, das ihm der Organist sonst zu reichen pflegte.

Aber Meister Ollivier hielt immer noch die Schlüssel umfaßt, nachdem er die Tür der Vorkirche zugeschlossen hatte.

Es war wohl nur ein Zufall, daß er heute noch zögernd, das Schlüsselbund zwischen die Finger gepreßt, dort stehen blieb. Wenig ahnte er, welch weiche und warme Lippen eben erst das kalte Eisen berührt hatten. Er dachte nur, ob es wohl jemals jemandem aus dem Dorfe unten einfallen würde, so früh zur Kirche heraufzukommen — „ich will es nicht hoffen!"

Und indem er die Schlüssel in die große, schwielige Hand des Blasebalgtreters fallen ließ, fragte er:

„Du siehst wohl niemals Leute hier oben bei der Kirche, Bengt?"

„Wie kann ich etwas darüber wissen?" lautete die Antwort ausweichend; „fragt die Sidsel!"

Sidsel schnalzte förmlich vor Vergnügen, eine lange Erklärung geben zu können, statt stumm, auf Flanellpantoffeln, die leeren Stühle entlang auf dem kalten Kirchenboden dahin trippeln zu müssen.

„Ach ja, mein Gott, die muß einen langen Faden auf ihrer Spindel haben, die des jungen Weibsvolks Gedanken erraten soll . . ."

Der Organist unterbrach:

„Keine Umschweife, Mutter Sidsel! Sie weiß, daß ich sie hier in der Kirche patrouillieren lasse, damit keine neugierige Person mich stören soll.

Wenn ich für die Gemeinde spiele, so bin ich im Amt und muß spielen, was das Amt mir befiehlt. Aber zu dieser Zeit bin ich frei und will meine Freiheit gebrauchen . . .“ und leise fügte er hinzu: „unter dem Herrn, dem ich diene!“

Sidsel hüstelte und betrachtete ihn von der Seite.

„Wenn nun aber gleichwohl junges Weibsvolk herauf kommt, das neugierig ist und durch die Tür hineinguckt, Herr Organist?“

Es glitt ein kleines, seltsames Lächeln über Meister Olliviers bleiches Gesicht. Der Gedanke erschien ihm so fremd, so neu. Er wollte schon fragen, aber schnell gewann sein Gesicht wieder einen Ausdruck, als ob ihm das Ganze gleichgültig sei.

Grüßend führte er die Hand zum Hute empor und hinaus in die Luft, umfaßte fest den Knopf seines Ziegenhainers und entfernte sich.

Doch nur einige Schritte.

Er blieb stehen, gegen die Kirche gewandt, die dort fern von Gemeinde und Menschen auf dem kahlen Hügel stand, so alt und grau und baufällig, beinahe als könnte man sie wanken sehen.

Der Wind hatte sich erhoben und zerriß den Nebel des Morgens, das Licht sickerte wieder über Dach und Mauer der Kirche, schonungslos deren Risse und Gebrechen entblößend.

Der Wind war kalt, und das Licht war kalt, und der alte Meister zog den Mantel um sich zusammen, schmerzlich berührt und mit gebeugtem Kopfe.

So ging er zu Bengt und Sidsel zurück und fragte, ohne sie anzusehen: „Welche junge Weibsbilder kommen zu dieser Zeit des Tages herauf?“

„Ei nun, Muhme Birgers hübsche Nichte, Herr Organist!“ antwortete Sidsel triumphierend.

Meister Ollivier schüttelte das Haupt, stieß den Stock heftig gegen die gefrorene Erde und ging seinen Weg, stramm aufgerichtet und mit rascheren Schritten als gewöhnlich.

Die beiden andern blieben stehen, blickten ihm nach und sahen einander an.

Bengt sagte: „Damit warst du nicht ganz glücklich, Sidsel!“

„Hä!“ sagte Sidsel im Orakeltone, „besser wäre besser, aber Gutes soll man auch gut nennen!“

„Laß sie in Frieden!“ zitierte Bengt.

„Wo steht das geschrieben?“ fragte Sidsel mit ihrem stahlgrauen Lächeln und rief ihm die Frage ins Ohr.

„Johannes 12, 2,“ lautete kurz die Antwort des Blasebalgtreters.

„Ach ja, mein Gott!“ seufzte Sidsel und schielte auf Bengt: „Jetzt hat er jedenfalls an etwas zu denken — der arme Meister Hochmut!“

Bengt sagte ausweichend, indem er um sich sah: „Heut haben wir die vierundzwanzig Ritter. Was für ein Wetter wird es wohl geben, bis es völlig Tag ist? Frost oder Tauwetter? Und was wird der Mond wohl bringen?“

Hierüber konnten sie nicht ganz einig werden, dann einigten sie sich aber darüber, miteinander ins Dorf hinabzugehen, und zwar so, daß man sie zusammen sehen konnte.

Denn Sidsel war Witwe, ausdauernd in ihren Hoffnungen, zäh in ihren Unternehmungen, wie es Witwen und alte Mädchen bekanntlich bisweilen sind.

IV.

Man war bis gegen Mitte März gekommen. Das erste Vierteljahr kämpfte sich durch Frost und Tauwetter, Sonne und Wind hindurch, damit es Frühjahr werde.

So kämpfte das Jahrhundert selbst, dessen erstes Viertel ebenfalls erreicht war, um nach dem harten Winter in den Frühling hineinzukommen.

In den Ländern, die am nächsten an Frankreich grenzten, rieben sich die Leute die Augen und fühlten sich an den Kopf.

Sie hatten ein Gefühl, als wäre mit ihnen „Ausziehtag" gespielt, ein Kinderspiel, bei dem alles kunterbunt durcheinander geworfen wird. Der Riese, die große Revolution, hatte das rotglühende Haupt über die Erde emporgestreckt, zur wilden Begeisterung für viele, zur Verwirrung und zum Schrecken für noch mehrere.

Hierauf hatte des Riesen eigener Sohn ihn zu Boden geschlagen, sich die Imperatorkrone aufgesetzt, einer Million Menschen die Soldatenkokarden aufgedrückt. Die Welt sollte erobert werden. Frankreichs Geist, Maß, Gewicht, Sprache sollten die Völker regieren.

Aber der Gigante wurde selbst zu Boden geschlagen. Frankreich lag blutend darnieder. Viele seiner besten Söhne hatten längst ihr bisweilen recht kümmerliches Brot ringsherum in den Nachbarländern suchen müssen, wo die Völker auch weiterhin ihre alte Sprache redeten und langsam wieder zu sich zu kommen begannen.

Was war geschehen?

In den Städten waren viele von den großen Häusern ins Wanken, ja in Ruin geraten. Auf dem Lande konnte man bald ein Gut, einen Herrensitz beinahe um den Wert eines Bauernhofes in altem Gelde kaufen.

Waren die Handelsstädte verarmt, so waren Flecken und Dörfer ausgeplündert. Wenn der Bauer gedroschen hatte und sein Korn verkaufen wollte, dann war er es, der dem Kaufmann Zahlungsfrist geben mußte. Und der Kaufmann blieb den Handwerkern schuldig, und die Handwerker blieben einander schuldig.

Aber bei solchen Zuständen gibt es Ausnahmenaturen, die alles für sich zusammenscharren wollen, für die der gemeinsame Schiffbruch das gemeinsame Element ist, um ihr Leben zu retten und aufs Trockene zu kommen. Sie werden langsam, aber sicher reiche Männer. Und sind sie nicht hart vom Anfang an, so werden sie es sicher und bald.

So war die Zeit für Flecken und Dörfer, und so auch für dieses Dorf.

Die Sinne hatten unter der beständigen Unsicherheit für Leben und Eigentum unwillkürlich nachgegeben; der Wille war gedrückt, die Frische in

den Herzen zu einem dumpfen, düsteren Selbstprüfen geworden. „Wodurch haben wir den Allmächtigen erzürnt? Und womit kann er versöhnt werden?"

Es gab wohl noch Leute, welche die hübschen Tuchstoffe, den langschößigen Rock, die bunte Weste mit den blanken Knöpfen trugen; doch dies war die Minderzahl. Und schon als solche mußten sie dem Herrn ein Ärgernis sein.

Der Herr ist ja — wie Bengt, der Blasebalgtreter, sagte — nicht allein stark in den Schwachen; er ist namentlich stark in den Vielen.

Die Schere kam zum Vorschein. Die langen Schöße fielen, und die bescheidene graue Wolljacke lag wie ein leerer Sack über vielen Rücken. Die Gemeinde hatte sich geteilt. Die Röcke und die blanken Knöpfe schlossen sich eng und vornehm im „Kirchenrat" zusammen, während die erdfarbigen Wolljacken, auch nicht ohne ihr Selbstgefühl, den „Gemeinderat" bildeten — den Rat des Herrn, die Kleinen und die Vielen.

Es gab zwei zusammenscharrende Naturen im Dorf, zwei, die für viele ausreichen konnten: Claus Pommerenck und Peer Pommerenck, Vater und Sohn.

Der Vater, eine riesengroße Ochsen- und Pferdehändlergestalt, im Dorf geboren, jedoch gewöhnlich in Geschäftsreisen abwesend, oft ein halbes bis dreiviertel Jahr auf einmal.

Unter einer schweren, breitkrempigen Bauernmütze saß ein rotes, großliniges Gesicht mit einem Paar blutunterlaufener, schielender Augen, lächelnd nur, wenn er sich Aug in Auge dem Sohne Peer gegenüber befand.

Der Alte war der selbstgemachte Mann. Sein Sohn war sein einziger Stolz. Peer hatte seine Studien in dem nahegelegenen Amtsflecken gemacht, hatte ein juristisches Examen abgelegt, war des Amtmannes rechte Hand geworden, eine fleißige, gefürchtete und fruchtbare Hand, an der Geld und irdisches Gut wie von selbst hängen blieb, während der bleiche, feiste Juristenkopf mit den hübschen, unbeweglichen Zügen in keiner Weise die himmlischen Angelegenheiten um der irdischen Arbeit willen vernachlässigte.

Noch jung an Jahren, war der Amtsschreiber bereits über den Gang der Zeit und den Zwang der Umstände im klaren.

Ein Theologe, der seine Aufmerksamkeit den Geschäften dieser Welt zuwendet, ist ein Mann, der sich eine Blöße gibt. Aber ein Jurist, der stets mit einem zum Himmel gewandten Auge sein und andrer Wohl wahrnimmt, ist ein starker Mann.

Sein einziges körperliches Gebrechen hatte er im Laufe der Zeit zu einem Teil seiner Stärke zu machen gewußt. Seine Geburt hatte seiner Mutter, eines wohlhabenden Bauern einziger Tochter, das Leben gekostet. Peer hatte sie eine etwas schiefe Stellung des Kopfes gegen die rechte Schulter hin gebracht.

Der ehrgeizige Vater und der ehrgeizige Junge, beide hatten sie sich über dieses Unglück geärgert. Aber im Verlaufe der Zeit und als Dorf und Flecken mehr und mehr nach der sichtbaren Demut hinneigten, veranschlagte Peer sein Unglück als einen Vorteil. Er brauchte nicht wie die andern den Kopf auf die Seite zu legen. Er konnte ohne auffallende Anstrengung mit dem einen

Auge beim Himmel Troſt und Stütze ſuchen, während das andre hier auf Erden Ehre und Vorteil ſuchte.

Man erblickte in dem hübſchen, runden und glatten, immer ſchwarz und immer ſteifgekleideten Amtsſchreiber einen arbeitſamen, rechtſchaffenen, beredten, vor allem aber beſcheidenen und tugendſamen Mann, dem allmählich der Kirchen- und Gemeinderat blind glaubten, und von dem man ſich blind führen ließ.

Zuletzt glaubte auch er blind an ſich ſelbſt.

Und darin waren Vater und Sohn eins.

V.

Dieſen ganzen Winter ſchon, vom Beginn des Herbſtes an, war der Alte fort geweſen.

Heute war er zu Pferde wieder ins Dorf gekommen und hatte ſogleich nach ſeinem Sohne im nahen Amtsflecken geſchickt. Nur den Samstag über war Peer im Dorfe zu treffen, in dem ehrwürdig ausſehenden Pferdehändlerhofe, der früher das Heim der Familie Birger geweſen war.

Claus Pommerenck begrüßte gegen ſeine Gewohnheit den Sohn ganz kurz; und einen Augenblick ſpäter gingen ſie miteinander in das ſchöne Wetter hinaus.

Wahrſcheinlich hatten ſie die Stuben für Auseinanderſetzungen zu eng befunden.

Sie gingen gegen den Hof des Waſſermüllers hinab und über den Bach längs des Dammes, über den von der Talſenkung des Dorfes der Weg auf die entgegengeſetzte Seite führt, auf den Höhenzug, deſſen Beginn den Platz für die ſogenannte „Anlage“ des Dorfes bot — einige Baumgruppen am Fuße des ſandigen Hügels, auf dem ſich die alte Kirche einſam erhebt.

Die Anlage war eine beſcheidene Anlage, die der Fürſorge des beſcheidenen Peer zum Beſten des Dorfes zu verdanken war. Von dieſem kleinen Haine mit jungen Anpflanzungen und ein paar Bänken um eine alte Pappel ſah man nur das Dach der Kirche.

Aber hinter dem Dache und der Turmſpitze konnte das Auge die ſteigenden Wellenlinien der Landſchaft verfolgen, einen Höhenzug mit zuſammenhängenden Laub- und Nadelwäldern, den bedeutenden Überreſten der einſtigen ſtolzen Baronie, dem beſchnittenen und verſchuldeten Eigentum des jetzigen Gutsherrn.

Und aus dem blauenden Walde leuchteten in der ſcharfen Märzſonne die Mauern des Edelhofes hervor, ſtattlich und prächtig in dieſer Entfernung, während doch Gott und jedermann wußte, daß es eine Ruine war, eine ſtilvolle und maleriſche Ruine, wie die kleine, graue und einſame Kirche.

Hier, in der Anlage, blieb Claus Pommerenck ſtehen, klappte den Deckel feſt auf ſeine Meerſchaumpfeife, mit deren Schlauch er umherſchlug wie mit ſeiner Reitpeitſche.

Seine ſchielenden Augen blickten ſchnell und ſcharf auf den blauenden Wald und auf die lichten Mauern des Edelhofes, wie auf eine Koppel Pferde. Sein langer, lichtbrauner Mantel öffnete ſich und ließ die groß-

karierte Weste sehen, von der allerlei Anhängsel den starken Schenkel hinabbaumelten; er schlug sich über seine vom Ritte bespritzten Stulpenstiefel, und seine Sporen gaben Metallklang von sich.

Des Vaters kleine, hitzige Augen — Iltisaugen — hefteten sich auf die ebenfalls kleinen, aber selbst beherrschten Marderaugen des Sohnes.

„Du Kalb, du benimmst dich wie ein Vieh!“ polterte der Alte los.

Die beiden Augenpaare begegneten einander — wie ein paar Reitpeitschen.

Aber gleich darauf war Peers Gesicht glatt und rund, und der Kopf lag nachsichtig, sachkundig und halb gleichgültig auf der Seite.

Er sagte trocken: „Ich benehme mich stets so, wie der, der ich bin, dein Sohn.“

Der Alte zeigte mit der Pfeifenspitze gegen den Wald und das Gut hinauf und sagte: „Da müh ich mich ab mein ganzes Leben lang, damit wir dort hinauf kommen — ja, dort hinauf! Und während ich fort bin, reißest du das Ganze wieder nieder!“

„Ich arbeite auf demselben Wege,“ sagte Peer.

Claus brummte etwas in den Bart und berührte mit der nassen Pfeifenspitze des Sohnes weiche, weiße Hand, auf deren einem runden Finger ein schmaler, glatter Goldring glänzte.

Peer zog die Hand nicht an sich — dem Ring sollte es wohl erlaubt sein, sitzen zu bleiben, wo er saß! Er zog nur sein reines Taschentuch hervor, trocknete die Feuchtigkeit aus dem väterlichen Munde ab und warf einen eigentümlichen Blick auf die braune Pferdehändlerfaust hinüber, auf deren frostroten Fingern ein ganzer Silberschmiedladen eine Marktausstellung von Ringen mit Platten, Steinen und Monogrammen abzuhalten schien.

„Ja!“ sagte Peer kurz, „ich habe mich verlobt, wie du siehst!“

„Dann hättest du, meiner Seel, ein noch ärmeres Mädchen finden sollen, Dummkopf! Aber daraus wird nichts werden!“ brach der Alte los.

„Das wird bleiben, wie es ist!“ sagte der Sohn.

Und wieder begegneten sich die beiden Augenpaare.

Der Alte stutzte. Er war daran gewöhnt, daß der Sohn auf eigene Faust handelte, — und glücklich handelte.

Steckte hier vielleicht etwas Besonderes dahinter? Oder war sein eigen Fleisch und Blut wirklich dumm geworden?

Wenn er und der Sohn bisweilen in der Residenzstadt zusammentrafen, wo Peer ausnahmsweise kleine juristische Geschäfte hatte, dann konnten die beiden sehr gut einen gemütlichen Abend miteinander verbringen. Da war der Amtsschreiber weniger geneigt, den Kopf auf die Seite zu legen; da konnten die himmlischen Angelegenheiten für eine kurze Weile ruhen, während die irdischen Ansprüche sich geltend machten. Und wenn Vater und Sohn sich gegen den Morgen hin trennten, dann regte sich in dem alten Pferdehändler ein recht väterliches Lachen, — denn die Wege und der Kurs, die der Sohn einschlug, waren dem Vater in den jüngeren Jahren, ja auch noch in den älteren, recht gut bekannt.

Aber die beiden verrieten einander nichts.

War dies nun etwas andres? Und was war dieses andre?

„Willst du nun so gütig sein, dich zu erklären?“ sagte Claus, indem er eine Schweinsblase voll holländischen Knasters aus seiner Manteltasche hervorzog und seine Pfeife stopfte.

Peer, der nicht rauchte, nahm eine kleine silberne Schnupftabaksdose aus seiner Westentasche, tauchte seine Fingerspitzen in die braunen Körnchen — so andächtig wie ein Katholik die Finger ins Weihwasser taucht — nahm eine Prise, wischte mit seinem Taschentuch nach und sagte, indem er sorgsam die Worte wählte und Satz an Satz fügte, überzeugt und überzeugend wie ein Advokat an der Schranke: „Ich habe mich nach reiflicher Überlegung und nachdem ich mich genau mit allen die Sache betreffenden Verhältnissen vertraut gemacht, mit Jungfer Marguerite Birger verlobt, dem einzigen Kinde des verstorbenen Appellationsrates Hermann Birger, der hier im Dorf geboren ist, und von dessen zwei Geschwistern Jungfer Dorothea Birger, gewöhnlich ‚Tante Birger‘ genannt, noch lebt, während der jüngere Bruder Franck . . .“

Hier unterbrach der Alte:

„Weiß ich nicht, wer da lebt und wer nicht lebt von diesen Schafsköpfen, den Birgers? Hab ich nicht ihren alten Hof gekauft und reparieren lassen, — noch dazu mit großen Kosten?“

„Du hast,“ fuhr Peer unaufhaltsam fort, „eine sehr geringe Kaufsumme für den wertvollen Besitz ausbezahlt, — ich brachte den Kauf zustande, und die Reparatur ließest du mich bezahlen — und jetzt sollst du mich anhören, ohne mich zu unterbrechen!“

„So!“ knurrte der Alte und sog an der Pfeife, daß es in dem kastanienbraunen Kopfe gurgelte.

„Die Birgers,“ sagte Peer, „sind allerdings in einer gewissen Hinsicht Schafsköpfe; die alte Närrin, Tante Birger, ist ja halb verrückt; aber Hermann machte jedenfalls eine gute juridische Karriere, ging zeitig in die Residenzstadt, bekam eine annehmbare Praxis, wurde Appellationsrat, worauf er sich mit einem verschrobenen Frauenzimmer verheiratete, die Klavier spielte und sang und Romane schrieb und Hermann selbst den Kopf verwirrte, so daß er seine Geschäfte vernachlässigte. Denn ein schönes Frauenzimmer war sie — und die Tochter gerät ihr nach,“ fügte Peer nachdenklich hinzu.

„Nun, und?“ fragte Claus.

„Ja, dann kam der Krach,“ fuhr Peer geschäftsmäßig fort. „Und mitten unter diesen Schwierigkeiten legte sich die Appellationsrätin hin und starb, und der Mann nahm es sich sehr zu Herzen, versäumte alles, und dann ging es schief, und das Ganze sah schlimm genug aus“.

„Was schert das uns?“ fragte Claus aus seiner Tabakswolke heraus.

„Das scherte aber mich,“ antwortete Peer und zog seine silberne Dose hervor.

„Ich hoffe nicht, daß du . . .“ rief der Pferdehändler.

„Ja!“ sagte Peer und schlug auf den Deckel. „Ich reiste nach der Residenzstadt, neulich, im letzten Herbst, als du fort warst. Tante Birger kam nämlich laut schreiend zu mir, lauter als gewöhnlich, erzählte mir einen Haufen

Dinge und gab mir eine Menge Papiere — auch Briefe — vom Bruder Franck, der Dummheiten gemacht hatte und längst nach Brasilien abgedampft war."

„Was, zum Teufel, schert das uns?" rief noch einmal Claus, der die Geduld zu verlieren begann.

Peer hatte den Kopf ganz auf der Seite und sandte dem Vater einen Blick von unten nach oben.

„Jetzt sei aber einmal ruhig, Alter, oder ich behalte meine Geheimnisse für mich selbst!"

„Gurrl . . .!" klang es vom Pfeifenkopf.

„Ich sah, daß hier ein Geschäft zu machen sei," sagte Peer, „und daß schnell gehandelt werden müßte. Ich reiste zu Hermann Birger. Er war ganz außer sich, sprach nur von dem Tode seiner Frau und daß er ihr bald nachfolgen werde. Ich ‚rettete' ihn, — so daß er jedenfalls solvent sterben konnte."

Hier glitt etwas vom Himmlischen über des Amtsschreibers bleiches, glattes Gesicht, und er fuhr fort: „Hermann Birger starb, indem er mich seinen und seines einzigen Kindes Retter nannte, und dieses Kindes Hand der meinigen anvertraute — und da soll sie auch bleiben!"

„Vieh!" brummte der Alte. „Warum hast du dieses Mädchen hier bei Tante Birger untergebracht? Hast du nicht in der Hauptstadt Liebchen genug!"

Peer zuckte mit den Schultern — mit der einen — und sagte: „Ich gedenke mich jetzt zu Pfingsten mit Jungfer Marguerite Birger zu verehelichen, da sie sehr bald bis zu fünfmalhunderttausend Mark banko hinauf wert sein wird, wenn alle Erbschaftsgebühren abgezogen sind."

Der alte Pferdehändler nahm die Pfeife aus dem Munde: „Woher kommt dieses Geld?" fragte er. „Fällt es vom Monde herunter?"

„Es fällt meiner Frau zu als der einzigen Erbin nach Franck Birger, der nach Brasilien ging und gestorben ist, ohne eine Familie zu hinterlassen," sagte Peer und spannte seine runde Brust unter der strammen, schwarzen Weste.

„Hast du es schriftlich?" fragte Claus mit dünner Stimme.

„Alle Papiere sind in Ordnung," lächelte Peer. „Es fehlt nur noch — meine Trauung!"

Nun war das Himmlische ganz aus des Juristen Antlitz gestrichen. Die scharfe Sonne und der scharfe Wind und die recht lebhafte Unterhaltung hatten den bleichen, runden Wangen eine leichte Röte gegeben. Er sah aus wie ein Mann mit gutem Gewissen und guter Verdauung, bei dem alle Funktionen des Lebens in Ordnung sind.

Er sprach überlegen, hingeworfen: „Dieser Franck war nicht nur ein leichtsinniger Strick, sondern auch ein tüchtiger Kerl. Er kam in einer guten Zeit hinüber, fand Verbindung mit einem Hamburger Haus, kaufte Minen, verkaufte Wälder, hatte seine Kontors und sein Bankkonto in Rio, und wollte sich eben nach Bremen zurück einschiffen, um den Bruder zu stützen, der ihm

seinerzeit geholfen hatte. Da raffte ihn das Fieber hinweg. Weg ist auch der Bruder; weg ist die Frau des Bruders. Übrig sind Marguerite und Tante Birger. Tante Birger fertigen wir leicht genug ab. Alles ist im reinen. Niemand weiß etwas. Meine zukünftige Ehegattin am wenigsten von allen. Ich habe die Dokumente. Und jetzt, Alter, jetzt können wir beginnen, uns hier im Dorfe und im Kirchspiel umzusehen. Der Gutsherr da oben auf dem ‚Hofe' — na, der ist ein Wrack. Wir können ihn das bißchen Zeit noch sitzen lassen, bis er krepiert, oder wir können sogleich das Ganze zur Zwangsauktion stellen. Der Kirchenrat ist in bezug auf ihn etwas empfindlich — von alter Zeit her. Wir bekommen ja auch die Kirche und den Kirchenhügel, sowie die Anlage hier für eine Bagatelle von ihm zu kaufen. Aber die Gemeinde hat seine ganze Lebensweise da oben niemals vertragen können — und sein Judenfrauenzimmer ist ihnen allen ein Dorn im Auge. Wir werden aufräumen müssen, Alter! Die Kirche müssen wir schleifen, sie fällt sonst bald uns allen auf den Kopf. Bengt, der Blasebalgtreter, hat uns gewarnt. Der alte hergelaufene Stümper, der die Orgel spielt, wagt es nicht einmal, uns eine ordentliche Musik zu machen. Die Kirche muß weg, und der Organist muß weg. Wir können nicht jedem Fremden, der von der Kommune zehrt, ein Gnadenbrot geben; Bengt ist außerdem nicht mit ihm zufrieden, und Bengt ist ein glaubwürdiger Mann, vielleicht ein alter Filou — aber von großem Einfluß. Sowohl Bengt wie auch Mutter Sidsel sind mit dem Orgelspieler unzufrieden. Sie sagen, daß er uns allen über den Kopf sieht und seine privaten Meinungen über den Kirchenbesuch und Kirchengesang habe. Er, der arme Wicht, seine „private" Meinung! — Diese Art von Leuten können wir nicht unter uns dulden. Nein, Alter! Du und ich, wir wollen die öffentliche und private Meinung für uns haben, und sie soll dem Geschlecht Pommerenck dort hinauf folgen, wo wir bald daheim sein werden!" ...

Mit diesen Worten deutete Peer Pommerenck nicht ganz so hoch wie zum Himmel selbst hinauf, aber in halber Höhe gegen den blauen Wald, der das Gut und den Edelhof einrahmte.

Der alte Claus Pommerenck steckte, ohne ein Wort zu sagen, seine Meerschaumspitze in die Tasche und seinen Arm unter den des Sohnes.

Nun lächelte der Vater. Der Sohn war und blieb doch sein Stolz.

Und das Lächeln folgte ihm, als er am selben Abend das Dorf verließ, glühend rot im Sonnenuntergang, nach einigen Flaschen von dem guten französischen Wein aus der Zeit des Krieges, den die beiden im gemütlichen Beisammensein geteilt hatten.

Im Scheine des Sonnenunterganges ritt der riesengroße Pferdehändler fort, auf eine lange Reise. Und ganz oben auf dem Wege über den Höhenzug hielt er sein starkes westfälisches Pferd an und blickte lächelnd hinab auf die leuchtenden Mauern der Edelhofruine und auf die kleine, graue Kirche:

„Da drinnen," dachte der Alte, „wird also mein Sohn Peer mit fünfmalhunderttausend Mark banko getraut werden. Wenn mir nur jetzt jemand sagen könnte, wieviel an Erbschaftsgebühren davon wegkommen sollen?"

Und er begann zu fürchten, daß das Geschlecht Pommerenck geprellt werden könnte.

VI.

Der Edelhof , . . das Gut!

Man nannte den Edelhof einfach „den Hof“ und den Gutsherrn, der dort wohnte, „den Herrn“.

Das Hauptgebäude lag halb in Trümmern, der Turm war eingestürzt, die alten Wälle überwucherte eine Wildnis, die Wallgräben waren versteckt unter Schilf und Rohr.

Eine Ruine, so in der Landschaft gelegen, daß sie den ganzen Höhenzug beherrschte, der in einem Umkreis von Meilen mit altem Laubwald und Nadelwald bedeckt war, der Zierde der Gegend, dem Stolze des Hofes, der letzten Hilfsquelle des Gutsherrn.

Er hätte sich möglicherweise durch Abholzung retten können.

Er holzte nicht ab.

Er saß, den ganzen Tag hindurch, in seinem letzten Lehnstuhl, dessen blankgewetzter Lederrücken eine nur noch halb erkenntliche Freiherrnkrone trug.

Der Stuhl stand auf einer wurmstichigen Eichenholz-Erhöhung dicht beim Fenster, einem der wenigen Fenster, aus denen man noch hinaussehen konnte.

Dort saß er, der letzte Sprosse des Geschlechts, von der Gicht gebeugt, abgelebt, von Kindheit auf epileptisch, spottend über die Torheiten des Lebens, denen er genau das Gewicht beilegte, das er einst auf sie gelegt hatte, als er noch tanzte und ritt, die Flöte spielte und Karten spielte, ein Dasein, unterbrochen von langen Ohnmachten und etwas längeren „lichten Perioden“.

Er sah von seinem Ausguck hinunter auf den Kirchenhügel.

Die Kirche verdankte seinen Ahnen ihre Entstehung und ihren reinen, vornehmen Stil, demselben Baukünstler, von dem auch die Architektur in der alten freiherrlichen Burg stammte.

Wie eine seelenvolle Offenbarung schien die Kirche aus der Burg herausgeglitten und dort auf der letzten Höhe über dem Dorfe in der Talsenkung stehen geblieben zu sein.

„Der Herr“ saß also dort auf seinem Thronsitz bei seinem Fenster, zog seine gelblichen Spitzenmanschetten unter den Aufschlägen des Leibrockes hervor und lachte höhnisch, als seine zitternden Finger die zerrissenen Spitzen weiter ausfranste.

„Rally!“ rief er, mit einer Stimme, die einmal den Klang eines Jagdhornes in sich gehabt und jetzt ein klapperndes, halb geöffnetes Fenster nachahmte.

„Rally! kann Sie nicht hören? Rahel . . . nom d'un cochon, Mamsell Pfefferkorn . . . Mammy, zum Teufel! Ich ersticke . . . bring mir meine Hafersuppe . . . oder fahr hin zu deinen Vätern Abraham, Isaak und Jakob!“

„Nur sachte, nur sachte, Mann!“ klang es mit einem tiefen, gutmütigen Lachen aus dem anstoßenden Raum. Und der Raum war noch bescheidener möbliert als das Zimmer des „Herrn“, nämlich mit einem einzigen Stück Hausgerät vis-à-vis dem großen Kamin, einem schmächtigen Klavier, dessen

Tasten im Halbdunkel leuchteten wie bleiche Knochenfinger von den Händen der Geschlechter, die längst aufgehört hatten zu spielen.

Hinein zu dem Manne trat ein ältliches, untersetztes, hochbusiges Weib in einfachem, schwarzwollenen Kleide, mit langen, gehäkelten Handschuhen (ohne Finger) an den weißen, rundlichen Armen; einer schwarzen Steinkohlenkette um den weißen, dicken Hals; einem Doppelkinn, roten glänzenden Wangen mit Grübchen; kohlschwarzen Hängelocken (mit Grau gesprenkelt) und einem Paar schwarzer Augen, von der tiefen sammetweichen Farbe, die die Nacht des Morgenlandes beherrscht und dem Glanze einer tiefmenschlichen Güte und Gesundheit, der die Ruine im Lehnstuhl beherrschte und ein freundliches Licht in die Öde und den Verfall des ganzen Hofes warf.

„Nicht ruddlen auf Rahel . . . Eurer Pfefferkorn nichts nachsagen, kleiner Mann! Hier ist die Suppe . . . trinken Sie nur! . . ."

Die Jüdin lachte und goß die warme Suppe in ein hohes, geschliffenes Kristallglas — das letzte Festglas aus dem leeren Eckschrank — und ließ den Mann trinken.

Denn er wollte nur aus seinem Pokal trinken, war es auch Hafersuppe.

Er schnitt eine Grimasse; als er fertig war, tat, als ob er keine Hilfe nötig hätte, sah heimlich dankbar auf Mamsell Pfefferkorn, als sie die Augen und das Doppelkinn senkte, und warf einen mißvergnügten Blick durch die grüne Fensterscheibe hinaus.

„Kommen denn gar keine Menschen heut abend? Kommt die Goldammer nicht . . . kommt das rothaarige Soldatendirnlein nicht . . . kommt Monseigneur nicht?"

Rahel legte ihre mollige Hand auf seinen Stuhlarm, streichelte seine Schulter, wie man ein Kind beschwichtigt, erhob sich in ihren ausgetretenen Schuhen, schaute zum Fenster hinaus und lachte:

„Gut Schabbes! Nun füllt sich das Haus! . . ."

Greti kam und die kleine Babli kam.

VII.

Mamsell Rahel hatte eines Tages die beiden jungen Mädchen im Walde getroffen.

Es war am letzten Weihnachtstage, einem der wenig weihnachtsfreudigen, an dem die gleichsam verwelkten Flocken des Tauschnees sinnlos zwischen den Streifen des Weges und den Peitschenhieben des Windes dahintummelten. Die Luft war rauh, die Bäume weinten, die Menschen waren hinfällig und schwach, brutal oder schlau.

Mamsell Pfefferkorn hatte selbst den Wald aufgesucht, mit aufgeschürztem Kleide und Regenkapuze, um für eine kurze Weile die häuslichen Sorgen zu betäuben, die sie mit ihrem starken Willen daheim wegzulachen oder zu verbergen suchte.

Daß der „Herr" und der „Hof" dem Untergange entgegen gingen, daß es nur noch eine kurze Frist dauern konnte, das war der mutigen Tochter Israels klar. Und selbst diese Frist kostete Geld, Kopfzerbrechen, hundert

kleine, viele große Kniffe . . ., selbst eine erfinderische Tochter von Jehovas auserwähltem Volke kann einen Augenblick an der Hilfe des Herrn verzweifeln. Und die einmal schön gewesene, die stets warmherzige Rahel vergoß Tränen, die aus ihren schwarzen Augen an ihren naß glänzenden Wangen herabflossen, wie die schlanken Bäume des Waldes rings um sie her weinten, die Bäume, die nicht einmal den Untergang abwehren konnten, selbst wenn sie jetzt auch unter der Axt sanken; denn es war ja kaum ein Preis aufzutreiben, weder für Nutzhölzer noch für Brennholz.

Sie ging dahin und weinte und klagte zu dem Gott ihrer Väter. Wäre sie doch noch jung und hübsch und schlank, wie damals, als er, „der Herr" sie zu seiner besten Freundin genommen, nachdem so manche Freundin ihn verlassen hatte und von ihm selbst verlassen worden war! Dann könnte ihr „der Herr" vielleicht zu einer guten Partie verhelfen, so daß dann auch sie ihm hätte helfen können.

Und wie sie so grübelte, gab sie sich in Gedanken eine Ohrfeige: „Trefe, trefe," (unrein) murmelte sie, „das ist garstig, das ist ordinär von dir gedacht, Rahel; denn nicht einen Tag, nicht eine Stunde wirst du von ihm gehen, den du in seiner Hilflosigkeit vielleicht inniger liebst, wenn auch anders, als in seiner Stärke und in seinem Glanze!"

„Benschen (beten) wollen wir . . . loben wollen wir den Herrn. Gelobt sei du, mein Herr und Gott, daß du deiner Tochter ein warmes und treues Gemüt gegeben hast! . . ."

Und hierauf trocknete sie, befreit und getröstet, ihre Nase, und in diesem Momente war es, daß sie die beiden jungen Mädchen entdeckte, die ebenfalls die Hilfe des Waldes gegen die Sorgen des Heims gesucht zu haben schienen.

Sie gingen beide dahin und weinten zusammen, die große und schlanke still, die kleine laut und augenfällig.

Nun weinten der Weihnachtshimmel, die Wolken, die Bäume und zwei junge Mädchen; aber Rahel trocknete sich die Nase nochmals mit dem Schnupftuch und ging auf sie zu.

Wie alle hier in der Gegend kannte sie die Kleine mit dem kastanienroten Haar flüchtig, wußte, daß sie Babette hieß und Babli genannt wurde, daß sie ein „Soldatenkind" aus der Kriegszeit war — wahrscheinlich die Frucht, eine ganz lebendige Frucht von der Einquartierung eines Offiziers bei einer jungen, leichtbeweglichen Witwe; wußte, daß die Kleine nach dem Tod der Witwe von dem frommen, zwar kinderlosen, aber nicht herzlosen Pantoffelmacher an Kindesstatt angenommen worden war, der immerhin jedes Vierteljahr durch das Amtskontor einen entsprechenden Unterhaltungsbeitrag erhob.

Die andre hingegen kannte Rahel nicht. Sie sah, daß diese ein schlankes, hübsches Mädchen sei, mit großen, ausdrucksvollen Augen, üppigem, gekrauften Haar, das sich schwer von der langen Regenkapuze zwingen ließ.

Die Hand, welche den Kragen über der jungen, feinen, vollentwickelten Brust zusammenhielt, war unbehandschuht, weiß, schmal, mit großen, blauen Adern.

Das Mädchen mußte in der Gegend dort neu sein, war als Neuheit gefällig anzusehen . . . und Frauen sehen ja recht scharf und schnell bei der ersten Prüfung. Und Mamsell Pfefferkorn dachte bei sich selbst: „Das wäre eine Zerstreuung für den Herrn und mich selbst in der einförmigen Öde der Ruine!"

„Kinderchen!" sagte sie, „ihr seht aus wie zwei durchnäßte Spatzen, so wie ich einer nassen Krähe gleiche. Wollt ihr nicht mit in den Hof hinein und eure Kleider trocknen . . . und eure Augen," fügte sie mit ihrem großen, guten, wohlgenährten Lächeln hinzu.

Greti sah erschrocken, vielleicht etwas verletzt aus.

Babli fror und wollte gern hinein, um den Hof zu sehen, von dem man die seltsamsten Dinge erzählte.

Und im Handumdrehen, ohne daß Greti es verhindern konnte, erzählte die Kleine, während sie alle drei die hohe Edelhofallee entlang gingen:

Daß Greti von der Residenzstadt hierhergekommen sei, nachdem sie Vater und Mutter innerhalb weniger Wochen verloren, daß sie sich nun bei Tante Birger aufhalte, daß der Amtsschreiber Peer Pommerenck alle acht Tage zu Besuch komme, daß er den Appellationsrat Birger, Gretis Vater, vor dem Falliſſement oder dem Gefängnis „gerettet" und sich jetzt mit Greti verlobt habe; daß Tante Birger eine alte Jungfer sei, die in knappen Verhältnissen lebe, daß sie den wohlhabenden, klugen und frommen Herrn Peer segne, daß die beiden Freundinnen ihn aber verabscheuten, wie sie einander liebten . . . daß sie freund- und hilfslos seien und daß sie deshalb in den Wald hinausgegangen wären und weinten.

„Schlimm, schlimm, was muß ich hören?" rief Rahel und schlug die Hände zusammen und hierauf um die Schultern der beiden zerzausten Vögelchen. „Gehen wir hinein, Kinder! Vielleicht hilft der Herr uns allen!"

So wurde die Bekanntschaft gestiftet.

Und der Winter ging vorüber.

Die beiden jungen Mädchen brachten Leben in die Ruine und lebten selbst auf in den leeren Vorhallen und Stiegengängen, in der Küche und in den Kammern, im Rittersaal und in den Gemächern, von denen die Hälfte so verfallen war, daß man sie sich nur von alten heimischen Gespenstern überwacht denken konnte. Was auch sagen- und rechtmäßig geschah.

Greti fühlte sich bald daheim auf dem Hofe, wo sie mehrere Male in der Woche sich einfand.

Sie hatte ihre eigene Art, aus- und einzuhuschen, ruhig-schelmisch, verschlossen, „schwärmerisch" . . . etwas kurz angebunden, wenn die Pfefferkorn allzu genauen Bescheid über ihre Gefühle wissen wollte, abweisend, wenn der „Herr" sie zu sehr en garçon behandelte.

Er nannte Greti scherzhaft „die Goldammer", in Anspielung auf den Glanz ihres schweren, gekrausten Haares, das auch den spärlichsten Sonnenstrahl in der von Schatten erfüllten Burg festhielt, oder wenn er das hübsche Mädchen mit ihrem Bräutigam neckte.

Das verletzte sie und das langweilte sie, und der Alte hörte endlich auf.

Er war, trotz seiner Salven unbeherrschter Ausbrüche, der Edelmann.

Er war gereist, hatte mit den leitenden Männern und regierenden Frauen seiner Zeit verkehrt; war Offizier gewesen, hatte sich in der Diplomatie versucht . . . immer war sein Körper schwächer gewesen als sein Wille.

Er war verzweifelt, überdrüssig, das Leben zu leben, das darin bestand, daß er mit jedem Tage den kalten Eishauch näher und näher fühlte.

Er lebte, von der Jüdin aufrechterhalten, und hing mit dem, was er „den Klumpen in seiner linken Seite" nannte, an diesem Weibe, das von der frommen und ehrbaren Gegend wegen seines Glaubens und seines Verhältnisses zum „Herrn" gemieden, gleichzeitig aber von der loyalen Gegend geduldet wurde, weil der Mann doch ein Gutsherr war.

Dies sahen Gretis große, ernste Augen geschwind, und sie gewann sie beide lieb, die Jüdin und den Edelmann.

Sie ging ihren stillen, leichten Gang, saß ihr schwärmerisch einsames Sitzen in den Ecken herum und ließ das „Soldatendirnlein" Babli sich umhertummeln und in toten Räumen wie in den Jugenderinnerungen der beiden lebendigen Bewohner ein Echo wecken. Der Herr und Rahel schalten die Kleine aus, lachten mit ihr und lachten über sie, stopften sie voll mit Konfitüren und daheimgebackenem Kuchen; mancher traurige Nachmittag in den einförmigen Wochen verging auf diese Weise.

Und an den Sonntagen kam Monseigneur.

VIII.

Der Gutsherr war es, der den alten Organisten so nannte.

Greti verstand diese Benennung nicht und fragte nach ihrer Gewohnheit auch nicht weiter. Sie wußte nur, daß es Meister Ollivier sei, der etwas schwächliche, altväterisch gekleidete Organist der baufälligen kleinen Gemeindekirche, jener Kirche, die sie sogleich umfaßt hatte mit dem Drang ihrer jungen Begeisterung, alles zu bewundern, was auf jener Seite der Talsenkung vom Untergang bedroht wurde, im Gegensatz zu dem, was unten im Dorfe in die Höhe zu kommen strebte.

Nachdem sie ihn einigemal gesehen hatte, fand sie, daß es auf dem Hofe, wenn er kam, doppelt ruhig, feierlich und vornehm still wurde.

Sie zürnte Babli, daß sie trällern und herumspringen konnte, wenn der Sonntagsgast zugegen war.

Und sie freute sich darüber, daß Rahel, Babli und sie selbst unten in der großen Küche speisten, um die Herren in ihrer Schachpartie nicht zu stören, während welcher man „die Totenuhr" in dem morschen Getäfel hätte picken hören können.

Später wurde oben im Zimmer des Herrn ein bescheidenes Nachtmahl serviert, und der Wirt und sein Gast wurden abwechselnd von Rahel und Babli bedient.

Greti hielt sich zurück, verbarg sich in einem Winkel des anstoßenden Raumes, dachte an die lichte Zeit ihrer Kindheit bei den Eltern.

Wenn dann „der Herr" ausnahmsweise seine körperlichen Leiden weniger spürte, konnte sein seltsam zitterndes Lachen aus dem Zimmer hinausdringen und drinnen in dem leeren „Musiksalon", wo das schmächtige Klavier stand und auf die Berührung durch Geisterhände wartete, ein Echo hervorrufen.

Und wenn der Tisch aufgehoben war und der Wirt ironisch-ehrerbietig sein „Mahlzeit, Monseigneur!" gesprochen hatte, wenn die Flügeltüren quietschend in das Nebenzimmer aufgeschlagen worden waren, dann rollten Rahel und der Organist den Mann in seinem Lehnstuhl da hinein; in dem rußigen Schlund des Kamins wurde ein Feuer aus Knorrenholz angezündet, ohne daß ein Licht oder eine Lampe stören durfte.

Und nun drückte sich Greti, die Hände unter dem Kinn, in hockender Stellung in die tiefe Fensternische hinein, nicht achtend des Zugwindes, der von den zersprungenen Scheiben über sie hinzog und die zerrissenen Tapeten der Wände zum Leben brachte, wie unter dem Gesenfze von Geistern.

Sie verfolgte mit der warmen Glut ihrer Augen den gleichsam in Musikwellen spielenden Schein, der sich vom Kaminfeuer aus den getäfelten Fußboden entlang hingoß. Sie sah, wie der Schein, farbenwogend, in Tönen fließend, den Stuhl des Organisten vor dem Klavier umkreiste und wie weicher Wellenschaum in der Abendröte längs des Stuhles emporstieg, des Meisters Hände beleuchtend, die aus Schatten heraus- und in Schatten hineinliefen, als wären es gerade die Geisterhände, auf welche das Instrument so lange gewartet hatte.

Und seine Gestalt, die Greti, gleich, als sie ihn zuerst gesehen, schwach und leidend vorgekommen war — sie wuchs, wurde gerade und geschmeidig, sobald das Hin- und Herwogen des Farbenscheines das schmächtige Klavier zum Erzittern brachte.

Greti war von Kindheit an mit Musik auferzogen worden, da die Mutter auf dem Spinett und auf der Harfe spielte; die Mutter, die schwärmerisch und romantisch war, zu einer Zeit, als die Welt romantisierte und schwärmte, da man nicht denken und handeln mußte.

Greti spielte selbst, unbedeutend, aber sie kannte das Meiste von dem mächtigen Musikborne, der von dem entschwundenen und mit dem neuen Jahrhundert über die Menschenwelt hereinbrach, die Herzen erobernd und festhaltend, wo der große Eroberer die Länder nicht hatte festzuhalten vermocht.

Sie verfolgte dort im Dunkel der Fensternische, wie von Geistesabwesenheit befallen, den fließenden Schein, der Schatten vor sich her trieb, bis es war, als ob er des Organisten ganzen Körper ergriffe, seine Arme sich strecken, seinen Kopf sich zu einem Riesenprofil über die Zimmerdecke hinaufheben ließe — dieses Gigantenhaupt auf dem Manne dort, der stundenlang all die große Musik: Gluck, Haydn, Mozart spielte, und der damit endete, daß er das Weltmeer selbst, Beethoven, in ein Wogendonnern zusammenpreßte auf der Klaviatur, die ihr nur Kindergeklimper von sich zu geben schien, als sie einmal selbst die Tasten angeschlagen hatte.

Sie wagte sich in ihrem Winkel nicht zu rühren, obgleich sie von der unbequemen Stellung beinahe lahm in den Beinen war; förmlich befreit

hörte sie dem „Herrn“ in seinem Stuhl einen lauten Seufzer ausstoßen, dem er sogleich einen komischen Anstrich zu geben suchte, indem er klatschte und rief: „Bravo, Monseigneur! Lassen Sie uns nun Ihre eigene Phantasie hören!“

Aber der Organist entgegnete mit scherzhaft weicher Stimme, indem er einen Akkord anschlug:

„Hier spiele ich die Meister, insoweit ich mich an sie auswendig erinnere. Und ich spiele alles, was das Klavier ertragen kann. Wollen Sie den Organisten phantasieren hören, so müssen Sie in die Kirche gehen . . . dort aber darf ich nur gedämpft spielen.“

Vom Stuhl des Gutsherrn ertönte ein Husten, und er sagte trocken, schneidend:

„Es dauert wohl kaum mehr lange, bis man mich in die Kirche hinabträgt. Schade, daß ich Sie dann nicht über mir spielen hören kann, denn Sie geben mir wohl volle Musik?“

„Volles Spiel kann die Kirche nicht aushalten,“ lautete die Antwort des Organisten. „Das Gewölbe wäre imstande, einzustürzen!“

„Dann bekämen wir beide ein standesgemäßes Begräbnis!“ lachte der Gutsherr.

Und beide Herren schwiegen.

Etwas später benutzte Greti eine Gelegenheit und schlich sich wie ein Schatten längs der Wände durch die Tür hinaus auf den Stiegengang.

Ein dünnes Talglicht brannte in einem Eisenleuchter. Es fror sie, und sie merkte es nicht. Sie preßte die Hand gegen ihre Brust und fühlte, wie unruhig es darin war. Sie fand, daß die Unruhe süß sei, daß sie sich allem in dieser Ruine mitteilte, den geschnörkelten Treppengeländern, die von selbst seufzten, den Schatten, die im Schein des Feuers kamen und wieder verschwanden, die bald ein Menuett oder eine Gavotte, bald ein Scherzo oder Andante con moto tanzten. O, was war dies doch für ein Spuk! Jetzt wußte sie, daß es in der alten Burg spukte . . . und wie sie diese Burg liebte! Immerfort wollte sie deren Bewohnern dankbar sein, immer gut und mild gegen alle, auch gegen den alten Organisten! War er eigentlich so alt?

Sie war zu Tränen gerührt, niemals wollte sie die Finger wieder an ein Klavier setzen.

Hingegen wollte sie Meister Ollivier in der Kirche phantasieren hören!

IX.

Und die Wintermonate vergingen.

Greti schlich sich jeden Morgen, vor Tagesgrauen, aus ihrem Alkovenbette, voll Angst, Tante Birger in ihrem Himmelbette zu wecken, warf sich hastig in die Kleider, nahm den großen Kapuzenmantel (den Sonntagsputz der Mutter) um, zog die kleine Babli, widerstrebend und mit verschlafenen Augen, aus *ihrem* Jungfernzwinger, und die beiden jungen Falken eilten in Dunkelheit, Schnee und Regen durchs Dorf hinauf zur Kirche, während Greti versicherte, daß es der unwiderstehliche Musikdrang vom Elternhause her sei,

der sie zu diesen kleinen Wagestücken treibe, und daß übrigens keine Menschenseele im Dorfe eine Ahnung davon bekommen könne.

Es war auch nur eine Menschenseele — nämlich Mutter Sidsel — die eine Ahnung davon hatte.

Tante Birger hatte keine.

Als überaus selbstquälerische alte Jungfer, die sie war, schlief sie den Schlaf der Gerechten von zehn Uhr abends bis zehn Uhr vormittags. Aber regelmäßig klagte sie über Schlaflosigkeit.

Sie klagte regelmäßig über alles. Sie war zurückgesetzt, das Leben und das Glück waren an ihr vorübergegangen. Sie lamentierte zwar nicht gerade sehr laut, da Greti bald aufgehört hatte, auf ihre Sorgen zu horchen und ihr sonst niemand zuhörte.

Aber sie saß oft stundenlang und sprach leise mit dem blankgeputzten Kachelofen, in ihrer weißen, etwas koketten Haube, mit hübschen, verwelkten, gleich einer Gipsmaske unbeweglichen Zügen, die vergilbten, wohlgepflegten Finger in einförmiger Bewegung unter dem weichen Kinn. Sie dachte unablässig an dasselbe, nämlich an sich selbst, an ihre Zurücksetzung.

Kein andres weibliches Wesen auf der Welt hatte ein solches Schicksal gehabt wie sie. Ihr Schicksal war einzig dastehend. Sie genoß dieses Schicksal.

Sie genoß ihren Kummer.

Ihren Kummer frischte sie durch reichliche Tränen auf, so oft sie nur Bablis Stimme in der Stube nebenan bei Greti vernahm, oder nur den kleinen „Bijou" sah und hörte. Der Kummer datierte aus der Zeit des Krieges und der Einquartierung, als der fremde Offizier sie zugunsten der „Leichtbeweglichen" zurückgesetzt hatte, welcher Zurücksetzung eben die kleine Babli entsprungen war.

Da war ferner der Bruder, der, statt die Schwester ins Haus zu nehmen, sich verheiratete; der Bruder, der nur um seine verlorene Frau trauerte, und Franck, der der Familie Kummer bereitet hatte und selten von sich hören ließ . . . und früh und spät immer diese Babli.

Dann kam Greti ins Haus, und Tante Birger war nicht imstande, die beiden Mädchen voneinander zu trennen. Neuer Kummer. Und Tante Birger mußte aus dem alten väterlichen Hofe hinaus, hinab in das kleine, enge Häuschen, wohin niemand kam und nach ihr sah.

Im Kopfe der alten Jungfer drehte sich ein Mühlrad herum. Sie hätte jetzt eine blühende Frau sein können, und sie war nur eine Art „Hausdrache", von Herrn Peer Pommerenck angestellt, um über Greti zu wachen.

Sie fürchtete den Amtsschreiber und war sklavisch ehrerbietig gegen ihn, und sie dankte dem Herrn (sagte sie), weil die Birgers doch einen Retter gefunden hätten. Und mit dem Verweilen alter Jungfern bei solcher Art von Dingen phantasierte sie über die Aussichten, die Gretis Heirat für sie selbst eröffnen könnten . . . nein, das bekam nur der Ofen zu hören.

Aber dort am Fenster stand in einem grünen Kübel eine hochstämmige Myrte, eine kostbare Erinnerung aus der Zeit des Krieges.

Sie erklärte in der wortreichen Bilderspracbe jener Zeit, daß sie ihre Myrte täglich mit ihren Tränen begieße . . . begieße bis zum Hochzeitstage ihrer Nichte.

Und recht kräftig mußten diese Tränen gewesen sein, denn die symbolische Pflanze mit den kleinen, ewig grünen, diskreten Blättern gedieh sehr gut.

X.

Es war einige Zeit nach jenem Morgen im März, als Meister Ollivier aufrecht und mit schnelleren Schritten als sonst von der Kirche nach Hause ging.

War es von Mutter Sidsel wirklich gut getan, daß sie Gretis Namen genannt hatte?

Was war Tante Birgers Nichte dem alten Organisten?

Er kannte sie nur flüchtig, hatte das hübsche junge Mädchen nur ab und zu schnell ein Zimmer in der alten Burg verlassen sehen, wenn er eintrat.

Er hörte niemals etwas Neues und fragte auch niemals nach Neuigkeiten.

Nur war es ihm vielleicht etwas auffallend, daß seine Freunde in der Ruine, der Herr und Rahel, heiterer zu sein schienen als in den früheren Wintern.

Er kam eines Vormittags von der Kirche heim, dahin, wo er zur Miete wohnte. Sein Haus war eigentlich kein Heim. Er lebte von Jahr zu Jahr wie auf Kriegsfuß.

Einige Vogelbauer, eine Violine an der Wand, einige Silhouetten von seiner Verwandtschaft, ein Notenpult und ein Regal mit Noten, zwei gekreuzte Säbel, ein Feldbett und ein Waschtisch hinter einem verschlossenen Vorhang — das war die ganze Ausstattung.

In das eine Zimmer fiel die Sonne herein, und in einem Staubstreifen saß eine blaugraue Katze und schnurrte.

Die Katze machte einen Buckel, krümmte sich zum Organisten hin und ließ sich von seiner Stiefelspitze streicheln.

„Hast du dein Frühstück bekommen, kleine Maus? — Nein? Dann teilen wir!" sagte Meister Ollivier.

Er machte Feuer im Ofen und bereitete einen Café au lait für Maus und Monsieur.

Und als beide fertig waren, setzte sich Monsieur in ein Sofa mit niedrigem Rücken, das so hart war wie eine Gefängnispritsche.

Hier legte er die Arme kreuzweise übereinander und den Knöchel seines weißen Zeigefingers über seine feinen, schmalen Lippen.

Die Katze mit einem Sprung hinauf in seinen Schoß.

Die Katze, erstaunt-gekränkt, schnell wieder hinunter.

Meister Ollivier wollte heute keine Annäherung.

Er dachte darüber nach, wie ungestört er hier eine Reihe von Jahren hindurch gelebt hatte. Sollten nun vielleicht Störungen hereinbrechen?

Der alte Pfarrer, dem er seine Anstellung in dem kleinen Amte verdankte, war so schwach und hinfällig, daß ein Nachfolger notwendigerweise bald kommen mußte.

Was dann? —

Er wußte genau, daß man ihm des Lebens Unterhalt nur bis auf weiteres gönnte. Er hatte sich an Ruhe und Regelmäßigkeit gewöhnt, und er wußte beides zu schätzen nach des Lebens Stürmen.

Ein bald Sechzigjähriger geht nicht geradezu jubelnd auf die Landstraße hinaus, um wieder von vorne zu beginnen.

„Aber was geht mich dies eigentlich an?" fragte er sich selbst. „Wenn der Zufall ein regierender Wille ist und der Wille mich hierher geführt hat, dann bringt er mich auch wieder von hier fort. Ich frage nicht — ich diene!"

Dann lächelte er mit seinem seltsamen milden Lächeln:

„Kommen diese Fragen über mich, weil einige junge Frauenzimmer neugierig sind und Mutter Sidsel und Vater Bengt die Absicht haben, mich ein wenig zu ärgern? Ich kenne dieses würdige Paar. Und ich kenne mich selbst!" fügte er hinzu, indem er sich mit einem Ruck erhob und seine starken Brauen sich zusammenzogen. „Ich habe das Leben hinter mir und die Kunst bei mir und vor mir!"

Er ging hastig zu einer Schublade unter dem Notenregal und holte ein Paket Papier hervor, das er auf dem Notenpult ordnete.

Es war eine Partitur, aber die Notenschrift so fein und schüchtern, daß sie wohl kaum andre Augen als die des Meisters selbst deuten konnten.

Er blätterte, hob und senkte die Brauen, machte einige scharfe Striche mit dem Nagel, warf das Paket wieder in die Lade hinab, nahm die Violine von der Wand, ging auf und ab, spielte — aber ohne sich selbst zur Ruhe zu spielen.

Hierauf ging er zu einem kleinen, einfachen Holztischchen, das an der Wand stand.

Auf dem Tischchen lag die Spangenbibel aufgeschlagen: Martin Luthers deutsche Bibelübersetzung, alte Elsässer Ausgabe.

Er setzte sich und las, vertieft und lange.

Endlich nahm er einige angefangene Bogen aus der Lade herauf, legte sie auf dem Tischchen zurecht, zierlich und sorgfältig, wie er alles zu machen pflegte. Er schnitt sich eine Gänsefeder; tiefe Ruhe lag über seinen Zügen.

Er schrieb.

Auf dem Umschlage zu den Bogen stand: „Als die Welt im Werden war".

Und als er eine Stunde lang geschrieben hatte, erhob er sich und ging hinaus, die Haustür hinter sich verschließend.

Hinauf, dem Walde zu.

Die Sonne schien. Der Wind wehte scharf über die Hügel. Aber bald boten die Bäume Schutz. Er mied die Edelhofallee, steuerte direkt hinauf gegen und in den blätterlosen Hochwald, wo Gras und Moos auf der Sonnenseite grünten.

Es ist so an einem Märztage in der Natur, wie in keinem andern Monat, daß jedes grüne Blättchen im Grase zu einer Begebenheit, jedes gespannte, zarte Piepsen einer Meise oder eines Finken zu einer Offenbarung wird; und hört man den ersten Star pfeifen, und sieht man das erste Mal diesen lebhaften Metallglanz vorbeischießen wie ein Zauberstück aus dem Stabe eines Taschenspielers, dann ist es das Wunder, das sich neuerdings zugetragen hat.

Das Leben ist wieder erwacht, und all die inneren Quellen in dem großen Herzen beginnen zu rieseln!

Da begegnete er Greti Birger im Walde.

Sie ging langsam gerade ihm entgegen — allein.

Sie konnte ihm nicht aus dem Wege gehen, er ihr nicht ausweichen. Der Weg war nicht danach. Und sie wären augenscheinlich am liebsten beide abgebogen.

Da fällt ein komisches Licht über zwei, die da stehen und fort wollen, ohne aneinander vorbeikommen zu können.

Sie lächelten, und auf des Organisten: „Entschuldigen Sie!" folgte Gretis: „Nichts zu entschuldigen!"

Das Eis war gebrochen. Sie gingen ein Stück zusammen, beide gleich verlegen.

Es waren viele Jahre her, seit Meister Ollivier mit einem ganz jungen Mädchen Worte gewechselt. Er dachte bei sich selbst: „Was spricht man zu einer so jungen Person? — Könnte vielleicht nicht sie beginnen?"

Greti ihrerseits warf einen verstohlenen Blick auf ihn: „Ja, unleugbar — er ist alt! Vielleicht denkt er eben an seine Musik? Es ist ihm gewiß nicht lieb, daß er mir begegnet ist!"

Und sie wollte schon mit höflichem Gruße auf einem Steig abbiegen.

Da sagte er:

„Nicht wahr, wir haben gemeinsame Freunde im Schlosse, ein paar ausgezeichnete Menschen? Sie kommen vielleicht auch regelmäßig auf Besuch dahin, oder sind Sie hier nur auf der Durchreise?"

„Auf der Durchreise?" wiederholte sie und lächelte. Aber gleich darauf fügte sie mit einem leichten Seufzer hinzu: „Nein, ich sitze hier schon fest."

„Gefällt Ihnen die Gegend nicht?" fragte er höflich, ein wenig zerstreut. Er schien der Begegnung schon müde zu sein.

Sie merkte es und wurde noch verlegener: „Er ist gewiß böse auf mich!" dachte sie. „Er hat sicherlich erfahren, daß wir ihn belauschen . . . Ich will es ihm lieber gleich selbst sagen und dann schnell meines Weges gehen."

Sie war um ein paar Schritte voraus, drehte sich rasch um, wurde rot auf den Wangen, und ihre Augen glänzten, indem sie sagte:

„Ich habe Sie um Entschuldigung zu bitten, — aber ich liebe die Musik, — liebte sie schon, als ich noch ein kleines Kind war, und hier hören wir ja niemals etwas! Vielleicht verzeihen Sie meiner Freundin und mir — wenn Sie wüßten, wie sehr wir — wie sehr ich . . . wie herrlich es klang!" —

Sie stammelte und stotterte dabei, schlug die Augen nieder und blieb so stehen.

„Ja, richtig!“ entgegnete er mit dem weichen Tonfall seiner Stimme und einem leichten Anstrich des fremden Accents, der die Ironie in seinen Worten milderte: „Ich muß also doch glauben, was Mutter Sidsel sagt, daß nämlich alle jungen Mädchen des Dorfes vor der Kirchentür auf der Lauer stehen.“ —

„Das ist nicht wahr!“ rief Greti schnell, ganz unmittelbar. — „Babli und ich haben mit den Mädchen des Dorfes nichts zu schaffen. Wir sind froh, wenn uns nur alle Menschen in Ruhe lassen!“

Meister Ollivier sah ihr in die Augen.

Die waren groß und brennend, diese Augen, mit der tiefen, warmen Glut eines erwachsenen Weibes in dem natürlichen, ehrlichen Eifer des Kindes.

Kein Fältchen von des Lebens bitteren Sorgen in den weichen Zügen des Mädchengesichts, und gleichwohl ein seltsamer Schatten, — der Schatten eines Schattens, der den Glanz der Augen zu verschleiern und das frische Spiel der Haut zu dämpfen schien.

Er sah, daß sie schwarze Kleider trug. Hatte sie jemanden verloren, der ihr teuer war?

Nun erinnerte er sich, daß der Gutsherr eines Tages, als sie eben durch das Zimmer gegangen war, nickend hingeworfen hatte: „Eine Eltern- und Freudelose — wie wir!“

Meister Ollivier betrachtete sie noch länger, und er fragte leise:

„Gibt es hier im Dorfe noch andre außer mir, denen es am liebsten ist, wenn die Menschen sie in Ruhe lassen? Glauben Sie mir, mein Kind, in Ihrem Alter hat man keinen Grund dazu, und später, wenn man vielleicht einen Grund dazu bekommt, wünscht man oft, daß man jung sei, um die Welt recht ausgiebig lieben und an die Menschen glauben zu können!“

Sie hatte die Augen zu Boden gesenkt. Sie hörte den Klang seiner verschleierten Stimme, — die Worte hörte sie wohl auch, aber sie waren ihr vielleicht zu gewöhnlich, sie hatte sich gedacht, wenn er spräche, müßte in seiner Rede ein ähnlicher Born sein wie in seiner Musik. Aber, was er auch sagen mochte, so war sie nun frei von aller Verlegenheit — ja, merkwürdig genug, sie stand auf einem bekannten Fuße mit diesem Fremden, neben dem sie zum ersten Male dahin ging.

Sie sagte, indem eine innere Bewegung ihre klare Stimme tiefer machte:

„Ich weiß nicht, aber bereits als Kind fand ich oder hatte ich eine Empfindung davon, daß z. B. der Wald, die Pflanzen, die Vögel — nein, ich kann mich gewiß nicht ausdrücken!“

„Versuchen Sie's nur“ — fiel der Organist lächelnd ein.

„Ich finde nur,“ fuhr Greti fort, „daß, wenn ich mich in der Natur bewege, so verstehe ich das Ganze, ich bin gleichsam mit allem da draußen verwandt. Aber die Menschen sind mir immer fremd. Ich verstehe sie nicht und sie verstehen mich nicht. Ja, das ist natürlich töricht und unerfahren gedacht!“

„Es geschieht bisweilen auch einem andern, daß er so denkt,“ sagte der Organist milde, ohne auf sie zu sehen: „Wir sind vielleicht nicht bescheiden genug!“ fügte er hinzu.

„Wissen Sie," sagte Greti eifrig, „wenn Sie das Wort aussprechen, so versteh ich, daß Sie damit etwas meinen. Aber sonst ist es wie ein Grauen; denn ich höre in dieser Gegend hier nie ein andres als dieses ‚bescheiden'" ...

Er sah auf, wollte lächeln, traf jedoch den warmen Glanz dieses Blickes, der auf ihn geheftet war, und er wandte seinen Blick ab.

Greti fuhr fort:

„Es gab zwei Menschen, die ich immer und immer vermisse. Meinen Vater und meine Mutter. Sie vergötterten mich — ich weiß es wohl — es war gewiß nicht gut für mich. Aber nie haben zwei Menschen einander inniger geliebt, und ich stelle mir vor, daß ihre Gedanken sich in mir begegneten, dem einzigen Wesen, das zwischen ihnen stand. Und ich bewegte mich gleichsam in einer Welt von Zärtlichkeit und Fürsorge. Da kam es, daß die Mutter plötzlich krank wurde und starb, — d. h. ich sah es schon lange, daß das Leben sie zu stark hernahm. Man muß sicherlich aus einer besonderen Erde erschaffen sein, um all diese langen Tage und Jahre aushalten zu können. Und dann mußte der Vater sterben, sie konnten nicht ohne einander sein. Wenn Menschen einander so lieben, dann können sie nicht leben. Wenn man liebt, muß man sterben! Man kann nicht allein auf der Welt sein!"

Der alte Organist blickte auf und in diese Augen hinein, die auf ihm ruhten. Über ihre wehmütige, kindliche Weisheit mußte er stutzen — ihre erwachende Glut hielt ihn gefesselt.

Und so standen die beiden im Walde und sahen einander an, und jedes grüne Blättchen im Grase wurde zu einer Begebenheit — jedes zarte Piepsen einer Meise oder eines Finken zu einer Offenbarung — und ein metallglänzender Star flog an ihnen vorbei wie ein kleines Wunder in dem großen Wunder: das Leben, das nach des Winters Kälte wieder erwacht, während in dem großen Herzen die inneren Quellen zu rieseln beginnen.

„Besuchen Sie mich," sagte Meister Ollivier mit seiner milden, verschleierten Stimme, „besuchen Sie mich in meiner Kirche, und lassen Sie mich Ihnen die Orgel zeigen und Ihnen ein wenig spielen, wenn Sie Zeit und Lust haben!"

Worauf er ehrerbietig seinen Dreispitz lüpfte und sich schnell, gerade und stramm, entfernte.

Greti stand allein und blickte ihm lange nach.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sixtinische Kapelle.

Von

J. Sauer.

Mit dem zweiten, soeben erschienenen Band von Steinmanns Monographie über die Sixtinische Kapelle[1]) ist ein monumentales Werk deutscher Forschung, ein vornehmes Zeichen nationaler Huldigung vor dem größten Künstler aller Zeiten zum Abschluß gekommen. Die Würdigung, auf die das erhabenste Denkmal der Renaissance und das größte der ganzen christlichen Kultur schon Jahrhunderte lang wartet, hat das deutsche Volk in seiner Gesamtheit ihm angedeihen lassen; und wenn das empfindliche Gemüt des Römers in dunkler Erinnerung an den Sacco di Roma eine kühle Zurückhaltung gegenüber dem deutschen Namen bislang bewahrt haben sollte, so dürften Werke wie die von Wilpert und von Steinmann die beste, weil unbeabsichtigte Remedur dagegen darbieten. Es sind Kulturtaten von bleibendem Wert und internationaler Bedeutung; sie tragen eine alte Ehrenschuld Roms wie auch der ganzen Menschheit erhabenen Schöpfungen und ihren Meistern gegenüber ab.

Es war ein äußerst glücklicher Gedanke, daß das Deutsche Reich sich zu solch uninteressierter Förderung der Wissenschaft entschlossen hat. Die Kunstforschung wird ihm dauernd dafür Dank wissen; denn erst jetzt, nachdem diese umfassende Publikation vorliegt, lassen sich viele Fragen, die bisher entweder ganz ausgeschaltet werden mußten oder doch nur in fernen, vagen Vermutungen verhandelt werden konnten, überhaupt mit Sicherheit ventilieren. Legt doch das Steinmannsche Werk die sämtlichen Kunstschöpfungen in der Sixtinischen Kapelle zugleich mit einer höchst erfreulichen Fülle an anderm Studien- und Vergleichsmaterial, an urkundlichen Dokumenten und unbekannten historischen Notizen vor, die ersteren, wie man von Bruckmann nicht anders gewöhnt ist, in einer auf der vollen Höhe moderner Reproduktionstechnik stehenden Zuverlässigkeit und Schönheit. Der Gelehrte aber, dem diese ehrenvolle Aufgabe gestellt war, hat sich ihrer mit dem vollen Bewußtsein

[1]) Die Sixtinische Kapelle. Herausgegeben von Ernst Steinmann. Zweiter Band: Michelangelo. München, Bruckmann. 1905. Textband. 4°. XX und 811 S. Mit zahlreichen Abbildungen. — Mappe mit 5 Farbenlichtdrucken, 9 Photogravüren und 56 Lichtdrucken.

ihrer Bedeutung erledigt; sein Sixtina-Werk ist auch ein Denkmal seines rastlosen Forscherfleißes und tiefer Durchdringung der Renaissancekultur. Jeder nur halbwegs auf diesem Felde Orientierte weiß, welche Berge an Literatur hier durchzuarbeiten, welch immer noch ungelöste Probleme zu enträtseln, welch dunklen und fernabführenden Beziehungen nachzugehen war. Das Titanenwerk eines Michelangelo ist nichts für Alltagsgeister; wer es verstehen und in seinem unermeßlich tiefen Inhalt würdigen will, der muß sich bis zur einsamen Höhe seines großen Genius aufzuschwingen vermögen. Und auch mit denen, die das seit langem versucht, — und ihre Zahl ist nicht gering, — hieß es, sich noch messen; speziell mit Klaczko (Jules II. Rome et la Renaissance. Paris 1898.) und Justi (Michelangelo. Leipzig 1900.), die in so geistvoll feinsinniger und gründlicher Weise unmittelbar vorgearbeitet, hatte Steinmann die Konkurrenz aufzunehmen. Sein Werk darf als zusammenfassender Abschluß der ganzen bisherigen Forschung über die Sixtinische Kapelle gerühmt werden; reich an neuen historischen Einzelangaben, an Richtigstellungen bisheriger Auffassungen, an feinsinnigen Beobachtungen, an wertvollen Aufschlüssen über des großen Künstlers Schaffensweise, enthält es die erste den ganzen Zusammenhang des Bilderschmuckes wahrende Erklärung, über manche Partien des gewaltigen Zyklus überhaupt die erste genügende Erklärung, wie z. B. über die Reihe „der Vorfahren Christi". In richtigem Verhältnis weiß Steinmann sowohl die ästhetische Würdigung zu geben und den unermeßlichen Stimmungsgehalt Michelangeloscher Schöpfungen zu erschließen, als auch auf dem festen Boden historischer Dokumentierung sich zu halten. So hat er uns tatsächlich die Schöpfungen in ihrer ganzen elementaren Größe, mit ihrem unergründlichen geistigen Inhalt und in ihrer unvergleichlichen kunstgeschichtlichen Stellung meisterhaft vorzuführen verstanden. Mit der Größe der Aufgabe ist auch Steinmann gewachsen, das zeigt leicht ein Vergleich dieses zweiten mit dem ersten Bande.

Die Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle sind im Lebenswerk des Künstlers nur als ein Hors d'œuvre, als eine sehr unfreiwillige Unterbrechung seiner künstlerischen Pläne zu betrachten. Vielleicht hat gerade der Widerstreit zwischen dem unbeugsamen leidenschaftlichen Willen Julius' II. und dem nicht minder leidenschaftlichen Festhalten an seinem Lieblingsplan der Schöpferkraft Michelangelos den hohen Aufschwung gegeben. In ihrer letzten äußeren Veranlassung sind die Anfänge der Arbeiten in der Sixtinischen Kapelle noch immer unklar, auch jetzt nach dieser gründlichen Untersuchung; und das will besagen, sie werden es immer bleiben. Des Meisters eigene Darstellung, als hätte Bramante aus bösartiger Eifersucht und aus Neid dem Papste den Plan suggeriert, um dadurch Michelangelo vom Juliusgrab abzuziehen, war in neuerer Zeit häufig als phantastische Umschreibung der starken Abneigung vor dem Auftrag, so auch noch von Justi, aufgefaßt worden. Die von Steinmann beigebrachten Zeugnisse beseitigen unsres Erachtens jeden Zweifel an der Tatsächlichkeit solcher Intrigen.

Wie schon im I. Bande die Wandbilder in ihrem zeitgeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Zusammenhang organisch eingefügt werden, schildert auch

der II. Band das Werk Michelangelos auf dem Hintergrund der gleichzeitigen Kunstbestrebungen in Rom. In einer Anzahl von Kapiteln, die vielleicht nicht streng zur Sache gehören, werden aufs trefflichste die geschichtlichen und künstlerischen Voraussetzungen der gewaltigen Schöpfung vorgeführt. Alle Zweige des Kunstlebens erfahren in der kurzen und noch durch kriegerische Unternehmungen oft genug beunruhigten Regierungszeit Julius' II. eine Förderung wie nie zuvor und nachher. Wie rege aber auch die Bautätigkeit in Rom war, alles auf diesem Gebiete wurde weit überstrahlt durch den gigantischen Bauplan für St. Peter: Bramante hatte über San Gallo gesiegt. Während hier das klassische Museum der ganzen christlichen Geschichte, ein Denkmal von ehrwürdigstem Inhalt, erbarmungslos niedergelegt wurde, drängte sich der ganz von dem klassischen Geist berauschte Sinn der Renaissancemenschheit zu den antiken „Funden", die damals unter den ‚Mirabilia' Roms nicht vergessen wurden. Ihre Einwirkung auf die damalige Plastik und nicht am wenigsten auf Michelangelo ist unbestreitbar. Namentlich sind es pomphafte Grabmonumente von Kardinälen, andern hohen kirchlichen Würdenträgern, Nepoten u. a., mit denen sich die Kirchen Roms nunmehr füllten: ein charakteristisches Symptom des humanistischen Geistes, der auf diesem Wege den Pomp der Lebensstellung übers Grab hinaus noch fortpflanzen und den Nachruhm sich sichern läßt durch Anbringung der Kardinal- und göttlichen Tugenden oder der sieben freien Künste. Den seit den Tagen der Cosmaten traditionellen Grabmaltypus ersetzte erst Sansovino durch einen andern, in dem der Tote halb aus dem Schlafe sich aufrichtet. Michelangelo hat ihm in den Mediceigräbern dann feste Formen gegeben. Die vielgerühmte Porträtstatue Julius' II., die dieser für S. Petronio in Bologna gießen mußte, fiel bekanntlich sehr bald bei der Restauration der Bentivogli der Volksentrüstung zum Opfer. Es ist beachtenswert, daß die damalige, vom religiösen Ernst der früheren Zeiten sehr weit schon abgerückte Gesellschaft es noch für nötig fand, diesen politischen Akt mit einem halb religiösen Motiv zu maskieren, in dem ich die letzten Ausläufer der uralten Abneigung vor freistehenden, ehedem die Gefahr der Idolatrie in sich bergenden Statuen andrer Erscheinungen als der Gottes erblicken möchte[1]). Über die Demolierung dieser Juliusstatue haben wir einen interessanten, erst jüngst veröffentlichten Bericht eines deutschen Scholaren, Georg Angrer, der als Augenzeuge über die Angriffe schreibt[2]): „Der Pabst an sandt Petroni kirchen, den Julius hinauff hatt lassen setzen, ist noch ganz, dann allain, das man jm drei schuß mitt ainer püchsen geben hatt, ain an den elpogen der hant, dar mitt er den segen gibt, den ander in dy handt hinein und den dritten an den gelinchen packen, ist aber kein loch darein geschossen, sunder weiß fleckle." Diese briefliche Nachricht ist vom 26. Juli 1511 datiert; die Vernichtung der Statue vollzog sich erst im folgenden Dezember. Dagegen war die bei Steinmann

[1]) Vgl. auch die Anklage, die gegen Bonifaz VIII. erhoben wurde, weil er sich Statuen errichten ließ, bei Finke, Aus den Tagen Bonifaz VIII., S. 255.

[2]) Römische Quartalschrift 1903, S. 165. Wir teilen den Passus mit, weil er Steinmann anscheinend unbekannt geblieben ist.

S. 16 erwähnte Stuckstatue des Papstes über dem Palazzo Comunale schon vor Abfassung des erwähnten Berichtes dem Pöbel zum Opfer gefallen.

Womöglich noch größere Aufgaben waren zur Zeit, da die Fundamente der Peterskirche sich erhoben und Michelangelo unter das Gewölbe der Sixtinischen Kapelle verbannt war, der Freskomalerei gestellt. Noch waren es die alten Meister aus Umbrien (Perugino und Pinturicchio) oder aus Siena (Peruzzi), die Wände und Decken von Kirchen und Palästen schmückten. Und alt waren auch die Motive. Es ist erstaunlich, wie der traditionelle Bilderkreis des Mittelalters in den Tagen der Hochrenaissance die Künstler durchweg noch beherrschte; man sehe sich nur Peruzzis Decken und Wandbilder in der Stanza d'Eliodoro, die Pinturicchios in S. Maria del Popolo, die Peruginos in der Stanza dell' Incendio an. Die Allegorie und typologische Aneinanderreihung heilsgeschichtlicher Tatsachen zur Verdeutlichung bestimmter religiöser Wahrheiten, genau wie in den Bilderbibeln, in den Specula humanae Salvationis jener Tage, sind die Ausdrucksweisen in den Darstellungen. Ob die traditionelle Deutung der vier Rundbilder Peruginos in der Stanza dell' Incendio berechtigt ist, gegen deren niedere Bewertung bei Müntz (fresques banales) und in der von ihm abhängigen Literatur Steinmann mit Recht Stellung nimmt, will mir mehr als zweifelhaft erscheinen. Daß die Versuchung Christi die Rolle des heiligen Geistes charakterisieren muß, ist doch nicht so sicher. Ich würde es ikonographisch und theologisch für viel richtiger halten, in dem Medaillon mit Gott Vater die Allmacht des Schöpfers, in der Versuchungsszene die sieghafte Macht des Erlösers im Kampf mit dem Bösen, im dritten Medaillon das Prinzip der Begnadigung des einzelnen durch den heiligen Geist, in den beiden allegorischen Frauengestalten in der letzteren Szene die zwei Grundpfeiler des sittlichen Lebens, Hoffnung und Gerechtigkeit (Barmherzigkeit und Gerechtigkeit Gottes) dargestellt zu sehen.

Wie gewaltig der Bann dieser mittelalterlichen Weltanschauung noch in der Renaissance war, geht daraus hervor, daß selbst der Genius eines Raffael und Michelangelo sich ihm gefügt hat. Das Neue bei ihnen bestand darin, daß sie über die bisherige mechanische Wiedergabe solch allegorisch-typologischer Begriffe hinweg zu einer geistigen Vertiefung ihres Inhaltes geschritten sind, daß sie nicht stereotype Rätselbilder, sondern Kunstwerke voll Leben geschaffen haben. Ich glaube, diesen Punkt mit allem Nachdruck hervorheben zu müssen, weil der Zusammenhang zwischen den Renaissancekünstlern und dem Mittelalter in der modernen Kunstwissenschaft fast völlig übersehen oder geflissentlich geleugnet und damit der Schlüssel zum Verständnis vieler Werke und vielleicht gerade der überwältigendsten aus der Hand gegeben worden ist. Die Camera della Segnatura ist der augenfälligste Beleg hierfür. Wenn Steinmann, der sich damit nur in allgemeinerer Weise beschäftigt, bei durchgehend richtiger Hervorhebung des symbolisch-allegorischen Inhaltes der Darstellungen doch in den Symbolen der Justitia eine nähere Bezugnahme auf den Zweck des Raumes als Gerichtssaal Julius' II. erblicken möchte, so könnte das bei zu starker Betonung irreleiten. Die Justitia tritt aus dem Chor der drei andern „Fakultäten" durchaus nicht vor; sie hat vielmehr heilsgeschichtliche Bedeutung, worauf

deutlich genug die Szene mit den zwei Schwertern in einem Chiaroscuro hinweist; heilsgeschichtliche Bedeutung, weniger die Toleranz humanistischer Gesinnung liegt auch der Darstellung der Poesie in diesem Zusammenhang zugrunde, so wie sie auch schon die Aufnahme der Poesie unter die Elemente mittelalterlicher Bildung bedingte. Die Camera della Segnatura drückt im Bilde nichts andres aus und nicht weniger, als was die Summa Theologica in philosophischen Ausführungen darlegt: die natürlichen und übernatürlichen Heilsvoraussetzungen der Kirche für jeden einzelnen; die Scientia divina et humana, als die beiden Eckpfeiler an den zwei Hauptwänden; das Prinzip der gesellschaftlichen Ordnung und das elementare Wissen der sieben freien Künste unter dem Bilde der Poesie. Ich kenne in der Kunst keine andren Parallelen für solch inhaltsreiche Kompositionen außer den Zyklen an unsern gotischen Kathedralen[1]), deren Bildermotive sich bis in die Einzelheiten bei Raffael wiederholen, nur in unvergleichlicher künstlerischer Weiterbildung und großartig lebensvoller Vertiefung.

In der Stanza d'Eliodoro drängt sich das zeitgeschichtliche Interesse schon sehr viel stärker hervor, aber doch nicht so sehr, daß darob die symbolische, heilsgeschichtliche Bedeutung paralysiert und der einheitliche Grundgedanke gestört wäre. Wenn auch in Szenen, wie in der Messe von Bolsena, die Beziehung auf Vorgänge im Leben des Papstes unverkennbar ist[2]), so wäre es doch nicht angängig, den Inhalt damit für erschöpft anzusehen. Auch in diesem Teil des Zyklus muß der Grundakkord weiterklingen, die Vorführung der sieghaften, unter Gottes wunderbarer Einwirkung stehenden Macht der Kirche gegen äußere wie innere Feinde (Häresie und Glaubenszweifel). Nicht umsonst hat der Vorgang dieser wunderbaren Heilung eines kleingläubigen Zweiflers Platz gefunden unter dem alttestamentlichen Heros der Glaubensstärke, unter Abraham beim Opfer Isaaks. Bei näherem Zusehen wird man gewahren, daß auch die Szenen dieser Stanze in innigstem Konnex stehen und eine typische Konsequenz von außerordentlicher Feinheit in der Entwicklung eines Gedankens aufweisen.

Wenn Justi meint, „es gehöre allmählich Mut dazu, sich über die Deckengemälde hören zu lassen", so kennzeichnet das nur eine Seite des tatsächlichen Zustandes, die außerordentlich häufige literarische Behandlung; daß aber durchweg endgültige Resultate vorliegen und „eine Nachlese" sich somit nicht rechtfertigte, will Justi nicht sagen. Es gibt wohl nur ganz wenige Punkte dieser unendlich komplizierten Welt, die Michelangelo da oben geschaffen, über die das Urteil einstimmig ist; es gibt sogar eine größere Anzahl, über die man sich bislang nur in unklaren Vermutungen erging. Wer Steinmanns Werke durchblättert, wird in jedem Kapitel diese Tatsache bestätigt finden. Nicht nur, daß durch Beiziehung des gesamten, z. T. selbst noch unveröffentlichten urkundlichen

[1]) Es sei mir gestattet, hierfür auf meine „Symbolik des Kirchengebäudes im Mittelalter" zu verweisen (Freiburg 1902), S. 324 ff.

[2]) Vgl. hierüber Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. III, S. 863.

Materials[1]) und durch sorgfältige kritische Prüfung manche Korrekturen für die bisherigen rein historischen Annahmen sich ergaben. Auch das Verständnis des einzelnen wie des ganzen Zyklus hielt sich bisher auf recht schwankender Unterlage. Daß schließlich manche Teile desselben überhaupt noch einer zuverlässigen Behandlung harrten, wie die Lünetten- und Zwickeldarstellungen, wurde schon oben erwähnt.

Schon gleich über den Zeitpunkt der Entstehung der einzelnen Partien war eine Einigung nicht zu erzielen, wie noch Thode[2]) zeigt. Steinmann bezieht mit Klaczko und andern die beiden von Paris de Grassis gegebenen Daten der Enthüllung, 14. August 1511 und 31. Oktober 1512, das eine Mal auf die Vollendung der Mittelbilder des Gewölbes, das andre Mal auf die der Bilder in den Seitenzwickeln und Lünetten. Diese Ansetzung stützt er, bis ins einzelne, durch innere Gründe der Stilwandlung. Nach Justi hat er jetzt auch den richtigen Standpunkt bestimmt, nach dem die mittleren Historienbilder orientiert und proportioniert sind, den Eingang der Kapelle. In seinen Beobachtungen gibt er die theologischen Gründe und Rücksichten an, weshalb bei der Anordnung die Schöpfungsakte in dem Chorraum, in die Nähe des Altares, der Sündenfall, Sündflut und Opfer Noes in den Laienraum verwiesen wurden; sehr treffend sind auch die inneren geistigen Beziehungen, in die er die Historienbilder in den Ecken über dem Hochaltar, Amans Untergang und die eherne Schlange, die Typen des Kreuzestodes Christi zu dem Propheten-bild in der Mitte, zu Jonas, dem Typus der Auferstehung, und alle drei schließlich zu dem Hochaltar bringt. Durch den einheitlichen Augenpunkt des Beschauers und die im Stoff selbst liegende Steigerung, nicht aber durch eine anfänglich falsche Einschätzung der Wirkung auf die Entfernung ist der Wechsel in den Größenverhältnissen und die fortschreitende Vereinfachung der Kompositionen bedingt.

Über die Arbeitsweise des Meisters bekommen wir jetzt ebenfalls interessante Aufschlüsse. Durch die Untersuchung der Bilder aus allernächster Nähe konnte an den Stuckansätzen genau festgestellt werden, wie und in welcher Zeit Michelangelo seine Figuren ausgeführt hat. Während er die Atlanten in vier, später drei Tagen malte, entfallen auf die Propheten und Sibyllen acht bezw. sieben Tage, auf den Weltrichter zwölf. Eine Anzahl Umrißzeichnungen, in denen die Ansatzlinien eingetragen sind, verdeutlichen aufs genaueste die allmähliche Entstehung der Figuren. Daß auch die Handzeichnungen in vollem Umfang beigezogen und für die kunstgeschichtliche wie ästhetische Würdigung der Darstellung ausgebeutet wurden, bedarf wohl keiner ausdrücklichen Erwähnung. In einem besondern höchst wertvollen Anhang von fast 100 Seiten ist der ganze Bestand von Zeichnungen, der für die Sixtina in Betracht kommt,

[1]) Im Anhang II (S. 685—792) bespricht wie schon im I. Bande Dr. Pogatscher mit gewohnter Sorgfalt den ganzen Dokumentenbestand, teilt das auf die Sixtinische Kapelle bezügliche Material in Regesten, andres noch Unveröffentlichte in vollem Texte mit. Man wird diesen archivalischen Anhang nicht weniger dankbar begrüßen als den ersten, der in ähnlicher Weise die Handzeichnungen behandelt.

[2]) Michelangelo, Bd. I, S. 354.

gesichtet, kritisch geprüft nach der Authentizität und der Zugehörigkeit der einzelnen Blätter zu entsprechenden Bildern; die wichtigeren dieser Zeichnungen sind sodann noch publiziert.

Wie aus dieser eingehenden Behandlung des Bilderschmuckes die Grundlage gewonnen werden konnte, unrichtige Vorstellungen, die fast wie Dogmen durch die kunsthistorische Literatur zogen, richtig zu stellen, zeigen die Kapitel über die Zwickel- und Lünettenbilder. Trauer, dumpfe Resignation, daneben zarte Empfindungen des Familienlebens, das sind die Akkorde, die hier anklingen, abseits und tief unter jenen Regionen, wo die Darstellung des Meisters über die höchsten Erscheinungen und Schicksale der Menschheitsgeschichte hinwegschwebt. „So mächtig uns hier aber die Männergestalten entgegentreten; unsre höchste Sympathie gehört doch den Frauen. Wenn dieser Gewaltige die zarten Regungen der Mutterliebe schildert, trifft er uns ins tiefste Herz" (S. 456). Das klingt nun freilich anders als die gewöhnliche Vorstellung über Michelangelos künstlerische Eigenart. Burkhardt[1]) faßte sein überall fast wiederholtes Urteil in dem Satz zusammen: „Von all dem, was uns das Leben teuer macht, kommt in seinen Werken wenig vor", und Klaczko spricht sich speziell über die Decke der Sixtinischen Kapelle ganz ähnlich aus: „Art étrange, hautain et arbitraire, qui faisait abstraction complète de la beauté, de la grâce, de l'agrément, et n'avait souci que du colossal, du pathétique et du nu"[2]).

Sehr beachtenswert ist schließlich auch das Schlußkapitel, in dem das Verhältnis zwischen Michelangelo und Dante einer abschließenden Untersuchung unterzogen wird. Schon Carriere und Kraus hatten dieser Frage ihr Interesse zugewandt; Klaczko hat ihr einen Teil seiner geistreichen „Causeries Florentines" gewidmet; bei Steinmann ist sie gründlich und allseitig gelöst. Ob Michelangelo aber bei aller geistigen Einwirkung des großen Sängers auch in formaler Hinsicht von ihm direkt angeregt worden ist, möchte ich nicht ohne weiteres bejahen. Speziell das Motiv der „mystischen Rose", unter deren Bild Dante die Heiligenscharen um den Herrn gruppiert sah, war der Kunst des 15. Jahrhunderts ganz geläufig; Fra Angelico verwertet es in seinen Darstellungen vom jüngsten Gericht, und wiederholt ist es mir in französischen Miniaturen, vor allem in Chantilly begegnet. Dieser Punkt führt uns zu der andern wichtigen Frage: woher nahm Michelangelo seine Stoffe; haben seine Darstellungen mit der Vorstellungswelt der Vergangenheit noch irgendwelchen Zusammenhang? Das Nächstliegende ist, seine Zuflucht zu den „theologischen Beratern" zu nehmen. Kraus wie Justi konstatieren in mehr oder weniger weitgehendem Umfang einen direkten Einfluß Julius' II. auf die Wahl und Zusammenstellung der Motive. Steinmann lehnt das ab. „So kann es uns nicht wundernehmen, daß er alle theologischen Voraussetzungen für die Ausarbeitung seines Planes bei sich selber fand. Erstaunlich ist nur zu sehen, wie kühn und groß das Ganze erdacht ist". (S. 217). Ist das richtig? Steht der Zyklus mit seinem großartigen Inhalt tatsächlich so

[1]) Cicerone III[7], S. 754.

[2]) Jules II. Rome et la Renaissance. p. 336.

ganz ‚sine genealogia' vor uns? Die angeführten Argumente sind durchaus nicht durchschlagend. Zum Überfluß sieht auch Steinmann bei der Einzelbetrachtung die verschiedenen Darstellungen nicht so völlig voraussetzungslos an. Wenn wir Klaczko glauben wollten, seien all die Motive rein nur des Meisters künstlerischem Genius entsprungen. Schärfer noch als Steinmann betont er deren Unmittelbarkeit. ‚Michel Ange répudiait entièrement le grand héritage du passé; le précieux trésor de croyances, de légendes et d'imaginations amassé par les siècles était comme non avenu pour lui; il prenait ses inspirations et ses modèles au delà du domaine exploré par ses devanciers, dans des régions inconnues et vagues[1]). Demgegenüber wird auch auf Savonarola, für alle ernsten Geister jener Tage das große Orakel, verwiesen, auf ihn sogar die Auswahl der historischen Szenen zurückgeführt. Ohne so weit zu gehen, hält Steinmann doch mit aller Entschiedenheit, namentlich gegen Eysen, an einer mehr allgemeinen Einwirkung des großen Frate fest. Eine Einwirkung im allgemeinen. Denn bei der Einzelinterpretation verweist er da und dort auf die unsres Erachtens einzig richtige und einzig auf den ganzen Zyklus anwendbare Quelle der in Frage stehenden Motive, auf die Liturgie. Man hat heutzutage nur zu oft die großen Renaissancemeister als traditionslose Neuerer hinzustellen sich bemüht, als Titanen, die unbarmherzig in kühnem Schaffensdrang alle überkommenen Formen zerbrochen. Damit hat man sich aber auch des besten Mittels begeben, ihre Gebilde zu verstehen; das zeigt mehr denn zur Genüge die Geschichte der Erklärung der Sixtinabilder. Die absurdesten Interpretationsvorschläge begegnen uns darin, selbst bis zur Gegenwart herauf. Angesichts dieses Umstandes muß es als ein höchst erfreulicher Fortschritt betrachtet werden, daß Steinmann auf die richtige Fährte hingewiesen hat. Vielleicht wäre das Ergebnis noch überzeugender geworden, wenn er sie konsequent überall durchgeführt hätte. Der großartige einheitliche Zusammenhang all dieser anscheinend so heterogenen Szenen und so fremdartigen Gestalten wäre dann erst recht in die Augen gesprungen, ihre Auswahl dann erst recht motiviert gewesen. Denn Michelangelo müssen wir doch schon etwas tiefere Gründe für sein künstlerisches Schaffen an solcher Stelle und in solcher Aufeinanderfolge zuerkennen als den einer puren Laune oder selbst auch als den einer äußeren formalen Anregung, die er von irgendeinem Bildwerk in Rom oder Florenz empfangen hatte.

„Fata ostendunt!" dies Wort, wenn überhaupt anwendbar auf ein Gebild von Menschenhand, ist die beste Charakterisierung der Michelangeloschen Deckenbilder. Fragen wir, wie der Künstler gerade auf diese Auswahl von alttestamentlichen Stoffen gewiesen wurde, so gibt uns die Liturgie des Karsamstags die Antwort. Von den zwölf Lektionen der Wasserweihe, deren Mehrzahl den Propheten entnommen ist, enthalten die ersten vier: Genesis Kap. 1 (den ganzen Schöpfungsbericht); Genesis Kap. 5 (Noe; Sündflut; Opfer); Genesis Kap. XXII (Opfer Abrahams); Exodus XIV (Durchgang durchs Rote Meer). Der Grundgedanke aber dieser Szenen ist die erste und älteste

[1]) A. a. O., S. 33 f.

Periode der Heilsgeschichte, die die Theologie der Frühzeit und des Mittelalters als das Tempus ante legem oder sub lege naturae bezeichnet. Jetzt wissen wir auch, weshalb die Historienbilder in der Mitte gerade mit Noe schlossen[1]). Nachdem der Ewige dem ersten Menschenpaar nach seiner Vertreibung aus dem Paradies ein neues Gesetz gegeben, hatte sich dieses doch bald unwirksam erwiesen. Nach der Vertilgung der Menschheit durch die Flut wurde ein neuer Bund Gottes mit dem Rest der Menschen beim Opfer nach dem Verlassen der Arche geschlossen. Damit ist die Perspektive in die neue Epoche eröffnet, selbst auch in negativer Hinsicht, insofern in der Verspottung Noes sich wiederum die Unwirksamkeit des Gesetzes zeigte und ein neues Eingreifen Gottes ankündigte. Dieser neuerliche Pakt wurde mit Abraham geschlossen, nach dem Opfer Isaaks, das uns in einem der Eckbilder vorgeführt wird. In diesen letzteren Befreiungsbildern wird der Eindruck des ernsten Urdramas der Menschheit gemildert, der Ausblick auf die Erlösung freigehalten, die tiefe Spannung ausgelöst, zugleich in bestimmterer Weise noch die einstige Form der Erlösung angedeutet. Diese erhebenden Akkorde nicht verwehen zu lassen, zu verstärken, noch deutlicher hervortreten zu lassen, zu vermitteln durch die Jahrhunderte hindurch, sind die Propheten und Sibyllen angebracht. Die Propheten finde ich wiederum alle vertreten in den Lektionen der Settimana Santa, und zwar Zacharias in der Anführung des Evangeliums für Palmsonntag; Jeremias am Dienstag und den folgenden Tagen; Isaias, Ezechiel, Daniel, Jonas aber am Karsamstag. Nur Joel[2]) begegnet außerhalb dieses Zusammenhanges in der Pfingstvigil. Die Sibyllen sind daneben als eine Art Nebenpropheten anzusehen, mit andrer Mission und Zweckbestimmung. Sie tragen vermöge besondrer Begnadigung den *λόγος σπερματικός*, den Uroffenbarungsfunken zu der nicht direkt an Gottes Führung partizipierenden heidnischen Menschheit und leiten sie hin zum kommenden Heil. Aus diesem Grunde haben sie schon früh eine bevorzugte Stellung in den frühmittelalterlichen, auf alexandrinischen Ursprung zurückgehenden Weltchroniken gefunden[3]); die kirchliche Poesie (Dies irae) und sonstige Literatur und zuletzt auch das geistliche Schauspiel haben sich ihrer als eines beliebten Symbols für eine mittelalterliche Lieblingsidee bedient.

Geben uns die Mittelbilder die Hauptpunkte in der Heilsgeschichte der ersten Epoche, des tempus ante legem, sind in den vier Errettungsbildern Verheißungen des einstigen Heils geboten, gewissermaßen vier Formen eines und desselben Protoevangeliums, so tritt die Heilsleitung, und zwar für Judentum und Heidentum, in konkreter Gestalt unter dem Bild der Propheten und Sibyllen uns entgegen. Nun aber haben in solchem Zusammenhang die

[1]) Vgl. aus der Überfülle von Stellen nur Durand. Rationale div. off. 5, 3 n. 16; 8, 3 n. 33. — Honorius Augustodunensis, Gemma animae 3, 50.

[2]) Die liturgische Bedeutung dieses wie des Propheten Zacharias hat auch Steinmann sehr gut nachgewiesen.

[3]) Ich verweise auf Honorius Augustodunensis, De imagine mundi, III (Migne 172, 175, 176), wo die zehn Sibyllen synchronistisch mit den alttestamentlichen Propheten und den heidnischen Weisen aufgezählt sind.

Stichkappen- und Lünettendarstellungen, die so viel Kopfzerbrechen schon verursacht, eine ganz andre Existenzberechtigung als die bloßer Raumfüllung, oder auch als die, den Propheten ein entsprechendes Publikum zu geben. Sie, die „Vorfahren Christi", sind die Träger des Heilsgedankens in vorgeschichtlicher Zeit. Steinmann hat sie sehr treffend charakterisiert: „Die Stichkappen schildern uns Israel in Babylon, ein gefangenes Volk, das gleichsam zu den Füßen der Propheten sitzt, durch deren Tröstungen es im Glauben an eine bessere Zukunft gestärkt wird. In den Lünettenbildern dagegen erzählt der Künstler die Familiengeschichte eines Volkes in Genrebildern großartigsten Stiles" (S. 456). Präziser kann man meines Dafürhaltens diese Charakteristik noch gestalten, wenn man mit der ganzen stereotyp gebliebenen mittelalterlichen Tradition in ihnen die Repräsentanten der vorchristlichen Heilsgeschichte erblickt, deren Wandlungen auch die verschiedenartige Charakterisierung bedingen. Die sechs aetates der Heilsentwicklung, in welche die drei großen Perioden, tempus ante legem oder sub lege naturae, tempus legis und tempus naturae zerfallen, werden von Durandus — und er ist nur das Echo seiner und der Vorsprecher der folgenden Zeit — folgendermaßen angegeben: 1. Zeitalter von Adam bis Noe; 2. von Noe bis Abraham; 3. von Abraham bis David; 4. von David bis zur babylonischen Gefangenschaft; 5. von da bis zur Menschwerdung Christi; 6. bis zum Ende der Welt[1]). Als Beispiel, wie die Personen des Geschlechtsregisters des Herrn auf diese Heilsperioden verteilt werden, führe ich, ebenfalls nur eine beliebige Probe, des Honorius Augustodunensis Kommentar zum „Hohenlied" an[2]). Die wahre Bedeutung dieser Figurenreihe und ihr Zusammenhang mit dem mittelalterlichen Vorstellungskreis, der auf Grund dieser literarischen Belege immer noch zweifelhaft erscheinen könnte, wird zur Evidenz erhoben durch eine Vergleichung mit den Figurenreihen an den Wölbungen mittelalterlicher Kathedralen. Wie dort um allegorisch-typologische Historienbilder in langen Reihen die alttestamentliche Heilsgeschichte, die Heilsträger und Heilsverkündiger unter dem Bilde von Patriarchen, Königen, Propheten und Richtern vorgeführt werden, so hat auch Michelangelo um die in der Mitte das Thema angebenden Historienbilder in ähnlicher Weise Reihen von „Vorfahren" und Propheten gelegt. Nicht „unbekannten Regionen" hat er die Inspiration dazu entnommen, sondern dem sehr naheliegenden „kostbaren Vorstellungsschatz der Vergangenheit".

Unsre Weltanschauung und der ganze Kreis von Vorstellungen ist heute wesentlich ein andrer geworden, so daß den meisten Menschen diese Gedankengänge und Ideenassoziationen fremdartig vorkommen. Das beginnende 16. Jahrhundert stand noch ganz unter deren Bann, so daß auch der Nichttheologe ohne weiteres Bescheid darin wußte. Die so überaus häufigen Prophetenspiele oder noch unmittelbarer die Liturgie des Kirchenjahres, das große Prophetenspiel κατ' ἐξοχήν, sorgten für eine entsprechende Popularisierung der Ideen, die in gelehrter Systematisierung die theologische Forschung beschäftigten.

[1]) Rationale 8, 3 n. 3[3].

[2]) Bei Migne, S. 172, 452.

Aus diesem Grunde halte ich die Frage für müßig, ob der Meister einen theologischen Berater zur Seite hatte. Wir sagen möglicher-, aber nicht notwendigerweise.

Noch sind aber die Deckenbilder ein Präludium ohne Nachspiel. Man hat das dunkel herausgefühlt, wenn man dem großen Künstler eine ausgesprochene Vorliebe für alttestamentliche Stoffe nachsagte. Aber selbst das trifft nicht im vollen Umfang zu; historische Stoffe sind nur der Urzeit der Menschheit entnommen; aus den späteren biblischen Zeiten sind nur wenige Vorwürfe unter gewissen festen typologischen Gesichtspunkten ausgewählt. Sonst sind nur noch repräsentative Figuren angebracht. Hatte aber diese spätere Zeit mit ihren reichen Geschehnissen dem Künstler nichts zu sagen? Und wenn unsre Deutung, als ob das tempus ante legem vom Künstler an der Decke dargestellt wurde, richtig ist, wo begegnet uns dann das tempus legis? Selbst wenn man sich noch mit der Ausrede begnügen könnte, daß die Vorfahren und Propheten diese Epoche in allgemeinster Weise wenigstens repräsentieren sollten, wo bleibt dann das tempus gratiae, die Erfüllung der Verheißung, die uns da oben so packend veranschaulicht wird? Die Frage führt uns zu den älteren Zyklen, die unterhalb der Decke an den Wänden unter Sixtus IV. ausgeführt wurden. Hier sind, wogegen meines Wissens nie jemand einen Zweifel geäußert hat, Moses und Christus in typologischen Szenen einander gegenübergestellt. Im einzelnen aber ist die Interpretation nicht leicht, so daß Steinmann in dem I. Bande seiner großartigen Monographie an mehreren Stellen den typologischen Faden fallen ließ und zu rein historischer Deutung schritt, so z. B. im Reinigungsopfer eine direkte und ausschließliche Verherrlichung der theologischen Gelehrsamkeit des älteren Roverepapstes, im Durchgang durchs Rote Meer eine Bezugnahme auf den Sieg bei Campos Morto[1]), in der Bestrafung der Rotte Korah eine Hindeutung auf die Erhebung des unruhigen Erzbischofs Zamometic von Kraina und auf sein unseliges Ende erblickend.

Ich glaubte seiner Zeit, in einer Besprechung des Steinmannschen Werkes[2]) dagegen die Geltung der Typologie, und zwar für alle Szenen und in erster Linie betonen zu müssen, historische Anspielungen aber nicht ablehnen zu sollen; die Porträtdarstellungen zeigen uns ja zur Genüge den weitgehenden aktuellen Einschlag. Ich kann mich mit der Annahme nicht befreunden, daß der typologische Zusammenhang, den die Künstler nun doch einmal hergestellt haben, beliebig gelockert und selbst ganz unterbrochen wird; ich würde darin, besonders in der nur zeitgeschichtlichen Auffassung des Reinigungsopfers eine ganz unverständliche künstlerische Verirrung

[1]) Vgl. dazu Kraus, Deutsche Rundschau, 1902, Bd. XXVIII, S. 294 ff.

[2]) Wissenschaftliche Beilage Nr. 48 zur „Germania", 1901. Meine Interpretation des Grundgedankens hat auch Pastor, zuerst im „Hochland", Bd. I (1903/04), S. 171, und „Geschichte der Päpste", Bd. II[4] (1904), S. 706 ff., seinem „Versuch des typologischen Zusammenhanges aller Gemälde" zugrunde gelegt. Wenn ich an jener Stelle abgesehen habe, alle Gemälde in solchen Zusammenhang zu bringen, so leitete mich das Bestreben, bei beschränktem Raum Selbstverständliches nicht ausführlich zu behandeln.

erblicken. Moses und Christus sind sich hier gegenübergestellt als Führer und Häupter nicht eines politischen Volkes, sondern einer religiösen Gemeinschaft, und so auch wieder als Vorbilder des Statthalters Christi auf Erden, des Hauptes der neutestamentlichen Heilsanstalt. Die drei Begriffe, die in jener Mission eingeschlossen sind und dem Wandzyklus zugrunde zu liegen scheinen, sind die dreifache Autorität, die Lehrvollmacht, die in sakramentaler Gnadenspendung und innerer Heiligung sich betätigende Priestergewalt und die Disziplinar- oder Regierungsgewalt. In concreto bezieht sich das erste Bilderpaar: Beschneidung des Moses — Taufe Christi, auf das Taufsakrament; Moses in der Wüste und Versuchung Christi mit dem Reinigungsopfer, in dem ich früher die innere Reinigung und Sündentilgung mittels der Abtötung und des Fastens erblickte, beziehe ich eher auf das Sakrament der Buße. „Si spiritu facta carnis mortificaveritis, vivetis", heißt im Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg die Beischrift zum Reinigungsopfer, das ebenfalls als Typus der Buße gefaßt wird. Im Durchgang durchs Rote Meer und in der Berufung der Jünger sehe ich die Zuteilung eines neuen Lebenszweckes, die Begründung des Hirtenamtes vorgebildet; nur so läßt sich die Gegenüberstellung ungezwungen und im Einklang mit literarischen Erzeugnissen rechtfertigen. Dem stimmt auch Pastor im wesentlichen zu[1]), wenngleich er in weiterer Ausführung dieser Deutung die Richtung von P. Hilgers[2]) zu geben sucht, der den Durchgang durchs Rote Meer als Symbol der Taufe und Buße faßt; als Idee der Gegenüberstellung dieses Freskopaares betrachtet Pastor die Aufgabe der Apostel, die Erlösung und Entsühnung der Welt in seinem Auftrage zu vermitteln[1]). Dagegen ist aber doch geltendzumachen, daß damit diesen beiden Bildern eine tautologische Wiederholung der beiden ersten Bilderpaare zugemutet wird, ganz abgesehen davon, daß der in Betracht kommenden Literatur die Beziehung des Durchgangs durchs Rote Meer auf die Buße durchaus fremd ist. Das vierte Freskenpaar: Gesetzgebung auf Sinai — Bergpredigt, macht keinerlei Schwierigkeiten; es ist die Veranschaulichung des obersten Lehramtes in der Kirche, wie in dem nächstfolgenden: Bestrafung der Rotte Korah — Schlüsselübergabe die Begründung der obersten Regierungsgewalt vorgeführt wird. In den Schlußbildern: Testament des Moses — letztes Abendmahl wird nochmals auf eine Funktion der Priestergewalt, auf das Sakrament der Eucharistie hingedeutet. Wir haben demnach in den zwei Zyklen an den Wänden die Begründung, Berufung und feierliche Sanktionierung der göttlichen Heilsordnung und Heilsanstalt nach ihrem ganzen Inhalt, vorgeführt in zwei, in vielen Punkten einander so ähnlichen, in vielen wieder diametral entgegengesetzten Phasen, vor uns. Im Mittelpunkt steht hier wie dort, die eigentliche und feierliche Begründung, Gesetzgebung auf Sinai und die Bergpredigt, die Erteilung der Magna Charta für das Tempus legis und das Tempus gratiae. Hier das Gesetz, auf harten Stein geschrieben, dort das sanft in das Herz des Menschen gesenkte Gesetz; hier das Gesetz, das den Tod des Übeltäters wie der Anbeter

[1]) A. a. O., S. 708.

[2]) Stimmen aus Maria-Laach, Bd. LXII. 1902.

des goldenen Kalbes fordert, dort das Gesetz der Barmherzigkeit, das den Aussätzigen von seinem Leiden befreit.

Das sechste Zeitalter der Heilsgeschichte, das Tempus gratiae, schließt, wie wir oben gesehen, mit dem jüngsten Gericht, so wie auch am Schluß des Kirchenjahres die entsprechende Perikope steht. Es ist der naturgemäße Abschluß auch unsres Zyklus, bedingt durch keinerlei Künstlerlaune oder die Vorliebe für dramatische Stoffe oder durch Erinnerungen an Savonarola oder Dante, sondern lediglich und zunächst durch die Konsequenz des Ideenkreises, der in der Kapelle, an Decke wie Wand, schon dargestellt war. Stellt doch diese merkwürdige Offenbarung der Renaissance das gesamte Heilswirken in der Menschheit dar. Scharf und bestimmt heben sich die drei Phasen mit ihrem gedankentiefen und schicksalsreichen Inhalt ab. Alles drängt nach dem letzten Endabschluß, der großen Scheidewand zwischen Zeit und Ewigkeit; sie baut sich vor uns auf an der Altarwand, so urgewaltig und alles andre absorbierend, so über alle Verhältnisse auch der Deckenbilder hinauswachsend, daß sie geradezu wie der Selbstmord des früheren Künstlers erscheint. Und doch, ist nicht diese Schreckensszene in ihrer maßlosen Wirkung der Augenblick, da alles Leben und alle Zeit, alles Gute und Große der vergangenen Zeitlichkeit versinkt? Und so hat auch der große Meister mit der gigantischen Kraft seines Genies, mit der düster ernsten Welt- und Lebensanschauung, die ihm das Schicksal gebaut hat, ganz im Geiste der alten Tradition, freilich mit ganz neuen und unerhörten Formen, dieses Finale der Menschheitsgeschichte hingeworfen — es ist auch zugleich das Finale der hohen und abgeklärten Kunst der Renaissance.

Bau und Ausschmückung der Sixtinischen Kapelle umfassen rund den Zeitraum eines halben Jahrhunderts. In dieser kurzen Spanne Zeit hat sich auf römischem Boden die volle Entwicklung der Renaissancekunst vollzogen, von der Frühperiode dieser Richtung bis zum Barock. Das Palastheiligtum der Päpste ist der authentische Zeuge dafür; denn es ist geradezu der autobiographische Abriß jener Entwicklung, in dem sich so scharf wie in keinem andern Monument der Kunstgeschichte die schroffsten Gegensätze einer konsequenten Weiterbildung, das Frührot, der höchste Zenith und der sinkende Abend einer Kulturentwicklung widerspiegeln. Dieses Heiligtum ist jetzt endlich in einer seiner Bedeutung würdigen Weise der Forschung zugänglich gemacht. Daß es ein Deutscher ist, der im Auftrag des Deutschen Reiches diese ehrenvolle Aufgabe durchführen konnte, ist für uns doppelt erfreulich; es ist nicht der geringste Ruhmestitel der Deutschen in der Eterna. Wir haben auf unserm flüchtigen Wege durch dieses glänzende Standardwork deutscher Forschung nur auf wenige besonders zutreffende Resultate aufmerksam machen können; der packenden und glänzenden Partien ist eine Überfülle darin. Deutsche Gediegenheit und Gründlichkeit finden sich zusammen mit einem hervorragenden Feinsinn, der in den tiefsten Herzensfalten seines Meisters noch zu lesen und die letzten und erhabensten Geheimnisse und Schönheiten der grandiosen Schöpfungen noch zu entschleiern versteht, so daß wir nicht bloß ein gelehrtes, sondern auch ein lesbares und packendes Buch vor uns haben.

Freiburg i. Br.

Ein klassisches Drama der Japaner.

Von

A. von Janson.

Die Japaner sind leidenschaftliche Freunde von Schaustellungen aller Art, und in großen Städten findet man ganze Straßen, wie die Theaterstraße in Yokohama, oder gar Stadtviertel, wie Asakusa (sprich Asak'sa) in Tokyo, die aus Theatern, Hallen für Geschichtenerzähler, Bühnen für Akrobaten und Schaubuden bestehen. In den für die große Menge bestimmten Schibai- oder Kabukitheatern werden Stücke aus dem Volksleben, bald rührselige wie unser altes bürgerliches Schauspiel, bald komische, aufgeführt; eine besondere Anziehungskraft üben Räuberszenen, wie auch in der japanischen Volksliteratur der zum Räuber herabgesunkene Samurai eine romantische Rolle spielt, die lebhaft an die bei uns einst verbreiteten Hintertreppenromane erinnert.

Die Bühne besitzt in der Regel eine Drehscheibe, so daß die oft recht guten Dekorationen sich rasch ändern lassen. Was bei diesem Wechsel noch einer Besserung oder Änderung bedarf, wird vor den Augen der Zuschauer von vermummten Gestalten ausgeführt, denen auch die Sorge für die mit großen Flammen in beängstigender Nähe der Papierdekorationen im hölzernen Hause brennenden Kerzen obliegt. Die Vermummung soll anzeigen, daß das Publikum diese Personen als nicht vorhanden anzusehen hat; mitunter ersetzen sie auch die fehlende Tarnkappe dadurch, daß sie den Zuschauern den Rücken zudrehen, und bleiben wohl auch während eines ganzen Aktes auf der Bühne.

Die Schauspieler sind entweder nur Männer oder nur Frauen, von denen einige lediglich die Rollen des andern Geschlechts, und zwar oft mit großer Virtuosität, spielen. Eine gemischte Schauspielergesellschaft wie diejenige, mit der die bekannte Sada Yakko in Europa unter übertriebenem Beifall auftrat, ist ebenso unjapanisch wie das Spiel jener Schauspielerin selbst, die von ihren Landsleuten, als ehemalige Geisha ohne systematische Schauspielerausbildung, gar nicht anerkannt wird. Ihr wunderliches Unternehmen, ihren Landsleuten den „Othello" in modern-japanischem Gewande — die Titelrolle als japanischen Admiral in Formosa, Jago als Linienschiffsfähnrich — vorzuführen, fand keinen Beifall.

Die Zuschauer, die nicht selten einen großen Teil des Tages im Theater zubringen und während der Vorstellung ihre Mahlzeit einnehmen, sind in hohem Grade bei der Sache. Sie nehmen an den mancherlei Unwahrscheinlichkeiten keinen Anstoß, weder an jenen „unsichtbaren" Theaterdienern noch am Wandeln der gemäß der Handlung von außen, und zwar auf einem erhöhten Gange mitten durch das Publikum kommenden Personen. In einem Volkstheater in Yokohama nahm ich begeisterte Bewunderung und ausgesprochene Sympathie war, als ein mit drastisch gemalten klaffenden Wunden bedeckter halbnackter Räuber erfolgreich mit seinem Schwert die wiederholten Angriffe zahlreicher Polizeisoldaten abwies, in den Kampfpausen das Blut von der Klinge wischte, sich an einem Brunnen labte und — heroische Stellungen annahm, Trauer, als er schließlich durch List überwältigt wurde. Bei einem Rührstück sah ich viele Frauen und Kinder weinen; im Gesicht eines kleinen Mädchens auf der Galerie mischten sich die Tränen mit dem Saft einer Mikan (Mandarinenapfelsine), die das Kind verzehrte.

Trotz der ausgesprochenen Freude der Japaner am Schauspiel sind die Darsteller gesellschaftlich wenig angesehen; sie rechneten in der Klasseneinteilung der alten Zeit, also bis 1868, zu den Halbehrlichen, indem jede Art, sich selbst zur Schau zu stellen, als eine Art von Prostitution angesehen wurde. Das hinderte wiederum nicht, daß vom Ende des 18. Jahrhunderts an Abbildungen bekannter Schauspieler in ihren Glanzrollen in billigen Farbenholzschnitten die weiteste Verbreitung fanden und daß namhafte Maler, wie Toyokuni und Kunisada, einen großen Teil ihrer Tätigkeit auf dieses Feld verlegten. Man sieht in der Tat auf solchen Bilderbogen seltener Abbildungen von nationalen Helden als von Schauspielern, die sie darstellen.

Eine wesentlich geachtetere Stellung nehmen, namentlich heute, die Schauspieler der klassischen Bühnen, des No-Theaters, ein. Dort werden Stücke mit uraltem Text, der meist einen heroischen Stoff behandelt, in der durch Herkommen geheiligten Art aufgeführt, und das Publikum pflegt den höheren und gebildeten Ständen anzugehören.

Ende Juni 1903 war es mir vergönnt, einer solchen Vorstellung, an der die besten Kräfte mitwirkten, bei Gelegenheit eines zu Ehren Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Rupprecht von Bayern und seiner hohen Gemahlin veranstalteten Festes beizuwohnen. Der Festgeber war der Kriegsminister Generalleutnant Terauchi, dem Japan es nicht zum wenigsten verdankt, daß seine Armee in so vorzüglichem Zustande ins Feld rücken konnte, und der während der Dauer des Krieges in geradezu vorbildlicher Weise für die Erhaltung ihrer Schlagfähigkeit Sorge getragen hat. Der Ort des Festes war das Klublokal der Mitsui-Kompagnie, einer Millionärsgruppe, die einen schönen großen Garten mit einem europäischen und einem japanischen Hause mitten in Tokyo besitzt. In einem großen Raume des letzteren fand die Aufführung statt. Die Schiebewände der einen Längsseite waren geöffnet, so daß das volle Tageslicht hineinfiel. Der europäischen Gäste wegen waren ausnahmsweise Stühle aufgestellt; ein Teppich schützte die den Fußboden bedeckenden Matten in dem betreffenden Teile des Raumes vor Beschädigung; daher

brauchten auch die Stiefel nicht abgelegt zu werden, was sonst beim Betreten japanischer Häuser Vorschrift ist und für das in demselben Zimmer am Abend (ohne Damen) folgende großartige Zeremonialdiner, bei dem wir auf flachen Kissen auf dem Boden saßen, auch erfolgte.

Dekorationen waren nicht einmal andeutungsweise vorhanden; ein vergoldeter sechsflügeliger Schirm bildete den Abschluß der Schmalwand, vor der die Vorstellung stattfand. Den europäischen Gästen wurde eine Inhaltsangabe in englischer Sprache überreicht, und die Japaner nahmen Textbücher zur Hand, in die sie dauernd hineinsahen, um dem Gang der Handlung in allen Einzelheiten folgen zu können. Obwohl die Gebildeten ihre klassischen Dramen gut kennen, soll dies ohne solches Hilfsmittel sehr schwer sein, wegen der altertümlichen Ausdrucksweise und der unnatürlich modulierten pathetischen Sprache, die noch gekünstelter erscheint als auf den Volkstheatern. Mitunter bedienen sich die Schauspieler des No sogar der Masken, deren Herstellung für die verschiedenen Charaktere einen besonderen Kunstzweig bildet.

Ich will nun, jener Inhaltsangabe folgend, und nach den Aufzeichnungen in meinem Tagebuche den Gang der Handlung und die Art der Aufführung als typisch für das „No" zu schildern versuchen und nur vorweg bemerken, daß es, ähnlich wie die antike griechische Tragödie, ursprünglich religiöse Grundlagen hatte und aus dramatischen Tänzen entstanden ist, wie sie auch heute noch auf besonderen Bühnen vor den Schintotempeln bei Festen ausgeführt werden. Trotz dieser schintoistischen Grundlage ist die weitere Entwicklung in erster Linie Buddhapriestern zu danken. Gleichfalls dem griechischen Drama entsprechend wirkt ein Chor mit, der in feierlichem Rhythmus sprechend die Handlung ergänzt und an Stelle der fehlenden Dekorationen über die Örtlichkeit Aufschluß gibt. Der Chor wurde in diesem Falle von etwa acht älteren Männern gebildet, die in altjapanischer Tracht auf dem Fußboden saßen. Neben ihnen befanden sich vier entsprechend gekleidete Musiker, die mittelst einer schrillen Flöte und verschiedenartig gestalteter Trommeln, denen durch einzelne Schläge mit dem Knöchel Töne entlockt wurden, sowie durch eine Art von Gesang oder vielmehr das Hervorbringen einzelner, wohl der Stimmung angepaßter Töne die Aufführung zu einer „melodramatischen" machten. Dem musikalischen wie dem unmusikalischen Europäer scheint es gleich schwer zu sein, in dieser Musik, die mit der bei Kultushandlungen gebräuchlichen übereinstimmt, eine Melodie oder Harmonie zu entdecken. Die Veranlagung der beiden Rassen ist in dieser Beziehung offenbar eine ganz verschiedene, und trotz aller offiziellen Bestrebungen zur Einführung europäischer Musik vermag sich der Japaner doch innerlich ebensowenig mit ihr zu befreunden, wie es umgekehrt der Fall ist.

Das Drama trug den Titel „Hichi-ki-ochi" (wörtlich „Sieben-Reiterflucht") und spielt zur Zeit der Kämpfe der Minamoto- und Tairafamilie (oder Clan) um die Macht gegen Ende des 12. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, die mit dem Siege Yoritomos, des Hauptes der ersteren, endeten. Er wurde darauf vom Mikado als erster zum Shogun (wörtlich „oberster Kommandierender") ernannt und begründete die Herrschaft des Shogunats als Hausmeiertum.

Yoritomo mit sieben seiner Anhänger tritt auf in prächtigen, althistorischen Gewändern, merkwürdigerweise nicht gerüstet, obwohl sie aus der Schlacht kommen, sondern in Hoftracht, das Haupt mit hoher Mütze von schwarzem Krepp bedeckt. Einige Anzüge sind von kostbarstem Goldbrokat — und zwar ist es nicht die vornehmste Person des Stückes, die so gekleidet, vielmehr sind es die berühmtesten Schauspieler, die, wie bei uns, ihre eigene Garderobe besitzen. Die acht Personen marschieren in zwei Reihen herein, machen Halt und setzen sich, einander zugewendet. Dabei soll man sich denken, daß sie ein Boot bestiegen haben, das an der Küste bei Kap Manadzuru in der Provinz Sagami (westlich von der Tokyobucht) segelbereit liegt. Yoritomo will nämlich nach schwerer Niederlage in der Schlacht von Ishibashi-Yama mit sieben Getreuen zu Schiff die Provinz Awa auf Shikoku (der südöstlichen der vier großen Inseln Japans) erreichen. Nach Beratung mit dem Anführer seines kleinen Gefolges, dem alten Doi Sanehira, hat er bereits den Entschluß gefaßt, in See zu gehen, als er sich plötzlich des unglücklichen Ausganges der Flucht seines Großvaters Tameyoshi mit sieben Gefolgsleuten nach Kinschiu, sowie der Flucht seines Vaters nach Goshu mit ebensoviel Begleitern erinnert. Der Gedanke an die ominöse Zahl von acht Flüchtlingen, ihn selbst eingeschlossen, veranlaßt ihn, Sanehira den Befehl zum Zurücklassen eines seiner Anhänger an der Küste zu geben. Gehorsam mustert dieser die kleine Mannschaft, einen nach dem andern, aber er vermag keinen zu entdecken, der weniger treu als ein andrer; jeder will dem Lehnsherrn bis zuletzt folgen, und jedem liegt der Gedanke fern, daß er sich jemals von ihm trennen könnte. Sanehira bleibt unschlüssig, aber als Yoritomo zur Eile mahnt, weiß er nur den einen Ausweg, Okazaki Yoshizane, der am Bug des Bootes sitzt, als den ältesten zum Zurückbleiben zu bestimmen. Dieser widerstrebt lebhaft, trotz seines Alters vermöge er noch ebenso gute Dienste zu leisten wie die Jüngeren; er macht den Vorschlag, daß Sanehira oder dessen junger Sohn Doi Tohira das Los treffen soll, dann könne wenigstens einer von beiden der Familie erhalten bleiben; er selbst habe seinen Sohn schon in der letzten Schlacht verloren. Sanehira muß die Berechtigung dieser Gründe anerkennen und bittet seinen Sohn, das Boot zu verlassen. Tohira, noch ein Knabe, weigert sich und besteht darauf, zu bleiben, um sich seinem Herrn in einem entscheidenden Augenblick, den alle kommen sehen, opfern zu können. Es kommt zu einer leidenschaftlichen Szene; schließlich stürzt sich der Vater auf den Sohn und greift nach dem Schwert, um den Ungehorsamen zu töten. Erst des alten Yoshizanes Erinnerung an des Lehnsherrn Gegenwart bringt den Erregten zur Besinnung, — er will nun selbst das Schiff verlassen. Jetzt ist auch Tohira besiegt, und in schweigendem Gehorsam geht er traurig ans Land. Gebrochenen Herzens und mit mühsam unterdrückten Tränen bleibt Sanehira an Bord, das Boot geht in See. Niedergeschlagen, sprachlos und für einen Augenblick wie versteinert blickt Tohira vom Land aus seinem Vater nach. Alle Insassen des auf den Wellen forttreibenden Bootes sind teilnahmsvoll, nur Sanehira sucht seines großen Schmerzes Herr zu werden, er wendet nicht den Blick nach der Küste, auf der sein Sohn hilflos zurückgeblieben ist,

während die Verfolger sich schon nähern. Schließlich kann er sich doch nicht enthalten, zurückzuschauen; im Herzen wünscht er, enteilen zu können, um mit seinem Kinde zu kämpfen und mit ihm zu sterben. Endlich verliert er ihn — schon umringt von Feinden — aus dem Gesicht. — Diesen Vorgang vom Lande erfahren wir nur, sehen ihn aber nicht; der Tohira darstellende Schauspieler, ein mit noch hoher Stimme sprechender Knabe, ist bereits hinter dem goldenen Schirm verschwunden.

Nun erscheint ein zweites Boot auf der Szene, diesmal durch einen entsprechend gebogenen Rahmen wenigstens angedeutet. Darin steht ein Bootsmann, der eine Bambusstange wie ein Ruder handhabt, und ein Krieger mit Bogen und Köcher. Es ist Wada Yoshimori, der bisher nur heimlich dem Yoritomo seine Dienste angeboten hatte, nun aber dem Flüchtigen folgt, um sich ihm anzuschließen. Er ruft das Boot an, und beide Fahrzeuge nähern sich. Yoshimori fragt Sanehira, ob sich Yoritomo in seinem Boote befinde. Jener traut dem Ankömmling noch nicht völlig und gibt, um ihn zu prüfen, eine verneinende Antwort. Dieser, in der Tat dem Feldherrn mit ganzer Seele ergeben, wirft verzweifelt seinen Bogen von sich und will sich das Leben nehmen. Sanehira, von seiner Treue überzeugt, sagt nun eilig die Wahrheit und zeigt ihm Yoritomo. Der neue Gefolgsmann wundert sich, warum der junge Tohira nicht in dem Boote sei; er erfährt das Vorgefallene und gesteht — ein völlig homerischer Zug, wie die beiden Männer sich „versuchen" —, daß seine Frage nur eine List gewesen sei, läßt zum allgemeinen Erstaunen den in seinem Boote versteckten Tohira erscheinen (der Knabe tritt hinter dem Schirm hervor) und gibt die Erklärung: nach Yoritomos Flucht vom Schlachtfelde sei der Rest seiner Anhänger völlig geschlagen worden; bei der Verfolgung war man auf Tohira gestoßen; der noch bei der Gegenpartei befindliche Yoshimori hatte ihn gerettet und in seinem Boote verborgen, mit dem er dem neuen Herrn folgte.

Das Wiedersehen zwischen Vater und Sohn wird durch stummes, höchst ergreifendes Spiel dargestellt. Sanehira wähnt offenbar ein Phantom zu sehen und vermag es noch nicht zu glauben, daß das geliebte Kind leibhaftig vor ihm steht. Langsam nähert er sich dem Knaben, der in japanischer Selbstzucht und in tiefem Respekt vor dem Vater und dem Lehnsherrn alle Bewegung niederkämpft und ruhig dasteht. Der alte Mann breitet die Arme aus, aber er umschließt den Sohn nicht, der Japaner kennt keine Umarmung; allmählich und zitternd, mit weitgeöffneten Augen, in offenbarer Furcht vor einer entsetzlichen Enttäuschung, nähert er seine Hände dem Haupte des Knaben, Zoll für Zoll führt er sie bis zu den Füßen, um sich zu überzeugen, daß er Fleisch und Blut vor sich hat. Dann aber ist er wieder ganz Mann und Krieger.

Die allgemeine Freude findet in einem improvisierten „kleinen Bankett" Ausdruck, das nur andeutungsweise zur Darstellung gelangt, indem Sanehira Yoritomo bittet, seine Trinkschale mit Sake (Reiswein) zu füllen, und den Begrüßungstrank dem neuen Anhänger bringt. Man sieht indessen weder eine Sakeflasche noch eine Trinkschale; lediglich durch die Bewegung des Fächers, den auch die Krieger führten, wird der Vorgang angedeutet. Man

ist in Stimmung gekommen und fordert Sanehira auf, einen Tanz zum besten zu geben. So schließt das Drama als Tanzpantomime ab, wie ja das „No" überhaupt aus Tänzen entstanden ist. Man sollte nun glauben, daß der nach Art eines Mädchens ausgeführte Tanz eines 75jährigen Mannes — es war Japans berühmtester Schauspieler Danjuro, der nicht ein ganzes Jahr später gestorben ist — lächerlich wirken müsse. Daß das, wenigstens bei mir, nicht der Fall war, lag wohl in der großen Kunst der vorangegangenen Darstellung, durch die auch dem Fremdling japanisches Empfinden näher gerückt wurde.

Die englische Inhaltsangabe schließt mit den Worten: „Der Akt endet mit einem Ausblick darauf, daß es Yoritomo gelingen wird, sein Banner wieder zu erheben und das ganze Land zu erobern."

Das Stück hätte nicht besser gewählt werden können, wenn man diejenigen historischen Charakterzüge ins hellste Licht setzen wollte, die die Japaner befähigen sollten, acht Monate später einen Krieg gegen die größte Macht der Erde zu beginnen und mit großartigstem Erfolge durchzuführen: Gefolgschaftstreue und unbegrenzte Aufopferungsfähigkeit stehen im Vordergrunde; selbst ein Parteiwechsel wird durch die Wahl des Augenblicks zum Übertritt, als der neue Herr im tiefsten Unglück ist, gewissermaßen verklärt. Alle Familiengefühle treten trotz ihrer Stärke hinter der Lehnspflicht zurück. Die Tötung eines heißgeliebten Sohnes durch den Vater wird durch die Erinnerung nicht an das Entsetzliche solcher Tat, sondern an die Gegenwart des Herrn verhindert. Der Sohn, der — sonst unerhört — dem Vater ungehorsam zu sein wagte, weil er mit ihm in der Aufopferung für den Fürsten wetteifern wollte, wird besiegt, als er jenen sich beugen sieht; auch im Gehorsam will der feurige Knabe nicht hinter ihm zurückstehen, gleichzeitig bricht des Vaters Schmerz seinen Starrsinn. Bei allen diesen erschütternden Szenen spielt das Niederkämpfen des Gefühlsausdrucks eine große Rolle; Selbstbeherrschung in Schmerz und Freude wird vom Edelmann verlangt, schon der Knabe wird dazu erzogen. Kurz, wir werden eingeführt in den ritterlichen Ideenkreis der Samurai. Die Zweischwertmänner haben aufgehört zu existieren, aber ihr Ehrenkodex, der Bushido, ist, wie die Ereignisse beweisen, durch die allgemeine Wehrpflicht in kaum glaublichem Maße im Volke verbreitet worden.

Dem Drama folgte nach einer Pause, entsprechend dem Satyrspiel nach der griechischen Tragödie, eine Posse, die so drastisch gespielt wurde, daß es nur einiger erläuternder Worte bedurfte, um alles zu verstehen; jedem europäischen Gaste gesellte sich ein Erklärer zu, mir der liebenswürdige Vertreter der Mitsui-Kompagnie. Diesmal tritt ein Daimyo in dem sehr eigenartigen, früher vorgeschriebenen Hofkostüm auf, mit langen, weit über die Füße nachschleppenden Hosen, so daß der Betreffende auf den Knien zu rutschen scheint. Er muß Tokyo verlassen und klagt seinem alten Diener, wie schwer es ihm wird, sich von seiner Geliebten zu trennen. Diese (durch einen Mann dargestellt) teilt seine Gefühle keineswegs, freut sich vielmehr der bevorstehenden größeren Freiheit. Um sich aber den Anschein der Trauer zu geben, greift sie zu einem mit Wasser gefüllten Schälchen, das sie vorsorglich in dem allgemein als Tasche dienenden weiten Ärmel des Kimono mitgebracht hat, und feuchtet

ihre Augen an, denen keine echten Tränen entfließen wollen. Der Diener bemerkt es, macht seinem Herrn Mitteilung und weiß geschickt das Schälchen gegen ein mit chinesischer Tusche gefülltes zu vertauschen. Der Erfolg ist vorauszusehen: der Daimyo fällt wörtlich vor Lachen um, die gereizte Schöne stürzt wild auf ihn und den Diener los und beschmiert auch ihre Gesichter mit Tusche, — es ist eine vollendete Burleske.

Den Schluß der Aufführungen bildete ein Märchen, die auch durch Illustrationen bekannte Geschichte von der großen Spinne: ein kranker, vornehmer Mann legt sich zur Ruhe oder vielmehr setzt sich zur Ruhe, da das vor dem Publikum wohlanständiger ist; das Schwert, das ihm ein Page nachtrug, liegt zur Hand. Eine Magd (ein Schauspieler in Maske) reicht ihm einen Schlaftrunk. Kaum ist er entschlummert, so erscheint die große Spinne, durch einen phantastisch gekleideten Mann dargestellt und bei jedesmaligem Auftreten durch einen raubtierartigen Schrei eines der Musiker, wie durch ein Leitmotiv, angekündigt. Die Spinne spricht in drohendem und feierlich beschwörendem Ton, nähert sich ganz langsam und hüllt plötzlich ihr Opfer in ihr Netz, ein mit außerordentlichem Geschick geschleudertes Bündel feiner, an ihren Enden beschwerter Papierfäden, ein Taschenspielerkunststück ersten Ranges. Der Mann erwacht, zerhaut das Netz mit seinem Schwert und verfolgt die Spinne, die aber entkommt. Im zweiten Akt erzählt ein Mann aus dem Volke die wundersame Geschichte auf der Straße; — er tritt aber ganz allein auf und wendet sich unmittelbar an das Publikum. Der dritte Akt führt uns in ein Waldgebirge, das durch ein mit einer grünen Decke verhängtes Bambusgestell, gerade groß genug, um einen Mann zu verbergen, angedeutet wird. Die Gefolgsleute des vornehmen Mannes erscheinen und durchsuchen die Gegend; als sie die grüne Hülle lüften, stürzt die Spinne hervor, diesmal ein wirklich grausiges Ungeheuer mit Teufelsmaske und ungeheurer struppiger Perücke, das nach lebhaftem Kampfe zwischen Spinnennetz und Schwert — der ganze Akt spielt sich als Pantomime ab — schließlich dem letzteren unterliegt.

Burleske und Märchen, jedes in seiner Art musterhaft aufgeführt, vermochten nicht den tiefen Eindruck des Dramas zu verwischen. Das Ganze aber in seiner Eigenart mutete so unverfälscht japanisch an wie wenig andres, was der Fremde heute dort zu sehen bekommt. Denn überall fast findet man Spuren der Europäisierung. Zwar ist bereits eine Reaktion gegen die anfangs übermäßige Neuerungssucht erfolgt, nicht im Sinne einer Ablehnung der europäischen Errungenschaften, wohl aber im Wiedererwachen der Wertschätzung alter Sitte und historischer, dem Lande eigenartiger Kunst; das ist ein Besinnen auf sich selbst, das keineswegs ein Innehalten im Fortschritt bedeutet, wohl aber das Betreten einer solideren Bahn anzeigt. Wie nach dem soeben beendeten Kriege, der das Selbstgefühl naturgemäß schon jetzt gewaltig gesteigert hat, die Weiterentwicklung auf ethischem Gebiete sich gestalten wird, ist noch nicht abzusehen. Soll sie eine gesunde bleiben, so darf sie sich von dem nationalen Boden nicht entfernen. Vielleicht entstehen neue Heldendramen; Kenner der japanischen Literatur mögen beurteilen, ob das „No" für neue Stoffe entwicklungsfähig ist.

Adolf Menzel.

Erinnerungen

von

Paul Meyerheim.

VI.

Im Jahre 1862, als sich in Berlin in der Charlottenstraße am Schauspielhaus in der Kneipe von Schubert die ersten Größen der Kunst und Literatur allabendlich zu überaus lustiger und interessanter Unterhaltung vereinigten, erschien eines Abends der berühmte Meissonier, von Gustav Richter, dem unverwüstlich Frischen und Liebenswürdigen, eingeführt. Im Laufe der witzigen Unterhaltung, deren Feuer durch Eduard Hildebrands Kalauer, durch die Gelehrten des „Kladderadatsch", Dohm, Scholz und Rudolf Löwenstein immer wieder angefacht wurde, erzählte uns Meissonier Mitte Oktober, daß er ein größeres Bild vorhabe, zu dem er in Berlin alte Uniformen kaufen wolle, und daß er am 18. Oktober in Leipzig sein müsse, um dort die Stimmung auf dem Schlachtfelde zu studieren, denn er beabsichtige, die „Bata illede Leipsic" zu malen. Wahrhaft verblüfft und erstarrt war der große, naive Künstler, als er hier bei Schubert erfuhr, daß die Franzosen die Schlacht bei Leipzig so recht eigentlich nicht gewonnen hätten.

Für diese Niederlage wurde er aber durch die Entdeckung Menzels reich entschädigt, dem er gelegentlich mitteilte, daß er, wenn er nicht Meissonier wäre, gerne Menzel sein würde. Von diesen beiden Koryphäen sprach keiner die Sprache des andern; die Unterhaltung bestand, wenn gerade niemand zum Dolmetschen bereit war, gewöhnlich darin, daß einer dem andern auf den Rücken klopfte. Zu jener Zeit hatte Menzel in seinem damaligen Atelier in der Marienstraße ein großes Werk in Arbeit, das leider niemals fertig geworden ist: Friedrich der Große mit seinen Generalen vor der Schlacht bei Leuthen; auf der zerstampften und zerfahrenen Schneedecke sieht man in der Ferne fast nur als Silhouette gegen den grauen Himmel die Armee vorüberziehen. Vorn stehen in dicke Mäntel eingehüllt, mit verfrorenen Gesichtern, zwischen Birkenstämmen einige Generale am Feuer, nur eine Stelle im Bilde

war leer geblieben; hier sollte der große König hingemalt werden, und dann wäre das wundervolle Werk vollendet gewesen. Meissoniers Begeisterung für dieses Bild fand keine Worte, eine derartige Anschauung von Richtigkeit der Farbe, Stimmung und Technik war damals in Paris noch gänzlich unbekannt. Als er nach Paris zurückkehrte, begann er sofort, seinen Rückzug Napoleons aus Rußland zu malen: ebenfalls verfrorene Generale, eine Armeesilhouette auf grauem Himmel und denselben verschneiten, zerfahrenen Boden, wie auf Menzels Bilde. Man hat sich viel den Kopf darüber zerbrochen, weshalb Menzel sein „Leuthen" nicht vollendete, obgleich Kaiser Wilhelm und Kaiser Friedrich ihn dringend darum baten. Wohl ist er in spätern Jahren noch einmal an diese Leinewand gegangen, aber nicht mit Pinsel und Palette, sondern mit dem Kratzmesser, um einige Figuren, die ihm nicht zusagten, spurlos zu entfernen; und auch in diesem Zustande wird das Gemälde eine der größten Schöpfungen der Historienmalerei bleiben. Der wahre Grund aber, weshalb es nicht vollendet wurde, ist wohl der, daß vorzeitig Meissonier alle Pointen dieses Bildes „nachempfunden" hatte, um sein allerdings schönstes Bild zu malen. Erst im Jahre 1865 setzte ich in Paris die Bekanntschaft mit Meissonier fort. Ich hatte ihm von dem Soldatenwerk Menzels gesprochen und mußte ihm dasselbe aus Berlin kommen lassen; es war in meiner Wohnung angelangt, und ich teilte dies Meissonier, den ich abends auf dem Boulevard traf, sofort mit; er war hocherfreut und fragte mich, den damals noch sehr jungen Kollegen: „Dites moi, est-ce plus fort que moi?" —

Im Jahre 1867 kam Menzel zur Weltausstellung nach Paris. Ich hatte ihn wie einige andre Berliner Freunde in einem sehr bescheidenen Hôtel einlogiert, das meiner Wohnung in der Rue de la Rochefoucauld gegenüber lag, und machte mir ein Vergnügen daraus, ihn in Paris herumzuführen.

Als wir eines Morgens der Ausstellung zupilgerten, sah ich nach der Uhr und fand, daß es für die große Ausstellung noch zu früh war. Ich schlug dem Freunde vor, die Zeit zu benützen und die Exposition Courbets zu besichtigen. Der große Realist hatte gemeint, daß man ihn nach zwei Bildern — mehr wurden von einem Künstler nicht zugelassen —, nicht genügend beurteilen könne, hatte deshalb auf seine Kosten an der Seine, in der Nähe der Ausstellung, für sich und seine Werke einen einzigen großen Ausstellungsraum erbaut und ein Atelier daneben, von dem aus er das Publikum beobachten konnte. Wir standen an der Eingangstür, die offen war und einen Einblick gestattete. Die Kasse aber war noch nicht geöffnet und das Tourniquet unbeweglich. In der äußersten Ecke des Saales sah ich einen stattlichen Mann in Hemdsärmeln, der dort mit einem Besen herumhantierte: ein wahrer Kraftmensch mit Vollbart und einer Pfeife im Munde. Ich erkannte, daß dies der große Courbet war und rüttelte an der Eisenbarriere, worauf er näher kam und ich aus meiner Tasche ein Passepartout für diese Ausstellung zog, das mir der Künstler liebenswürdigerweise zugesandt, weil ich auf dem Salon eine goldene Medaille erhalten hatte. Während ich ihm die Karte hinzeigte, stellte ich den großen deutschen Meister vor, von dessen Existenz Courbet keine Ahnung hatte. Menzel hatte inzwischen sein Portemonnaie

heraus geholt und suchte nach einem Frank. Ich murmelte ihm zu, daß er dies unterlassen möchte. Da aber Courbet sich in Schweigen hüllte, so legte Menzel sein Frankstück vor das Gitterchen der noch geschlossenen Kasse, Courbet nahm es und steckte es in seine Westentasche, worauf er uns einließ und wieder in die entfernte Saalecke ging, um seinen Saal weiter auszufegen. Wir gingen nun von Bild zu Bild, und Menzel mit seiner unübertroffenen Gründlichkeit im Bilderbesehen ließ nichts unbeachtet. Von einigen Waldintérieurs mit großen, moosigen Steinen war er besonders begeistert. Diese Bilder waren ganz und gar mit dem Spachtel gemalt, und Menzel meinte im Verlaufe des Umganges: dem Courbet sollte man alle Pinsel wegnehmen, denn so lange er mit dem Palettemesser male, sei er ausgezeichnet. Wenn er aber den Pinsel nehme, werde die Arbeit minderwertig.

Courbet war einer der vielseitigsten französischen Künstler. Mit Ausnahme von Historien, Heiligenbildern und Soldaten hat er wohl alles gemalt, was da kreucht und fleucht. Menzel meinte, daß auf jedem Bilde sich ein Stück finde, das ganz neu in der Anschauung und unübertrefflich gemacht sei. Daneben aber seien große Stellen von fürchterlicher Roheit und Gemeinheit. Inzwischen hatte Courbet bemerkt, daß wir zwei würdige Besucher seiner Ausstellung seien. Er näherte sich uns und knüpfte ein Gespräch an, aus dem hervorging, daß er als Claqueur ebenso groß war, denn als Maler. Er begann nun selbst seine Werke anzupreisen. Er erzählte, daß er drei bis vier Marinebilder an einem Tage gemalt habe. Er mische einen großen Haufen Luftton, streiche denselben mit dem Palettemesser quer über das Bild, dann ebenso den Wasserton und wenn nötig vorn den Sand. Die Bewegung des Hinstreichens machte er uns, mit dem Daumen in der Luft gestikulierend, drastisch vor. Die Segel, die Möwen, die Wellenkanten, Schiffe usw. setze er dann mit dem Pinsel hinein. Die Wahrheit der Töne in diesen Marinebildern hatte allerdings etwas Frappierendes und Frisches. In der Mitte des Saales stand eine Skulptur, ein ganz vortrefflicher nackter, angelnder Knabe. Als Menzel sich anschickte, auch dies Werk zu bewundern, sagte Courbet, daß er an diesem Werke nur drei Tage gearbeitet habe. Das sei keine Kunst. „Cela m'a dégoûté la sculpture." Nur mit Mühe unterdrückte ich die Frage, ob er nicht durch die Schnelligkeit, mit der er Marinen mache, von der Marinemalerei degoutiert sei. Courbet hat für einige seiner Bilder, z. B. für die beiden berühmten Steinklopfer, auf allen Ausstellungen die höchsten Auszeichnungen bekommen. (Dieses Bild ist im Jahre 1904 von der Dresdener Galerie für 45000 Mk. angekauft worden.) Aber nur selten hatte jemand die Courage, eines der Bilder zu erwerben, so daß der Künstler trotz seines enormen Rufes in ganz dürftigen Verhältnissen lebte. Man erzählte in Paris damals folgende Geschichte. In dem Salon waren zwei Bilder des Meisters ausgestellt: ein prachtvoller Studienkopf eines italienischen Bauern und ein sehr großes Bild, eine Kneipe darstellend, in der Nähe eines Kirchhofes. Einige Geistliche, von einem Begräbnis kommend, hatten sich etwas zu sehr gestärkt. Einer saß mit seinem Fläschchen auf einem Esel und trug eine heitere Geschichte vor. Das ganze riesengroße Gemälde hatte bei aller Roheit

viel von der Schönheit eines Velasquez. Der Staat fühlte nun die Verpflichtung, auch einmal ein Bild dieses Künstlers für das Luxembourg-Museum anzukaufen. Man fragte bei Courbet an, wieviel der italienische Studienkopf koste, worauf er erwiderte, dieser koste 25000 Franken, sei aber nicht allein zu haben, der Staat müsse das große Bild mit dazu nehmen. Die Verhandlung führte zu keinem Ziele, und erst sehr viel später ist eine andre herrliche Kirchhofsszene des Meisters angekauft worden, die voller Würde und Schönheit ist und heute eine Zierde des Louvre bildet.

Zu einem andern berühmten Künstler, der damals in Blüte und Mode war, ging ich eines Tages mit Menzel ins Atelier, das sich in der Avenue Frochot befand, wo viele bedeutende Maler beisammen wohnten. Ricard war der bewundertste und gesuchteste Porträtmaler. Ein Epigone, ein Alchymist, ein Pröbler. Er hatte, wie unser Lenbach, alle alten Meister gut studiert und deren Bestes für sich verwendet. Er steckte so voller Prinzipien, daß er keinen gesunden, frischen Pinselstrich malen konnte. Aber er war einer der liebenswürdigsten Menschen, ein Virtuose der Causerie. Sein Atelier war höchst eigentümlich eingerichtet. In der Gegend, wo der zu Porträtierende saß, war zwischen diesem und dem Atelierfenster eine große, von der Decke herunterhängende schwarze Scheidewand. In diese war etwas über Kopfeshöhe ein rundes Loch von einem Meter Durchschnitt eingeschnitten, und dieses Loch war wieder mit einem durchsichtigen Stoff von stark goldgelber Farbe zugeklebt. Dieselbe Vorkehrung befand sich noch einmal zwischen dem Fenster und der Staffelei, auf der das Porträt stand. Nur war hier das Loch mit einem noch viel gelberen Stoff ausgefüllt. Wenn sich nun der zu Porträtierende an seinen Platz auf den Modelltritt begab, so sah er schon täuschend aus, wie ein ganz altes, unrestauriertes Bild von Tizian. Damit nun das Porträt nicht gar zu goldig wurde, hatte der Künstler den Stoff neben seinem Bilde eben noch gelber gefärbt; entfernte man diesen kuriosen Vorhang, so war das Porträt in einem reizenden Silberton gehalten. Auf einem Tisch unter dem Fenster lagen nur fünf Farben, und es war Ricards Prinzip, ausschließlich mit diesen fünfen zu malen. Ich besah mir dieselben, meist Ockerfarben, und fragte ihn, wie er es mache, wenn er einmal einen Kanarienvogel zu malen habe. Die Antwort war nur ein Lächeln, und dazu sprach er: „Cher jeune homme, vous-avez beaucoup de talent, mais il vous manque le sérieux.“

Menzel konnte alle diese Faxen gar nicht begreifen, am wenigsten zwei kleine Bilder, die der Künstler sehr selten nur ganz Auserwählten zeigte und umständlich und unverständlich erklärte. Das eine Wunderwerk stellte eine schmutzige Terpentinflasche, eine ausgedrückte Farbenblase und einen Borstenpinsel dar. Aus dem Schmutz der Terpentinflasche sollte man die Peterskuppel und Gott weiß was alles herausſehen. Dann, wenn man dieses Bild genügend bewundert hatte, holte er das andre aus dem Versteck, stellte es auf eine Staffelei, wies mit der Hand und wichtiger Miene darauf hin und sagte: „Le casserol!“ Weiter war auf dem Bilde in der Tat nichts zu sehen. Von dem Bildchen, das auf Holz gemalt war, war eine Ecke schräg

abgesägt und durch ein andres Brettstückchen ersetzt; unten fehlte im Rahmen gleichfalls 1 cm. der durch ein rohes Stück Holz ergänzt war; dies alles war äußerst raffinierte Berechnung und zur zauberhaften Wirkung des Bildes unbedingt nötig. Ricard hätte diese beiden Meisterwerke für alle Schätze Indiens nicht hergegeben.

Meine erste Bekanntschaft mit dem schönen, stattlichen Mann, der einen großen schwarzen Vollbart trug, machte ich im Louvre, als ich dort kopierte. Jedem Besucher, der die Salle carrée passierte, fiel eine blitzblaue Kopie auf, die neben der Antiope von Correggio stand. Der Kopist, den ich dort kennen lernte, war der berühmte Ricard, der mir in langer Auseinandersetzung klar machen wollte, daß Correggio alle seine Bilder so angefangen hätte und alle warmen Töne über dies Blau lasiert habe. Die Kopie wurde trotz dieser Prozedur schließlich wunderschön, fast schöner als das Original. Für seine weisen Lehren fehlte mir schon damals das „sérieux“. Da ich von Paris plötzlich abreiste, überließ ich Menzel den Goldton, sein Porträt, das Ricard von ihm begonnen hatte, den Silberton und hörte lange nicht, was aus der Arbeit geworden war. Nach Jahren ersuchte ich meinen alten Freund, mir doch dies Porträt zu zeigen; er behauptete, daß er augenblicklich nicht dazu könne, weil es in der Stube seiner Schwester stünde. Von Zeit zu Zeit wiederholte ich diese Anfrage und bekam immer die merkwürdigsten, ausweichenden Antworten. Endlich, als ich eines Tages sehr eindringlich wurde, sagte mir Menzel: „Weißt du, das war damals gar keine eigentliche Malerei, wir haben, als du weg warst, immer zusammen gekohlt und haben uns nie verstanden, und der Ricard ist ein so liebenswürdiger, scharmanter Mensch, daß ich ihm das nicht antun kann; das Porträt wird niemals gezeigt!“ Und in der Tat habe ich es bis heute nicht zu sehen bekommen. Menzel aber hat ihm für diese Arbeit einen außerordentlich schönen „Schlosser bei der Arbeit“, ein wundervolles Ölbild gestiftet.

Die große Weltausstellung 1867 haben wir bis zur äußersten Erschlaffung oft durchstreift; ich hatte dabei viel Mühe, meinen teuren Freund nicht zu verlieren, denn er schlug oft ganz unplanmäßig mit schnellem Schritt und großer Energie irgend eine beliebige Richtung ein, von der er nur schwer abzubringen war; und wenn ich ihn mühsam dazu brachte, endlich in einem Restaurant Platz zu nehmen, tat er dies höchst unwillig und holte, sowie wir saßen, sofort sein Skizzenbuch heraus, um die Leute der Nachbartische, besonders die Mohrenkellner des amerikanischen Restaurants, zu zeichnen. Das Menschengewimmel dieses Restaurants hat er in einem kaum handgroßen Bildchen später wunderbar wiedergegeben und mir dies kleine Meisterwerk, das mir täglich von neuem große Freude bereitet, zur Hochzeit geschenkt.

An einem der heißesten Sommertage erhielten wir die kaiserliche Einladung, der großen Prämiierungsfeier beizuwohnen; wir fuhren in höchster Gala zum alten, jetzt verschwundenen Palais de l'industrie, dessen innere, mit Glas überdeckte enorme Halle ein unvergleichliches Schauspiel bot. Man hatte ringsum amphitheatralisch viele Sitzreihen erbaut und die große Mittelarena freigelassen. Der ganze Raum war vom Zentrum aus in einzelne Abschnitte

eingeteilt, und in jedem Abschnitt waren immer die Geladenen von je einer Völkerschaft; am schönsten sahen natürlich die Siamesen, Chinesen und Orientalen aus.

Als die unendliche Menschenmenge versammelt war, erschien auf einem geschmückten Platze in der Mitte der Langseite Louis Napoleon mit der Kaiserin und dem ganzen Gefolge. Um die Festlichkeit nicht endlos auszudehnen, sollten heute nur die Orden und die großen Medaillen an die Glücklichen verteilt werden, die sich alle stehend in der Arena befanden und von den Hofmarschällen zu dem großen Aufzuge arrangiert wurden. Die Sache nahm ihren glänzenden Verlauf. Der Kaiser schüttelte unzählige Male die Hände und mußte ganze Kahnladungen von Bücklingen entgegennehmen. Als endlich alles fertig war und sich die Dekorierten kräftig umarmten und beglückwünschten, verließen wir unsre Plätze und begaben uns in die neubesternte Menge. Es dauerte nicht lange, so brach sich Meissonier Bahn, stürzte auf Menzel zu und ihn heftig umarmend und die Ohrläppchen küssend, gratulierte er ihm zu dem neuen großen Orden. Menzel aber wußte von gar nichts, wehrte alles ab und versicherte, daß er bei der lauten Verlesung aller Namen den seinigen nicht gehört habe. „Hast du denn etwas gehört?“ fragte er mich, aber auch meinem Ohr war der Name entgangen. Meissonier war darüber untröstlich, daß Menzel in dem feierlichen Zuge nicht paradiert hatte, traute schließlich seinen eigenen Ohren nicht und schloß damit, daß er sich noch einmal beim Minister erkundigen wolle und Menzel am nächsten Morgen den Bescheid ins Hôtel bringen werde; auch müßten wir beide am folgenden Tage bei ihm in Poissy dinieren.

Allmählich leerte sich der Raum, und als auch ich an den Rückzug dachte bemerkte ich, daß mein Freund keinen Hut mit sich führte. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, meinte er, der Chapeau-claque läge wohl noch oben auf der Tribüne. Ich stürze hinauf und suche und suche, kein Hut war zu finden; nun gehe ich wieder zu dem Barhäuptigen in des Wortes verwegenster Bedeutung und teile ihm die Ergebnislosigkeit meines Suchens mit; er aber war durchaus nicht beunruhigt und sagte: „Laß es nur gut sein, es ist ja hier noch so sehr interessant! Sieh doch nur dort die Siamesen an der Palmengruppe“, . . . und er holte auch schon ein Skizzenbuch unter den Sternen seines Frackes hervor. Ich aber konnte mich nicht beruhigen, sagte dem immer noch Zweifelnden, daß der Hut absolut weg sei, daß ich ihm einen andern verschaffen würde und daß er mich an der Palmengruppe erwarten möge, wenn es auch noch so lange dauere. Er murmelte noch etwas davon, daß er ja draußen eine Droschke nehmen könne, um ins Hôtel zu fahren, ich schilderte ihm die Unmöglichkeit, zwischen den außen zur Festlichkeit aufgestellten Truppen eine Droschke zu bekommen, und verließ ihn. Wie nun aber schnell einen Hut finden? Vermöge meiner Körperlänge überschaute ich die hinausströmende Menge und entdeckte den berühmten Augenarzt Professor Liebreich. Wie der Blitz kam mir der Gedanke, der muß helfen. Schnell teilte ich ihm die Verlegenheit mit, er wohnte ganz nahe, seine Equipage stand leicht findbar; er gab mir in seiner Wohnung einen möglichst kleinen Zylinder und ich sauste

also mit zwei Zylinderhüten bewaffnet, in der glühenden Sonne zurück. Man wollte mich nicht mehr einlassen, und erst als ich dem Hüter des Palastes die gräuliche Situation geschildert, durfte ich die Arena betreten. Sie war ganz leer . . . kein Menzel war zu sehen . . . Vielleicht zeichnet er irgend etwas, dachte ich, da ihm ja auch glatte Kienbänke möglicherweise malenswert erscheinen. Alles vergebens. Ich schritt also mit meinen zwei Zylindern draußen die Front der Kürassiere ab, gab Liebreich seinen Hut zurück und fand meinen Freund erst nachts in einer Künstlerkneipe in der Rue Lamartine wieder. Er sagte mir, daß man ihn hinauskomplimentiert habe; er hätte gesagt, warum er bleiben müsse, aber man habe ihn nicht verstanden, draußen wäre es ihm allerdings peinlich gewesen, mit bloßem Kopf und allen Orden herumzulaufen, und es hätte lange gedauert, bis er einen Wagen gefunden. Am nächsten Morgen, nicht allzu frühe, wollte ich ihn wieder abholen und fand ihn in noch höchst unvollständiger Toilette; er hatte kaum mehr als Hemd und Stiefel an. Beim bedächtigen weiteren Anziehen erzählte er mir, was ihm eben passiert; „denke dir," sagte er, „ich bin noch im tiefen Schlaf, da klopft es heftig an meine Tür; ich wache auf, besinne mich, daß ich in Paris bin, nehme mein ganzes Französisch zusammen und frage: qui est là? Da antwortet es draußen: ‚Monsieur Meissonier' und ich im Halbschlaf erwidere, ‚ce n'est pas ici'. Als mir die Sache klar wurde, stand wirklich Meissonier vor mir, um mir mitzuteilen, daß alles richtig sei, daß er beim Minister gewesen, daß ich wirklich den großen Orden erhalten und daß wir abends bei ihm essen sollten." Menzel war von der Aufmerksamkeit seines großen Kollegen ganz gerührt, und nur sehr langsam gedieh die Vollendung seiner Toilette. Ich meinte, daß er sich zu dem bevorstehenden Diner notwendigerweise das betreffende Ordensbändchen kaufen müsse, doch dagegen sträubte er sich lebhaft und erwiderte: „Das kann man doch nicht so ohne weiteres kaufen, dazu muß man doch erst das Diplom haben." Vor der Abfahrt am Nachmittag machte ich dem noch immer sich Sträubenden die Notwendigkeit der Ordensrosette klar; wir gingen zu einem Ordensposamentier und kauften die Dekoration, die Menzel aber in die Westentasche versenkte und erst herausholte, nachdem wir nach einstündiger Eisenbahnfahrt am Gartentor von Meissoniers Besitztum läuteten.

Ein Diener führte uns zu dem körperlich ebenfalls kleinen Meister, der im Garten stand und nur mit einem Oberhemd, weißer Hose und großem Strohhut bekleidet war; er malte in der Sonne gerade einen arabischen Schimmel, legte aber, als er uns kommen sah, seine Palette weg, umarmte und küßte meinen Freund aufs neue und tippte sofort, nochmals gratulierend, auf den neuen Ordensknopf Menzels. Er selbst trug seine hohe Auszeichnung schon als obersten Hemdenknopf. Ich entging der Zärtlichkeit des großen Franzosen wohl nur deshalb, weil meine körperliche Höhe die Vertraulichkeit entfernte. Nun mußten wir die Schönheit des Schimmels in allen Einzelheiten bewundern, und dann ging es, bevor wir das Atelier betraten, erst in den Pferdestall, in dem acht Rosse standen, die Meissonier angeblich alle als Modelle brauchte, weil er ein großes Bild, eine Revue mit vielen Pferden,

male. Dann ging es in die Sattelkammer, wo viel historisches und altertümliches Sattelzeug aufgereiht stand, und dann in die Kostümkammer, ein wahres Museum von Kleidungsstücken, meist aus dem Dreißigjährigen Krieg in treuester Nachbildung nach alten Bildern und ausschließlich männliche Trachten; denn darin war Meissonier seinem Kollegen noch über, daß er nichts Weibliches malte, ausgenommen vielleicht ein einziges, ganz winziges Bildchen, ferner ein Porträt seiner Frau und das Porträt einer Amerikanerin, das hauptsächlich durch den horrenden Preis berühmt wurde, und das der Milliardär nur infolge eines Prozesses annahm. Endlich betraten wir das eine der Ateliers, ein langes schmales Gartenhaus, nur mit Oberlicht in seiner ganzen Länge, die Wände mit rot- und weißgestreifter Tapete bekleidet. Die Prinzipien, nach denen große Künstler ihre Ateliers einrichten, sind ja höchst verschieden. Böcklin hatte das seinige ganz schwarz angestrichen, jede Wand mit einer breiten, grünen Borte. Alma Tademas Atelier ist schneeweiß mit zinnoberroter Decke und einer versilberten Nische, dem Fenster gegenüber für das Modell. Lenbach arrangierte es mit vielen schönen Erzeugnissen der italienischen Renaissance und stimmte es in einen tiefen Dämmerton. Die Pracht des Makartschen Ateliers war lange Zeit eine der größten Sehenswürdigkeiten Wiens und ein Wahrzeichen der Stadt. Der große deutsche Landschaftskolorist Eduard Hildebrandt und mein Vater Eduard Meyerheim hatten gar keine Ateliers und malten nur in einfachen Stuben, die nicht einmal richtiges Nordlicht hatten. Max Liebermanns Atelier ist ganz weiß getüncht und bietet dem Beschauer außer den Bildern des Künstlers nichts Reizvolles; aber das reizloseste, geschmackloseste Atelier, das ich je gesehen, war das von Meissonier. Unser Menzel hatte dafür gar keine Empfindung, er ging spornstreichs zur Sache und betrachtete mit der Lorgnette vor der Brille das noch unvollendete Gemälde. Mit der ihm üblichen Gründlichkeit besah er es, ohne ein Wort zu reden, aber doch voller Bewunderung, Zoll für Zoll. Ich hatte für ihn gar nichts zu verdolmetschen, das Lob fiel immer nur höchst selten von des Meisters Lippen. Meissonier dauerte aber Menzels Schweigen viel zu lange. Er fing nun selbst an, die Vorzüge des Bildes zu explizieren und jede Einzelheit zu loben. Dies rührte Menzel nicht, und nur ab und zu murmelte er zustimmend: „Freilich, freilich."

Dann zeigte er plötzlich auf den vollendeten Napoleon I., der im Mittelgrunde des Bildes zu Pferde die Vorüberreitenden salutiert. Er wies auf den Arm mit dem Hute hin und sagte: „Das bleibt wohl noch nicht so"? „Qu'est-ce qu'il a dit?" raunte mir Meissonier zu; ich versuchte, die Worte in milder Form zu übersetzen. Das Ende der schwierigen Unterhaltung war, daß Menzel auf einem Blättchen Papier hinzeichnete, wie der Arm mit dem Hut sein müsse, und auch noch mit ein paar Strichen den Kaiser hinzufügte. Von dieser Zeichnung war Meissonier ganz begeistert. Er zeigte uns dann unzählige seiner Studien, die alle auf winzige, ungrundierte Holzbrettchen gemalt und ungemein interessant waren. Um eine Studie zu malen nach Reitern und Pferden, die nicht ganz stillhalten, befestigte der Künstler auf der Palette rechts unten neben dem Loch ein solches Brettchen und malte nun

stehend nach den Pferden, immer rechts und links gehend, je nachdem das Tier sich bewegte. Zu jedem der winzigen Pferdchen seiner berühmten Schlacht bei Solferino hat er Studien gemacht, die dreimal so groß sind als die Pferde auf dem Bilde. Viele glauben, daß Meissonier vielfach nach Photographien gearbeitet hätte; wer aber das Glück hatte, diese Studien bewundern zu können, wird jeden Glauben an Photographien verlieren.

Wir gingen nun ins Haus, wo uns die Meissonière und der Sohn, gleichfalls Maler, begrüßten, und betraten endlich das andre Atelier, in dem der Künstler seine kleinen Intérieurbilder malte.

Menzel hatte an einem Bilde, das auf der Staffelei stand, eine kleine Veränderung vorgeschlagen, die Meissonier auch, obgleich die Tischglocke schon geläutet hatte, sofort in Angriff nahm. Während er an der Staffelei saß, wurde er aber meuchlings von hinten durch Menzel überfallen, der sofort eine Zeichnung des arbeitenden Kollegen entwarf. Nun kam die Meissonière mit Ricard, um uns zu holen, aber auch sie wurden schnell noch mit dem Bleistift niedergemetzelt. — Der weitere Verlauf des Tages war weniger amüsant. Viele gute Haare wurden an den berühmten Zeitgenossen nicht gelassen. Nach einigen Jahren malte Menzel in Berlin von der eben geschilderten Atelierszene ein Ölbild, rechts sitzt Menzel an der Staffelei, auf der Erde schläft ein großer, weißer, schottischer Windhund, links steht Ricard, ein winziges Bildchen in der Hand haltend und bewundernd und mit Madame Meissonier sprechend. Das Bild ist von bezaubernder Koloristik und einem fast Rembrandtschen Ton. In Berlin war es nie ausgestellt und war lange Jahre verschwunden. Da entdeckte es der Berliner Kunsthändler Pächter, erwarb es und ging eines Abends im Jahre 1901 in die stets von Menzel besuchte Weinhandlung von Frederich. Menzel war hochbeglückt von der Nachricht, daß dies Bild wiedergefunden sei, und sagte: „Lieber Herr Pächter, da machen Sie mir wirklich eine große Freude. Sie müssen mit mir eine Flasche sehr guten Rotwein darauf trinken.“ Der Kellner war zur Stelle, und nach langem Suchen in der Weinkarte kam die Order: „Bringen Sie mir eine Flasche Margaux zu — 2 Mark!“ —

In jener Zeit, 1867, blühte die Schule von Fontainebleau, die bis heute den künstlerischen Ruf der französischen Malerei hochhält und deren Bilder von Kunstsammlern aller Länder gesucht und enorm bezahlt werden. Menzel zollte nicht allen die gleiche Bewunderung; er erkannte immer nur genauestes Studium, mühevolle Arbeit und volle Wahrheit an. Millet, für den man gerade anfing, in die Ruhmesposaune zu stoßen, konnte ihn wenig reizen. Er sah an seinen Werken nur, wie schlecht und ungeschickt alle Körperteile und bäuerlichen Kleidungsstücke gemacht sind. Viel höher schätzte er Jules Breton, der ohne Millet wohl kaum entstanden wäre; mit fast derselben feinen Naturbeobachtung malt dieser Künstler alles, was jener faul und unbeholfen hinmalt, mit genauem Studium und vollendeter Technik. Freilich sehen seine Bäuerinnen öfter aus, als wenn sie Romane gelesen hätten, und man merkt ihnen an, daß sie dem Künstler zu Liebe stille halten. Von den Landschaftern entzückte Menzel wahrhaft in erster Linie Daubigny, mit Be-

geisterung sagte er von dessen Bildern, wie ausgezeichnet dieser und jener Ton getroffen sei. Nächst diesem großen Landschafter hatte Menzel viel für Theodor Rousseau übrig, weniger für Corot und Duprez.

Ich war später noch einmal mit vielen großen Künstlern zu Meissonier eingeladen. Es wurde bei Tische viel über Menzel disputiert; man war einig, daß seine Handzeichnungen über alles Lob erhaben seien, ebenso seine Aquarellen und Gouachebilder. Aber mit seiner Ölmalerei konnten sich die Kollegen durchaus nicht befreunden. Manche fanden sie sogar ganz abscheulich. Da ergriff Meissonier das Wort und sagte: „Meine Herren, warten Sie es nur ruhig ab; ich glaube, von uns allen hier wird Menzel einmal der Einzige sein, der mit seiner abscheulichen Ölmalerei recht behält." —

Zum Schluß dieser Pariser Reminiszenzen sei ein Brief Menzels aus dem Kriegsjahre mitgeteilt. Ich hatte ihn veranlassen wollen, mit mir nach dem Görlitzer Bahnhof zu fahren, wo Lina Morgenstern mit ihren Damen die Verpflegung der gefangenen Franzosen übernommen hatte. Darauf schrieb er:

25. Juni 1871.

Lieber Paul!

Anbei der Nachrichtenbrief mit bestem Dank zurück. Sollte diesmal nicht sein. Zweimal fuhr ich hin. Das erste Mal gegen sieben hieß es, die Franzosen kommen um zehn. Abends um zehn brachte einer der Offiziere aus dem Telegraphenbureau den Bescheid: sie kommen um 2 Uhr! Da sprach ich mich von jeder weiteren Pflicht des Ausharrens los, wünschte den anwesenden Damen — die beiläufig das alles so und sovielte Nacht trieben — soviel Angenehmes, als Zeit und Ort zu bieten vermögen, und hüllte meine Person in eine Nachtdroschke. Wie gesagt — sei schön bedankt für Deine Bemühungen um die Einlaßkarte. (Ist aber nicht nöthig, da ich doppelten Passepartout von Wurmb und von Stuckrath habe.) Wenn ich nur davon erfahre, hinein komme ich schon.

Herzlich grüßt Dein Menzel.

VII.

Mit großen Kunstfragen hat er sich nicht beschäftigt und sich nie in die Kämpfe der verschiedenen Parteien gemischt. Er kannte eben nur gute und schlechte Bilder und behauptete, daß auf Ausstellungen die guten nicht so gut und die schlechten nicht so schlecht aussähen, wie sie es verdienten. Ein von ihm an mich gerichteter Brief spricht sich hierüber deutlicher aus:

4. Mai 1897.

Ich kann mich den Teufel drum kümmern, was hier Sezession ist und was nicht! Auf eine Anfrage von irgend woher (ich hatte nichts und wollte auch nichts geben) antwortete ich: „Wenn Besitzer etwas hergeben wollten, hätte ich nichts dagegen. Ich weiß nun nichts von alledem. Die kleinen Zeichnungen bitte ich mir augenblicklich zurückzuschicken. Es soll nichts von mir dort im Wege stehen. Jedoch zu den Illustratoren sollen sie auch nicht. Da könnten Sie nur mich auch unter einen falschen Sehwinkel stellen, als wollte ich noch — — — — mit dem „Zerbrochenen Krug" vor jetzt 20 Jahren habe ich definitiv abgeschlossen. Wer in der Illustrierliteratur ca. bis ins 8. Hundert hineingeraten ist, hat's gründlich satt. Wollet nun gründlich vorlieb nehmen mit den drei Bissen.

Vielmals bestens grüßend Menzel.

Der Passus mit den kleinen Zeichnungen bezieht sich auf die Anfrage, ob er dieselben auf Staffeleien im ersten Saale, wo sie allerdings im Gedränge

etwas gestoßen würden, oder ob er sie lieber beim Illustratorenverband ausgestellt haben möchte. Als ich ihm später mein Erstaunen darüber ausdrückte, daß er in der Sezession ausgestellt habe, antwortete er umgehend:

Im Mai 99.

Zu meinem Befremden ist mir bekannt geworden, daß Arbeiten von meiner Hand bestimmt seien, zur diesjährigen Ausstellung in den Räumen der Sezession zur Erscheinung gebracht zu werden. Nachrichten gegenüber, wie sie in mehreren hiesigen Blättern bereits enthalten sein sollen, erkläre ich hiermit, daß aus meinem Besitz nichts dergleichen nach dort hingelangt ist.

Was sich etwa doch s. Zt. von meiner Hand in gedachter Sezessionsausstellung vorfinden sollte, könnte nur ohne mein Wissen aus Privatbesitz erlangt sein.

Adolph von Menzel.

Er hätte gewiß in manchen Kunstfragen kritisch einschneidend und bessernd wirken können, wenn er mit seiner Meinung nicht so zurückhaltend gewesen wäre. In den Sitzungen der Akademie und des Senats äußerte er selten eine Meinung, und wenn es ihm doch gar zu langweilig wurde, so pflegte er die Wahlurne oder andres abzuzeichnen. Als er die Genossenschaft verließ und als Senator abdankte, wurde er zum Ehrensenator erwählt und ihm dabei der Dank für seine jahrelange Unterstützung in herzlichsten Worten ausgesprochen. Er aber erwiderte bescheiden, er habe immer das Gefühl gehabt, daß er nie etwas genutzt und in den seltensten Fällen den Verhandlungen habe folgen können. Auf eine solche Akademiesitzung bezieht sich nachstehendes Schreiben:

26. November 1875.

Lieber Paul!

Als mich neulich Deine liebe Frau zu heute einlud, dachte ich leichtsinnig genug über meine Pflicht als ord. Mitgl. der Akademie, daß ich zusagte. Nun erschüttert aber das noch gestern abend angelangte Sitzungsprogramm für heute mein Gewissen dergestalt, daß ich Dich hiermit frage, kostet es Dich Tränen, wenn ich nicht komme?

Herzlich grüßend Dein Menzel.

Menzel besuchte nicht oft, aber sehr gern das Theater. Natürlich kam er immer zu spät und hat den Komtur in „Don Juan" nie lebend kennen gelernt. Jedoch blieb er der modernen Theaterliteratur gegenüber fremd und ging nur in klassische Stücke, welche ihm schon bekannt waren. Wenn ich versuchte, ihn zu einem neuen Stück, etwa von Gerhard Hauptmann, zu überreden, so meinte er: „Ich kann der Sache gar nicht folgen, ich beobachte immer, was die Leute anhaben, wie sie beleuchtet sind und was für Gruppen sich bilden, und darüber geht mir das Stück verloren."

Als ich ihn einmal aufforderte, mit mir in den „Biberpelz" zu gehen, schrieb er folgendes (auf einer abgerissenen Traueranzeige):

30. Oktober 1901.

Lieber!

Ich fand zu Hause eine Briefschreiberei aufgehalst, die ich morgen abend erledigen muß. Außerdem — — — überhaupt — — — zum Theater genießen tauge ich nicht mehr. In Lachstücken lache ich nicht, in Rührstücken weine ich nicht.

Besten Gruß Menzel.

Liebesgeschichten interessierten ihn gar nicht; als ich mit ihm einmal über „Hermann und Dorothea" sprechen wollte, gestand er ehrlich, daß er es nie habe lesen können. Er las ungemein langsam und gründlich. Bei neuen Opern, die er gelegentlich, wohl meist als geladener Galaoperngast, besuchte, behielt er seine Meinung durchaus für sich, und in der Zeit, als bei Eröffnung der Bayreuther Festspiele durch die ganze Welt die Meinungen hin- und herwogten und aufeinander prallten, blieb Menzel schweigsam. Er hat bei der ersten Aufführung der Nibelungen mit seiner Familie längere Zeit in Bayreuth gelebt. Hatte er doch für das Zustandekommen der Festspiele die schöne große Zeichnung gestiftet, die eine Soirée bei Frau von Schleinitz im Hausministerium darstellt. Aber er sprach nie über Wagner und seine Schöpfung und meinte höchstens: „Mein Schwager Krigar sagt mir, daß das alles sehr schön sein soll, aber die Musik ist sicher ebenso schwer wie die Malerei, und wer so etwas nicht gründlich versteht, soll den Schnabel halten." Menzel selbst hat nie Musik ausgeübt. Er wußte aber Quartette, Trios und Symphonien der Klassiker ganz genau nach den Tonarten zu benennen. Haydn, Mozart, Beethoven und auch noch Schubert entzückten ihn, aber schon Schumann war nicht mehr nach seinem Geschmack.

Obgleich Menzel sich über die Musik von Brahms nicht geäußert hat, so empfand er doch eine tiefe Verehrung für den großen Zeitgenossen und hatte in Wien die Absicht, den Meister zu besuchen. Er hatte mir öfter bei Besichtigungen von interessanten und historischen Bauwerken, auch wenn dieselben nicht schön und malerisch waren, gesagt, man müsse sie wenigstens in der Zeichnung erhalten; denn über kurz oder lang würde dergleichen alles abgerissen und dann wüßte man nichts mehr davon. So hat er mit stiller Andacht das Haus, in dem Beethoven gewohnt, gezeichnet, die Haustür, den Treppenaufgang, die Eingangstür und das Sterbezimmer. Dies alles ist durchaus nicht malerisch, aber er hielt es für seine Pflicht, eine Abbildung davon zu notieren. Als er Brahms besuchen wollte, war dieser nicht zu Hause, und auf seine Bitten, das Zimmer zu besehen, in dem der Künstler arbeitete, wollte die alte Wirtschafterin zuerst nicht eingehen. Als sie aber dann doch erkannte, daß sie es mit einem rechtschaffenen Mann zu tun hatte, gewährte sie ihm einen Einblick in das Arbeitszimmer. Er schaute sich lange um und schrieb auf ein Stück Papier: „Ich wollte nur einmal in Ihrem Dunstkreis geatmet haben. Menzel."

An die Richtigkeit der Kostüme im Theater machte er natürlich große Ansprüche, und in der Zeit, als er den „Zerbrochenen Krug" illustrierte und deshalb Vorstellungen der Dichtung im Schauspielhaus mit Döring ansah, sprach er über die Aufführung sehr abfällig. Ich lasse ein paar kleine Geschichten folgen, die Menzels Beziehung zu den Brettern und den Künstlern illustrieren.

Als ich im Begriff war, zu Menzel zu gehen, um dem Meister zu seinem Geburtstag zu gratulieren, besuchte mich die unvergeßliche Sängerin Hermine Spies. Ich versicherte ihr, daß der musikliebende Meister sich freuen würde, wenn sie mich begleitete, und das fröhliche Mädchen kam gern mit. Ich stellte

sie dem Jubilar als gottbegnadete Künstlerin vor, und er sagte ihr, daß er schon viel Rühmens von ihr durch seinen Neffen und durch mich gehört hätte. Fräulein Spieß erwiderte: „Ich würde mich aber freuen, wenn ich Ihnen selbst auch einmal etwas vorsingen dürfte; denn wenn Sie zu Meyerheims in Gesellschaft kommen, habe ich immer schon abgesungen. Aber ich gebe übermorgen einen Liederabend und erlaube mir, Sie und die Ihrigen zu demselben einzuladen." Der Liederabend war bis auf den letzten Platz gefüllt; die Familie des Meisters lauschte wie alle hoch entzückt, aber dieser selbst war nicht erschienen. Als ich ihn am nächsten Tage fragte, warum er sich diesen unvergleichlichen Genuß nicht gegönnt habe, meinte er: „Ach, weißt du, so ein Liederabend ist nichts für mich. Ich gehe gern und regelmäßig in Orchesterkonzerte und Quartette, aber in all den Liedern ist immer nur von Amouren die Rede, und davon verstehe ich nun schon gar nichts."

Als Eleonore Duse in Berlin war, hatte sie viel von dem großen Meister gehört, und die temperamentvolle Frau wollte durchaus seine Bekanntschaft machen, obgleich er, der nie die Zeitungen las, wohl kaum etwas von ihr wußte. Ein liebenswürdiger Kollege vermittelte das Rendezvous und erstieg zur verabredeten Stunde mit der Künstlerin die vier Treppen zum Atelier. Der Neffe des Meisters, Professor Otto Krigar-Menzel, hatte sich im Atelier zu schaffen gemacht, um die berühmte Dame in der Nähe zu sehen. Diese kam, der Freund verdolmetschte die Unterhaltung, Exzellenz holte unzählige Mappen hervor und die Duse schwelgte in Begeisterung — — so sehr, daß sie beim Abschied die Hand des Meisters dankbar gerührt ergriff und küßte. Nachdem sie hinaus war und der Neffe beim Ordnen der Mappen half, sagte der Onkel nach einigem Bedenken: „Du, Otto, ich glaube, eigentlich hätte wohl ich der Dame die Hand küssen müssen." —

Im Berliner Theater, unter der Direktion Ludwig Barnays, wurden die „Piccolomini" gegeben. Barnay liebte es, stets bedeutende Leute in die Logen seines Theaters einzuladen, und so saß auch unser Menzel öfter in einer der seitlichen Parkettlogen, obgleich er diese nicht liebte, weil ihm der volle Blick durch Nebenmenschen und Damenhüte gestört wurde. Ich saß hinter ihm, und die Vorstellung nahm einen etwas lahmen Verlauf. Da drehte er sich in einer Pause zu mir um und sagte: „Wenn dieses Stück seinem Ende zustrebt und alles Unglück auf den Wallenstein hereinbricht, dann kommt immer dieser Max mit seinen albernen Privatangelegenheiten und Amouren und hält das Stück unnütz um eine Stunde auf. Übrigens" — sprach er weiter — „der Herr Barnay schickt mir und den Meinigen immer so oft Freibilletts zu seinen Vorstellungen. Wie verhältst du dich dazu, um dich dafür zu revanchieren?" — „O," sagte ich, „das ist sehr einfach. Barnay ist ein Bilderfreund und feiert nächstens hier ein großes Jubiläum. Wenn du ihm ein paar Striche zeichnen willst, so wirst du ihm sicher eine Freude bereiten." — „Ach so," meinte er bedeutungsvoll, mit dem Zeigefinger auf die Parkettreihen deutend, „dann sind dies wohl alles Bausteine zu seinem Jubiläum?" Menzel aber machte Barnay wirklich eine reizende Zeichnung: Vier Menschen von hinten gesehen in einer Parkettloge sitzend, der erste sieht ruhig rechts zur Bühne, der zweite

beugt sich etwas vor, der dritte lehnt weit mit dem Oberkörper zur Loge hinaus und der vierte hat die Quälerei aufgegeben und lehnt ohne Neugierde in seinem Sessel.

Eines schönen Nachmittags trafen in meinem Garten Menzel und der Hofschauspieler Kahle zusammen. Kahle klagte ersterem, daß er jetzt so dick würde und keine Bösewichterrollen mehr geben könnte. Menzel aber bedeutete ihm, daß seine Ansicht eine ganz irrige sei. Als dickleibiger Böse-wicht könne er etwas ganz Neues, nie Dagewesenes schaffen. Warum sollen denn Missetäter immer mager und knochig aussehen? Sie können ja auch bei ihren Schandtaten fett geworden sein. Man brauche nicht immer gleich auf der Bühne je nach der Körperbeschaffenheit auf den Charakter zu urteilen. Kahle möge nur getrost dicke gemütliche Schufte darstellen.

Marcella Sembrich wünschte, wie viele, ein Autograph des berühmten Künstlers zu bekommen. Dieser aber ist damit außerordentlich zurückhaltend und vorsichtig gewesen. Die Diva bat mich um meine Vermittlung, aber ich sagte ihr gleich, daß dies außerordentlich schwer sei, riet ihr jedoch, etwa folgendes Briefchen zu schreiben: Ew. Exzellenz, unser gemeinschaftlicher Freund P. M. sagt mir, es sei dringend nötig, daß Sie die Vorstellung von Don Pasquale besuchen, da es das Schönste, was die Opernsaison zu bieten habe. Ich erlaube mir, Sie zu dieser Vorstellung einzuladen, sende anbei einige gute Plätze und würde mich außerordentlich freuen, Ew. Exzellenz unter den Zuhörern zu bemerken . . . u. s. w. „Sicher," meinte ich, „wird auf dieses Briefchen irgend etwas Schriftliches erfolgen, und dann haben Sie das Ge-wünschte." Als der Abend der Vorstellung herannahte, bekam ich etwa um vier Uhr per Boten ein Briefchen im Lapidarstil meines Freundes, das er im Atelier geschrieben hatte, und da er dort keine Kuverts hatte, war das Schriftstück in ein Stückchen Packpapier geknifft und mit einem Bindfaden kreuzweis zugebunden: „Wo wohnt ein Fräulein Sembrich. Dieselbe hat mir Billetts zu Don Pasquale geschickt. Ich habe mir aber bereits ein Billett zur Emilia Galotti im Kgl. Schauspielhaus gekauft." Obgleich ich ihm nun riet, dieses schießen zu lassen und zu Kroll zu gehen, hatte er doch schon sein Briefchen an Marcella Sembrich geschrieben mit der Überschrift: „Wertes Fräulein! Ich danke Ihnen u. s. w." Frau Marcella aber hatte ihren Auto-graphen.

So sehr der Meister aber mit der Hergabe von Autographen kargte und Stöße derartiger Bittschriften unbeachtet ließ, so freigebig war er mit kleinen Blättchen und gemalten Aufmerksamkeiten für die Familien und Freunde, mit denen er intim verkehrte. Die größte Sammlung hatte er in früherer Zeit seinem Freunde Puhlmann in Potsdam gestiftet. Diese Kollektion mit dem Porträt des alten Herrn bildet eine Zierde der Nationalgalerie. Seinem Freunde Ludwig Pietsch schenkte er alljährlich zu seinem Geburtstage eine reizende Zeichnung. Er erzählte mir bei solcher Gelegenheit: „So ein Ge-burtstag ist immer eine Rute! Als der gute Freund vor vielen, vielen Jahren Quantitäten von Lobestinte für mich vergossen, schenkte ich ihm zum Geburtstag eine Arbeit. Dann floß wieder Tinte und wieder eine Zeichnung, und das

ist nun so beigeblieben. Jetzt heißt es immer am Geburtstag zu Weihnachten bei Pietsch: ‚Wo bleibt die Menzelsche Zeichnung?'"

Dem von ihm hochgeschätzten Gustav Richter und seiner liebenswürdigen Gattin hat er sehr viele, oft winzige Aquarellen auf der Rückseite seiner Visitenkarte gemalt, von so feiner Ausführung, daß sie auch in starker Vergrößerung wundervoll wirken würden. Auch die Familie des Bankiers Magnus Herrmann, in dessen Villa in Hofgastein er oft ein lieber Sommergast war, und der Schwiegersohn des Genannten, Professor Hertel, bewahren Beweise seiner Freundschaft in vielen Blättchen, die zu allen möglichen häuslichen Festen gezeichnet wurden. Er ließ sich nicht leicht eine Aufmerksamkeit erweisen, da er stets durch das Gefühl beängstigt wurde, daß er mit einer künstlerischen Gegenleistung sich bedanken müsse.

Über Menzel als Illustrator, Lithograph, Radierer usw. lassen sich allein dicke Bücher schreiben, da die Zahl von Arbeiten, die er für Vervielfältigung hergestellt hat, weit über 2000 beträgt. Er hat sich eben in allen Sätteln der Technik bewegt. In der Lithographierkunst hat er eine ganz neue, vor ihm noch nicht behandelte Technik erfunden, die er in einem herrlichen Heft als „Versuche mit Pinsel und Schabeisen" bezeichnet. Bei diesen Arbeiten hat er den Lithographierstein mit lithographischer Tusche bestrichen und alle Lichter und Halbtöne herausgeschabt. In derselben Weise ist auch sein jugendlicher Christus, im Tempel lehrend, hergestellt. Diese Komposition führte er zuerst als Transparent aus. In den fünfziger Jahren wurden die Berliner zur Weihnachtszeit durch eine poetisch-künstlerische Darstellung erfreut. In dem langen Saale der alten, ehrwürdigen Akademie wurden mit Begleitung des Domchores zweimal an jedem Abend große Transparentbilder gezeigt, die die Künstler für ihre Unterstützungskasse gemalt hatten. Fast jeder bedeutende Maler brachte abwechselnd alljährlich dieses Opfer. Und so hat auch Menzel drei Transparentbilder gestiftet, die er, nur bei Nacht arbeitend, ohne jegliche Hilfe mit eigener Hand fertigte, während sich die übrigen Künstler je zwei oder drei zu einem Bilde vereinigten. Ich selbst war oft ausersehen, die Tiere auf diesen heiligen Bildern zu malen. Die erste derartige Aufführung bestand in einer Krippe mit lebensgroßen Figuren, die von den besten Bildhauern der Zeit modelliert und von den Malern angestrichen und mit Hintergrund versehen wurden. Diese ganzen Darbietungen, an welche die alten Berliner noch eine schöne Erinnerung bewahren werden, sind leider aus Mangel an Zuspruch in den siebziger Jahren eingeschlafen.[1]) Menzel malte außer dem oben erwähnten Bilde noch einen Christus, die Händler aus dem Tempel vertreibend, und Adam und Eva mit den Kindern. Die alten Juden- und Priestermodelle hatte er sich aus dem Mühlendamm geholt, und aus dieser Zeit stammen die vielen israelitischen Studienköpfe. Die Transparente wurden alle sechs in einem Saale gemalt, in dessen Mitte ein großer Haufen

[1]) Der Unterstützungsverein Berliner Künstler hat diese schöne Sitte jetzt eben wieder aufleben lassen in einer Reihe von Weihnachtsbildern, die mit Gesangbegleitung in dem großen Festsaale des Landesausstellungsparks vorgeführt worden sind.

von Brettern und Rüstzeug lag. Einmal nun ging Menzel, um sein Bild zu überblicken, schnell zurück und stürzte dabei, die Palette in der Hand, über den erwähnten Bretterhaufen. Wir alle waren erschreckt und wollten zu Hilfe eilen. Er aber stand ganz schnell auf und schimpfte nur: „Das muß hier weggenommen werden.“ Und im nächsten Moment war er mit dem Pinsel auch schon wieder an dem Transparent. Wenn das Bild aufgezogen wurde, machte sich unter den andächtigen Zuschauern oft eine verhaltene Heiterkeit bemerkbar. Ebenso bei der Paradiesszene, in der Adam, von der Jagd kommend, auf der er seine untere Hälfte durch dunkle Sümpfe sehr beschmutzt hatte, seiner unter einer Palme ruhenden Eva einige selten große Früchte heimbringt. Die andre Jagdbeute, ein großes schwarzes Tier, liegt im Vordergrunde, und mit diesem macht sich der kleine Kain zu schaffen, der, seine Rückseite dem Publikum zeigend, auf das Tier heraufkriecht. Leider war es nicht möglich, diese schönen Arbeiten zu erhalten. Sie sind zerbröckelt und verloren gegangen.

VIII.

Die Berliner Akademie der Künste hatte Menzel nicht lange besucht. Der Direktor Gottfried Schadow besaß kein rechtes Verständnis für das Eigenartige, Neue, Große und Bahnbrechende in Menzels Kunst, und so haben sich die beiden nicht gut verstanden und fühlten sich nicht zueinander hingezogen, obgleich Menzel ein großer Bewunderer der Schadowschen Bildwerke war. Die Klasse der Perspektive längere Zeit zu besuchen, war ihm zu langweilig, weil doch die Zeit mit zu viel unwichtigen Sachen verloren ging. Er bat einfach seinen Freund Strack, ihm die Gesetze der Perspektive auseinanderzusetzen, und, er hat sich in wenigen Tagen diese Wissenschaft so gründlich angeeignet, daß es ihm eine Freude bereitete, auf seinen Bildern möglichst große perspektivische Hindernisse sich aufzuerlegen. Er hatte bei manchen Bildern, wie beim Walzwerk, wochenlang Konstruktionszeichnungen auf die Leinewand gebracht, die für jeden andern gänzlich unverständlich waren, bis er mit dem Malen begann. Ferner wußte er ganz genau, wie groß jeder Gegenstand, Kopf oder Mensch, an jeder Stelle sein müsse im Bilde, und malte diese mit erstaunlicher Sicherheit für die Tonpartie im richtigen Lichte oder Helldunkel oder Schatten vollendet hin.

Menzel hat sich bei seinem Gouache nur sehr weniger Farben bedient. Als ich ihm erzählte, daß ich vorgeschlagen habe, bei den Preisverteilungen in der königlichen Hochschule den meist sehr bedürftigen Schülern statt der Medaillen usw. als Prämien Mal- und Tuschkästen zu schenken, nickte er beistimmend und sagte, das wäre sehr verdienstlich. „Denn als ich anfing, hier in der Klosterkirche meine ersten Aquarelle zu malen, kostete ein Tuschkasten einen Taler, den ich nicht hatte. Da machte ich mir aus dem steifen Deckel eines Diariums eine Palette, brachte unten ein Gummiband so an, daß ich den Daumen durchstecken konnte, kaufte mir fünf runde Honigfarben, die ich nebeneinander auf den Deckel klebte, und mit diesem Apparat habe ich noch sehr lange gearbeitet.“

Wennschon es immer wieder Leute und auch Künstler gibt, die an Menzels Öltechnik und koloristischer Begabung Zweifel hegen, so gibt es doch kaum einen, der die hohe Vollendung seiner Bleistifttechnik angezweifelt hätte. Menzels erste Arbeiten waren sauber ausgeführte Federzeichnungen, die täuschend wie Kupferstiche in Linienmanier aussehen. In seiner Heimat hatte er in seiner Kindheit keine Bilder gesehen, und da er Kupferstiche für die schönsten und größten Kunstwerke hielt, so bemühte er sich, sie zu imitieren. So hat er mit dreizehn Jahren eigene Kompositionen aus dem klassischen Altertum gezeichnet, die wie Kupferstiche aussehen und deren Unterschriften in schönster Kalligraphie gleichfalls die Abdrücke nachahmen. Seine frühesten Bleistiftzeichnungen sind, da er sich zunächst der Illustration zuwandte, mit ganz spitzem Bleistift in peinlicher, photographischer Genauigkeit ausgeführt. Das um die Jahrhundertwende von einem berühmten Berliner Kollegen ausgesprochene und von der Jugend als Evangelium aufgefangene Bonmot „Zeichnen ist Weglassen" gab es damals noch nicht, und Menzel hat es auch nie kennen gelernt. Er äußerte sich, als ein Fragebogen über die Notwendigkeit oder Schädlichkeit des Gipszeichnens bei allen Künstlern herumging, mit den Worten: „Alles Zeichnen ist gut, Alles zeichnen noch besser." Böcklin beantwortete dieselbe Frage: „Einem Esel kann auch das Gipszeichnen schädlich sein." Ich wage kühn zu behaupten, daß, so lange die Welt steht, niemals jemand so virtuos mit dem Bleistift umgegangen ist wie Menzel.

Bis zu seinem Ende hatte er unermüdlichen Tatendurst, und es schien, als ob er die Absicht habe, ein paar Jahrhunderte alt zu werden. Denn er sagte mir oft, wenn wir eine seiner Skizzen betrachteten: „O, davon habe ich mir noch vorgenommen, es einmal auf die Gabel zu nehmen, da will ich noch dieses und jenes draus machen." Noch in letzter Zeit, als sich gar keine Ölfarben mehr im Atelier befanden (er hatte alles, wie er mir sagte, einem armen, jungen Künstler geschenkt), äußerte er zu dem Direktor der Dresdener Galerie, der gern ein Bild von größerer Bedeutung von Menzel erwerben wollte, daß er zwar nichts mehr habe, daß er aber gern noch ein Bild für dies schöne Museum malen wolle.

Zur Zeit der drohenden lex Heinze, als der Goethebund eine Versammlung der Notabeln in die Räume des Pressefklubs berief, befanden sich unter den Kämpfern gegen das Gesetz auch Menzel und Mommsen. Menzel, der den Fahrstuhl zu dem vier Treppen hoch gelegenen Klub nicht benutzt hatte, setzte sich neben seinen Freund, den großen Historiker, und sagte: „Wissen Sie, ich habe zu meinem Atelier doch gewiß ein gehöriges Ende, aber so 'ne Kletterei ist mir noch nicht vorgekommen."

„Ach was," meinte Mommsen mit entsprechender Handbewegung, „haben Sie sich nicht so, wir beide werden bald wohl noch viel höher steigen müssen."

„Wissen Sie, lieber Mommsen," entgegnete schlagfertig Menzel, „da lasse ich Ihnen den Vortritt!"

Und Menzel hat Wort gehalten.

Die anfangs etwas spitze Manier hat Menzel bald verlassen, um sein Heil in einer breiten, farbigen Technik zu finden. Er bediente sich ausschließ-

lich des ganz gewöhnlichen Zimmermannsbleistiftes, den er stets bei sich führte. Die Gewalt über diesen war so groß, daß er das Stoffliche des Originals auf das wunderbarste wiederzugeben wußte. Man kann aus jeder Zeichnung ersehen, ob das Vorbild von Marmor, von Bronze, von Holz oder von Stein war. In seinem Paletot hatte er acht Taschen, die teilweise mit Skizzenblockbüchern gefüllt waren, und er konnte es nicht begreifen, daß es Künstler gebe, die den kleinsten Ausgang machen, ohne ein Zeichenbuch in der Tasche zu haben. In seinen Röcken war auf der linken Seite unten eine besonders große Tasche angebracht, in der ein Lederetui gerade Platz hatte, das ein Blockbuch, ein paar Estampen und Radiergummi barg. Mit dem Papier ging er äußerst sparsam um; jedes Eckchen wurde ausgenützt. Es gibt Blätter, auf denen ein großes Gesicht gezeichnet, dessen leere Backe mit einem andern Kopf gefüllt ist, und wenn ein Gesichtsteil wegen des kleinen Formates ihm nicht recht gelungen schien, so zeichnete er denselben noch ein paarmal größer auf die freien Stellen desselben Blattes. Er nannte das, einen Gegenstand „durchräsonnieren". Wenn er beabsichtigte, eine Stelle mit dem Gummi fortzureiben, so bediente er sich eines kleinen Stückchens harten Papieres, in dessen Mitte ein rundes Loch geschnitten war. Dieses Loch legte er auf die verfehlte Stelle, die nun allein mit dem Radiergummi entfernt wurde, ohne daß die angrenzenden Partien darunter litten. Niemals hat er auf seinen Werken irgend einen Gegenstand direkt nach der Natur auf das Bild gebracht. Selbst wenn er eine Eierschale oder ein Briefkuvert anzubringen hatte, so wurden diese erst gezeichnet und nach der Studie auf das Werk übertragen. Sein Wahlspruch war: „Nulla dies sine linea", und er hat ihn bis zu seinem Ende mit eiserner Konsequenz befolgt.

Wenn schon man über Menzel als Illustrator ganze Bücher schreiben könnte, so möchte ich nur kurz erwähnen, daß er durch seine zahllosen Illustrationen die Holzschneidekunst zu einer Höhe gebracht hat, wie sie in keinem Lande und zu keiner Zeit gewesen ist. Die Xylographen mußten sich mit der allerpeinlichsten Sorgfalt nach jedem seiner kleinsten, scharfen Striche richten und wurden von ihm nicht übel geplagt. Heute, nachdem man phototypisch stark vergrößerte Ausgaben seiner unübertrefflichen Illustrationen zu den Schriften Friedrichs des Großen herausgegeben hat, sieht man erst recht deutlich, welchen Schatz die deutsche Nation in diesem Werke besitzt. Darum ist es nicht zu verwundern, wenn Menzel ingrimmig wurde bei der Betrachtung der Holzschnitte der Modernen, die diese Kunst wieder auf den allerniedrigsten Standpunkt der Zeit der ersten Erfindung des Holzschnittes herabgedrückt haben. Sehen doch die Holzschnitte, die als Zierleisten und Textbilder die modernen Werke der Literatur schmücken sollen (sogenannter „Buchschmuck"), so aus, als wenn Kinder Schwefelhölzchen in Tinte tauchen und damit versuchen, Landschaften zu zeichnen.

Viele haben oft den Kopf geschüttelt über das, was der Meister an andern Werken lobte und tadelte. Seine Kritik blieb vielen unverständlich. Wohl niemand hat sich je künstlerische Arbeiten aller Zeiten so genau angesehen wie er. In Ausstellungen, Sammlungen und Kirchen verweilte er so lange, bis

er vom Aufseher hinausgedrängt wurde; in letztern ist er sogar ein paarmal übersehen und eingeschlossen worden. Menzel ist wenig im Auslande gewesen, kannte aber alle Kunstwerke von den ältesten ägyptischen Tempeln an bis auf die Neuzeit, da er jede Reproduktion ebenso gründlich betrachtete, wie das Original. Er pflegte zu sagen: „Ich bin mit Deutschland noch nicht fertig!"

Mit seinem Urteil war er, wie bereits bemerkt, sehr zurückhaltend, weil er fürchtete, daß seine Aussprüche kolportiert werden könnten, und er war auch in diesem Punkt ein äußerst vornehmer Charakter. Wenn er z. B. mir meine eigenen Bilder derartig zerzauste, daß ich sie am liebsten in den Ofen gesteckt hätte, so würde er niemals einem andern etwas von dieser Kritik mitgeteilt haben. Vor allen schätzte er die Künstler, die ihm bewiesen, daß sie an ihren Werken mit höchstem Fleiß und mit Hingabe ihres Herzblutes geschaffen. So sprach er im Gegensatz zu allen modernen Kunstschriftstellern mit der allergrößten Hochachtung und Bewunderung von den Historienbildern A. v. Werners. Von dem einen: „Kaiser Wilhelm gratuliert Moltke zu seinem 80. Geburtstage", meinte er, auf dem Bilde sei alles gut von unten bis oben; das würde er gern selbst gemalt haben. Als ich ihm bemerkte, daß es leider guter Ton sei, von diesen Werken gering zu sprechen, ergriff er ein Lineal, fuchtelte damit wütend in der Luft herum, und erging sich in sehr unliebsamen Ausdrücken über Kritiker. Einmal fragte ich ihn diskret, wie ihm Liebermanns „Simson und Delila" gefiele; er wollte nichts Positives von sich geben und bemerkte: „Weißt du, bei solchen Liebesaffären und Amouren hat der dritte, der Zuschauer, gar kein Urteil. Das ist Geschmacksache der Betreffenden." Entzückt war Menzel, als ich ihn einmal zu einem Bilde von Pradilla führte, der ihm noch unbekannt war. Er saß vor der kleinen Tafel lange ganz sprachlos vor Bewunderung. Dann fragte er mich leise: „Was sagt denn der Meissonnier nun zu so etwas?" Ich erwiderte: „Der ist ja schon lange tot." Er lachte über seine Gedächtnisschwäche und sagte langsam: „Der Pradilla muß ja Augen gehabt haben wie —, wie — — ich!"

Sein ständiges Hauptvergnügen waren die illustrierten Journale, die er allabendlich bei Josty studierte. Von den Bildern im „Punch" meinte er: „Wenn von der ganzen englischen Kunst nichts übrig bleibt als die Punchillustrationen, so ist das schon genug." Fast ebenso schätzte er die Zeichnungen der „Fliegenden Blätter" und konnte nicht begreifen, daß die Münchener hier so vortreffliche Meisterzeichnungen leisteten und nebenbei so liederliche Bilder malten. Er konnte es nicht leiden, daß diese Zeichnungen, die er künstlerisch so ernst nahm, regelmäßig von einem Witz begleitet wurden. Namentlich dem Zeichner Thöny zollte er eine hohe Anerkennung.

Sehr oft war er bei Ausstellungen als Juror zur Verteilung von Medaillen tätig. Aber es war schwer, ihm eine sach- und fachgemäße Behandlung der vorliegenden Fragen beizubringen. In seiner peniblen Gründlichkeit besuchte er vor der Juryversammlung einige Tage lang unermüdlich die Ausstellung, machte sich in seinem Katalog zahllose Notizen, auch bei Bildern, deren Autoren längst die Medaille hatten, und wenn die Herren sich zur Sitzung versammelten,

kam er einige Stunden zu spät und hatte seinen kostbaren Katalog vergessen. Sobald die Herren zu den Bildern gingen, auf die es ankam, schlug er stets Nebenwege ein, blieb bei einer beliebigen Arbeit stehen und erklärte irgend einem Besucher, der sich das Werk auch gerade ansah, die Vortrefflichkeit einer Stelle. Etwas sarkastisch bemerkte er, daß seine Vorschläge ja doch niemals gehört würden. Einmal hatte die Jury ein gutes Porträt zu einer Medaille vorgeschlagen. Als Menzel hinzukam, meinte er, er sei für die Stiftung einer Strafmedaille, und als man, um ihn günstig zu stimmen, ihm ein andres Porträt desselben Künstlers zeigte, sagte er: „Nun, damit zeigt er doch, daß er niemals eine Medaille haben will". Auf einer internationalen Ausstellung wollte sich die Jury in den holländischen Saal begeben. Ich hatte als eine Art Schäferhund immer die Aufgabe, den abirrenden Meister zur Stelle zu schaffen, holte ihn auch aus dem schwedischen Saal herbei und zeigte ihm die drei Holländer, um die es sich handelte; doch nahm er davon gar keine Notiz und lorgnettierte ein größeres Bild von Israels. Auch meine Mitteilung, daß Israels längst die große Medaille habe, brachte ihn nicht von dem Bilde weg. Nun sah ich den ebenfalls kleinen greisen, holländischen Meister herannahen. Böses ahnend, flüsterte ich Menzel zu: „Du, da kommt Israels!" Dieser, erfreut darüber, daß der Meister die „Fischer" so gründlich betrachtete, fragte freundlich: „Nun Exzellenz, wie gefällt Ihnen denn meine Schilderei?" Menzel, der meine Bemerkung überhört hatte, sagte, ohne von Israels Notiz zu nehmen: „O, es ist in der Totalität und im Aufbau vortrefflich, aber, aber," und dabei tippte er mit der Lorgnette auf viele Stellen, „es ist alles so faul gemacht, faul — faul — faul." — Tableau!

Für die Sezession oder Neoimpressionisten hatte er durchaus keine vorgefaßte Meinung. Ich verweise auf den Anfang des weiter oben mitgeteilten Briefes an mich: „Ich weiß den Teufel, was Sezession ist", und als ich ihn einmal zu den Neoimpressionisten bei Keller und Reiner brachte, war er von einigen Sachen, namentlich von einer Gruppe badender Mädchen, voller Anerkennung und konnte gar nicht begreifen, warum diese Leute sich durch eine so alberne Darstellungsweise das Leben schwer machen. Für Klinger war Menzel nur mäßig begeistert. Er erkannte seine Radierungen zum größern Teil an, bewunderte an seinen Skulpturen hier eine Schulter, dort ein Knie aufrichtig, meinte aber von dem Beethoven, daß dies mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk sei. In seiner Kritik interessierten ihn zunächst alle Details, und erst später ging er auf die Totalwirkung über. Menzel sagte mir einmal, er hätte drei Prinzipien: er würde niemals auf Goldgrund malen, er würde niemals um einen Auftrag konkurrieren, und er würde auch für goldne Berge niemals einen Fries malen, da er Friese für eine abgeschmackte Erfindung der Architekten halte. Kein Mensch hätte die Ausdauer, einen langen Fries genügend zu betrachten. Der Hauptreiz eines Kunstwerkes bestände im Gegenteil gerade darin, daß der Künstler ein Stück aus der Natur möglichst knapp herausschnitte. Landschaften und Architekturstücke fing er gewöhnlich mit dem Wischer an und zeichnete dann mit beispielloser Sicherheit der Hand die Details hinein.

Auch wenn er auf meinen Bildern eine Stelle bemerkte, die ich, um dem Auge einen Ruhepunkt zu gönnen, nur mit einem großen, breiten Ton behandelt hatte, sagte er, so etwas sei für Leute, für „Kerle", die nichts könnten und sich die Sache leicht machten; „du aber kannst doch noch etwas Interessantes anbringen". Er belehrte mich oft, daß es unstatthaft sei, auf einem Bilde in seiner ganzen Länge und Höhe am Rahmen mit einem gleichmäßigen Ton abzuschließen. Überall müßte abwechselnd Hell und Dunkel vom Rahmen überschnitten werden, und immer müßten die Töne am Goldrahmen heller oder dunkler als das Gold sein. Er selbst mokierte sich einmal über die Überfüllung seiner eigenen Bilder, als er mit lebhaftem Lachen eine Parodie bewunderte, die Oberländer in seinem berühmten Zyklus „Der Kuß" auf Menzel gemacht hatte. Er fand nur eines falsch darin, die große Namensunterschrift, und sagte: „Ich habe gewöhnlich keinen Platz, um meinen Namen auf das fertige Bild zu schreiben."

Wenn es in der Malerei eine Lehre vom Generalbaß und Kontrapunkt gibt, so ist diese bis heute leider noch nicht in so festen Grundsätzen aufzustellen, wie in der Musik; aber sie ist darum doch vorhanden, und diejenigen Kunstwerke, die aus den Lehren entstanden sind, ziehen das Auge des Beschauers doch mächtiger an als alle jene, die mit oder ohne Absicht gegen die Kunstprinzipien verstoßen. Menzel war ein großer Kontrapunktist in der Malerei, und wenn er mir ein Bild korrigierte, so war es nicht leicht, seinen Aussprüchen zu folgen. So z. B. bat er mich, als er ein großes Bild lange kritisch betrachtet hatte, ob ich ihm nicht ein Stück schwarzes Papier geben könnte. Ich tat es, und nun schnitt und riß er ein merkwürdig geformtes Stück heraus, und dieses klebte er mit etwas Wachs auf eine Ecke des Bildes, wobei er meinte: „Hier brauchst du eine Dunkelheit von dieser Gestalt", doch wollte er sich nicht darüber aussprechen, was ich nun eigentlich dorthin malen sollte, und sagte nur kurz: „Das ist deine Sache, dir darüber den Kopf zu zerbrechen."

Bei meinen Bildern war er mir stets ein treuer Berater. Leider kam er nur höchst selten und immer erst bei einbrechender Nacht in mein Atelier. Als ich für das Danziger Museum das Porträt von Daniel Chodowiecki malte, dessen Bestellung mir durch Menzels Fürsprache zuteil wurde, wollte er, nachdem er an einer größeren Gesellschaft bei mir teilgenommen, ganz spät nach Mitternacht, als die Gäste fort waren, noch meinen Chodowiecki sehen. Wir stiegen in das ungeheizte Atelier, und bei mäßiger Beleuchtung begann er seine Kritik und tadelte heftig die Hände, die die Kupferplatte und Radiernadel halten. Er meinte, daß ich diese gar nicht nach einem gewöhnlichen Modell malen könnte; dazu brauchte ich jemanden, der mit solchen Instrumenten umzugehen wisse. Er ergriff nun Kupferplatte und Nadel, setzte sich in richtiger Beleuchtung an einen Tisch und befahl mir, eine ordentliche Studie nach seinen Händen zu machen. Trotz der niedrigen Temperatur arbeiteten wir beide im Frack so lange, bis diese Studie fertig war, wobei der große Künstler öfter einnickte und dann erwachend immer fragte: „Sitze ich denn noch richtig?"

Für zwei Gattungen von Bildern hatte er wenig übrig, für Stimmungsbilder und für Bilder mit sogenanntem deutschen Gemüt. Eine solche Sünde hatte auch ich begangen und dies Opus vor seinem Auge versteckt, um mir eine Schamröte zu ersparen. Er drehte aber doch die Staffelei herum und betrachtete schweigend das junge, sehnsuchtsvolle Mädchen, das bei aufgehendem Mond unter einem Jasminstrauch einem Zuge Vögel nachschaut. Er besah es nicht liebevoll, tippte mit den Fingern auf den blaßrosa aufgehenden Mond und sagte: „In den Fürst Pückler hättest du auch noch einen Eislöffel hineinstecken können."

Große, leere Stellen auf Bildern konnte er nicht ausstehen, und wenn wir zusammen eine Ausstellung durchwanderten, stand er bei solchen Werken nur still, um zu bemerken: „Was hätte man da noch alles hinmalen können," oder auch, wenn die Bilder ein zu ödes Landschaftsmotiv darstellten: „Die Natur hat wohl oft so schwache Momente, aber man malt sie doch nicht gerade."

Das Große an Menzel war, daß er weder nach rechts noch nach links gesehen hat, noch nach dem, was andre tun und lassen und reden. Er hatte auch nicht den geringsten Autoritätsglauben und genierte sich nicht, die berühmtesten Meisterwerke alter Galerien, und wenn sie von Rembrandt selbst wären, mit sehr zersetzender Kritik zu beurteilen. So z. B. das berühmte Bild in Dresden, „Rembrandt mit seiner Frau auf dem Schoß", dem er keinen Geschmack abgewann. Angesichts der Laokoongruppe sagte er einmal zu mir, nachdem er in stiller Bewunderung eine Weile mit der Lorgnette auf den Laokoon gewiesen hatte und dann auch die später gefundenen Jünglinge zeigte: „Was würde das für ein Schmerz gewesen sein, wenn man diese beiden nicht gefunden hätte. Na, und nun — nun hat man sie!"

Auch der Kopf der vielgerühmten Klythia, von dem Reinhold Begas mit ihm im Gespräch sagte: „Man kann ihn hinstellen, wohin man will, er sieht doch immer schön und apart aus," hatte nicht seinen besonderen Beifall.

Einmal hielt Menzel eine kleine Skizze einer nackten Nymphe, die Begas Gustav Richter geschenkt hatte, in den Händen, bewunderte sie außerordentlich und sagte dabei zu Richter: „Sagen Sie doch dem Reinhold, wenn Sie ihn sehen, ob er nicht imstande wäre, sich einmal etwas platonisch zu verlieben, damit er den Gesichtsteilen auch einige Aufmerksamkeit schenken möchte."

IX.

Zu allen Hofgesellschaften wurde Menzel eingeladen, und er ward nicht müde, die Gäste sowohl wie die herrliche Architektur des Schlosses zu bewundern, zu studieren.

Wenn Se. Majestät ihn zur Tafel geladen hatte, schickte er ihm in den letzten Jahren einen seiner Geheimen Räte mit einem Wagen, der den Meister zur rechten Zeit abholte. Der Herr Geheime Rat trieb einmal den berühmten Gast zu großer Eile, brachte ihn glücklich in den Wagen und bemerkte unterwegs, daß Menzel den Schwarzen Adlerorden nicht angelegt hatte.

Der Geheime Rat war sehr erschrocken. Umkehren war unmöglich, und Menzel tröstete ihn mit den Worten: „Es schadet nichts; ich bekleckere mir das Band doch immer beim Essen.“ Ein andermal beim Hofball sah ich ihn in seiner Hoftracht herumspazieren ohne den roten Senatorenmantel. Als ich ihn fragte, warum er denselben nicht angelegt, meinte er: „Ich habe ihn zu Hause gelassen, weil er beim Gedränge am Büffett immer so begossen wird.“

Als Menzel den hohen Orden vom Schwarzen Adler erhalten, mußte der neue Ritter natürlich im vollen Ornat photographiert werden. Auf dem Bilde stand Se. Exzellenz neben einem großen Stuhl, und auf diesem sein Zylinderhut. Als er gefragt wurde, warum gerade dieser Hut dort stünde, ob er ihn mit besonderer Absicht aufgestellt habe, sagte Menzel sehr ernst: „Gewiß habe ich dies absichtlich angeordnet, denn den hohen Orden bekommen nur gekrönte Häupter, Fürsten oder hohe Militärs. Mit dem schwarzen Zylinderhut wollte ich andeuten, daß ich ein einfacher Bürger bin.“ An den vielen Orden, die ihm zuteil wurden, hatte er doch eine stille Freude und putzte sich gern damit. Besonders stolz darauf war er, daß er einen höheren französischen Orden besaß als Meissonnier.

Als Helmholtz Vizekanzler des Pour le mérite geworden war, begab er sich zu Menzel, dem Kanzler dieses hohen Ordens, und fragte ihn, welche Obliegenheiten ihm in dieser Stellung zukämen. Menzel antwortete kurz: „Sie haben nur zu warten, bis ich tot bin, und dann sind Sie Kanzler.“

In früheren Jahren fanden in der Häuslichkeit Menzels und seines Schwagers Krigar sehr anregende und gemütliche Gesellschaften statt. Künstler, Schriftsteller und Musiker versammelten sich in den Räumen, und dem Wirte bereitete es ein wahrhaftes Vergnügen, wenn seine Musik ausübenden Kollegen in seinem Atelier ihm Quartette vorspielten. Sehr oft habe ich mit meinem Vater, Karl Becker, den Brüdern Begas und andern dort gespielt. Der Gesang ertönte seltener in diesen Räumen. Mancher Gast wurde damit beglückt, daß er in einem stillen Winkel sich eine Mappe mit Skizzen besehen durfte. Dort blieb er nie lange allein. Nach dem reichlichen Mahle ergriff dann der Wirt sein Glas, und man vermutete, daß er seine Gäste mit einem Toast erfreuen würde. In brüderlicher Liebe aber hielt er gewöhnlich eine Dankrede an seine Schwester, die alles so herrlich bereitet.

Hier ein Briefchen aus jener Zeit:

3. Oktober 1879.

Lieber Paul!

Mit Bedauern hier die Nachricht, daß unser morgiger Abend untunlich geworden ist. Meine arme Schwester befindet sich in Katarrh-Situation extremster Art, so daß sie gegründete Bedenken trägt, die Wirtin zu machen mit der bei dergleichen sicheren Aussicht, den Gästen in der Atmosphäre der Wohnung den Keim zu demselben Leiden mitzuteilen.

Schönstens grüßend Menzel.

Bei größeren Festen, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden, hielt er gern eine Rede, deren Vortrefflichkeit und Geist aber nur die würdigen

konnten, die unmittelbar neben dem Redner standen. Denn er sprach gerade vor sich hin in seinen Teller hinein und nicht mit lauter Stimme. — Den schlesischen Accent hatte er nie ganz abgelegt. — Jeder Festteilnehmer aber wollte etwas von den goldenen Worten hören, und so bildete sich im Nu ein dichter Schwarm von Gästen, die mit der Hand am Ohr in allen möglichen gebückten Stellungen in einem festen Knäuel sich um den verehrten Redner drängten.

Eine hinreißend warmherzige Rede auf meinen Vater hielt er, als ich ihn zum letzten Male bei mir sah. Zu meinem sechzigsten Geburtstage hatten sich sehr viele Freunde und namentlich lustige Jugend in meinem Hause versammelt, um diesen Tag mir zu verschönen. Ein großer Teil erschien als Figuren aus meinen Bildern, und so wimmelte es von Zirkuskünstlern jeden Geschlechts, von Zigeunern, Menagerieleuten und ländlichen Gestalten. Da es im Sommer war und mein Atelier zur Bewirtung aller Gäste nicht ausreichte, so hatte ich den anstoßenden Wäscheboden phantastisch dekoriert und erleuchtet, und die darin munter tobenden, speisenden, kostümierten jungen Leute gewährten einen reizenden, malerischen Anblick. Mein greiser Freund umschlich beobachtend die bunten Gruppen und setzte sich bald in diese, bald in jene Bodenecke, um etwas auf dem Anstand zu treffen, und dann, als schon manche herzliche und lustige Rede gehalten, begann auch er an sein Glas zu klopfen und sprach so rührende und tiefempfundene Worte, daß alle Gäste wahrhaft ergriffen waren, als er ein stilles Glas auf den verstorbenen Freund Eduard Meyerheim trank. Dieser Eindruck ist allen Anwesenden unvergeßlich geblieben.

Für sein warmes Herz und seine oft fürstliche Wohltätigkeit gibt es zahllose Beweise. Wenn für eine gute Sache ein reicher Mann eine große Summe zeichnet, wird davon viel Aufhebens gemacht. Menzel „zeichnete“ mit eigner Hand meist viel größre Summen. Er hat, wenn es sich um Unterstützung von hilfsbedürftigen Künstlern oder zu wohltätigem Zweck veranstalteten Bazaren und Lotterien handelte, immer kostbare Blätter gespendet, mit deren Wert kein Beitrag der andern Wohltäter konkurrieren konnte. Bei Geldsendungen war er sein eigner Bote, damit niemand etwas davon erführe.

Als Menzel seine Augen für immer geschlossen hatte, hat es mich und seine Freunde sehr verdrossen, daß alle Journale eine Fülle von Anekdoten brachten, die den großen Mann ausnahmslos nur als einen schroffen, groben und sehr unliebenswürdigen Menschen darstellten. Und viele mögen auch wohl Grund gehabt haben, ihn so zu nennen; denn er mußte oft zu starken Mitteln greifen, denen gegenüber, die ihn mit irgendeiner Bagatelle belästigen und bei der Arbeit stören wollten. Ganze Stöße von Briefen voll Zumutungen sollte er, der Überfleißige, beantworten: Bitten um Autographen, Urteile über Kindertalente, Zusendungen von Freibilletts, Ersuchen um schriftliches Gutachten über Bleistifte, neue Malmittel, Malgründe und Pinsel usw. usw., und wenn gar viele Leute mit ihrem Ansuchen ihn persönlich beglücken wollten, konnte er sich ihrer nur durch Schroffheit erwehren. Er war kein

Mann von gleichgültigen Redensarten, fragte nie nach Familienangelegenheiten, nach künftigen oder nach erledigten Sommerplänen oder nach dem Neuesten vom Tage. Wer aber, und wenn er ihm gänzlich unbekannt war, ganz dreist ein Gespräch anfing, der durfte sich sicher über Grobheit nicht beklagen. Und wenn sich alle Freunde regelmäßig an seinem Geburtstag bei ihm einfanden, so hatte er für jeden ein warmes, gemütvolles Wort, und alle, die am gastlichen Frühstückstisch bei dem Meister saßen, konnten seine unglaubliche Frische und Herzlichkeit bewundern. Bei diesen intimen Festen, die mit einer Gratulation und einer Gabe von Sr. Majestät eröffnet wurden, hatte das Geburtstagskind sein Glas mit gutem Stoff in der Hand und war unermüdlich, jedem zuzutrinken und zum Trinken anzuspornen.

Die Räume, in denen sich die Gratulanten versammelten, waren einfach und ohne Luxus im Geschmack der frühern Zeit eingerichtet. Aber wo Menzelsche Werke die Wände schmücken, ist Luxus genug. Über einem Sofa hing eine große Photographie von Rafaels Madonna della Sedia. Einige Rokokoschränke, Händels Büste von Houdon, manches Ehrengeschenk der königlichen Familie in drei Generationen und verschiedene Arbeiten von Kollegen, die nur mit ängstlichem Gemüt wagten, dem hochverehrten, von allen anerkannten Meister etwas darzubringen — das war alles.

Gegen das Ende seines Schaffens hin liebte es Menzel, ältere Arbeiten noch einmal vorzunehmen. Er holte manche Studie oder Zeichnung aus frühern Mappen und überarbeitete sie gänzlich. Es entwickelte sich bei ihm die Vorliebe, solche Arbeiten mit überreichem novellistischen Inhalt auszustatten, und er erzählte oft ganz lange Geschichten von dem, was er sich erdacht und in das Werk geheimnisvoll hineingelegt hatte. Schon frühe hatte er etwa acht Blatt Aquarellen kleinsten Formats geschaffen, die eine zusammenhängende Handlung darstellen, und es wurde lange, aber immer vergeblich nach einem Dichter gesucht, der zu diesen Blättern eine Geschichte schreiben sollte.

Das letzte Bild in Gouachefarben hatte folgende Geschichte. Ich fragte ihn ein Jahr früher, was er vorhabe. Er zeigte mir das Aquarellporträt eines feinen Aristokraten und sagte: „Das ist der Byron von Curland. Den will ich jetzt fertig machen.“ Als ich verwundert meinte, daß dieser Herr doch schon ein paar Decennien tot sei, sagte er: „Gewiß, aber ich habe das Porträt beim Kramen in einer Mappe gefunden. Es war eine Studie zum Krönungsbild, und die Familie, der es gut gefallen, bestellte mir, daß ich das Porträt fertigmachen sollte. Nachher haben sie wohl Reue bekommen des Preises wegen und haben es wieder abbestellt. Nun will ich aus dem Ding etwas machen, und zwar einen Agrarier, der sich eine Zigarre angesteckt hat und einen Pack Zeitungen mit der rechten Hand unwillig beiseite schiebt.“ Zu dieser Arbeit hat er für die erwähnte Hand fünfunddreißig Zeichnungen gemacht und für die mit der Zigarre noch fünf. Dreiviertel Jahr hat er über diesem Blatt zugebracht, und als ich ihn eines Tages fragte: „Was ist denn aus deinem Agrarier geworden?“ erwiderte er kurz: „Ich habe doch nicht ausdrücken können, was ich gewollt, und habe ihn schließlich beiseite gelegt.“

Natürlich gehen die Meinungen über das Schaffen eines jeden großen Künstlers immer auseinander, und die wahre Schätzung bleibt erst feststehend, wenn sie die kritischen Siebe von Jahrhunderten passiert hat. Und so hat Menzel schon zu seinen Lebzeiten allerlei hinunterschlucken müssen, was ihn aber — Gott sei Dank — nicht beirrt hat. „Allen gefallen ist schlimm, mach es wenigen recht.“ Und wie viel Unsinniges ist da nicht alles gesagt und geschrieben worden! Der eine nennt ihn nur einen Gelehrten, ein andrer meint, daß seine Kunst die eines Chinesen oder Japaners sei; ja man sprach ihm sogar die Kunst des Zeichnens und gänzlich den Sinn für Kolorit ab. Den einen Kunstschreiber geniert die überreiche Fülle des Gebotenen auf jedem Bilde, er nennt ihn einen Kunstregistrator; der andre sieht nur Kleckse in schlechter Technik, und sogar der Geist wird für etwas der Kunst Schädliches erklärt. Da ich selbst mit den Werken des unvergeßlichen Freundes groß geworden und erzogen worden bin, so habe ich natürlich nur reine Freude und Bewunderung, und, ehrlich gestanden, mit dem Beurteilungsmaßstab, den ich mir durch Menzels Werke gebildet, will mir nur wenig andres gefallen. Denen aber, die diesen Riesen aus mangelnder Kenntnis perspektivischer Lehrsätze unverständig beurteilen, möchte ich zurufen: „Mancher kommt uns nur klein vor, weil er so sehr weit über uns steht!“

Altthüringer Porzellan[1].

Von

Wilhelm Stieda.

Nachdem im Jahre 1710 auf der Albrechtsburg in Meißen die erste deutsche Porzellanmanufaktur eingerichtet war und bald zu vielbeneidetem Weltruf gedieh, wurden nacheinander in den nächsten fünfzig Jahren im Deutschen Reiche, einschließlich Österreichs, zwölf Fabriken gegründet. Sie sind wohl alle, insbesondere die zu Höchst, Berlin und Wien, zu großem Ansehen gelangt. Ihre Erzeugnisse aus jener Periode gehören heute zu den gesuchtesten und werden hochgeschätzt. In der Tat ist, was sie auf dem Gebiete der keramischen Industrie in der Malerei, in der Formengebung, im Figürlichen geleistet, bewundernswert. Man begreift bei ihrer Besichtigung den Reiz, den dieses mehr als hundertjährige Porzellan auf feinsinnige Naturen ausübt. Die Zierlichkeit der Figuren, der Schmelz der Farben, die Reinheit der Glasur, die Feinheit der Masse und der Malerei, die uns Vögel, seltsame Fabeltiere, Blumen, Allegorien oder Darstellungen aus dem Leben einer weit hinter uns liegenden Vergangenheit vorführt — sie verfehlen nicht, Eindruck auf uns zu machen.

Alle diese Gründungen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind auf die Initiative hoher Herren zurückzuführen. Weltliche und geistliche Fürsten, Könige und Fürstbischöfe riefen sie ins Leben oder unterstützten sie mit ihren Mitteln. Zum Teil leitete sie dabei der Wunsch, das Luxusporzellan, welcher Art dasselbe immerhin sein mochte, in eigenen Fabriken wohlfeiler hergestellt zu sehen. Außerdem aber kommt der wirtschaftliche Grundsatz zur Geltung, daß man industrielle Etablissements eröffnen solle, um in dem Vertrieb der Fabrikate, womöglich ins Ausland, eine Einnahmequelle zu erschließen und Wohlstand ins Land zu bringen. Dementsprechend bemühen sich diese Fabriken, ihre Leistungen zu steigern und, getragen durch den künstlerischen Idealismus ihrer Protektore, streben sie das höchst Erreich-

[1] Das Nähere siehe in meinem Buche: „Über die Anfänge der Porzellanfabrikation auf dem Thüringerwalde". Jena 1902.

bare an. Angefeuert durch das Wohlwollen allerhöchster und hoher Herrschaften, die mit kostbaren Bestellungen wetteiferten und willige Abnehmer auch teuerer Sachen waren, haben ihre Künstler, Modelleure und Maler eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht.

Indes das Porzellan konnte auf die Dauer nicht bloß auf den Konsumentenkreis der obersten Zehntausend beschränkt bleiben. Nicht nur vornehme und reiche Damen sahen in ihm das Ideal einer häuslichen Kunst verwirklicht, schmückten ihre Kaffee- und Teezusammenkünfte, ihre Schreib- und Toilettentischchen mit den reizenden Gegenständen, sondern es kamen allmählich auch seine inneren Vorzüge zur Anerkennung. Die Dauerhaftigkeit des Porzellans, sein schönes Aussehen, seine Sauberkeit, seine Fähigkeit, sich gefällig dekorieren zu lassen, machten es zum Gebrauchsgeschirr höchst geeignet. Die tönerne Kaffee- oder Milchkanne wurde verdrängt, das hölzerne Geschirr beiseite geschoben, der zinnerne Teller vernachlässigt, und an ihre Stelle kamen jetzt die Porzellangeschirre und -gefäße in Gebrauch.

Diesem Bestreben hat die Porzellanfabrikation auf dem Thüringerwalde sich dienstbar gemacht, ja sie hat wohl den Umschlag bewirken helfen, wenn nicht geradezu veranlaßt. Die älteren Fabriken, mit Ausnahme der von Meißen und Berlin, sind alle längst wieder eingegangen. Sie haben pekuniär auch, so viel bekannt, nie recht gute Tage gehabt. Die Gewöhnung des weniger bemittelten Publikums war noch eine zu geringe, der Preis ihrer Erzeugnisse noch zu hoch. Daher konnten sie auf die Dauer nicht bestehen. Die Thüringer Fabriken dagegen haben für die Popularisierung des Porzellans gesorgt.

Seit 1760 erscheinen die ersten Fabriken in Kloster Veilsdorf, in Volkstedt, in Gera und Wallendorf, denen sich bald andre anschlossen, so daß bis zu Ende des 18. Jahrhunderts zwölf, und wenn wir die heute territorial zu Bayern gehörenden Etablissements zu Schney und Tettau mitrechnen, vierzehn im Gebiete des Thüringerwaldes in Tätigkeit waren. Sie haben sich alle lebensfähig erwiesen. Sie bestehen heute durchweg gegenüber früher in vergrößertem Umfange, und sie waren es, die das Signal zur Entfaltung dieser Branche der keramischen Industrie gegeben haben. Auf sie ist es zurückzuführen, wenn wir heute 1503 Betriebe für die Fabrikation und Veredlung des Porzellans in Deutschland mit zusammen 35 914 Personen in Tätigkeit wissen. Im eigentlichen Thüringen sind heute 120 Betriebe mit rund 28 000 Arbeitern in Gang, ohne die in der Hausindustrie und Porzellanmalerei beschäftigten. Ihr darf man es zuschreiben, daß im Jahre 1900 die gesamte deutsche Porzellanfabrikation, abgesehen von Porzellanknöpfen und -blumen, auf mehr als 50 Mill. Mark geschätzt wurde, wovon für 33½ Mill. Mark ins Ausland ausgeführt wurde. Seitdem muß die Produktion sich erheblich vergrößert haben, denn im Jahre 1903 betrug der Wert der Ausfuhr an:

Tafelgeschirr . .	37 643 000 Mark
Luxusporzellan .	10 825 000 „
Zusammen also	48 468 000 Mark.

Die Thüringer Industrie verdankt ihre Entstehung wesentlich zwei Männern: dem einstigen Glasfabrikanten Gotthelf Greiner und dem Kandidaten der Theologie, Gottlob Heinrich Macheleid, ihre weitere Förderung namentlich dem Prinzen Friedrich Wilhelm Eugen von Hildburghausen und dem Hütteninspektor Hammann.

Die Fabrik zu Kloster Veilsdorf, die der Prinz Eugen von Hildburghausen ins Leben rief, trägt noch den Charakter der älteren Periode. Sie ist der Initiative eines vornehmen Herrn entsprungen, der sich für die Einbürgerung eines neuen Industriezweiges lebhaft interessiert. Schon im August 1760 hat derselbe, mutmaßlich der erste in Thüringen, in einem Gebäude des ehemaligen Klosters den Versuch unternommen, Porzellan herzustellen.

Geboren am 8. Oktober 1730 als jüngerer Sohn des Herzogs Ernst Friedrich II. von Hildburghausen, ist er der Bruder jenes Fürsten Ernst Friedrichs III., dessen Talente und Menschenfreundlichkeit zwar anerkannt sind, der aber gleichwohl durch seine unverständige Prunkliebe namenloses Elend über sein Land brachte und dasselbe finanziell ruinierte. Der Prinz Eugen war anders geartet. Ein geschickter Feuerwerker und Mechaniker, in dänischen und holländischen Diensten nacheinander als General tätig, befand auch er, wie aus seiner Korrespondenz ersichtlich, sich allerdings häufig in Geldverlegenheiten, war aber doch kein Verschwender. Vielmehr erscheint er als ein unternehmender Geschäftsmann. Er pachtet die Münze, er erwirbt ein Landgut, offenbar in der Absicht, aus seiner Bewirtschaftung gute Revenuen zu ziehen, und endlich gerät er auf den Gedanken, Porzellan fabrizieren zu wollen. Wer ihn dazu angeregt, ist nicht bekannt. Vermutlich wird die zu erwartende Einnahme aus dem Betriebe eine Rolle gespielt haben. Es mochte dazu kommen, daß er von dem im Jahre 1718 ergebnislos verlaufenen Versuch seines Großoheims, Herzog Christian Ernst von Coburg-Saalfeld, in Saalfeld eine Fabrik zu errichten, wußte. Auch mochte der aufkeimende Ruhm der Meißner und andrer Manufakturen reizen. Jedenfalls hat er vor Augen gehabt die in der Rosenau bei Coburg seit 1738 eröffnete Fayencefabrik, die der Herzog Franz Josias unterstützt hatte, ohne daß es gelang, sie zu einer dauernden und glanzvollen Tätigkeit zu bringen.

Mit äußerst bescheidenen Mitteln ging der Prinz ans Werk. Sein Material beschaffte er sich aus nächster Nähe ohne großen Aufwand. Aus Schalkau kam die Erde, aus Pfersdorf bei Hildburghausen eine andre zum Mischen, Sand und Quarz von Sophienau bei Eisfeld. Nach einer erhaltenen Aufzeichnung hatte der Prinz zu Anfang nicht mehr als 390 Taler, eine Summe, die um so geringfügiger erscheint, als die Unkosten für das erste Rechnungsjahr sich auf 2580 Gulden und einige Kreuzer beliefen. Der regierende Herzog, der sich stets für Beförderung von Handel und Gewerbe in seinem Lande interessiert hatte, betätigte hier sein Interesse mehr durch Wohlwollen als durch Geldmittel. Immerhin spendete er doch die Bauplätze, sowie Holz und Kalk zum Bau der Fabrikgebäude unentgeltlich. Ja er sicherte der Fabrik für ewige Zeiten das Monopol und gewährte für den Betrieb 300 Klafter Brennholz zu dem gewöhnlichen Holzpreis, sowie

freie Benutzung eines oberhalb der Mühle des Veilsdorfer Guts fließenden Baches.

Für alle diese Vergünstigungen zeigte sich der Prinz erkenntlich, indem er dem fürstlichen Herrn Bruder einen Anteil am Ertrage in Aussicht stellte. Von dem Bruttoertrage des Etablissements sollte der Landesherr 2 Prozent erhalten.

Es entzieht sich unsrer Kenntnis, ob es je zur Auszahlung des fünfzigsten Talers gekommen ist. Bei einer Abrechnung im Jahre 1767 wurden Serenissimo statt baren Geldes mehr und minder große Mengen Porzellans zugewiesen. Dabei verstand man dieses nach so hoher Taxe zu bewerten, daß der Herzog schließlich in der Schuld des Prinzen stand. Das Umgekehrte wäre das Natürlichere gewesen.

Der Prinz Eugen hatte den Betrieb seiner Fabrik im August, wenn nicht schon im März 1760 eröffnet, obwohl das Privileg für sie erst vom 1. März 1765 datiert. Ungefähr einen Monat später, am 8. September desselben Jahres, reichte Georg Heinrich Macheleid, dermalen in Sitzendorf, dem Fürsten Johann Friedrich zu Schwarzburg das Gesuch ein, ihm und einer zu bildenden Gesellschaft ein Privileg zur Errichtung einer Porzellanfabrik zu erteilen.

Dieses Unternehmen, für das der Fürst bereits vier Wochen später die Konzession gab, bringt einen gemischten Typus zum Ausdruck. Es sind Privatpersonen, die unter sich das Geld aufbringen, zwar noch keine förmliche Aktiengesellschaft gründen, indes, offenbar in erster Linie von dem Wunsche geleitet, ihr Kapital zu verwerten, zusammentreten. In der Gesellschaft spielen angesehene Mitglieder des Hofes, der Hofrat v. Holleben, ein Herr Johann Ferdinand v. Muffel und vor allen Dingen der regierende Landesherr eine Rolle. Der Fürst Johann Friedrich hatte für sich und den Erbprinzen je einen Anteil gezeichnet. Er hat auch gelegentlich, wie eine Reihe kürzlich aufgefundener Schreiben erkennen läßt, in ähnlicher Weise wie Prinz Eugen zu Hildburghausen ganz direkt in den Betrieb eingegriffen. Als er im Jahre 1767 starb, erlosch in der fürstlichen Familie das Interesse für das Etablissement nicht. Fürst Ludwig Günther war nicht nur bereit, in die frei werdenden Anteile des Geschäftes einzutreten, sondern bestimmte ein für allemal ihren Übergang von einem regierenden Landesherrn auf den andern. Auch seine hohe Gemahlin, die Fürstin Sophie Henriette, eine geborene Gräfin Reuß, war geschäftlich beteiligt.

Derjenige nun, der zunächst die Seele des Betriebes war, jedenfalls die Anregung zur Gründung gegeben hatte, Macheleid, war im Jahre 1723 zu Gursdorf als Sohn eines Laboranten geboren, d. h. eines Mannes, der sich auf die Anfertigung von Medizinen, Salben, Tränklein u. dgl. mehr verstand. Macheleid hatte Theologie studiert, doch schon als Student naturwissenschaftliche Vorlesungen gehört. Nach beendetem Studium betätigte er sich zunächst als Prediger. Neunundvierzigmal soll er auf der Kanzel gestanden haben, da wurde er andern Sinnes und kehrte zu seinen naturwissenschaftlichen Liebhabereien zurück.

Einer Anregung aus einer Vorlesung eines Jenaischen Professors folgend, versuchte er, Porzellan herzustellen, von dem er gehört hatte, daß es sich um eine Mischung von Ton und Kieselerde handelte. Er mischte nun alle Sand- und Tonarten, deren er habhaft werden konnte, allein stets vergeblich. Porzellan wurde nicht daraus. Da brachte ihm eines Tages eine Frau Streusand, von dem er einen kleinen Vorrat erstand, den er gelegentlich zu seinen Experimenten verwandte. Diese Erde war die lang gesuchte. Mit ihr erhielt er wirklich Porzellan. Doch das geringe Quantum war schnell verbraucht, und er wußte nicht, woher neuen Vorrat nehmen. Die Streusandverkäuferin war ihm nicht bekannt gewesen, und er hatte sie auch nicht gefragt, von wo sie gekommen war. Er durchirrte nun Berge und Täler der Umgegend, lief weit und breit herum, ohne den ersehnten Stoff zu entdecken. Endlich, in einem Steinbruch in der Nähe von Königsee, fand er das gesuchte Material. Sofort belud er sich derart mit dem geschätzten Stoffe, daß er kaum noch gehen konnte und, zu Hause glücklich angelangt, hatte er das Spiel gewonnen. Macheleid ist nicht bis an sein Lebensende in der Fabrik, die er gegründet, geblieben. Er wurde in höherem Alter eigensinnig und grillig, und der Fürst soll ihn durch Bewilligung einer Pension abgefunden haben. Er zog sich für den Rest seines Lebens nach Schwarzburg zurück und erbaute sich dort, am Ende des Dorfes, an der Schwarza, ein Häuschen, das heute noch zu sehen ist. Ein Drechsler, der zugleich einen Ausschank betreibt, ist im Besitze desselben. Als, wie man erzählt, eines Tages die Fluten der Schwarza so stark anschwollen, daß sie sein Anwesen bedrohten, soll Macheleid sich auf den Trippstein geflüchtet und dort ein neues Haus erbaut haben. Ob nun wirklich aus diesem oder einem andern Grunde — genug, die Fundamente dieses Häuschens kann man heute noch unmittelbar vor der Aussichtshütte auf dem Felsen sehen. Die Fabrik, die zuerst in Sitzendorf, später, seit Mai 1762, nach Volkstedt übergeführt wurde, hat, wie die Ausstellung zeigt, Hervorragendes geleistet. Geschäftlich stand ihr lange Zeit der nachherige Hofkonsistorial- und Steuerrat August Friedrich North vor, ein durch praktische Kenntnisse, Scharfblick in Geschäften und Ordnungsliebe ausgezeichneter Mann. Als er im Jahre 1798 starb, rühmte das „Rudolstädtische Wochenblatt" sein tätiges Wirken zur Errichtung und Erhaltung der Volkstedter Fabrik. Er ist später durch Christian Nonne, der ursprünglich Materialwarenhändler in Erfurt war, ersetzt worden.

Als Macheleid sich im September 1760 um ein Privileg bewarb, zögerte der Fürst Johann Friedrich zunächst, die Einwilligung zu erteilen. Er war nämlich gleichzeitig vom Hütteninspektor Hammann in Katzhütte ebenfalls um Privilegierung einer Fabrik angegangen worden.

Johann Wolfgang Hammann, in Franken 1713 geboren, hatte eine auf das Praktische gerichtete Ausbildung genossen, die ihn befähigte, sich dem Bergbau zuzuwenden und in der Folge die Leitung eines Hochofens und Hammerwerks zu übernehmen. Im Jahre 1747 finden wir ihn in Katzhütte, wo seit dem Beginn des Jahrhunderts ein Hochofen im Gange war. Er wird uns als eine prächtige Persönlichkeit, ein entschiedener und gereifter Christ ge-

schildert — als ein Mann, der vermöge seiner Mittel helfen konnte, auch wollte, und sich um die Hebung des Ortes Katzhütte große Verdienste erworben hat. Durch welchen Umstand angeregt er sein Interesse dem neuen Industriezweige, ebenfalls seit dem Jahre 1760 zugewandt, hat sich nicht ermitteln lassen. Fast gleichzeitig mit Macheleid bewarb er sich um ein Privileg, weil auch er bereits „seit fünf Jahren in dieser Sache mit vielem Aufwand laborieret und Stücke angefertigt hätte, die einem echten durchsichtigen Porzellan nicht ungleich wären". Hammann kam jedoch nicht dazu, wie er beabsichtigte, diese dem Landesherrn vorzulegen, und Johann Friedrich zu Schwarzburg entschied zugunsten seines Schützlings Macheleid. Es könnte seltsam erscheinen, daß der Fürst die Zulassung einer zweiten Fabrik verschmähte, da aus dem gleichzeitigen Betriebe zweier Unternehmungen schließlich für sein Land doch größere wirtschaftliche Vorteile sich ergeben mußten. Wahrscheinlich hatten Hammanns Leistungen noch kein rechtes Zutrauen erweckt. Hatte der Landesherr sie nicht selbst gesehen, so waren sie doch seinem Kammerrate von Holleben gezeigt worden, der von der Erteilung der Konzession abgeraten haben mag.

Der tatkräftige und unternehmungslustige Hammann wurde durch diese Ablehnung nicht abgeschreckt. Hatte er in Schwarzburg-Rudolstadt mit seinen Bestrebungen keinen Anklang gefunden, so richtete er sein Augenmerk auf einen andern Teil Thüringens. Er kaufte im November 1763 von dem sächsischen Landkammerrat Freiherrn von Hohenthal das zum Fürstentum Coburg-Saalfeld gehörende Rittergut Wallendorf und erhielt im folgenden Jahre die Erlaubnis zur Eröffnung einer Porzellanfabrik daselbst.

Diese Fabrik, die dritte in der Reihe, wenn wir von Gera absehen, die als Fayencefabrik älter sein dürfte, zeigt uns den vollendeten Typus des modernen Etablissements. In der Gesellschaft, die sich nominell zu ihrem Betriebe gebildet hatte, war Hammann der Kapitalist, der sich seinen Sohn und seinen Bruder als Gesellschafter zugesellt hatte und vor allen Dingen zwei Techniker anstellte, die für die tadellose Herstellung des Porzellans die Sorge übernahmen. Hier haben wir zum ersten Male die Fabrik als reines Privatinstitut, als das Unternehmen eines vermögenden Mannes. An sie schlossen sich die späteren in Gotha, in Limbach, Ilmenau usw. an, die von sachkundigen Unternehmern ins Leben gerufen wurden. Von nun an hört das fürstliche Interesse, an diesen Anstalten direkt sich zu betätigen, auf. Freilich sind die Etablissements in Gotha und Ilmenau vorübergehend im Besitze der Landesherren gewesen, aber nur deswegen, weil sie Geld vorgeschossen und dasselbe auf diese Weise zu retten gedachten. Sie haben die Fabriken bald wieder weitergegeben, verpachtet oder verkauft. Die Zeit war vorüber, wo die Landesherren glaubten, ihren Untertanen in der Belebung des Kunstfleißes mit gutem Beispiele vorangehen zu sollen. Der erwachte Geschäftsgeist sorgte jetzt von selbst für die weitere Verbreitung der Idee.

Die beiden technischen Sachverständigen in der Genossenschaft zu Wallendorf waren Gottfried Greiner von der Glashütte in Alsbach und Gotthelf Greiner, sein Vetter im benachbarten Limbach. Sie sind es, insbesondere er letztere, die der Thüringer Fabrikation die bestimmende Richtung verliehen

haben. Von Wallendorf aus gründet Gotthelf Greiner acht Jahre später Limbach, übernimmt 1779 Großbreitenbach, ist eine Zeitlang als Pächter in Ilmenau tätig. Zu seiner Familie gehörige sind es, die wir später in Rauenstein, in Kloster Veilsdorf, in Gera sehen. Ihre Anregung trug Früchte. Die Saat, die sie gesäet, ist aufgegangen und hat Thüringen wie Deutschland bereichert. Aber man darf nicht übersehen, daß mit den vielen neuen Gründungen der künstlerische Zug allmählich zurücktrat und der auf die Befriedigung der Massen gerichtete kaufmännische Geist die Produktion beherrschte.

Gotthelf Greiner, 1732 in Alsbach als Sohn eines Glasmachers geboren, war wegen des guten Verstandes, der sich schon im Kinde zeigte, zum Studium bestimmt. Er hatte jedoch einen unausrottbaren Hang zur Industrie. So oft er sich unbeobachtet glaubte, schlüpfte er in die väterliche Glashütte, unterhielt sich mit den Einträgersjungen und half ihnen bei der Arbeit. So stark war dieser Zug in ihm mächtig, daß er selbst dem Ansinnen des Fürsten Friedrich Anton von Schwarzburg-Rudolstadt, der ihn, weil man ihm seine guten Gaben gerühmt hatte, studieren lassen wollte, widerstand. Elf Jahre alt, wurde der Knabe konfirmiert und trat als Einträger in die väterliche Glashütte. Mit dieser ging es in den nächsten Jahren rückwärts. Es kam dazu, daß des Vaters Anteil an ihr öffentlich zum Verkauf ausgeboten werden mußte. In dieser Not schossen die Brüder seiner Mutter Geld vor, und der junge 18jährige Gotthelf wurde in den Stand gesetzt, an die Spitze des Geschäfts zu treten. Er begann es klein, mit 80 Gulden Kapital, hatte aber die Genugtuung, es bald wieder aufblühen zu sehen.

Die Anregung zur Fabrikation von Porzellan empfing er merkwürdigerweise von seinem Vetter, späteren Schwager Gottfried Greiner in Alsbach. Dieser hatte durch seine Emailfarbenbereitung manche Kenntnis von feuerfesten Bestandteilen erlangt und sich, dem Zuge der Zeit folgend, auf die Erfindung des Porzellans verlegt. Er setzte den Vetter Gotthelf von seinen Plänen in Kenntnis, und beide arbeiteten gemeinsam. Vetter Gottfried ging um so bereitwilliger darauf ein, als ihn in das Haus des Gotthelf ein besondrer Magnet, dessen jüngere Schwester, zog. Beide Vettern arbeiteten nun darauf los, längere Zeit ohne alle andern Erfolge, als daß sie es so weit brachten, porzellanähnliche Pfeifenköpfe herzustellen. Vor allen Dingen fehlte die Glasur, sie wurde nicht recht weiß und glänzend. Da hörten sie von dem Töpfer Dümmler in Koburg, der angeblich in der Bereitung von Glasuren sehr bewandert sein sollte. Sie engagierten ihn für einen Wochenlohn von 4 Talern und kamen jetzt mit vereinten Kräften in Limbach so weit, daß sie nicht nur Pfeifenköpfe, sondern auch Tassen und Unterschalen zustande brachten.

So der Vollendung nahe, scheinen sich die drei Mitarbeiter nicht mehr gegenseitig getraut zu haben. Vielleicht schwebte einem jeden von ihnen der Gedanke vor, das Geheimnis für sich allein verwerten zu wollen. Gotthelf Greiner, der über sein Leben eine umfangreiche Erzählung niedergeschrieben hat, die auszugsweise veröffentlicht worden ist, teilt in dieser mit, wie seine Genossen in verschlossenen Stuben hinter das Geheimnis der Masse und Glasur zu kommen trachteten. Da sie auf seine Kosten tätig waren, drang er eines

Tages, als sie nicht zu Hause waren, mit einem Hauptschlüssel in ihre Zimmer, prüfte ihre Arbeiten und hatte binnen kurzem das herausgefunden, was er brauchte. Nun war er bald so weit, daß, wie er selbst sagt, die Mehrzahl seiner glasurten und gebrannten Proben als in jeder Hinsicht dem Meißner Porzellan gleich angesehen werden konnten. Die ersten fertigen Tassen verteilten die glücklichen Erfinder unter ihre Freunde. Die Pfeifenköpfe aber verkauften sie zu 12, 14, 16 Groschen das Stück.

Jetzt wandten sich die Vettern im Jahre 1761 an Herzog Anton Ulrich zu Meiningen mit der Bitte um die Konzession zu einer Porzellanfabrik, die sie über der Steinheyde, d. h. in Limbach, erbauen wollten. Sie bekamen die Konzession auch, jedoch ohne daß man sich regierungsseitig dazu verstehen wollte, ihnen aus den herrschaftlichen Wäldern ein bestimmtes Quantum Holz zu liefern. Eben deshalb — denn schon für die Glashütte fing das Holz an knapp zu werden — kam Greiner nicht zur Eröffnung des Betriebes, zog es vielmehr vor, sich in die Dienste des Hütteninspektors Hammann zu begeben. In Wallendorf trug er acht Jahre redlich an seinem Teile dazu bei, die Fabrik in Aufnahme zu bringen. Die Hammanns wußten wenig oder gar nichts von der Technik, dafür kaufmännisch besser Bescheid. Die Greiners hatten eine Erklärung unterschreiben müssen, daß Hammann allein der Eigentümer des Rittergutes und sie bei dem Kaufe weiter nicht interessiert wären, als daß „lediglich ihre Namen dazu gebraucht wurden". Außerdem scheint Hammann nicht geneigt gewesen, obgleich er von ihnen abhängig war, seinen Mitarbeitern die gleichen Rechte und Einnahmen zuzugestehen. Gotthelf Greiner, schwer gekränkt, wandte sich an den Herzog, der die Angelegenheit untersuchen und einen Vergleich zustande bringen ließ.

Allein nun war Gotthelfs Bleiben in Wallendorf nicht länger. Von neuem tauchte der Gedanke auf, selbständig sein Glück als Porzellanfabrikant zu versuchen. Diesmal erreichte er in Meiningen in kurzer Zeit alles. Am 17. Juni 1772 hatte er eine Konzession, die ihm freilich auch noch kein bestimmtes Holzquantum zusicherte, sondern ihn auf die ihm für den Betrieb der Glashütte bewilligte Menge, sowie auf freihändigen Ankauf des Holzes verwies. Die unterdessen veränderten Umstände, seine Erfahrungen in Wallendorf, der Rückgang der Glasmacherei mochten ihn jetzt dieses Arrangement doch nicht für so unzweckmäßig halten lassen, wie er es vor einigen Jahren angesehen hatte. Der konzessionierte Brennofen war bald erbaut, und am 10. November 1772 konnte er den ersten Brand ausführen. „Feierlich trugen wir," erzählt er in seiner Selbstbiographie, „das Porzellangeschirr in das Brennhaus und setzten es in den Ofen ein. Das Feuer brannte gut. Meine Bangigkeit schwand, langentbehrte Freude trat an deren Stelle. Ich besorgte den Ofen bis zu Ende des Brandes allein. Gott sei Dank, es gelang vortrefflich."

Wie aus dieser Darstellung ersichtlich, ist die Bereitung des Porzellans in Thüringen noch einmal erfunden worden. Das ängstlich gehütete Geheimnis war wohl aus Meißen weitergelangt, aber, abgesehen vom Prinzen Eugen von Hildburghausen, von dessen technischem Berater wir nichts wissen, lehrt

die Entstehung der Fabriken in Volkstedt und Limbach-Wallendorf, wie Macheleid und Gotthelf Greiner das Problem selbständig durchdacht haben. Man kann ihnen nicht nachweisen, daß sie sich der in Meißen oder anderswo vorhandenen Kenntnisse durch Überläufer bedient hätten. Gotthelf Greiner behauptet alle die einschlägigen Schriften über das Thema studiert zu haben. Sehr wertvolle Fingerzeige kann er aus ihnen nicht entnommen haben, da bekannt ist, was für Schriften damals ausgegeben waren. Dennoch muß man glauben, daß fünfzig Jahre nach Meißen die Zusammensetzung der Masse in der Hauptsache bekannt war. So bin ich geneigt, zu glauben, daß es sich bei den geschilderten Versuchen nur darum gehandelt haben kann, die in Thüringen vorhandenen Erdarten daraufhin zu prüfen, inwieweit sie zu einem vollkommenen Porzellan gebraucht werden könnten.

Alle Thüringer Fabriken, auch die in den nächsten Jahrzehnten begründeten, auf deren Entstehungsgeschichte nicht weiter eingegangen werden kann, sind ins Leben getreten unter Bewilligung gewisser Privilegien. Das Bestreben der Fabriken geht dahin, das Monopol zu erlangen, d. h. die Sicherheit, daß in dem betreffenden Bezirke keine andre Fabrik im Verlaufe einer Reihe von Jahren eröffnet werden dürfe. Fast immer ist diesem Ansinnen entsprochen worden. Nach Ablauf einer gewissen Zeit aber hat man dem Entstehen neuer Konkurrenzanstalten keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Wallendorf erhielt z. B. im Jahre 1764 die Zusicherung, daß kein Rival neben ihm zugelassen werden würde. Als aber im Jahre 1800 Tobias Albert aus Roschütz bei Gera eine Konzession erbat, wurde ihm die Erlaubnis trotz der Einsprache Wallendorfs erteilt. Bei zunehmender Bevölkerung und wachsendem Versand ins Ausland konnte eine Befürchtung, daß die jüngeren Anstalten die älteren bedrängen würden, nicht aufkommen.

Außer dem Monopol erfreuten sich die Fabriken verschiedener Erleichterungen, die offenbar von dem Wunsche getragen waren, den Betrieb bald auf eine gewisse Höhe gebracht zu sehen. Die Gründer bekamen die Erlaubnis, überall im Lande nach dem Rohmaterial suchen zu dürfen. Sofern sie wirklich geeignete Stätten entdeckten, mußten sie sich freilich mit den Privateigentümern über die Ausbeutung derselben verständigen. Hauptsächlich kamen in Betracht die Sandgrube und der Steinbruch bei Steinheide im Amte Neuhaus für die Massebrocken. Fast alle Fabriken beziehen noch heute vorzugsweise den Rohstoff von dort her. Den Ton zu den feuerfesten Kapseln holte man aus den in der Nähe von Koburg befindlichen Gruben von Kippendorf. Inwieweit Schalkau außer für Kloster Veilsdorf Erde lieferte, läßt sich nicht mit Sicherheit erkennen.

Meistens wurden ferner Holzlieferungen aus den fiskalischen Waldungen zugesagt, in der Regel zu den ortsüblichen Preisen, bisweilen zu Vorzugspreisen. Die bequeme Möglichkeit, den unentbehrlichen Hilfsstoff beinahe vor der Tür zu haben, hat gewiß das Aufkommen der Fabriken begünstigt. Allein nach Maßgabe der Vermehrung derselben bei gleichzeitiger verstärkter Nachfrage nach Holz von seiten der sich vergrößernden Bevölkerung waren die Forstverwaltungen nicht geneigt, es herzugeben. Sie betonten das Interesse,

den Wald erhalten zu sehen, und fürchteten dessen frühzeitige Vernichtung, wenn sie allen Ansprüchen Gehör schenken würden. Man wies entlegenere Stätten zur Gewinnung des Holzes an und Holz von geringerer Güte, wodurch die Unkosten für die Fabriken sich vergrößerten. Diese lehnten sich dagegen auf und pochten auf ihre Privilegien, und so ist beinahe die Geschichte fast aller Fabriken zugleich die Geschichte des Kampfes um das Holz mit den Forstbehörden, bis das Eindringen der Steinkohlen der stellenweise, z. B. in Ilmenau als Nonne 1799 das Geschäft übernahm, sehr stark hervortretenden Not ein Ende bereitete.

Zu solchen Begünstigungen, die übrigens auch in andern Ländern den aufkommenden Porzellanfabriken gewährt worden sind, gesellten sich weitere. Den Etablissements wurde die Kanzleischriftfässigkeit eingeräumt, d. h. der direkte Verkehr mit der Landesregierung. Damit war verbunden die Gerichtsbarkeit in niederen Dingen über das Arbeitspersonal. Differenzen der Unternehmer mit ihren Arbeitern wurden vor einem von der Fabrik dazu ernannten Gericht erledigt. Über seine Zusammensetzung erfährt man freilich nichts Genaueres. In dem Privileg für Kloster Veilsdorf war es z. B. dem Eigentümer freigestellt, auf welche Art er die Jurisdiktion verwalten lassen wolle. Später, als das Etablissement 1797 verkauft wurde, machte man den Unternehmern zur Bedingung, die Fabrikgerichte „jedesmal mit einem der Rechte erfahrenen in hiesigen Landen wohnhaften Subjekt zu bestellen". Kloster Veilsdorf war es auch, wo die Herrschaft der Fabrik das sonst nicht nachgewiesene Recht einräumte, einen Pranger mit Halseisen aufzustellen. Hoffentlich ist wenig oder gar nicht von ihm Gebrauch gemacht worden. In Wallendorf haben sich Gerichtsakten, die von der Handhabung der Justiz Zeugnis ablegen, erhalten. Zum Teil mag das Bedürfnis, eine Angelegenheit schnell und sachverständig zu erledigen, darauf geführt haben, daß man die Gerichtsbarkeit über die Arbeiter den Fabriken selbst zustand. Hauptsächlich wird sie jedoch ein Ausfluß der ehemaligen, den Gütern, auf deren Territorium die Fabrik errichtet wurde, zustehenden Patrimonialgerichtsbarkeit gewesen sein. Mit der fortgeschrittenen Zeit, die eine derart einseitige Handhabung des Rechts nicht zulassen konnte, mußte sie fallen.

Im übrigen scheint die Behandlung der Arbeiter seitens der Unternehmer von nicht zu leugnendem patriarchalischem Charakter gewesen zu sein. Nicht selten kam es vor, daß die Fabrikleitung zu Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen und selbst zu Vergnügungen, wie Vogelschießen, Vorschüsse gewährte. Ob hierin ein Zeichen ungenügender Lohnverhältnisse oder mangelnder Fähigkeit auf seiten der Arbeiter, sich mit dem Erworbenen einzurichten, erblickt werden soll, mag auf sich beruhen. Im ganzen sind die Lohnverhältnisse, soweit man über sie ins klare kommen kann, nicht ungünstige gewesen. Indes die Fabriken hatten nicht stets den gleichen Absatz. Es kamen Zeiten, wo es den mit Stücklohn bezahlten Arbeitern an Beschäftigung gebrach. Das mag dann das System der Vorschüsse veranlaßt haben.

Weniger ansprechend ist, daß die Arbeiter nicht nur in barem Gelde ausgezahlt wurden, sondern auch Lebensmittel und sogar Porzellan erhielten.

Es herrschte also das heute verpönte Truckſyſtem, ob indes zum pekuniären Vorteil des Unternehmers, will ich nicht behaupten. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß in der ländlichen Einsamkeit, in der diese Etablissements lagen, die Beschaffung von Lebensmitteln durch die Fabrik den Arbeitern bequem war und sie der Notwendigkeit enthob, an den nächsten größeren Ort behufs Einkauf der Dinge gehen zu müssen. Brot, Roggen, Weizen, Bier, Salz, Milch, Rind- und Schweinefleisch, Wildpret und Tabak sind die Gegenstände, die von den Fabriken geliefert wurden. Ob die in vereinzelten Exemplaren erhaltenen Pfennige, sowohl aus Kupfer als auch aus Porzellan, diesem Rechnungsverkehr dienten oder einem Mangel an Scheidemünzen abzuhelfen bestimmt waren, wage ich nicht zu entscheiden.

Auch zu der in Kranken- und Sterbekassen sich zeigenden Fürsorge für die Arbeiter finden sich Anfänge. Bei der Krankenkasse in Kloster Veilsdorf leisteten die Arbeiter monatliche Beiträge, und im Fall der Erkrankung erhielten sie dann je nach der Stellung einen bestimmten Betrag täglich. Eine Sterbekasse in Wallendorf war so organisiert, daß im Todesfall jeder überlebende Genosse eine Kleinigkeit zahlte, die der Familie des Verstorbenen zugute kam.

Die Thüringer Porzellanfabrikation ist von vornherein auf den Grundsatz der Massenproduktion bedacht gewesen. Die Vorbedingung für das Aufkommen der Industrie, die Erde, war gegeben, das Brennmaterial ohne Schwierigkeit zu beschaffen. Die Arbeitskräfte waren wohlfeil, da die Menschen bei der geringen Ausdehnung des Landbaues darauf angewiesen waren, industrielle Beschäftigung zu suchen. Wenn es auch anfangs an geeigneten Künstlern gefehlt haben mag, sehr bald war für einen Stamm von Arbeitern gesorgt. Durch Schulung jüngerer einheimischer Kräfte in förmlichem Lehrverhältnis sorgte man für Nachwuchs. So wurde die deutsche Porzellanindustrie mit Hilfe von Thüringen eine Respekt einflößende Ausfuhrindustrie. Durch die historischen Bedingungen begünstigt, unter denen sie sich entwickelte, hat sie einen Vorsprung vor der gleichen Industrie andrer Länder erreicht. Die amerikanische Union vor allen Dingen, doch auch Holland und England, Britisch Australien und Britisch Nordamerika sind unsre Abnehmer. Selbst Belgien und Frankreich beziehen regelmäßig gewisse Mengen deutschen Luxusporzellans.

Die Gebrauchsware, die Thüringen auf den Markt warf, bemühte es, sich zu veredeln. Weißes Porzellan scheint von vornherein nicht beliebt gewesen zu sein. Man wünschte es dekoriert. Daß aber zu wohlfeilerem Preise als von renommierten Fabriken die Bedürfnisse in künstlerischer Gestaltung und Ausschmückung befriedigt werden konnten, das bewirkte der genügsame Sinn der Thüringer, die ihre Arbeit nicht allzuhoch bewertet zu haben scheinen. Trotzdem ist in der Malerei von Fabriken wie Kloster Veilsdorf, Volkstedt und Gotha in der ersten Zeit entschieden Bemerkenswertes geleistet worden. Die Fabrik in Volkstedt hat sich auch durch schöne Formen ihrer Erzeugnisse ausgezeichnet. Zur Dekoration dienten nicht nur Blumen in Girlanden und alleinstehend, Goldkanten, Sterne usw., sondern auch geschichtliche Szenen, Porträts, Landschaften wurden gemalt. Mit Vorliebe wählte man die Sujets aus der lieblichen, der betreffenden Fabrik näheren oder entfernteren Gegend

des Thüringerwaldes. Auch der Humor kam in persönlichen Anspielungen zur Geltung, und es war beliebt, bestimmte im Freundes- oder Familienkreis vorgekommene Ereignisse durch den geschickten Pinsel des Miniaturmalers festzuhalten. Die Fabrikate trugen so den Stempel des Gemütvollen und Behaglichen und fanden um so mehr Eingang und Anklang.

Mit der Zeit verflachte jedoch diese Kunstfertigkeit. Das Aufkommen des Überdrucks mit der Kupferplatte, freilich schon seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts bekannt, beeinträchtigte bei seiner erheblichen Billigkeit die Handmalerei, und später zwang die Konzession an den ausländischen Markt und das Bestreben, in der Konkurrenz einander zuvorzukommen, zu geringwertigen Leistungen. Einige Namen der Maler und Modelleure sind auf Grund ihrer Leistungen bekannt. Im ganzen ist aber in dieser Beziehung doch bis jetzt zu wenig gesammelt worden, um schon zu einem abschließenden Urteile zu kommen. Bemerkenswerte Maler waren sicher Stockmar und Döll in Kloster Veilsdorf, Johann Heinrich Haag, Josef Adam Langer und Johann Friedrich Greiner in Wallendorf, Christian Schulze als Blumenmaler, Gabel für historische Stücke, Rüger in Gotha für Landschaften, Senff und Weidel in Ilmenau bei der Anfertigung der blauen sogenannten Jasperware.

Die Fabrikation erstreckte sich vorzugsweise auf Eß- und Trinkgeschirr, namentlich auf Kaffee- und Teegeschirr. Große Schüsseln, Terrinen, Speiseteller, überhaupt Tischservice wurden weniger fabriziert. Soweit man aus den seltenen erhaltenen Preiskuranten: Ilmenau 1785 und 1792, Volkstedt 1795, Limbach 1810 und 1812 entnehmen kann, wurden Eßservice nur in Volkstedt und Ilmenau hergestellt. Doch ist sicher, daß auch in Kloster Veilsdorf größere Stücke wie Tafelaufsätze, Konfektplatten, Körbchen gemacht worden sind.

Eine andre Gruppe bilden die Galanterie- und Luxusporzellane als Flacons, Etuis, Tabatièren, Stock- und Westenknöpfe, Medaillons, Fingerhüte, Messerhefte, Uhrketten, Tabakstopfer usw. Hierher gehört auch die Fabrikation von Figuren, die indes weniger glücklich und charakteristisch ausfiel. Kloster Veilsdorf, Limbach und Ilmenau sind vielleicht die einzigen gewesen, die diesen Artikel pflegten. Ilmenau gab in der Zeit von 1784—99 die Anfertigung des Figurenporzellans auf und wandte sich mit einem starken Zuge ins Praktische der Erzeugung „guter allgemein gangbarer Kaufmannsware zu", die „beständig Liebhaber findet und ihren Ertrag gewiß gewährt". Die Bemalung der Figuren ist zum Teil frisch und lebendig, die Modellierung läßt zu wünschen übrig. An die Feinheit der Figuren aus Meißen, Höchst, Frankenthal oder Ludwigsburg sind die Thüringer nicht herangekommen.

Eine dritte Gruppe ihrer Erzeugnisse möchte ich als Gebrauchsgegenstände bezeichnen. So Punschnäpfe und -löffel, Lavoirs mit Gießkanne, Schreibzeuge, mit und ohne Leuchter, Nachtlampen, Seifenkugel- und Pomadenbüchsen, Barbierbecken, Wandleuchter, Augenbader usw. Über die Einreihung der Artikel in die eine oder andre Kategorie wird sich natürlich reden lassen. Zu Ausstellungen eignen diese Gegenstände sich schwerlich; aber sie sind für die Kultur, für Reinlichkeit und Sauberkeit von der größten Wichtigkeit geworden.

Auch spricht es für die Verfeinerung des Geschmacks, daß man wenigstens in Volkstedt diese bescheideneren Gegenstände auch in den beliebtesten Dekors, bunt und in purpur, mit goldenen Rändern, blau mit deutschen Blumen, mit natürlichen Vögeln bemalt, haben konnte.

Unter allen diesen Artikeln ragen zwei hervor, die eine Zeitlang geradezu bestimmend in der Fabrikation Thüringenscher Porzellane gewesen sein müssen. Sie in den geschmackvollsten Dekors herzustellen, wurde angestrebt und zweifellos ein umfangreicher und gewinnbringender Handel in ihnen getrieben. Es waren Pfeifenköpfe und Türkenbecher.

Die Zeit des Pfeifenkopfs ist in der Hauptsache vorbei. Die Zigarre hat die lange Pfeife und den kurzen Stummel verdrängt. Selbst auf dem Lande ist die früher traditionelle Pfeife fast verschwunden. Von der Mannigfaltigkeit im Dekor, wie der Raucher, der über eine vollständige Sammlung zu verfügen pflegte, sie einst liebte, macht man sich heute schwer eine Vorstellung. Sie wurden mit Blumen und Buchstaben, mit Porträts und Wappen, mit Tieren und Figuren, mit Landschaften und Malerei à la Wedgwood verziert. Es war wenigstens in Wallendorf gerade die Aufgabe der bessern Maler, hierbei ihren Schönheitssinn und ihre Erfindungsgabe wirken zu lassen, um recht gangbare Artikel herzustellen. Nimmt man dazu nun noch die Tabaksflaschen, -dosen, -stopfer usw., so begreift man die ungeheure Wichtigkeit dieser Branche für die gesamte Industrie. Vermutlich blieben diese Pfeifenköpfe nicht ausschließlich im Inlande, obwohl man vor vielleicht 50 Jahren bei passionierten Rauchern ganze Schränke mit vollständigen Assortiments von Pfeifen und Stummeln sehen konnte, sondern dürften auch massenhaft ins Ausland gegangen sein. Die Bezeichnungen „französische“ und „türkische“ Pfeifen deuten doch wohl darauf.

Lediglich für das Ausland und zwar für den Orient waren die Türkenbecher oder -köpfe bestimmt. Seit um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Konstantinopel der Kaffee allgemein in Gebrauch gekommen war, hatten sich die Türken daran gewöhnt, ihn aus kleinen, runden, henkellosen Tassen zu nehmen, die auf einem hölzernen Teller präsentiert, häufig behufs besseren Angreifens in einen größeren Metallbehälter gestellt waren.

Diese kleinen, zierlichen Gefäße bezogen die Türken ursprünglich aus China oder Persien, wo man seit alter Zeit die Herstellung des Porzellans kannte. Als dann die Kunde von den Meißner Fabrikaten in weitere Kreise drang und dieselben auf der Leipziger Messe feilgeboten wurden, wurden sich die türkischen und griechischen Händler darüber klar, daß sie die begehrten Täßchen bequemer, vielleicht auch wohlfeiler aus Deutschland beziehen konnten.

Um das Jahr 1732 ist ein türkischer Kaufmann Manasses Athenas bereits mit Meißen in ständiger Verbindung. Er bestellte damals 2000 Dutzend von „Türkenköpfgen“. Zwei Jahre später schloß er einen Vertrag mit der Manufaktur, daß künftig sie nur an ihn solche Tassen liefern solle. Er verpflichtete sich seinerseits, „soviele Cöpgen von allerley Sorten als deren jährlich bey der Fabrique nach seinen Modellen gemacht werden können und wann sichs auch bis auf 3000 Dutzend belieffe, abzunehmen“. Zugleich bat er, die

für ihn bestimmten Waren nicht mit den gewohnten Fabrikzeichen, den gekreuzten Kurschwertern, zu markieren. Offenbar wollte er seine türkischen Kunden in dem Glauben lassen, nach wie vor ihnen Ware chinesischen Ursprungs anzubieten. Für die Meißner Fabrik mag das Geschäft ein ganz gewinnbringendes gewesen sein, denn sie ging bereitwilligst auf den Wunsch des Fremdlings ein. Man brachte chinesische Marken, später auch den Merkurstab mit Punkt auf dem Boden der Täßchen an.

Ob auch die andern Porzellanfabriken in Höchst, Ludwigsburg, Frankenthal, Berlin und Wien sich ebenfalls auf die Herstellung des lohnenden Artikels verlegten, wissen wir nicht. Sicher aber taten es die thüringischen Etablissements, vielleicht alle, gewiß die Fabriken zu Kloster Veilsdorf, Wallendorf, Ilmenau und Rauenstein. In den verschiedensten Sorten, Farben und Größen wurden sie angefertigt.

Die Bemalung der „Türkenköpfgen" war eine Arbeit, mit der sich die besseren Maler nicht befaßt zu haben scheinen. Vielfach wurden die Tassen überhaupt nicht in der Fabrik dekoriert, sondern gingen weiß nach Regensburg, Passau, Nürnberg und wurden dort, wo man den Geschmack des Orients kannte, bemalt. Die thüringischen Fabriken bemühten sich mit allen Kräften, den Absatz dieses lohnenden Massenartikels an sich zu bringen. Prinz Eugen von Hildburghausen schlug seinem Intendanten vor, die Preise nicht zu hoch, etwa 1/4 oder 1/5 unter der Meißner Taxe anzusetzen oder etwa 1/8 nachzulassen und dabei zu bemerken, daß man die Täßchen jederzeit um einen geringeren Preis als in der Meißner Fabrik geben wolle. Der Prinz hoffte mithin durch Unterbietung der Meißner Fabrik den Absatz zu sich ziehen zu können, und da er nicht genau wußte, wie diese die Preise formulierte, so dachte er, sie von den Kaufleuten erfahren zu können. Es ist für uns heute sehr ergötzlich, wahrzunehmen, wie der fürstliche Porzellanfabrikant in echt kaufmännischem Geiste dem Intendanten an die Hand gibt, welche Mittel er anwenden müsse, um die Kaufleute zu Bestellungen zu veranlassen. Er hatte kein Bedenken, sich teilweise der Kurschwerter als Marke zu bedienen, obwohl kurz vorher im Jahre 1782 Kursachsen die mit der Meißner Marke markierte Veilsdorfer Ware auf der Leipziger Messe angehalten hatte. Er schlug vor, nur die Untertassen mit der Veilsdorfer Marke zu bezeichnen, auf den eigentlichen Köpfchen, den Obertassen, die Kurschwerter zu lassen. Sein Intendant sollte sich mit Offerten von Türkenbechern an ein Haus in Nürnberg wenden und im übrigen auf der Landkarte studieren, auf welchen Wegen man am besten an allen Hindernissen und Sperrungen vorüber mit der Ware in den Orient gelangen könne.

Wie diese Tatsachen andeuten, bemühte man sich also, den Absatz im Auslande zu suchen. Für eine derartig umfangreiche Produktion, wie die geschilderte, konnte unmöglich das inländische Geschäft genügen. Als Stützpunkte des Handels dienten die Warenlager, wie solche damals regelmäßig von den größeren Porzellanfabriken eröffnet zu werden pflegten. Wir wissen, daß die Fabriken zu Ludwigsburg, Frankenthal, Bayreuth solche Niederlagen in verschiedenen Städten hatten, in denen zu bestimmten Preisen nach einer

von den Etablissements selbst aufgestellten Taxe verkauft wurde. Wallendorf hatte ein derartiges Lager in Frankfurt a. M., von dem aus indes keine großen Umsätze gemacht worden zu sein scheinen. Ein andrer Ausweg war, Kaufleuten in fremden Städten gewisse Mengen an Porzellan zum kommissionsweisen Verkauf zu übergeben. So strebte die Fabrik zu Kloster Veilsdorf an, in Mannheim festen Fuß zu fassen, und hatte sich zu diesem Zwecke an einen dortigen Geschäftsmann Callmann Jakob Elias gewandt. Derselbe war auch bereit, zu tun, was in seinen Kräften stand, um das Geschäft einzuleiten. Es waren jedoch die Preise zu hoch gestellt, als daß das Porzellan viel Anklang hätte finden können. „Lieber Herr Intendant," schrieb Elias am 5. Juni 1767, „die Rechnung ist nicht eingerichtet alß wan solches Porcilain ein treuer Knecht Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht dem gnädigsten Prinz Eugenne und aufrichtigen Diener Seiner Hochedelgeboren bekomme, sondern vielmehr für einen Reichsgraffen, der Sitz und Stimme am Reichstag zu Regenspurg hat."

Das hier genannte Regensburg war ein für den Absatz der Thüringer Fabrikate höchst wichtiger Platz. Dort hatten sich nämlich unternehmende Malerfirmen niedergelassen, die weißes Porzellan bezogen, veredelten und dann die Donau hinunter nach Wien und in die Türkei schickten. Wie dieser Verkehr sich hat entwickeln können, ist rätselhaft, denn die Fabriken hatten sicher ein Interesse daran, die dekorierte Ware zu verkaufen, für die sie weit höhere Preise erzielen konnten. Vielleicht waren in den ersten Jahrzehnten doch nicht genügende oder nicht genügend geschulte Arbeitskräfte in Thüringen zu haben, die den Anforderungen entsprachen. Vielleicht verstand man auch in Regensburg den türkischen Geschmack besser zu treffen als in den entlegenen thüringischen Gebirgsgegenden und hatte sich ansprechendere Vorlagen zu verschaffen gewußt, die man geschickt nachahmte.

Es ist bezeichnend für die nach und nach steigende Bedeutung der Porzellanfabrikation Thüringens, daß in Regensburg sich immer mehr Firmen an dem gewinnbringenden Handel beteiligten. Längere Zeit hindurch ist es die Firma Johann Willandt allein, mit der die Wallendorfer Fabrik seit dem Jahre 1782 verkehrt. Vier Jahre später hat Franz Mathias Willandt jun. ein eignes Geschäft eröffnet. Im Jahre 1787 sind es dann schon fünf Firmen, die den Verkehr bewältigen und regelmäßig Zusendungen erhalten. Mit dem Jahre 1798 flaute dieses Geschäft wieder ab. Daß es ein sehr ansehnliches war, erhellt aus den Umsätzen allein der beiden Firmen Willandt. Johann Willandt sen. erhielt von 1782—96 Porzellansendungen im Werte von 4976—6693 Reichstalern jährlich, und bei seinem Sohne schwanken die Jahressendungen zwischen 2073 und 4796 Reichstalern.

Indes nicht nur der Süden, auch der Norden Deutschlands lockte, das Heil zu versuchen. Von Kloster Veilsdorf suchte man in Hamburg durch dortige Agenten Ware an den Mann zu bringen. Hamburg war ein aussichtsvoller Markt, auf dem in jenen Tagen viel Meißener Porzellan abgesetzt wurde, das nicht selten über See verschifft worden sein mag. Neben ihm konnte freilich das Veilsdorfer Porzellan in den Anfängen seiner Fabrikation

sich noch nicht einbürgern. Ein Agent Kern muß im Jahre 1765 berichten, daß die Erzeugnisse keine Liebhaber fänden und sogar der von ihm unternommene Versuch, das Porzellan öffentlich zu versteigern, kein Ergebnis gehabt hätte.

Erfolgreicher war die Wallendorfer Fabrik in Hamburg, allerdings ungefähr fünfundzwanzig Jahre später, da die Situation sich auch insofern geändert haben mochte, als die Wohlhabenheit der Bevölkerung Hamburgs und der benachbarten Küste, an das Porzellan mittlerweile gewöhnt, dasselbe willig abnahm. Neben Hamburg zeigt auch Bremen eine gewisse Aufnahmefähigkeit für das thüringische Porzellan. In Hamburg ist es die Firma Gotzscher, die seit dem Jahre 1789 von Jahr zu Jahr steigende Beträge bezieht. Die erste nachgewiesene Sendung hat einen Wert von 495 Reichstalern, und mit einem Wert von 2117 Reichstalern schließt die Reihe im Jahre 1800 ab, nachdem in den dazwischenliegenden Jahren Sendungen von noch höherem Werte bezogen worden waren. In Bremen sind es mehrere Firmen, mit denen die Wallendorfer Fabrik allmählich Geschäftsverbindungen anknüpft, im Jahre 1783 mit einer Firma, im Jahre 1785 mit zwei Firmen usw., im Jahre 1798 endlich mit sieben Firmen. Keine derselben hat freilich gleich hohe Umsätze wie die eine Hamburger Firma aufzuweisen.

Der Transport geschah mit Hilfe von Fuhrleuten, die außerdem auch oft auf eigne Rechnung Porzellan mitnahmen, das sie unterwegs oder in den Städten, an die ihre Sendungen adressiert waren, absetzten. Bisweilen kamen jedoch auch die Einkäufer, z. B. im Jahre 1800 ein Kaufmann aus Amsterdam, nach Wallendorf, um an Ort und Stelle sich auszusuchen, was ihnen passend schien, bekanntlich heute eine namentlich beim überseeischen Geschäft weitverbreitete Gewohnheit. Auch kamen Porzellanhändler aus Böhmen nach Wallendorf und nahmen teils auf Kredit, teils gegen Barzahlung Porzellan. Sie brachten dasselbe jedoch nicht nach Böhmen, wo damals gerade die eigne Porzellanfabrikation sich zu entwickeln anfing, sondern setzten es in Deutschland hausierend ab. Das früheste Beispiel eines derartigen böhmischen Händlers, der die in Wallendorf gekaufte Ware in Münster, Norden, Leer, Emden usw. vertrieb, stammt aus dem Jahre 1779.

Endlich griff man in Thüringen, wenn der normale Absatz zu stocken schien, ebenso wie an andern Plätzen, zur Auktion oder zur Lotterie. Thüringen bot vielleicht selbst in dieser Beziehung geringe Chancen. Daher erwog man in Veilsdorf, Lotterien in Frankfurt a. M., Worms, Schweinfurt oder „wo sonst tunlich“ zu veranstalten. Charakteristischerweise spekulierte man dabei auf die Unkenntnis des kaufenden Publikums, denn man wollte „Sächsisches Porzellan“ ankündigen, „ob es gleich kein Meißner“ war.

Indes die Thüringer Fabriken sind nicht nur der Ausgangspunkt für die neuere deutsche Porzellanindustrie geworden, sie haben auch über die Grenzen des Landes hinaus Anregung gespendet. Zu allen Zeiten ist wohl die weitere Ausbreitung von Industrien in der Weise erfolgt, daß die vorgeschritteneren Länder Arbeiter an das Ausland abgaben, die alsdann den neuen Zweig dort einbürgerten. Die Konkurrenz, die man so groß zog, mochte immerhin dem

Stammlande auf die Dauer lästig werden — die einzelnen Industriellen fuhren in der Regel dabei nicht übel und begründeten nicht selten ihr Glück. Schließlich ist der Schaden, den das Mutterland erfährt, auch nicht unter allen Umständen sehr beträchtlich. Es fragt sich, ob gerade nach dem betreffenden Lande hin ein Absatz der Erzeugnisse möglich gewesen wäre. Die auswärtige erwachende Konkurrenz spornt zu größerem Eifer, zu stärkerer Anspannung vorhandener wirtschaftlicher Kräfte an, so daß die einheimischen Leistungen gesteigert werden. Auch die Tatsache, die Landeskinder gut versorgt zu wissen, sowie der Ruhm zur Entwicklung des Industriezweigs den Anstoß gegeben zu haben, müssen über etwaige Einbußen trösten.

Derart muß, glaube ich, auch die Verpflanzung der Porzellanindustrie von Thüringen nach Böhmen beurteilt werden. Die sehr bald erstarkte böhmische Industrie wird natürlich die thüringische beeinträchtigt haben. Aber ebenso sicher ist, daß ohne die Mithilfe thüringischer Fabrikanten und Arbeiter jener Zweig in Böhmen nicht groß geworden wäre. Von Interesse aber bleibt es, zu sehen, wie die Fäden von Thüringen nach Böhmen sich hinüberschlingen.

Die ersten Versuche, in Böhmen Porzellan zu erzeugen, gehen in das Jahr 1789 zurück. Franz Haberditzl, der Besitzer eines Bauernhofes bei Schlaggenwald, ließ eine in der Nähe gefundene weiße Tonerde in der Porzellanfabrik zu Wallendorf untersuchen und war sehr erfreut, als man ihm bestätigte, daß es sich um eine echte Porzellanerde handle. Er verband sich dann mit dem Thüringer Johann Gottlieb Sonntag zur Eröffnung eines Betriebes, dem freilich kein langes Leben beschieden war. Schon 1793 war die erste böhmische Porzellanfabrik wieder eingegangen. Derselben folgte bald eine andre, die ebenfalls in der Nähe von Schlaggenwald ins Werk gesetzt wurde und an der wir den Poussiere und Porzellanfabrikanten Johann Georg Neumann aus Hildburghausen in hervorragendem Maße beteiligt finden. Diese Fabrik war eine Zeitlang vollständig in thüringischem Besitz. Ihr Eigentümer, der Bergmeister Paulus, verkaufte sie im Jahre 1800 an eine Frau Greiner aus Gera. Eine dritte Fabrik, die heute zu den renommiertesten in Böhmen gehört, in Pirkhammer bei Karlsbad, wurde durch einen Angehörigen der Greinerschen Familie, den Kaufmann Friedrich Höcke aus Weimar, in Gang gebracht. Endlich hat auch Christian Nonne, der in Volkstedt und Ilmenau tätig gewesen war, für Böhmen Bedeutung gewonnen. Er hatte zuerst die im Gebiet der gräflich Thunschen Fideikommißherrschaft begründete Porzellanfabrik zu Klösterle gepachtet und diese zu entschiedenem Aufschwunge gebracht. Als er dann 1803 den Kontrakt nicht erneuern konnte, rief er eine noch heute bestehende, später in eine Porzellanfabrik umgewandelte Steingutfabrik in Gießhübel bei Karlsbad ins Leben.

Wahrscheinlich sind die thüringisch-böhmischen Beziehungen mit diesen Mitteilungen nur unvollständig gezeichnet. Immer bleibt es lehrreich, auch von dieser internationalen Seite die thüringische Industrie kennen gelernt zu haben.

König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen.

Herausgegeben und erläutert
von
Erich Brandenburg.

II.

Aber noch etwas andres war geschehen. Gemäß einem Beschlusse des Bundestages hatten im April die Regierungen, die in dem sogenannten engeren Rate von 17 Stimmen vertreten waren, je einen volksbeliebten Mann nach Frankfurt entsandt, um der Zentralbehörde bei der Ausarbeitung eines der Nationalversammlung vorzulegenden Verfassungsentwurfes für Deutschland ihren Rat zu erteilen. Die 17 Vertrauensmänner hatten nun einen derartigen Entwurf vollendet; der preußische Vertreter, Dahlmann, war der eigentliche Verfasser; mit geringen Änderungen hatte die Mehrheit der 17 Männer seinen Antrag angenommen und dem Bundestage vorgelegt[1]). Dahlmanns Plan ging auf die Umgestaltung Deutschlands zu einem parlamentarisch regierten Bundesstaate mit monarchischer Spitze; es lag, wenn auch nicht offen ausgesprochen, so doch unverkennbar die Absicht zugrunde, den preußischen König zum Kaiser zu machen, Österreich, wenn es sich gegen die Unterordnung sträube, aus dem neuen Staate auszuschließen. Die übrigen deutschen Fürsten sollten zusammen mit 161 von den Kammern der Einzelstaaten erwählten Männern das Oberhaus des deutschen Parlamentes bilden; daneben sollte ein nach allgemeinem Stimmrecht gewähltes Unterhaus stehen. Dem Könige wurde also hier zugemutet, was er stets entschieden von sich gewiesen hatte: Übernahme einer dauernden Oberherrschaft über die übrigen Fürsten unter

[1]) Dahlmanns Entwurf ist gedruckt in dessen „Kleinen Schriften", S. 378 f.

starker Beeinträchtigung von deren Souveränität, und Verdrängung Österreichs aus Deutschland. Am 26. April war dieser Entwurf dem Bundestage zugestellt, bald darauf auch veröffentlicht worden; Österreich und die meisten deutschen Regierungen gaben ihre Entrüstung über derartige Zumutungen sofort laut zu erkennen; auch die preußische Regierung mußte sich äußern. Es ist klar, daß der Entwurf mit Camphausens Wünschen durchaus übereinstimmte; auch seine Kollegen standen ihm sympathisch gegenüber, und in einem am 4. Mai unter Vorsitz des Königs abgehaltenen Ministerrate haben sie diesen Standpunkt wahrscheinlich zum Ausdruck gebracht; Friedrich Wilhelm trat dem gegenüber mit seinen eigenen Gedanken über eine Neugestaltung Deutschlands hervor.

Diese Gedanken waren nicht einer augenblicklichen Laune oder Aufwallung entsprungen. Gleich nachdem die Hochflut der Revolution vorüber war, hatte der König sich ernstlich gefragt, was denn nun eigentlich aus Deutschland werden solle. Er hat seine Meinung darüber dem englischen Prinzgemahl Albert schon Anfang April deutlich ausgesprochen [1]), er hat sie Gerlach gegenüber zum Ausdruck gebracht, er hat sie Dahlmann mitgeteilt, als dieser ihm seinen Entwurf einer Reichsverfassung übersandte. Er sah ein, daß nach der Märzrevolution ein verbesserter deutscher Bund unter Österreichs und Preußens gleichberechtigter Leitung, wie er ihn früher erstrebt hatte, dem erregten Nationalgefühle nicht mehr genügen werde; aber seiner ganzen Art nach konnte er nicht an den Aufbau eines ganz neuen, den Bedürfnissen des Augenblickes angepaßten Staatswesens denken; sondern er mußte nach einer andern organisch erwachsenen, historisch gerechtfertigten Form deutschen Staatslebens suchen, an die man anknüpfen könne. Und da bot sich ihm wie von selber jene Staatsform, unter der Deutschland einst glücklich und groß und die Vormacht Europas gewesen war, das heilige römische Reich deutscher Nation, wie es ja in trümmerhafter Gestalt bis vor einem Menschenalter noch bestanden hatte. Mit seiner ganzen mittelalterlichen Herrlichkeit sollte es von neuem erstehen, nur ausgebaut durch einzelne den modernen Bedürfnissen dienende Einrichtungen. An der Spitze der Kaiser von Österreich als erbliches „Ehrenhaupt Teutscher Nation". Unter ihm, aber nicht von ihm abhängig, als Beherrscher des außerösterreichischen Deutschland ein deutscher König, gekürt im Frankfurter Bartholomäusdom auf Lebenszeit von den deutschen Königen, die an die Stelle der alten Kurfürsten treten sollten; dem Wahlakt sollte die Zustimmung des Kaisers und der übrigen Fürsten, die Akklamation des Volkes und die Weihe durch einen (je nach dem Bekenntnisse des Gewählten) katholischen oder protestantischen Erzbischof folgen. Neben dem Könige sodann, wie im alten Reiche, ein Reichstag. Dessen Oberhaus, der Fürstentag, sollte nach dem Muster des alten Reichstages in Kurien gegliedert sein und neben

[1]) Vgl. die kritischen Bemerkungen des Königs zum Verfassungsentwurf des Prinz-Gemahls Albert, undatiert (Anfang April 1848) bei Ernst II., Aus meiner Zeit, Bd. I, S. 276 f.; die Briefe des Königs an Dahlmann bei Springer, C. F. Dahlmann, Bd. II, S. 225 f. Ferner Leopold v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 150. Metternichs Nachgelassene Papiere, Bd. VII, S. 609.

den regierenden auch die im Anfange des 19. Jahrhunderts mediatisierten Fürsten umfassen; als Unterhaus wollte Friedrich Wilhelm im Notfalle das Frankfurter Parlament gelten lassen, wenn ihm auch eine ständisch gegliederte, aus den Wahlen der Korporationen, nicht der einzelnen, hervorgegangene Volksvertretung lieber gewesen wäre. Das ganze Reichsgebiet sollte in militärischer Hinsicht eingeteilt werden in 14 Reichswehrherzogtümer; es schwebte ihm dabei wohl die alte Kreiseinteilung vor; vier von ihnen sollten nur österreichisches Gebiet umfassen und direkt unter dem Kaiser stehen; vier andre sollten aus preußischen Landesteilen gebildet und nur dem preußischen Könige unterstellt sein; die übrigen sechs aber, alle anderen deutschen Staaten einschließend, sollten einem Reichserzfeldherrn untergeordnet werden. Friedrich Wilhelm wünschte, daß dieses letztere Amt erblich an Preußen übertragen werde, erblickte aber darin, wie er ausdrücklich sagte, keine unerläßliche Bedingung, wenn nur das preußische Heer keinem fremden Kommando zu gehorchen brauche.

Es bedarf heute keiner eingehenden Kritik dieser Pläne mehr; daß sie unpraktisch im höchsten Grade, unklar in ihren Grundgedanken waren, daß jeder Versuch der Ausführung an den Kompetenzkonflikten der verschiedenen künstlich ineinandergeschachtelten Gewalten hätte scheitern müssen, alles das ist ohne weitere Beweise klar. Für den König selbst verschwanden diese Nachteile vor dem großen Vorzuge, daß dieses Staatsgebilde ein organisches sein und das Verbleiben Österreichs und Preußens im Reiche ermöglichen würde. Gewiß waren die dem österreichischen Kaiser zugedachten Rechte mehr dekorativer Art; aber auch für Preußen wurde keine die Souveränität der Einzelstaaten dauernd schmälernde Stellung gefordert; des Königs alter Gedanke brach immer wieder durch, daß Souveränitätsrechte nie einem übermächtigen Einzelstaate, sondern nur dem Ganzen geopfert werden dürften und sollten.

Diese Gedanken also entwickelte der König am 4. Mai auch seinen Ministern. Wie diese sie aufnahmen und was darauf beschlossen wurde, ist wenigstens in der Hauptsache aus dem folgenden Briefe zu erkennen. Zu bemerken ist für dessen Verständnis noch, daß der Bundestag am Tage vorher gemäß einem schon früher gestellten Antrage Badens beschlossen hatte, der Nationalversammlung eine provisorische Exekutivgewalt gegenüberzustellen, die aus drei mit außerordentlichen Befugnissen versehenen Bevollmächtigten bestehen sollte; einen davon sollte Österreich, einen Preußen bestimmen, den dritten die übrigen Regierungen; gemeinsam mit dem Bundestage sollten sie die Exekutivgewalt ausüben[1]). Der König erblickte in der Annahme dieses Beschlusses mit der Modifikation, daß an die Stelle bloßer Abgesandter drei Prinzen der vornehmsten deutschen Fürstenhäuser treten sollten, eine neue Möglichkeit, seinem Bruder Wilhelm einen ehrenvollen Wiedereintritt in Deutschlands politisches Leben zu ermöglichen, und ging deshalb mit Eifer darauf ein.

[1]) Der Antrag Badens vom 18. April gedruckt Roth und Merck, Bd. I, S. 291 f. Beschluß vom 3. Mai bei Roth und Merck, Bd. I, S. 491 f.

20. Der König an Camphausen[1]).

Potsdam 6 May 48.

Sie werden, mein bester Camphausen, die Bedingung gesehen haben, unter der ich der Ernennung der vorgeschlagenen Bundes-Central-Behörde der „Drey" beygetreten bin. Um jedes Mißverständniß zu vermeiden, halt ichs nicht für überflüssig, die Erläuterungen gegen Sie zu wiederholen, die ich mündlich bereits Constenoble[2]) für Arnim gegeben habe. Ich will durch meine Erklärung nicht auf Dinge zurückkommen, die das Staats-Ministerium als wider sein Gewissen vorgestern erklärt hat, also expreß **nicht** auf das Votum für Oesterreichs höchstes Kayserthum. Der Punkt dagegen, den ich hervorgehoben, „die selbständige, vorherige und souveraine Bestimmung über die Zusammensetzung des künftigen Reichs-Oberhauses" ist so wichtig, für die Stellung der deutschen Souveraine eine solche Lebensfrage, und für die einzelnen Landes-Verfassungen ein so entscheidender und nach meiner besten Ueberzeugung so kluger, daß ich Ihre Aufmerksamkeit, theuerster Camphausen, noch einmal darauf lenke. Durch den 5. Punkt[3]) nemlich setzt er im Voraus indirect die Existenz von „Oberhäusern" in den größeren Bundesstaaten fest. Sie selbst, lieber Camphausen, sind von der Nothwendigkeit derselben so durchdrungen (wie Sie es mir zum öfteren erklärt haben), daß ich mich der Hoffnung hingebe, wie Ihnen dieser erlaubte und würdige Vorbeschluß nur willkommen seyn könnte.

Mein Vorschlag, „3 Prinzen der ersten teutschen Häuser zu den Dreyen zu bestimmen" hat seinen Ursprung in der Erwägung, daß es mir unverantwortlich erscheinen würde, keinen Vortheil aus dem Umstande zu ziehen, daß uns die teutschen Fürstengeschlechter solche Männer biethen, wie den Erzherzog Johann und den Prinzen Johann von Sachsen[4]), welche wahre Zierden jedes Landes und jedes Standes seyn würden. — Den Gedanken, meinen armen, theuern Bruder Wilhelm ihnen zu gesellen, beschwör' ich Sie recht ruhig und recht reiflich durchzudenken. Nächst dem ihm von mir zugedachten Kriegsruhm giebt es keinen würdigeren Weg für ihn nach Berlin, als den durch die quasi souveraine Central-Behörde Teutschlands. Ich wollte Ihnen dann einen Vorschlag machen, der mir aus Egoismus nicht ganz leicht wird, der mir aber guten Grund zu haben scheint; den nemlich, daß Sie, lieber Camphausen, ihn als Rathgeber und zweiter Bevollmächtigter begleiteten und [ihm] zur Seite blieben. Den anderen zwei Prinzen würden ähnliche Bevollmächtigte ohne Zweiffel zur Seite gestellt. Und braucht man Sie auf ein paar Tage hier, so gehts ja schnell mit Dampf zu Wasser und dann zu

---

[1]) Teilweise gedruckt Caspary, S. 206.

[2]) Vortragender Rat im Staatsministerium.

[3]) Es muß sich dies auf die vom Könige an Costenoble übergebenen Erläuterungen beziehen, deren Wortlaut bisher unbekannt ist.

[4]) Erzherzog Johann, neunter Sohn Kaiser Leopolds II., Großoheim des Kaisers Franz Josef (geb. 1782, gest. 1859), der spätere Reichsverweser. — Prinz Johann von Sachsen, jüngerer Bruder König Friedrich Augusts II. (geb. 1801), der spätere König Johann von Sachsen.

Land hierher. — Sollte nicht die sächsische Armee bei Bamberg der beste Schutz der Frankfurther Verhandlungen seyn? Auf den frechen Plan der 50=er darf ja ohne volle Entehrung nicht eingegangen werden. Die Sachsen sind 10,000 Mann stark und — nicht einmal der Verläumdung zufolge — malcontent und reaczionair. Vale! F. W.

Wenn wir versuchen wollen, uns über die Vorgänge im Ministerrate vom 4. Mai Klarheit zu verschaffen, so können wir außer dem oben mitgeteilten Briefe noch ein bisher ungedrucktes Schreiben des Ministers v. Arnim vom 7. Mai heranziehen. Der König hat mit seinen Plänen eines österreichischen Kaisertums offenbar den lebhaftesten Widerspruch der Minister hervorgerufen; sie haben erklärt, die Mitwirkung zur Ausführung derartiger Gedanken gehe gegen ihr Gewissen und vermutlich mit einer Demission gedroht. Friedrich Wilhelm hat darauf feierlich versprochen, auf diesen Plan nicht zurückzukommen. Sodann ist im Prinzip die Zustimmung Preußens zum Entwurfe der Siebzehn und die Annahme des Bundesratsbeschlusses über die provisorische Exekutive ausgesprochen worden; jedoch hat der König in einer nachträglichen schriftlichen Erklärung seine Genehmigung an einige Bedingungen geknüpft. Die drei Mitglieder der provisorischen Zentralgewalt sollten Prinzen der ersten deutschen Häuser sein, darunter Prinz Wilhelm; es sollte vorher das Einverständnis Österreichs mit der geplanten Einrichtung festgestellt werden; es sollte endlich diesem Dreimännerkomitee zur Pflicht gemacht werden, den Verfassungsentwurf der Siebzehner nur mit bedeutsamen Veränderungen zu genehmigen. Unter diesen Veränderungen legte der König besonderen Wert auf eine: das Oberhaus sollte nur aus Fürsten bestehen, nicht, wie jener Entwurf wollte, noch daneben aus erwählten Vertretern der einzelstaatlichen Landstände; er hat es Dahlmann gegenüber ausführlich dargelegt, daß ein Zusammensitzen der Landesherren mit ihren Untertanen im Reichsoberhause die fürstliche Ehre angreife und ganz undenkbar sei. Auch sollte in der Reichsverfassung ausdrücklich gesagt werden, daß alle zum Reiche gehörenden Einzelstaaten das Zweikammersystem annehmen müßten.

Diese Bedingungen des Königs machten die Zustimmung Preußens zur Einsetzung der provisorischen Zentralbehörde und zum Verfassungsentwurf der Siebzehn völlig illusorisch. Mit Recht hat Herr v. Arnim in dem erwähnten Berichte darauf hingewiesen, daß man nicht den Entwurf prinzipiell annehmen und zugleich an dessen Grundlagen wesentliche Änderungen verlangen könne. In Wahrheit wollte nur das Ministerium den Entwurf gutheißen, während der König einige seiner Hauptgesichtspunkte verwarf und ihn als Ganzes weder annehmen wollte noch konnte. In jener Sitzung hatte der König ein Zugeständnis sich abdringen lassen, das ihn nun hinterher beunruhigte; daher stellte er nachträglich jene Bedingungen, die, wenn sie streng festgehalten wurden, alles, was am 4. beschlossen war, wieder aufhoben. Es ist begreiflich, daß die Minister davon nicht sehr erbaut waren; wir werden bald sehen, wie sie sich dagegen zu wehren suchten.

Bald nachdem der letzte Brief an Camphausen abgesandt war, erhielt der König ein Schreiben seines Bruders aus London (vom 2. Mai), in dem dieser vom Erfolge seiner dortigen Scheinmission berichtete, um die Erlaubnis zur Rückkehr bat und zugleich ausdrücklich sein Einverständnis mit der vom Könige eingeschlagenen politischen Richtung erklärte. Dieses Schreiben schickte Friedrich Wilhelm noch in der Nacht an Camphausen mit folgenden Zeilen:

21. Der König an Camphausen[1]).

P. S. May 48 nachts.

Hier sende ich Ihnen, mein lieber Camphausen, einen Brief und einen Bericht meines Bruders, des Prinzen von Preußen. Graf Pourtalès gab beydes hier im Schloß ab, *nachdem* ich meinen Brief vom Abend geschrieben hatte. Es frappirt mich lebhaft, von meinem Bruder denselben Gedanken ausgesprochen zu sehen, den ich Ihnen eben erst geschrieben hatte. Der Bericht mit dem daran geknüpften politischen Glaubens-Bekenntniß befriedigt meine Erwartungen, und wünsche ich dringend, daß entweder der ganze Bericht, oder doch sein politischer Theil, je eher, je lieber, der Öffentlichkeit durch die Zeitungen übergeben werde. — Ich bemerke, daß ich, *auf den Rath des Staats-Ministerii*, den Entwurf desselben zu einer Erklärung für ihn[2]) meinem Bruder nicht mitgetheilt habe, da derselbe nur für sein Erscheinen bei der Holsteinischen Armée bestimmt gewesen. Die Artikel für seine Rückkehr mehren sich in den Zeitungen und halten jetzt die Waage den feindlichen Artikeln, was Wilhelm noch nicht wußte. Ich habe die tiefinnere moralische Überzeugung, daß Wilhelm, ohne im Mindesten auf Gefährdung der Berliner Stimmung zu influiren, heimkehren könnte. Dennoch würde ich mich über so verlängerte Abwesenheit zu trösten wissen, unter der alleinigen Voraussetzung, daß dieselbe durch seine Ernennung zu den „Dreyen" in Frankfurth veranlaßt wäre. Es stünde dann *nur* zu fürchten, daß dadurch seine *Abwesenheit zu lange* dauern könnte. Bedenken Sie es recht, bester Camphausen, wie günstig es wirken müßte, wenn 1. sein *politisches Glaubens-Bekenntniß* am Ende seines Berichtes, 2. der *veröffentlichte Rath der Minister an mich, ihn zurückzurufen*, und 3. meine Ernennung seiner zum „Triumvirn" schnell aufeinander in den Blättern folgten. *Ich denke, wir wagen es.* Geschehen **muß**[3]) etwas; darüber sind Sie Alle gewiß einig; denn nicht bloß die Rücksicht auf mich, die Gerechtigkeit, ich darf sagen, die Heiligkeit seiner Sache, seine gekränkte Unschuld, sein schnöde und gesetzlos angetastetes Eigenthum fordern das gebietherisch; noch gebietherischer fordert es der Umstand seiner Stellung zur Krone, die Zukunft der Dynastie, des Staats, des Volkes. Ich weiß, theuerster Camphausen, *Sie* haben Muth und besten Willen, Graf Schwerin auch. Setzen Sie es durch. Mit *energischem Auftreten im Conseil gelingt es Ihnen*. Drum in Gottes Namen vorwärts! Vale. Friedrich Wilhelm.

[1]) Ein Stück aus diesem Briefe gedruckt Caspary, S. 205.

[2]) S. oben Band CXXV, S. 358.

[3]) Dreimal unterstrichen.

Von den Wirkungen dieser königlichen Mahnung werden wir später hören. Zunächst blieb noch im Vordergrunde des Interesses die deutsche Frage. Wir erinnern uns, daß die vom Könige nachträglich für die Ausführung der Beschlüsse vom 4. Mai gestellten Bedingungen das Ministerium schmerzlich überraschten. Nach vorheriger Rücksprache mit Camphausen verfaßte der auswärtige Minister v. Arnim jene mehrfach erwähnte, sehr scharfe Eingabe an den König, die am 7. Mai abgesandt wurde. Er sagte darin, auf eine Mitwirkung Österreichs zur Verwirklichung des Verfassungsentwurfes der Siebzehn sei nicht zu rechnen; Veränderungen des Entwurfes könne man, ohne die Wirkung der prinzipiellen Zustimmung zu gefährden, nicht früher in Vorschlag bringen, als bei der Durchberatung im deutschen Parlamente; mit dem Wortlaute des Bundestagsbeschlusses lasse sich die Entsendung von drei Prinzen nach Frankfurt nicht vereinigen. Er würde es vor der künftigen Ständeversammlung und der öffentlichen Meinung nicht verantworten können, diese Bedingungen zu stellen; er sei aber gern bereit, von seinem Posten zurückzutreten, wenn der König mit seinen politischen Anschauungen nicht übereinstimme und kein Vertrauen mehr zu ihm habe.

Diese Eingabe hat Friedrich Wilhelm mit Randbemerkungen versehen, die von höchster Erregung, ja von förmlicher Wut über das Verhalten des Ministers zeugen. Er begriff nicht, wie dieser Österreich so mißtrauen, wie er die Beschlußfassung über prinzipiell wichtige Änderungen des Entwurfes dem deutschen Parlamente überlassen könne. Gerade darauf kam es ihm ja an, daß die Regierungen diese Dinge festlegten, bevor das Parlament damit befaßt werde. Ganz besonders aber erregte ihn die Auffassung Arnims von seiner konstitutionellen Verantwortlichkeit. Er nannte das Eigensinn und Unehrerbietigkeit, er warf ihm vor, daß er seinen König für einen Schöps halte, den er durch Ungehorsam zur Vernunft zu bringen habe.

Gleich, nachdem er sie erhalten, sandte Friedrich Wilhelm Arnims Eingabe nebst seinen Randbemerkungen an Camphausen. Er ignorierte Arnims Mitteilung, daß dieser im Einverständnis mit dem Präsidenten des Ministeriums gehandelt habe, und tat so, als ob er auf eine unbedingte Mißbilligung von Arnims Verhalten durch die übrigen Minister fest rechne. Daß er sich zu einer Anzweiflung von Arnims geistiger Gesundheit auf Grund von Berliner Klatschgeschichten verleiten ließ, zeigt die Höhe seines Zornes und seiner Aufregung. Auf Arnims Abschiedsgesuch einzugehen, zeigte er große Neigung und brachte Camphausen gleich vier Kandidaten für das Auswärtige in Vorschlag; doch wollte er erst noch abwarten, ob dieser nicht Arnim zur Vernunft bringen könne. Über die Ministerverantwortlichkeit spricht der König hier nur in unbestimmten Ausdrücken: wir sehen, daß sie den Minister nach seiner Meinung an pünktlicher Ausführung königlicher Befehle niemals hindern darf; wir werden aber später darüber noch Genaueres von ihm hören. Übrigens hat Arnim sein Entlassungsgesuch nicht aufrecht erhalten, und der König hat sich nun vorläufig in die deutsche Politik seiner Minister gar nicht mehr eingemischt, ohne sie jedoch zu billigen. Darüber und über die Instruktionen, die tatsächlich dem preußischen Gesandten in Frankfurt erteilt worden sind, werden uns die Briefe Nr. 33—35 Auskunft geben.

22. Der König an Camphausen.

Potsdam 7. May 48.

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen, mein theuerster Camphausen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit.

Was Ihnen ohne Zweiffel schon zu Ohren gekommen ist, ist es auch mir, nemlich, daß die fremden Gesandten und namentlich Lord Westmorland[!], B. v. Meyendorff, Graf Lerchenfeld[1]) erklären, wie sie unseren Arnim für toll halten. Leider ist es gewiß, daß er eine Somnambüle im Hause hat (welche der Berliner Pöbel zu seiner Maitresse macht), nach deren Aussprüchen er seine leibliche Gesundheit und seine Politik richten soll. Dies Factum der Somnambüle allein ist höchst compromettant für das Ansehen des Staats-Ministerii, und es fragt sich, ob Sie, lieber Camphausen, ihn nicht halb im Scherz, halb im Ernst auf das „Gerücht" aufmerksam machen wollen und ihn so bewegen können, den Stein des Anstoßes hinweg zu räumen? Schlimmer ist es, daß Arnim zu einer Familien-Linie gehört, in der fixe Ideen (in einem Gliede ausgebrochner Wahnsinn) vorkommen.

Lesen Sie den anliegenden Brief aufmerksam durch. Die Logik gegen meine Ansichten: 1. als stritte der eine gegen unsere bedingte Zustimmung zum Verfassungs-Entwurf der 17er, 2. als sei der andere gegen die Fassung des Bundestags-Beschlusses, ist wirklich jammervoll und macht mich auf die „Gerüchte" aufmerksam. Vor Allem veranlaßt mich zu diesem Aufmerken sein brusquer Uebergang zu einem eventuellen Abschieds-Gesuch, in welches er Lust zu haben scheint, alle Minister solidarisch zu verwickeln. Das leidet wirklich an Mangel von gesundem Menschen-Verstand, wenn es nicht durch leidenschaftliche Aufregung zu erklären ist, was ich hoffe und wünsche, und ich trage Ihnen, bester Camphausen, förmlich auf, ihn zu beruhigen. Sollte aber Guizot nicht ganz unrecht gehabt haben, indem er Arnim für nicht zurechnungsfähig erklärte, so ist es doch Zeit, für Eventualitäten uns über einen Nachfolger zu besprechen. Ich gebe Ihrer Erwegung, im engsten Vertrauen versteht sich, folgende Namen hin: 1. Graf Arnim in Wien[2]), der bey dem diplomatischen Corps des Aus- und Inlandes für unsern gewiegtesten Diplomaten gilt. Ich kenn' und schätz' ihn, und nimmt er die Stelle an, was ich leider! bezweifle, so werden Sie sich zum neuen Collegen Glück wünschen. 2. Usedom[3]), der bis auf seine Geringschätzung Oestreichs und bis auf den Umstand, daß er nur[4]) durch die bekannten 500000 Mann Russen von seiner Kriegslust für Polen gegen Rußland bekehrt worden ist, meine Ansichten und Grundsätze theilt. 3. Baron Schleinitz[5])

[1]) Die Gesandten von England, Rußland und Bayern.

[2]) Gemeint ist Heinrich Friedrich v. Arnim (geb. 1791, gest. 1859), aus einer Nebenlinie des Hauses Arnim-Boytzenburg, der seit 1845 Gesandter in Wien war, später, vom Februar bis Mai 1849, tatsächlich auswärtiger Minister wurde.

[3]) Karl Georg Ludwig v. Usedom (geb. 1805, gest. 1884, 1862 in den Grafenstand erhoben) war seit 1845 Gesandter am päpstlichen Hofe in Rom; später ist er eine Zeitlang preußischer Bundestagsbevollmächtigter in Frankfurt gewesen.

[4]) Dreimal unterstrichen.

[5]) Alexander Gustav Adolf Graf v. Schleinitz (geb. 1807) war als Attaché resp. Sekretär an den Gesandtschaften in Kopenhagen, Petersburg und London tätig gewesen, seit 1841 vor-

(Hannover), ein sehr tüchtiger junger Mann. 4. Graf Albert Pourtalès[1]) — eben aus London zurück —, ein sehr ausgezeichneter Mensch, aber noch auf keinem Gesandtschafts-Posten gewesen. Ich würde noch Bunsen nennen, glaube aber, daß Sie ihn (wie ich auch) für unentbehrlich und unersetzbar in London halten.

Fährt Arnim fort, seine „Verantwortlichkeit" zu mißbrauchen, um jede Widersetzlichkeit gegen meine Befehle zu beschönigen, so geht das Allerdings nicht mehr zwischen uns, und gewiß Sie, lieber Camphausen, und Alle Minister werden das einsehen und billigen. Ich kenne, ehre und berücksichtige, das wissen Sie, die constituzionelle Verantwortlichkeit; aber weil ich sie genau kenne, so will und werd' ich nicht leiden, daß H. von Arnim derselben eine noch nicht dagewesene Auslegung gebe. Er wird Ihnen, meinem Befehl zu Folge, meine Antwort auf den anliegenden Brief mittheilen. Lesen Sie dieselbe recht aufmerksam. Wahrscheinlich werden Sie genöthigt seyn, ihm das Verständniß darüber zu öffnen. Der Inhalt ist kurz der: „Lauf mir nicht weg, weil Du hier so sehr unrecht hast und mißverstehst."

Haben Sie einmal drei Stunden daran zu wenden, so möcht ich gar zu gern ein Stündchen hier im Potsdamer Frieden und Ruhe mit Ihnen plaudern. In Berlin sieht mir immer die scheußliche Fratze des illegalen Zustandes der Stadt über die Schulter. Doch sehe ich nur zu gut ein, bester Camphausen, daß es Ihnen Ihre Zeit schwerlich so bald erlauben wird. Vale.

Friedrich Wilhelm.

23. Der König an Camphausen.

B. 8. May 48.

Es ist 1 Uhr, und da das Staatsministerium anderweit beschäftigt ist, verlasse ich Berlin. Seyn Sie so gut, lieber Camphausen, und lassen Sie mich wissen, ob Sie morgen nach einer Conferenz oder Unterredung mit mir verlangt. Für den Fall komm' ich, wie heut, auch morgen hierher und verweile bis 2 Uhr, wenn es nöthig. Sonst aber wollte ich mich ganz den Cabinets-Vorträgen widmen und in Potsdam bleiben. Mittwoch komm ich dann wieder; aber nicht am Donnerstag, wo wegen des Gerichtes über Schlöffel[2]) Unruhen angesagt (!) sind. Vale. Friedrich Wilhelm.

24. Camphausen an den König[3]).

E. K. M. überreiche ich die Anlagen ehrfurchtsvoll zurück, nachdem ich heute dem Conseil vorgeschlagen habe, in einem Berichte an E. M. die Gründe für die Rückkehr S. Kgl. Hoheit zu entwickeln, welcher Bericht nebst E. M.

tragender Rat im Ministerium des Auswärtigen: er wurde 1848 Arnims Nachfolger, später noch einmal auswärtiger Minister und starb 1885 als Minister des königlichen Hauses.

[1]) Graf Albert v. Pourtalès (geb 1812, gest. 1861) war damals der Londoner Gesandtschaft beigegeben, später war er Gesandter in Konstantinopel und Paris.

[2]) Der Prozeß gegen den Studenten G. A. Schlöffel, der zu gewaltsamer Verjagung des Königs und der Minister in seinem „Volksfreund" aufgefordert hatte, fand am 11. Mai statt: s. Wolff, Revolutionschronik, Bd. II, S. 477 f.

[3]) Nach dem Original im Königl. Hausarchive.

Entscheidung zugleich mit der Einberufungsordre der National-Versammlung veröffentlicht werden könnte, also ganz bald. Ich bin beauftragt, einen solchen Bericht zu entwerfen, und werde ihn, nachdem er genehmigt, E. M. vorzulegen die Ehre haben, übrigens morgen ohne Stoff zu Vorträgen sein.

In tiefster Ehrfurcht E. M. unterthänigster
Berlin 8. Mai 1848. Camphausen.

Mit dem hier von Camphausen erwähnten Beschlusse des Ministeriums, die Heimkehr des Prinzen von Preußen aus England offiziell zu beantragen, war ein Lieblingswunsch des Königs erfüllt. Von seiner großen Freude darüber zeugt das folgende Billett:

25. Der König an Camphausen.

P. Nachts 8. May 48.

Eben erhalte ich Ihren Brief, theuerster Camphausen, mit der Nachricht von dem zu entwerfenden Bericht über die Rückkehr meines geliebten Bruders. Ich kann nicht schlafen gehen, ohne Ihnen für die Freude, welche die Nachricht mir macht, meinen allerwärmsten Dank zu sagen. Da Sie dies Blatt erst morgen früh erhalten, so wünsche ich, daß es Ihnen einen recht guten Morgen sagt! F. W.

Der Bericht des Ministeriums wurde am 10. Mai dem Könige überreicht, von diesem genehmigt und sodann in den Zeitungen veröffentlicht.

26. Camphausen an den König.

Eure Majestät ertheilten mir jüngst einen Auftrag wegen eines auch Ihre Majestät die Königin beunruhigenden Gerüchtes, die Stiftung Bethanien betreffend[1]). Nach eingezogener Erkundigung ist dieses Gerücht unbegründet.

Das Staatsministerium hat um 1 Uhr Sitzung, zu der mir noch manches vorzubereiten bleibt. Ich werde meinen Collegen vorschlagen, künftig die Sitzungen zu einer früheren Morgenstunde zu halten, um häufiger frei zu sein in der Stunde, welche Eure Majestät hier zuzubringen pflegen.

Von der Unterwerfung Mieroslawskys[2]) hat bis jetzt das Ministerium keine Nachricht.

In tiefster Ehrfurcht E. M. unterthänigster
Berlin, 10. Mai 1848. Camphausen.

27. Der König an Camphausen.

[10. Mai 1848][3]).

Herzlichsten Dank, theuerster Camphausen, für die zweite gute Nachricht. Berufen Sie mich morgen, so komme ich herein; sonst wissen Sie, daß ich es nicht zu thun beabsichtige, wegen der angesagten Unruhen für Schlöffel bei der Gelegenheit seiner Stellung vor das öffentliche Gericht. Vale.

P. ½12. F. W.

[1]) S. oben Nr. 19.

[2]) Des Führers der aufständischen Polen im Großherzogtum Posen.

[3]) Vom Könige auf das Original des vorigen Briefes geschrieben.

28. Der König an Camphausen.

[12. Mai 1848.]

Theuerster Camphausen! Nur eine leicht zu beantwortende Frage. Der Landtag soll am 29. (Montag) zusammenkommen. Soll nun am Sonntag, (Tags zuvor) ein Landtags-Gottes-Dienst Statt finden?

Ich frage es, weil ich vorläufig auf den 28. die Weihe der hiesigen neuen Vorstadtskirche angesetzt habe, ich mich aber schwerlich vom Beiwohnen des Landtags-Gottes-Dienstes dispensiren könnte. Dagegen scheint mir ein Landtags-Gottes-Dienst doch anständig, wünschenswerth und vielleicht vom Guten.

Sollte derselbe beabsichtigt sein, so werde ich die Kirch-Weih auf Exaudi verlegen, wünsche es aber so bald als möglich zu wissen, weil Nikolai mit der Composizion vom Tages-Psalm des Weihe-Sonntags beauftragt ist. Für ein Wort der Antwort werd' ich sehr dankbar sein. Friedrich Wilhelm.

Die Veröffentlichung des Beschlusses über die Rückkehr des Prinzen Wilhelm erregte in Berlin eine ungeheure, dem Ministerium unerwartete Aufregung. Man muß dabei in Betracht ziehen, daß die vielen, heute bekannten Äußerungen des Prinzen in Privatbriefen aus London über seine konstitutionelle Gesinnung dem Publikum damals noch nicht mitgeteilt waren, daß vielmehr in weiten Kreisen der Prinz als der entschlossenste Vertreter einer gewaltsamen Reaktion galt. Manche Klubs faßten Protest-Resolutionen; Flugblätter und Plakate ähnlichen Inhalts erschienen am 12. früh in den Straßen Berlins; von verschiedenen Versammlungen wurden Deputationen an das Ministerium abgesandt, um die Zurücknahme der Maßregel zu verlangen, und eine große Volksversammlung wurde für den Abend des Tages angesagt[1]). Darauf bezieht sich das folgende Schreiben des Königs:

29. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 12. May 1848[2]).

Theuerster Camphausen! Sie werden schon von dem saubern Project „einer Demonstrazion gegen die Minister" unterrichtet seyn, die mir soeben mein treuer Hensel (der Maler und Chef des Künstler-Corps) angezeigt hat. Ich beschwöre Sie und Ihre Collegen als Ihr bester und treuster Freund, sich durch dieselbe in Nichts, gar Nichts stöhren und imponiren zu lassen, wenn sie überhaupt zu Stande kommt. Es ist jetzt die Loosung „Muth, Ausdauer und der Blick auf das wohlgesinnte Land"; Berlin ist nicht Paris und die Brandenburgischen Marken nicht Frankreich. Bedenken Sie, daß „ein Schritt zurück" die Thronfolge und folglich den Thron selbst in Frage stellt. Vor Allem also und um Gottes Willen darf **keiner** von Ihnen an den Rücktritt denken. Es wäre schon um jeder **Berliner** Demonstrazion Willen unverzeihlich; um **dieser**[3]) aber: Félonie. Sie würden den Thron aufgeben.

[1]) S. Wolff, Revolutionschronik, Bd. II, S. 497 f.

[2]) Teilweise gedruckt Caspary, S. 209 (mit falschem Datum 14. Mai).

[3]) Dreimal unterstrichen.

Sagen Sie den Frevlern, vor dem Landtage würden Sie Rede stehen, aber nie vor ihnen. Sollte die Sache, was ich zu Gott nicht hoffe, bedrohlich werden, so verlassen Sie die Stadt und kommen Sie zu mir, wo Ihr Platz im Augenblick der Gefahr ist.

Ich bin felsenfest entschlossen, einer Demonstrazion, die die Thronfolge in Frage stellt, mit den Waffen in der Hand entgegen zu treten. Gott mit Ihnen! Vale. Friedrich Wilhelm.

Dieses Schreiben war jedenfalls schon in den Händen der Minister, als am Abend des 12. Mai eine von der Volksversammlung in den Zelten erwählte Deputation, begleitet von einer nach Tausenden zählenden Menge, vor Camphausens Wohnung erschien, um die Zurücknahme des Beschlusses zu verlangen. Camphausen und Schwerin — andre Minister scheinen nicht zugegen gewesen zu sein — traten der Deputation mit Argumenten entgegen, wie der König sie ihnen an die Hand gegeben hatte; namentlich sagten sie, die Stimmung Berlins sei nicht die Stimmung des gesamten Landes, und diese allein könne für sie entscheidend sein. Sie ließen sich aber zuletzt doch zu dem Versprechen bestimmen, daß die Frage am folgenden Tage im Ministerrate nochmals erwogen werden solle. Die Menge zog auf Zureden ihrer Führer friedlich nach den Zelten zurück, beschloß aber, das Palais des Prinzen von neuem zum Nationaleigentum zu erklären; und nun kam es gegen Mitternacht zu neuen Demonstrationen in der Nähe des Palais. Die schnell aufgebotene Bürgerwehr vermochte es nicht zu hindern, daß die früher entfernte Inschrift wieder angebracht ward, und einzelne Fenster des Schlosses fielen den Steinwürfen aus der erbitterten Menge zum Opfer[1]). Dem Zureden zweier Veranstalter der Deputation, des Assessors Jung und des Literaten Held[2]), sowie des Kommandeurs der Bürgerwehr, General v. Aschoff, gelang es endlich, die Leute zum Nachhausegehen zu bewegen.

Diese Massendemonstration ist auf die Minister nicht ohne Eindruck geblieben; das zeigt schon die Zusage nochmaliger Beratung. Am weitesten im Entgegenkommen gegenüber der Volksstimmung ging wohl Herr v. Auerswald; er riet Camphausen sogar, den Herren Jung und Held für ihre beruhigende Wirksamkeit eine Anerkennung auszusprechen[3]). Indessen blieb das Ministerium

---

[1]) S. Wolff, Bd. II, S. 503 f.

[2]) Georg Jung war der Begründer des republikanisch gesinnten „Politischen Klubs" in Berlin und einer der beliebtesten Volksredner. — Alexander Held (geb. 1813, gest. 1872) war erst Offizier, dann Schauspieler gewesen und redigierte seit 1843 in Leipzig die „Lokomotive", während der Revolution in Berlin das „Volksblatt".

[3]) Dies zeigt folgendes Schreiben Auerswalds an Camphausen:

„Ich werde eben darauf aufmerksam gemacht, daß es vielleicht sehr geraten gewesen wäre, wenn Sie heute Herrn Jung und Held, welche gestern zuletzt die Versammlung vor dem Palais des Prinzen von Preußen zerstreut und nach Hause geschickt haben, unter dem Vorwande oder Grunde, ihnen dafür eine Anerkennung auszusprechen, sich hätten rufen lassen. Möglicherweise hätte dies sehr mitigirend gewirkt. Ob noch dazu Zeit ist, stelle ich anheim, vielleicht Einen. Ich weiß nicht, wo sie zu finden.

Ihr treuergebener v. Auerswald 13/5 48."

zuletzt doch allen weitern Deputationen und Demonstrationen gegenüber dabei, der Thronfolger dürfe nicht fehlen, wenn über die Verfassung des Landes beraten werde; er solle jedoch nicht vor Eröffnung der konstituierenden Nationalversammlung Berlin betreten und vor seiner Ankunft sein Einverständnis mit den neuen Einrichtungen öffentlich erklären[1]). Namentlich die ruhige und gesetzliche Haltung der Bürgerwehr und ihrer Führer hat es bewirkt, daß schlimme Ausschreitungen nicht stattfanden; noch am 14. Mai befürchtete man Gewaltsamkeiten, da öffentlich zum Mitbringen der Waffen in eine Volksversammlung aufgefordert war. Solchen Befürchtungen entsprang Friedrich Wilhelms nächstes Schreiben:

30. Der König an Camphausen.

P. 14. May 48[2]).

Theuerster Camphausen! Der bekannte Möbel-Händler Hiltl ist zur Prinzessinn von Preußen gekommen, um ihr zu sagen, aller Pöbel, ja ein großer Theil der Bürger-Wehr wolle heut Nachmittag sich in den Zelten versammeln, und dann in der Stadt Gewalt an den Personen der Minister und am Palais Wilhelms begehen. Stimmt das mit Ihren Nachrichten? und was gedenken Sie zu thun? — Ich meine „nach Potsdam gehen", doch sehen Sie nichts als meine Meinung, kein Drängen, keinen Befehl darin. — Bewegen sie aber, das bitte ich wahrlich sehr **dringend**, Auerswald, die Hauptleute der Bürger-Wehr zu sich zu entbiethen, das politisch nothwendige der Maaßregel mit ihnen durchzusprechen, sie zu ermahnen, ihnen ihre furchtbare Verantwortlichkeit vorzuhalten und auf sie zu wirken, daß sie Statt des bewaffneten, durch die Gesetze **verbothnen** Deliberirens in Volks Versammlung die Ordnung in der Stadt aufrecht halten.

Sind Sie ganz gewiß, Wilhelms offiziellen Bericht von mir erhalten, gelesen und zurückgeschickt zu haben? Er war von der Hand des Secretairs. Sonst glaub ich, daß er bey Arnim liegt, dem ich eben darüber geschrieben habe. Ich kann ihn trotz Aller Sorgfalt im Suchen nicht finden[3]). Sie, theuerster Camphausen, hatten von mir einen Brief Wilhelms zugesandt erhalten, worin er Graf Albert Pourtalès Ankunft anzeigte mit eventuellen Deliberazions-Vorschlägen. Den haben Sie mir zurückgesandt, und der ist da.

Gebe Gott, daß Hiltls Nachrichten Uebertreibungen sind. Doch ist der Sonntag immer ein schlimmer Tag in einer Stadt, in der seit 30 Jahren consequent an seiner Entweihung gearbeitet worden ist. Ich bin auf Alles vorbereitet, wie Gott will! Vale. Friedrich Wilhelm.

P. S. Sagen Sie an Graf Kanitz, er solle G. M. Aschoff instruiren, daß Alle Befehle, die für den Gründonnerstag präparirt waren, heut und dieser Tage gültig wären, sowie der Aufruhr ausbricht und die Bürger-Wehr

[1]) Erklärung des Staatsministeriums vom 15. Mai bei Wolff, Bd. II, S. 522.

[2]) Ein kleines Stück daraus Caspary, S. 210

[3]) Vermutlich ist der oben S. 95 erwähnte Brief gemeint; diesen Brief glaubte Camphausen also wohl zurückgesandt zu haben, während er in der Tat in seinen Händen geblieben war.

seiner nicht Meister werden kann. Die Instruczion ist vortrefflich. Die Entfernung des Schatzes spielt die Hauptrolle dabey. Wir brauchen nur noch etwa zwanzig Wagen dazu, wenn er in Silber vorhanden ist, und 4—5, wenn in Gold. Der Rest der Wagen muß Gewehre aus dem Zeughause transportiren und Pferde die Kanonen.

Über den Sinn des Postskriptums klärt uns ein Brief des Königs an Radowitz[1]) auf, aus dem sich ersehen läßt, daß Mitte April, als ebenfalls Gewalttaten befürchtet wurden, ein genauer Plan zu deren Bekämpfung festgestellt war; die in der Stadt anwesenden Truppen sollten sich auf keine Offensive einlassen, sondern nur bis zum Dunkelwerden die Linden und das Schloß verteidigen; in der Nacht sollte der Staatsschatz auf bereitstehende Wagen verladen werden, und mit diesen sollten die Truppen die Stadt verlassen; eine Zernierung Berlins von außen sollte dann die rebellische Hauptstadt unterwerfen, wobei auch auf Beihilfe seitens der Bürgerwehr gerechnet war. Ganz die gleichen Befehle sind also auch jetzt für den Fall des Ausbruches einer revolutionären Bewegung gegeben worden.

31. Der König an Camphausen.

Potsdam 14. May 1848[2]).

Mein theuerster Camphausen — Ich habe heut früh ein Staats-Ministerialrescript bekommen, von dem ich Ihnen (aber nur im engsten Vertrauen, also ohne weitere Verbreitung dessen, was ich hier schreibe) freymüthig gestehe, daß es mich schmerzlich berührt hat, weil Auerswald mir, in vollster Pflichterfüllung, bereits über den Gegenstand *eigenhändig* geschrieben hatte, und von mir eigenhändig auf das befriedigendste beschieden worden war. Ich habe seiner Ansicht volles Recht gegeben und mir noch die Mühe gegeben, ihm das Mißverständniß aufzuklären, welches übrigens, wenn der „auslassende" Brief an ihn direct gerichtet gewesen, natürlich doch nicht vermieden worden wäre. — Das mich betrübende liegt also in dem Umstande, daß das Staats-Ministerium eine zwischen mir und einem Minister, und zwar mit Anerkennung des Grundsatzes, abgemachte Sache Tags darauf wieder aufnimmt und den *Schein* auf sich ladet, mir, durch Canzley-Hand, eine Leczion geben zu wollen. Ich erkläre Ihnen, daß Niemand völliger mit den Grundsätzen (nicht des Staats-Ministerii allein, sondern) aller Verfassungsmäßigen Gouvernements einverstandener seyn *kann*, als ich. Ich muß aber zugleich erklären, daß die Extension dieser Grundsätze auf die Armée durch keine Constituzion gerechtfertigt ist. Es versteht sich ganz und gar von selbst, daß ich auch in *dem* Departement nicht Anders verfahren werde, als mit den Andern; das geschieht aber aus Sachkenntniß, aus eigner Ueberzeugung und Beurtheilung, nicht aber, weil das Constituzionell wäre. — Denn weltbekannter Maaßen steht in Allen Constituzionellen Staaten die Armée direct unter den Befehlen

[1]) Vom 23. April, bei Hassel, Radowitz, Bd. I, S. 538.

[2]) Ein Satz daraus Caspary, S. 210.

des Souverains, und der Kriegs Minister ist nur für die Gesamt=Acte des Gouvernements und für die Competabilität verantwortlicher Minister, d. h. fähig in Anklagestand versetzt zu werden, nie aber über die Gestion der eigentlichen Heeres=Angelegenheiten.

Fürchten Sie aber darum Nichts. Ich thue Nichts ohne meine Minister, und sogar nicht ohne den Kriegs=Minister.

Für Ihre Bekanntmachung in Angelegenheiten Wilhelms sag' ich Ihnen und Ihren Collegen, bester Camphausen, wärmsten Dank. Das ist der Weg, die schwankende Volks=Meinung zum Guten zu stimmen, die schweigende Gute Meinung aber zum kräftigen Reden und Handeln zu bringen. Das ist regieren und darauf wird, wie immer, so auch jetzt, Gottes Seegen ruhen. Vale.

Friedrich Wilhelm.

P. S. Ich habe die Intenzion, Morgen früh von 10 oder 11 Uhr bis 1 oder 2 Uhr in Berlin zuzubringen. Sollten Sie Bedenken dagegen haben, so lassen Sie michs vor Nacht wissen. Wollen Sie aber mit mir in Berlin arbeiten, so erwart' ich Sie.

Worauf sich die Anspielungen im Anfange dieses Schreibens beziehen, vermag ich nicht aufzuklären; nur soviel ist klar, daß der König eine Differenz mit dem Minister v. Auerswald gehabt hat, und eine Einmischung des Gesamtministeriums in diese Angelegenheit übelnimmt. Wir werden noch sehen, daß es sein Bestreben war, stets mit den einzelnen Ministern, und möglichst wenig mit dem Ministerium als Einheit zu tun zu haben. Auch hier bemerken wir, wie früher, das Bestreben, die Armee von jedem Einflusse der Volksvertretung und der ihr verantwortlichen Minister freizuhalten. Der König ist überzeugt, daß dies in allen konstitutionellen Staaten so sei, freilich mit Unrecht. Wie sehr ihn diese Frage bewegte, ersieht man daraus, daß er von seinem Londoner Gesandten Bunsen eine authentische Darstellung des in England in dieser Hinsicht geltenden Rechtes forderte; freilich fiel die Antwort anders aus, als er erwartete; sie lautete, daß in England der König auch in Angelegenheiten der Armee nichts ohne Gegenzeichnung eines verantwortlichen Ministers befehlen könne[1]).

32. Der König an Camphausen.

P. 15. May 48 Morgens.

Haben Sie, theuerster Camphausen, und das Ministerium nichts dagegen, (was ich bedauern würde), so will ich morgen mit Extrafahrt um 9 in die Stadt, und daselbst den Gl. M. Aschoff und sämmtliche Hauptleute der Bürger=Wehr versammeln und anreden. Demnächst will ich einen Proclamazions=Entwurf machen und Ihrer Berathung übergeben. Sollten Sie mir heut vielleicht den G. R. Costenoble schicken, so werden Sie mir Ihre Ansicht durch ihn, sonst, wenn ich bitten darf, bald schriftlich zukommen lassen. Wir dürfen nicht um eines Haares Breite weichen. Vale.

Friedrich Wilhelm.

[1]) Schreiben des Königs an Bunsen vom 30. Mai und Bericht über Bunsens Antwort bei Ranke, Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen (Werke 49, 50), S. 470 f.

P. S. Jung hält jetzt die Massen vom Äußersten ab, um während des Landtags den entscheidenden Stoß zu geben. Darauf können Sie Häuser bauen. Darum: lassen Sie uns nicht allein moralisch sondern auch **physisch**[1]) **gerüstet** seyn! Um Gotteswillen! —

Es handelt sich immer noch um die Befürchtung, daß die Zurückberufung des Prinzen zu ernsten Unruhen Veranlassung geben könne. Den Entschluß einer Anrede an die Offiziere der Bürgerwehr hat der König am 16. Mai ausgeführt; keiner der Minister war dabei anwesend[2]).

Durch die Berliner Unruhen war für kurze Zeit das Interesse an der deutschen Frage zurückgedrängt worden. Jetzt aber ließ sich der Entscheidung nicht länger ausweichen, denn am 18. Mai sollte ja die deutsche Nationalversammlung zusammentreten. Der König wünschte, daß Camphausen, den er seinem Bruder als Berater nach Frankfurt mitgeben wollte, bei der Eröffnung des Parlamentes zugegen sei, und der Ministerpräsident selbst hielt das ebenfalls für geboten. Darüber wurde das Ministerium befragt; das Ergebnis teilte Camphausen dem König mit:

33. Camphausen an den König[3]).

E. M. überreiche ich anliegend ehrerbietigst die Abschriften zweier Schreiben des Ministers von Arnim an den Bundestagsgesandten, für welche ich die vorbehaltene Genehmigung E. M. ehrfurchtsvoll erbitte. Das Staatsministerium hat gestern geglaubt, unter den obwaltenden Umständen in meine Abreise nach Frankfurt nicht willigen zu können, und schien es unter diesen Umständen dringend, dem Gesandten eine Aeußerung zum Leitfaden zu geben. Sie entspricht im allgemeinen den Ideen E. M., indem Oesterreich ein ehrenvolles Anerbieten gemacht, und für den Fall Oesterreich dennoch ablehnt, eine anderweite Gestaltung Deutschlands ohne Oesterreich nicht präjudicirt wird. Wir haben gehofft, daß E. M. genehmigen würden, daß nicht zugleich der Brief an Dahlmann, den E. M. einsandten[4]), abgehe. In tiefster Ehrfurcht

Berlin 16. Mai 1848. E. M. unterthänigster Camphausen.

Die beiden Anweisungen für den Gesandten v. Usedom, von denen hier die Rede ist, sind vom 16. Mai datiert. Die erste beginnt mit dem Hinweise darauf, daß Preußen schon im März die Leitung des Bundes durch ein Oberhaupt gewünscht habe. Wenn aber jetzt die Nationalversammlung den Vorschlag der Siebzehn auf Errichtung eines erblichen Kaisertums prüfe, so werde sie vielleicht die Überzeugung gewinnen, daß er „für jetzt noch unausführbar" sei. Für diesen Fall sei der Gesandte ermächtigt, Preußens Zustimmung auch zu einer anderen Gestaltung der Zentralgewalt auszusprechen, namentlich dazu, „daß diese Gewalt aus dreien Häuptern gebildet werde."

[1]) Dreimal unterstrichen.
[2]) Wolff, Revolutionschronik, Bd. II, S. 546 f.
[3]) Nach dem Original im Königl. Hausarchiv.
[4]) Vom 15. Mai. Springer, Leben Dahlmanns, Bd. II, S. 247 f.

Den Zeitpunkt für diese Erklärung zu wählen, bleibe ihm überlassen; ebenso, ob er vorher dem österreichischen Gesandten das Verlangen ausdrücken wolle, daß auch Österreich sich nunmehr amtlich bereit erklären möge, der deutschen Sache ähnliche Opfer zu bringen, wie Preußen sie in der Proklamation vom 18. März zugesagt habe, und namentlich, ob es einverstanden sei mit der Umwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat, der Aufstellung eines Bundesheeres unter einem Bundesbanner, der Errichtung eines allgemeinen deutschen Zollvereins mit gleichem Maße, Gewichte, Münzfuße und Handelsrechte. Von der Antwort Österreichs werde alles Weitere wesentlich abhängen, sie könne dem Gesandten ein Fingerzeig sein. In dem gleichen Sinne möge er auch die preußischen Mitglieder der Nationalversammlung instruieren, wenn sie sich mit Fragen an ihn wenden würden. In dem zweiten Schreiben wurde diese Anweisung vertraulich dahin erläutert, daß das Triumvirat bestehen solle aus den Herrschern von Österreich und Preußen als erblichen Mitgliedern und einem dritten von den übrigen Staaten auf Lebenszeit gewählten Bundesfürsten. Nähere Bestimmungen seien weiterer Beratung vorzubehalten.

34. Der König an Camphausen.

[16. Mai 1848.]

Theuerster Camphausen — Seitdem das Staats-Ministerium mir feyerlich erklärt hat, nicht mit meiner Auffassung der deutschen Sachen gehen zu können, hab ich demselben die Gestion dieser Angelegenheit ganz ohne mich und auf eigene Verantwortung vor Gott und der Geschichte zu führen gestatten müssen. Ich mische mich also nicht weiter hinein, auch nicht in die Instruczions-Entwürfe, die Sie mir soeben mitgetheilt. Ich bleibe dabey, daß es monstruos ist, die Frage über das Bundes- oder Reichs-Oberhaupt der dazu **völlig**[1]) unberechtigten sogenannten Nazional-Versammlung zu übertragen. An den Folgen solchen Verfahrens weiß ich mich, Gott sey gelobt! unschuldig.

Vertraulich[1]). Herr von Arnim hatte keine Spuhr von Autorisazion und Recht, meinen vertraulichen privat Brief an Dahlmann irgend Jemand mitzutheilen, und hängt es **nicht**[1]) von ihm ab, ob er ihn besorgen **will** oder **nicht**. — !!!!!!!

Ist[2]) es nicht **Ihr**[1]) freier Wille, lieber Camphausen, **nicht** nach Frankfurt zu gehen, so kann ich mich damit nicht einverstanden erklären. Bey Ihrer Stellung und Ihrer Auffassungsgabe würde ein Aufenthalt von vielleicht nur 3 mal 24 Stunden uns Allen von unberechenbarem Nutzen gewesen sein. Ist es aber Ihr freyer Wille und Ueberzeugung, so sind die Gründe dazu überwiegend, und ich schweige. Auf Wiedersehen!

Friedrich Wilhelm.

Dieses Schreiben wirft wiederum grelle Schlaglichter auf des Königs Regierungsweise. In einer der wichtigsten schwebenden Fragen verzichtet er

[1]) Dreimal unterstrichen.

[2]) Der Schluß dieses Schreibens gedruckt Caspary, S. 213.

auf jede Geltendmachung seines Einflusses, autorisiert die Minister zu selbständigem Vorgehen, läßt ihnen aber keinen Zweifel, daß er das, was sie tun wollen, für verkehrt und unheilvoll hält. Er glaubt auf diese Weise jede Verantwortung für das daraus etwa folgende Unheil von sich ablehnen zu können. Daneben aber korrespondiert er über dieselbe Frage mit andern und sagt diesen ganz offen, daß er die Politik seines Ministeriums mißbillige. Er hat weder die Kraft, die Minister zur Unterordnung unter seinen Willen zu zwingen, noch den Mut, sie zu entlassen, noch die Selbstbescheidung, sich rückhaltlos ihrer Politik anzuschließen. Er zieht sich schmollend zurück und wartet auf den Zeitpunkt, wo er hervortreten kann und sagen: Seht Ihr, ich hatte doch recht! Aber Ihr habt ja nicht hören wollen.

35. Der König an Camphausen[1]).

[16. Mai]

Mein Brief an Dahlmann ist Bestandtheil meiner Privat-Correspondenz, deren Mittheilung allein für H. v. Arnim bestimmt war, allein aus keiner anderen Ursache als der, dem Minister mein unbedingtes Vertrauen zu beweisen. H. v. Arnim wird folglich ungesäumt den Brief (über den Niemand ein Recht hat) an Dahlmann schicken, ohne dergleichen zu thun, als kenne er seinen Inhalt. Ich befehle ihm hiermit eine Besorgung des Briefes.

36. Camphausen an den König.

E. M. wünscht das Ministerium morgen Vormittag Vortrag zu halten, nach der Bestimmung E. M. hier oder in Potsdam. Ohne weitere Benachrichtigung würden wir E. M. hier erwarten und uns gegen 11 Uhr auf dem Schlosse einfinden. Mein Zurückbleiben von Frankfurt a. M. ist unfreiwillig, weil gegen meine individuelle Überzeugung, nicht unfreiwillig, weil ich wegen dieser Frage das Cabinet nicht in die Luft sprengen mochte[2]). In tiefster Ehrfurcht

Berlin 17. Mai 1848. E. M. unterthänigster
Camphausen.

Mit der deutschen Frage verquickten sich seit dieser Zeit immer enger die schleswig-holsteinische und die preußische Verfassungsfrage. In der ersteren war der König gleich nach der Revolution und noch vor Camphausens Eintritt in das Ministerium von Arnim zu einem folgenschweren Schritte bestimmt worden. In einem alsbald veröffentlichten Schreiben an den Herzog v. Augustenburg hatte er nämlich ausgesprochen, daß er für die Selbständigkeit und enge Verbindung der beiden Herzogtümer, sowie für den Ausschluß der weiblichen Erbfolge in ihnen eintreten werde. Er hatte sich damit in direkten Widerspruch gesetzt zu der dänischen Rechtsauffassung, und, wie sich bald zeigen sollte, auch zu den Anschauungen und Wünschen Englands und Rußlands.

[1]) Randbemerkung des Königs auf dem Original von Nr. 33.

[2]) Der Schlußsatz gedruckt Caspary, S. 213. Der dort zitierte Satz über den Anzug der Minister kommt in den mir vorliegenden Korrespondenzen nicht vor.

Zugleich hatte er die Herzogtümer seines Schutzes gegen eine Verletzung dieser Rechte seitens Dänemarks versichert[1]). Als nun die Dänen die Einverleibung Schleswigs proklamierten, in Schleswig einrückten und das ihnen entgegentretende Freiwilligenaufgebot zersprengten, sah sich die preußische Regierung genötigt, dem königlichen Versprechen gemäß zum Schutze der Herzogtümer Truppen zu entsenden; wir haben schon gesehen, daß eine Zeitlang der Plan erwogen worden ist, den Prinzen Wilhelm an deren Spitze zu stellen. Auch andere norddeutsche Staaten sandten auf einen Beschluß des Bundestages Truppen dorthin, und General Wrangel erhielt den Oberbefehl. Nachdem ein Versuch des Königs, durch einen Spezialgesandten den König von Dänemark zum Nachgeben zu bestimmen, gescheitert war, erhielt Wrangel Befehl zum Vorgehen; er erstürmte Ende April das Danewerk und folgte den aus Schleswig verjagten Dänen nach Jütland hinein. Diese Fortschritte der deutschen Truppen aber riefen die Einmischung Englands und Rußlands hervor, die eine Schwächung Dänemarks nicht zugeben wollten. Die Gefahr tauchte auf, daß der schleswig-holsteinische Krieg sich zu einem europäischen erweitern könne, wenn Preußen und der Deutsche Bund auf dem eingeschlagenen Wege verharrten.

Der König sah schon lange mit Kummer der auswärtigen Politik seines Ministeriums zu. Im Grunde stand er auf seiten des dänischen Königs als des legitimen Herrschers der Herzogtümer und hielt die Schleswig-Holsteiner für Rebellen. Wir sahen schon, daß er den Ausbruch der Feindseligkeiten gerne verhindert hätte. Von neuem suchte er einzugreifen, als Wrangel die jütische Grenze überschritt; namentlich mit Rücksicht auf die Stimmung der Großmächte erklärte er dies für einen politischen Fehler. Sein eigenes Programm für Preußens fernere Politik in dieser Frage hat er schon am 6. Mai dem Minister v. Arnim mitgeteilt: „Nun hab ich einen Gedanken," schrieb er, „den Sie so schnell als möglich durchzuberathen haben, wenns überhaupt nötig ist, ihn vor das Conseil zu bringen. Ich will dem Könige von Dänemark schreiben, ihn um das Versprechen ersuchen, Schleswig unangetastet zu lassen, dann ging ich auch heraus, und wir überlassen die Frage der Vereinigung Englands und Rußlands mit dem Bunde. Das halt' ich für gesunde Politik. Versteht sich, daß der Handel und Schiffe nicht vergessen werden dürfen"[2]). Arnim legte noch an demselben Tage den Brief seinen Kollegen vor; aber das Ministerium wollte nach dem Vorhergegangenen nicht zurückweichen, und der König scheint denn auch den Gedanken an einen solchen Privatbrief an „Hamlet", wie er den dänischen König zu nennen liebte, aufgegeben zu haben. Aber nun wurde Mitte Mai das Drängen der Großmächte auf Räumung Jütlands immer dringender, und Friedrich Wilhelm, dem namentlich ein Zwiespalt mit Rußland in dieser Lage als das größte denkbare Übel erschien, begann jetzt abermals, die Minister im Sinne der Erfüllung jenes Wunsches der Mächte zu bearbeiten.

---

[1]) Wolff, Revolutionschronik, Bd. I, S. 427.

[2]) Original des Schreibens in Camphausens Nachlaß.

Außerdem aber war Mitte Mai vom Ministerium nach langen Mühen der Entwurf zu einer preußischen Verfassung fertiggestellt worden, der dem konstituierenden Parlamente in den nächsten Tagen vorgelegt werden sollte. Am 16. Mai wurde er dem Könige zur Genehmigung überreicht, und dieser besprach ihn sofort mit Leopold von Gerlach [1]). Er nannte ihn diesem gegenüber ein „elendes Machwerk" und hob als besonderen Grund seines Zornes hervor, daß die Kirchen als bloße religiöse Genossenschaften behandelt seien. Gerlach bestärkte ihn nach Kräften in diesem Bedenken, um womöglich den ganzen Entwurf und das ihm verhaßte liberale Ministerium zu Falle zu bringen.

Diese Fragen waren es, die den König zu einem neuen Schreiben an Camphausen bestimmten.

37. Der König an Camphausen.

Sanssouci 17. May 48.

Theuerster Camphausen! Ich habe Arnim geschrieben, wie ich wünschte über die dänisch-russischen Verhältnisse morgen mit Ihnen und ihm zu conferiren, wenn Ihre wichtigen Arbeiten es nemlich zulassen. Ich sag' es Ihnen auch noch, und erwart' ich aber nun durch Arnim die Antwort. Sind Sie abgehalten, so komm' ich nicht. Haben Sie etwa Alle mit mir zu arbeiten, so versteht sich's, daß ich ganz bereit dazu bin. Um 1 Uhr **wünsch'** ich frey zu sein, da ich bey meinem Bruder Carl um 2 Uhr eingeladen bin. Doch das steht im dritten Glied. Ich habe Arnim noch einmal auf die großen Gefahren aufmerksam gemacht, die aus dem wider meinen dringendsten Rath begangenen Fehler der Besetzung Jütlands und des kalten Betreibens oder vielmehr **Nicht**[2])betreibens der Waffenruhe mit Hamlet nun wirklich eingetreten sind. —

Auch über den Verfassungs-Entwurf hab' ich einige Bedenken geäußert, die er Ihnen mittheilen wird. Von einem Haupt-Bedenken muß ich Sie aber noch einen Moment unterhalten. Der Artikel über die „Religions-Gesellschaften" ist so gefaßt, daß ich ihn unter keiner Bedingung genehmige. Ich verlange, daß der „Evangelischen und Römischen Kirchen" Erwähnung geschehe, und im Gesetz die Gewährleistung ihrer Rechte und für die Erste ihrer Stellung zu mir (bis **kirchliche** Gesetze und Organisazion dieselbe ändern) förmlichst gedacht werde. Die Liebe zur vermeintlichen Gleichheit hat hier dem Redacteur einen schauderhaften Streich gespielt; denn die Römische Kirche mit ihrer eisernen und festen Constituirung würde bey dem gewollten Selbst-Bestimmungs-Rechte so ungeheure Vorrechte factisch gegen die Evangelische gewinnen, daß das entsetzlichste Geschrey darüber mit erneuter Confessioneller Leidenschaftlichkeit ausbrechen, und neue Verlegenheiten zu dem schon übergroßen Schatz an dergleichen de gaité de cœur[3]) hinzufügen würde!!!

1/4 7. Eben erhalt' ich Ihren Brief von heute. Ich werde morgen um 10 Uhr in Berlin seyn und würde mich freuen, Sie Alle schon um 1/2 11 Uhr empfangen zu können.

---

[1]) L. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. 1, S. 159.

[2]) Dreimal unterstrichen.

[3]) De gaieté de cœur = mutwillig.

Man versichert mich von mehreren Seiten, es sey in dem Sünden-Pfuhl, in dessen Qualen Sie schwer athmend hausen, ein Umschwung zum Guten in der Stimmung über meinen Bruder Wilhelm vor sich gegangen[1]). Das wolle Gott. Vale.

Friedrich Wilhelm.

P. S. Ich habe für Dienstag d. 23. die Bürger-Wehr-Parade angenommen, unter der ganz absoluten Bedingung, daß die infamen Inschriften von Wilhelms Hause nicht blos verschwunden wären, sondern ihre Nicht-wiederherstellung unter den Schutz des Ehrgefühls der Bürger-Wehr gestellt werde. Haben Sie etwa gegen den Tag, der der lendemain von der Landtags-Eröffnung ist, etwas einzuwenden, so machen Sie das schnell mit Auerswald ab. Soll[2]) ich den Landtag eröffnen? Ich thue es **nicht gern**, aber gewiß, wenn Sie es einmüthig für nöthig halten sollten. Dann aber **nur**[3]) im Schloß. Davon weiche ich **unter keiner Bedingung.**[3])

Das Bedenken des Königs, daß eine gleichmäßige Behandlung der beiden christlichen Kirchen als freier Vereine nur der festorganisierten katholischen Kirche zugute kommen, der locker gefügten evangelischen aber schaden werde, läßt sich gewiß nicht ohne weiteres von der Hand weisen; aus demselben Gesichtspunkte hat ja die katholische Kirche sich so schnell mit dem Liberalismus befreundet. Die im Postskriptum erwähnte Parade der Bürgerwehr war längst geplant, aber schon zweimal vom Könige verschoben worden; sie hat dann wirklich an dem in Aussicht genommenen Termine, dem 23. Mai, stattgefunden. Übrigens hatte Minister v. Auerswald darauf gedrungen, daß der König diese Parade im Frack abnehmen müsse (Nr. 63). Diese allen preußischen Überlieferungen zuwiderlaufende Forderung wies der König entschieden ab und erschien in Generalsuniform. Der letzte Absatz endlich bezieht sich auf die Frage, ob der König den Landtag nach dem Gebrauch andrer konstitutioneller Länder im Sitzungssaale der Versammlung eröffnen müsse, oder ob er die Volksvertreter zu sich ins Schloß entbieten könne. Es war eine konstitutionelle Etikettenfrage, die, wie wir sehen werden, noch viel Staub aufgewirbelt hat. Der König hat aber in diesem Punkte seinen schon hier bestimmt ausgesprochenen Willen durchgesetzt.

Einen neuen Anlaß zu Erörterungen zwischen König und Ministern gaben die Nachrichten aus Polen. Wir wissen, daß hier der Bürgerkrieg zwischen Deutschen und Polen ausgebrochen war; am 1. Mai hatte der König den General v. Pfuel mit außerordentlichen Vollmachten zur Herstellung der Ordnung abgesandt, und diesem war es im Vereine mit dem kommandierenden Generale des posenschen Armeekorps v. Colomb gelungen, in wenigen Tagen die polnischen Freischaren zu zersprengen und zu entwaffnen. Hierbei war es indes zu einem Vorgange gekommen, der in den folgenden Korrespondenzen eine Rolle spielt. Die entwaffneten Polen wurden in der Regel freigelassen, wenn sie sich verpflichteten, nicht wieder zu den Waffen zu greifen. Viele von

[1]) Vgl. Wolff, Revolutionschronik, Bd. II, S. 527 f.

[2]) Teilweise gedruckt Caspary, S. 214.

[3]) Dreimal unterstrichen.

ihnen aber hielten das Versprechen nicht und gingen sofort zu einer andern noch unbesiegten Freischar. Um diesem Unfug zu steuern, oder wenigstens die Wortbrecher erkennen und gebührend bestrafen zu können, griff General v. Colomb in einem Falle zu dem Mittel, diejenigen, die das Versprechen abgelegt hatten, in unverlöschbarer Weise mit Indigo stempeln zu lassen; ein gewiß etwas sonderbares, aber unter diesen Umständen ganz zweckentsprechendes Verfahren. Dieses Vorgehen des Generals wurde nun von polenfreundlicher Seite dem Ministerium als ein Vergehen gegen Sitte und Menschlichkeit geschildert; ja es hieß zunächst, die Stempel seien den Unglücklichen unter Schmerzen und Qualen eingebrannt worden. Das Gerücht davon drang auch in die Berliner Bevölkerung, und das Ministerium entschloß sich, selbst von der Barbarei solcher Maßregeln empört, beim Könige die sofortige Entlassung des Generals v. Colomb zu beantragen. Ein solcher Antrag erschien dem Könige geeignet, sein Verhältnis zum Heere zu erschüttern, und die Bestrafung eines siegreichen Bekämpfers der Polen ließ ihn einen Konflikt mit Rußland fürchten. Er fand es nötig, Camphausen schriftlich über seine Auffassung zu unterrichten.

38. Der König an Camphausen.

Sſ. 18 May 48.

Ganz vertraulich.

Die heutigen Verhandlungen über Colomb haben einen bitteren Stachel in mein Gemüth gestoßen. Mein theuerster Camphausen! Haben Sie sich bey dieser Sache denn nie in *mich* hinein gedacht? Man verlangt die Verabschiedung und dadurch das Desavouiren eines Generals, der eben, wenn auch traurige, doch neue Lorbeern gepflückt hat, dem die ganze Armée zujauchzt, den die deutsche Bevölkerung Posens auf den Händen trägt, dem Alle, **auch** *die Berliner Zeitungen*, Dank und Anerkennung sagen. Ich habe *den wahren Ausdruck* aus Schonung gegen die Autoren dieses Projects verschwiegen. Ihnen aber spreche ich ihn aus, lieber Camphausen, weil ich weiß, daß es nicht von Ihnen ausgeht. Der rechte Ausdruck der Sache ist der, daß *ich* dadurch in den Augen meines treuen und tapferen Heeres entehrt werde, als *Undankbarer*, als *Beförderer des Polonismus* und der Russenfeindlichen, Russenkriegssüchtigen Tendenzen, als ein *ungeschickter Fürst*, der neues Blutvergießen in nächster Zukunft und einen mehr wie ungleichen Krieg hinterdrein durch sein Verfahren veranlaßt. Wie konnte Hansemann es wagen, zu behaupten, die Ansichten in Berlin wären so viel *für* die Polen als *gegen* sie?!! *Das ist ja nicht wahr*. Er weiß das Gegentheil so gut als ich und Alle Welt. Nachher sprach er *fast* unumwunden aus: Ich sollte Frankreich den Gl. von Colomb aufopfern. Er will den Krieg mit Rußland, den Krieg, den Napoleon **nicht** ausfechten konnte. Solcher Thorheit halt' ich nur einen Menschen fähig, der sie nemlich ernstlich meint, das ist Thiers. — Colombs Abschied und die ihm folgende Indignazion der Armée wird, das weiß ich, *denn ich kenne das Terrain ganz genau*, auf Kaiser Nicolai einen *entsetzlichen Eindruck machen*. Das **allein** macht die Maßregel zu einer ganz unseligen, folgenschweren. Im Gegentheil,

machen Sie es Arnim zur heiligsten Pflicht, Alles aufzubiethen, was die Ehre zuläßt, um Rußland zu beschwichtigen. Ich habe den Maßstab der Aufregung, weit sichrer als alle Diplomatischen Berichte, durch einen Brief meiner Schwester, der Kaiserin[1]); die nicht eine kalte, altfürstliche Schwester, sondern die wärmste, treueste, anerkennendste Freundin meines Herzens seit 50 Jahren ist! — Ich erkläre Ihnen auf das Gewissesste, und Sie fühlen gewiß den Werth der Gesinnung gegen Sie, welche mich diese Erklärung gerade an Sie richten heißt, ich werde nie **mit** Frankreich gegen Rußland seyn; nicht allein, weil das Tollhauswerk wäre, sondern auch darum, weil es schlecht ist. Kann ich aus einem Défilé derart, (in welches ich, Gott ist mein Zeuge! nicht durch **meine** Schuld kommen würde) nicht heraus, so abdizire ich — Gewiß und wahrhaftig. Es ist gesagt.

Ich trage General von Pfuel auf, (im Fall er den Eindruck von Colombs Abgang für **nicht zu nachtheilig** hält, auf die Armée, die Deutschen **und** die Polen) den General von Colomb zu bewegen, selbst um seinen Abschied einzukommen. Pfuel ist ein politischer, ja diplomatischer Kopf, wie Arnim ihn nicht hat, und wir wenige haben. Er wird gut rathen. Daß im Rath das Soldaten=Gefühl ein wenig mitspricht, ist in Preußen unumgänglich nothwendig. Unser gutes Schwerdt muß unbefleckt bleiben, wenn Preußen nicht untergehen soll. Vergessen Sie das nie, wenn Sie mich opponiren sehen, und hören Sie um Gottes Willen in meinen Worten etwas **anderes**[2]) als Opposizion, die mir immer schwer wird, Ihnen, theuerster Camphausen, gegenüber aber recht sehr schwer wird. Ich ersuche Sie auf das Allerherzlichste und Dringendste, halten Sie Ihre Collegen von dem Einmischen in Armée Sachen ab. Es ist kaum ein Fall zu denken, wo eine bestehende Constituzion das erlaubt! geschweige eine nicht Existirende. Wie ich Ihnen heut sagte, wir müssen inniger zusammenwirken als bisher. Zu Ihnen hab' ich ein Herz und zu Kanitz Allenfalls; die Anderen achte ich und damit gut. Gott leite Ihr Herz! Friedrich Wilhelm.

Ganz besonders interessant ist dieser Brief deshalb, weil er uns auch in die Art, wie Friedrich Wilhelm auswärtige Politik trieb, noch schärfer hineinsehen läßt als seine Äußerungen über Schleswig=Holstein. Einen Krieg gegen Rußland an Frankreichs Seite verabscheut er als das größte aller Übel, nicht so sehr deshalb, weil er den Interessen Preußens nachteilig sei, sondern vor allen Dingen, weil ein solches Unternehmen „schlecht" ist. Schlecht, das heißt prinzipiell verdammenswert. Denn Rußland gilt ihm als das Land, wo die alte gottgewollte Obrigkeit noch am festesten steht, Frankreich als das von der Revolution verdorbenste Land; sie stellen ihm das gute und das schlechte Prinzip verkörpert dar, Autorität und Revolution, Gottes Ordnung und menschlichen Vorwitz. Wird ein solcher Krieg durch die Politik des Ministeriums unvermeidlich, so will er abdanken, um ihn nicht führen zu müssen.

---

[1]) Kaiserin Charlotte, die Gemahlin des Zaren Nikolaus, war eine Schwester Friedrich Wilhelms IV.

[2]) Dreimal unterstrichen.

Ebenso charakteristisch ist sein Verhalten in Sachen Colombs; um weder durch seine Entlassung die Armee noch durch die Verweigerung der Entlassung das Ministerium vor den Kopf zu stoßen, sucht er durch einen Mittelsmann den Angeklagten zum freiwilligen Verzichte auf seine Stellung zu bewegen. Wir müssen freilich im Auge behalten, daß Friedrich Wilhelm, als er diese Absicht aussprach, noch an die Gewaltsamkeiten glaubte, die Colomb begangen haben sollte, ihn also für bedeutend schuldiger hielt als er war. Wir werden sehen, daß er anders dachte, nachdem er über den Sachverhalt aufgeklärt war.

Zunächst trat diese Personenfrage ganz zurück gegenüber der großen Angelegenheit der preußischen Verfassung. In zwei Kronratssitzungen am 18. und 19. Mai muß es darüber zwischen dem Könige und den Ministern zu sehr heftigen Auseinandersetzungen gekommen sein; welcher Art sie gewesen sind, wird uns der folgende Schriftwechsel zeigen. Camphausen ist es diesmal, der ihn eröffnet, mit dem ersten längeren Privatschreiben an den König, das wir von ihm haben, dem ersten auch, in dem seine persönliche Eigenart und Staatsauffassung uns klar entgegentritt.

39. Camphausen an den König[1]).

Eurer Königlichen Majestät zu schreiben bin ich nach den Schmerzen der heutigen Berathung kaum in der Fassung; doch will ich nicht schlafen gehen, ohne noch einige aus treuem, redlichem Herzen kommende Worte an E. M. zu richten. Allerhöchstdieselben werden aus dem Berichte des Geheimrath Costenoble entnehmen, daß die meisten beanstandeten Punkte eine hoffentlich genügende Erledigung gefunden haben. Daß es hinsichtlich des Wortes „Kurie" und des erblichen Elementes nicht der Fall ist, möchte ich kurz zu rechtfertigen versuchen.

Das gegenwärtige Ministerium hat zwei vollendete Thatsachen vorgefunden. Erstens die Proclamation vom 18. März, welche eine konstitutionelle Verfassung verheißt; ein moderner Begriff, der aber hinlänglich feststeht, um einen bedeutenden Theil des Inhalts unseres Entwurfes nothwendig zu bedingen, und um die ständische Gliederung, die getrennte Vertretung der Interessen und konsequenterweise auch Namen, welche an die aufgegebene Sache erinnern, auszuschließen. Zweitens die Antwort an die Breslauer Deputation vom 22. März[2]), worin ein volksthümliches Wahlgesetz und Urwahlen zugesagt sind. Diese Zusage schloß die Nothwendigkeit einer starken demokratischen Färbung der neuen Verfassung in sich, und nur durch die Festhaltung des indirecten Wahlsystems ist es möglich geworden, dem gefahrdrohenden Verlangen einer einzigen Kammer mit Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten. Wenn nun die Minister einen jenen nicht von ihnen geschaffenen Grundlagen entsprechenden Entwurf bringen und scharfen Tadel darüber erfahren, möchten

[1]) Nach dem Originale im Königl. Hausarchive. Im Nachlasse Camphausens findet sich ein nicht ganz vollständiges Konzept ohne sachliche Abweichungen. Teilweise gedruckt Caspary, S. 214 f.

[2]) S. oben Bd. CXXV, S. 348.

sie da nicht ehrfurchtsvoll vorstellen dürfen, daß E. M. ein anderes nicht erwarten konnten, daß wir vielmehr erwarten durften, E. M. auf die nothwendigen Consequenzen geschehener Schritte vorbereitet zu finden? Wäre aber auch jener Schritt nicht gethan, so würde dennoch die unerbittliche Gewalt des Augenblicks nicht zulassen, von den jetzt beliebten Verfassungsformen und Mustern erheblich abzuweichen, ohne die Monarchie und Preußens Beruf in Deutschland zu gefährden.

Von der äußersten Gefahr würde ich, abgesehen von der Unmöglichkeit der Ausführung durch die jetzigen Minister, den Plan erachten, der bevorstehenden Versammlung möglichst wenig anzubieten und sich die Zugeständnisse von ihr abdringen zu lassen. Davon würde, so fürchte ich, eine außerordentliche Stärkung der radicalen Partei und eine Erschütterung des Vertrauens in Frankfurt a/M. die traurige Folge sein.

Was das erbliche Element in der ersten Kammer betrifft, so würde außerdem die Theilung in zwei gleiche Hälften dessen Einfluß schwächen. Gestaltete es sich wirklich so, daß die erblichen Mitglieder stets auf Seiten der Krone ständen, so würde das Volk die Gewählten als seine Repräsentanten betrachten und die Majoritätsbeschlüsse der ersten Kammer perhorresciren. Bei einer kleineren Verhältnißzahl der erblichen Mitglieder ist dies weniger zu befürchten, und unsere besten Hoffnungen müssen wir darauf bauen, die erste Kammer so einflußreich als möglich zu machen. Bei der umgestalteten Lage der inneren Zustände muß m. E. das zu erstrebende Ziel sein, daß die erste Kammer in Preußen ungefähr in das Verhältniß zum Staate komme, wie in England das Unterhaus, d. h. daß sie mehr als die zweite Kammer die Schnüre des Geldbeutels halte. Auch gelingt es vielleicht noch, die Zahl der Mitglieder der zweiten Kammer auf 300 herabzubringen und diejenige der Mitglieder der ersten Kammer auf 300 hinauf.

Und[1]) nun noch ein Wort. Ich muß es nach dem angestrengtesten Nachdenken, nach den ausgesuchtesten Combinationen bestätigen: Es ist leider wahr, daß E. M. heute noch die jetzigen Minister nicht entlassen können. Aber der Vorwurf trifft schwer, wenn auch die Betroffenen in der Lage sind, sich Allem unterwerfen zu müssen und nicht gehen zu dürfen. Namentlich für meine Collegen wage ich E. M. um einige Berücksichtigung dieser Lage zu bitten.

Die Verhältnisse werden sich nun bald ändern. Es kann nicht fehlen, daß die neue Versammlung manche brauchbare Elemente bringt, und E. M. werden sich ungemein erleichtert und gekräftigt fühlen, wenn für die Wahl der Räthe ein größeres Feld erschlossen ist. Möchte E. M. bis dahin nicht mehr von der Möglichkeit einer Absicht sprechen, wie sie heute zu meinem Schrecken geäußert wurde. Darum bitte ich im Namen des Hauses Hohenzollern, im Namen Preußens und im Namen Deutschlands. Auch aus Egoismus bitte ich darum; meine Aufgabe war es, Hülfe zu leisten, um die Monarchie vom 29. März bis in die Nationalversammlung und den Thronfolger in das Vaterland zu führen. Sie ist noch nicht gelöst.

Berlin 19. Mai 1848. In tiefster Ehrfurcht E. M. unterthänigster
Camphausen.

[1]) Die vier folgenden Sätze (bis „zu bitten") fehlen im Konzept.

40. Der König an Camphausen.

Sanssouci 20. May 1848[1]).

Ihr edler Brief, durch Constenoble überbracht, verdient und fordert gebiethrisch die wahrste Anerkennung von Gesinnungen, die Ihre Brust, mein sehr lieber und werther Camphausen, beleben, die ich aber kannte, die mich **allein**[2]) bewogen haben, Sie an die Spitze meines Staats-Ministerii zu stellen, und die ich in Ihren Augen gelesen hatte, als Sie noch meinem Gouvernement unfreundlich gegenüberstanden.

Fern von mir jede Heucheley. Es steht etwas sehr Gefährliches und sehr Unglückseeliges zwischen mir und dem Staats-Ministerium. Das ist die falsche Auffassung seines Verhältnisses zu mir, welche am 18. u. 19. in den beklagenswerthen Sitzungen deutlicher als zuvor ans Tageslicht getreten ist. Sprech' ich vom Ministerium, theuerster Camphausen, so mein' ich Ihre Person, Ihre Gesinnung, Ihre Privat-Auffassung **nicht.** Es liegt mir unendlich viel daran, daß Sie das fühlen. Doch zur Sache.

Das Staats-Ministerium hat Zeugniß von der traurigen folgenschweren Wahrheit abgelegt, daß es sein Verhältniß als verfassungsmäßiges, verantwortliches Ministerium unrichtig deutet. Dies Verhältniß in Allen Constituzionellen Ländern ist aber Folgendes: Es **muß**[2]) bey Gefahr seiner Existenz solidarisch, als Ein Mann, mit Einem Willen dem Landtage, dem Volke, den fremden Cabinetten gegenüber dastehen und für Alles, was aus seiner Gesammtheit hervorgeht, einheitlich verpflichtet seyn. **Nicht so**[2]) seinem Könige gegenüber. Für den König **soll**[2]) und **muß**[2]) ein constituzionelles Ministerium eine delibérirende Versammlung seyn. Das Für und Wider, namentlich in Lebensfragen, **darf**[2]) es nicht in die Lage kommen als Abgemachtes und Beschlossenes dem Könige vorzulegen, und denselben in die falsche, peinliche, beyde Theile kompromittirende, das Staats-Wohl gefährdende Stellung drängen, gleichsam in ein **Zwiegespräch**[2]) mit dem Ministerium, als mit Einem opponirenden Manne, zu gerathen. Es soll und muß **mit**[2]) dem Könige **berathen**[2]), d. h. ein jeder Minister soll und muß seine Meinung, seine Ansicht dem Könige im Conseil vortragen. Dann ist der einzige Unterschied unter dem Régime einer Verfassung der, daß nicht des Königs Wort définitif entscheidet, sondern daß des Königs Meinung discutirt wird vor ihm und **mit**[2]) ihm, daß er, wenn er die Majoritait der Minister für seine Ansicht gewinnt, die Sache auf dem Fleck entscheidet, ebenso bey Stimmen Gleichheit, daß aber, wenn er nur die Minoritait der Minister für seine Meinung oder gar keine Stimme für dieselbe erringt, entweder nachgiebt oder die Suspension der Maaßregel befiehlt. Dann ist es, namentlich wenn zufälliger Weise Alle Stimmen gegen ihn waren, das Constituzionelle Recht des Ministerii, nach dem Conseil ohne den König Raths zu pflegen, ob die Sache zu einer Cabinets-Frage zu machen ist oder nicht? Im Bejahungs Falle tritt es ab, im Verneinungsfalle tritt die Suspension der Maaßregel ein. Bey Weitem die Hauptsache ist aber 1. die, daß der König die Gewissen-

[1]) Teilweise gedruckt Caspary, S. 216 f.

[2]) Dreimal unterstrichen.

hafte Meinung der **einzelnen** Minister hört, um seine eigene danach aufzuklären oder zu verstärken, 2. die, daß der König **niemals** und **unter keiner**[1]) Bedingung in die Lage gerathe, Abgemachtes und fest Beschlossenes vorgelegt zu bekommen, über welches also nicht **die** „Minister" mehr discutiren können, sondern über welches er genöthigt ist, allein mit dem „Ministerium" als solidarischer Person zu discutiren — so, daß er gegen das Ministerium so steht, wie das Publicum allerdings und unbedingt stehen muß, wie das Ministerium zum Volke allerdings und unbedingt stehen soll. — Ich resumire: Der König darf, bei der Gefahr seiner eigenen factischen Entsetzung als König, nun und nimmermehr zu seinem Ministerium **so**[1]) stehen, wie das Publicum und die Welt zu demselben stehen soll und muß.

Diese meine Meinung, meine unerschütterliche Ueberzeugung, auf dem Studium der Constituzionellen Zustände fest und unwandelbar begründet, haben Sie, mein theuerster Camphausen, Ihren Collegen mitzutheilen und sie in meinem Namen anzuweisen, sich hinfort danach zu richten.

Wie würdig und königlich würde ich im vorgestrigen und gestrigen Rathe gestanden seyn, wenn die Herren ein jeder in seinem Nahmen gesprochen, seine Meinung gesagt hätte? Wie unwürdig und unköniglich bin ich vorgestern und gestern vor Ihnen Allen dagesessen!!!! So regiert man mit dem geistesschwachen Kayser Ferdinand[2]) oder dem thierähnlichen Herzog von Bernburg[3]), so mit einem Wütherich, wie der dicke König Friedrich von Württemberg[4]), schändlichsten Andenkens, oder wie mein Vetter von Kurhessen[5]), den ich nicht lieb habe, aber nicht mit Friedrich Wilhelm von Hohenzollern, König von Preußen! Das leg' ich an Ihr treues und edles Herz, lieber Camphausen, und Sie werden es Ihren Collegen an ihr treues und edles Herz legen und sie überzeugen, daß es mit uns auf dieser falschen Bahn nicht gehen kann: dann aber wird es gut, wird es vortrefflich gehen, denn ich habe die Reinheit von Ihrer Aller Willen wohl erkannt. Der aber muß sich an meinem reinen Willen spiegeln, abschleifen, sich mit ihm verständigen, ihn verstehen, ihn hören können, was ja bey der Verwechslung meiner Stellung mit der des Volkes und der Welt vollkommen und selbstredend unmöglich ist.

———[6])

Ich habe, weil Gefahr im Verzuge ist, das verhängnißvolle schicksalsschwere Papier gezeichnet! und **hoffe**[1]) (?) um dieses Umstandes Willen mit meinem Gewissen bestehen zu können. Beschwören kann und

[1]) Dreimal unterstrichen.

[2]) Kaiser Ferdinand (1835—1848), der Oheim und Vorgänger Franz Josefs, der 1848 infolge der revolutionären Bewegung abdankte, war schwachsinnig und eigentlich von Anfang an regierungsunfähig.

[3]) Herzog Alexander Karl von Anhalt-Bernburg (1834—1863) war geistesschwach.

[4]) König Friedrich I. von Württemberg (1797—1816), der Schöpfer des württembergischen Königreiches, war ein sehr energischer, aber auch höchst gewalttätiger Fürst, dem Könige wohl besonders unangenehm wegen seiner Bewunderung napoleonischer Regierungsgrundsätze.

[5]) Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen (1847—1866) war der Sohn einer Tante Friedrich Wilhelms IV., der Prinzessin Auguste von Preußen.

[6]) Ein Strich trennt im Original beide Teile des Briefes.

werd' ich nur ein Gesetz, welches meinem Wahlspruch entspricht: „Ein Freyes Volk und ein Freyer König".

Ich verlange aber noch in diesem Augenblick 3 Dinge in das Verfassungsgesetz—

1.) Streichung der höchstens ! ! ! 80 Pairs-Ernennungen, die Anerkennung der staatsrechtlich verbrieften Rechte der mediatisirten Fürsten und Grafen als gebohrener Mitglieder der ersten Kammer, und das Recht des Königs, den 160 Gewählten gegenüber so viele erbliche und lebenslängliche Pairs zu ernennen, daß die Zahl von 300 für die Gesamtheit der 1. Kammer-Mitglieder dadurch nicht überschritten werde (Es bleibt dennoch immer das zum Himmel schreyende Unrecht der gebohrenen Ueberzahl von 10 Stimmen mehr, als der König ernennen kann, leider ! ! ! feststehen).

2. Die besondere und ganz deutlich gefaßte Erwähnung meines Verhältnisses zum Heer in Linie und Landwehr.

3. Die Erwähnung der Hausgesetze, nicht allein in Hinsicht auf die Thronfolge, sondern auch auf die inneren Angelegenheiten, Rechte, Pflichten, ꝛc. des königlichen Hauses und der Aufrechterhaltung Aller Rechte der Krone (die das Gesetz nicht abändert), und zwar im Eingange des Gesetzes.

Aus diesem Allem mach' ich, wie Sie durch meine unglückseelige Unterzeichnung des Blattes gesehen haben, keine Conditio sine qua non der Vorlage desselben. Aber ich verlange es von Ihrer und Ihrer Collegen Einsicht und Vaterlands-Liebe.

Hätten Sie mit Ihrer Befürchtung recht, daß *mit* diesen Modificazionen das Gesetz nicht durchgeht, — nun was geschieht? — dasselbe, was jetzt unzweiffelhaft geschehen wird, **wenn** Ihrer Aller Ansicht von der Stimmung des Volks und des Landtages die **richtige** wäre. Zurückweisung der Hauptpunkte desselben. Was denn aber dann? Dann berathen wir, ob wir nachgeben oder ob wir festhalten. Im letzten Fall lösen wir den Landtag auf nach Exposizion freyster, offenster und bestimmtester Art unserer Gründe, und berufen einen neuen, und Sie, meine lieben Herren, „*bleiben im Amte*", und zwar geehrter und angesehener denn zuvor und Gesegnet von den Nachkommen. Ueber die Stimmung des Landes, das wiederhole ich Ihnen in allerheiligster, festester Ueberzeugung, sind Sie Alle im Irrthum. Ich bin nicht von Gestern, ich kenne mein Volk, ich lege hier nicht die Hände in den Schooß, sondern ich bekümmere mich genau um die Dinge um mich her, und darum sag' ich Ihnen: Sie irren sich, von der berliner Stimmung (die auch nicht so schlimm ist, als die Clubs und das berliner Schwatzen sie theilweise erscheinen lassen) getäuscht, über die Stimmung der **immensen**[1]) Majoritait des Landes. Ich kenne mein Volk besser als Sie, und ich weiß, welchen Eindruck, welchen Umschwung der Meinung, Muthiges, Großartiges, entschiedenes, echt-Preußisches Auftreten der Regierung und vor *Allem* **des Königs**[1]) hervorbringt, zumal in bewegten Zeiten auf ein gutes Volk. *Sehen Sie jetzt den Umschwung der Dinge in Wien!*[2]) *der ist* **ungeheuer**[1])

[1]) Dreimal unterstrichen.

[2]) Infolge der Flucht des Kaisers und des Hofes von Schönbrunn nach Innsbruck (17. Mai) war bei der Wiener Bevölkerung auf kurze Zeit eine Reaktion gegen die herrschende revolutionäre Partei eingetreten.

wichtig[1]), lesen Sie die 22 Erklärungen für Wilhelm neben einer gegen ihn in der heutigen Zeitung und die zahllosen Adressen für ihn und an ihn, die nicht gedruckt sind, und es wird Ihr Angesicht wie der erste Hauch erquickender Morgenluft nach banger schwüler Nacht anwehen. Das ist gewiß und wahrhaftig: „Gott ist mit uns!" Vale. Friedrich Wilhelm.

Für das Verständnis dieser Briefe bereitet der Umstand Schwierigkeiten, daß wir den genauen Wortlaut des dem Könige vorgelegten Verfassungsentwurfes nicht kennen. Auch über die Verhandlungen, die bis zur Vorlage der Verfassung an den Landtag zwischen König und Ministern geführt worden sind, bietet die bisherige Literatur nur sehr dürftige Nachrichten. In unserm Briefwechsel finden wir über einige wichtige Punkte nähere Aufklärung. Der Anfang von Camphausens Brief zeigt uns, daß der König zunächst gegen den Verfassungsentwurf im ganzen, gegen den Geist, der ihn durchwehte, Einwendungen erhoben hat; er hat ihn als zu demokratisch bezeichnet und bedauert, daß nicht eine Gliederung nach Ständen und Interessentengruppen, nach „Kurien" dem Wahl- und Beratungsverfahren zugrunde gelegt sei. Der Ministerpräsident weist diese allgemeine Kritik durch den Hinweis auf die königlichen Zusagen vom 18. und 22. März zurück, denen der Entwurf habe gerecht werden müssen.

Insbesondere hat der König in der Sitzung verlangt, daß, seinem schon früher (Nr. 37) geäußerten Willen gemäß, im § 12 neben der allgemeinen Bezeichnung „Religionsgesellschaften" die beiden christlichen Kirchen ausdrücklich genannt würden[2]). Dies haben die Minister zugestanden. Sodann, daß das Oberhaus anders zusammengesetzt werden müsse, wie der Entwurf es vorsah. Nach § 38 sollten die königlichen Prinzen, 60 vom Könige ernannte Mitglieder und 180[3]) aus den begüterten Klassen gewählte Abgeordnete die erste Kammer bilden. Friedrich Wilhelm forderte für die von ihm Ernannten die Erblichkeit ihres Sitzes, für alle standesherrlichen, ehemals reichsfreien Häuser Sitze aus eigenem Rechte, endlich eine derartige Verstärkung der Zahl dieser Pairs, daß sie mit den Prinzen zusammen ebensoviel Stimmen hätten wie die gewählten Mitglieder. Die Minister haben die Erblichkeit der Ernannten zugestanden, alles andere abgelehnt. Drittens hat Friedrich Wilhelm verlangt, daß ausdrücklich seine alleinige Verfügung über die Armee und die Unzulässigkeit parla-

[1]) Viermal unterstrichen.

[2]) Vgl. hierzu die Tagebuchaufzeichnung Leopold v. Gerlachs zum 22. Mai (Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 160 f.), die einzige Quelle, die uns über diese Beratungen etwas mitteilt.

[3]) Der Entwurf, wie er der Kammer am 22. Mai vorgelegt wurde, ist gedruckt in den „Stenographischen Berichten", Bd. I, S. 1 f., und bei Wolff, Revolutionschronik, Bd. III, S. 15 f. Danach (§ 38) hatte der König höchstens 60 Mitglieder der ersten Kammer zu ernennen, gewählt werden sollten 180. Nach dem Wortlaut des obigen königlichen Briefes scheint es fast, als habe der am 18. und 19. Mai beratene Entwurf dafür die Zahlen 80 und 160 gehabt. Wenn dies nicht ein bloßer Irrtum des Königs ist, so muß nach jenen Beratungen noch diese den Wünschen Friedrich Wilhelms gerade entgegengesetzte Änderung vom Ministerium vorgenommen sein. Das ist schwer glaublich, weil doch der Entwurf, wie er nachher vorgelegt worden ist, vor Absendung des Briefes vom 20. Mai bereits vom Könige unterschrieben wurde, eine Änderung nach der Vollziehung aber doch kaum denkbar ist. Ich möchte also glauben, daß hier ein Irrtum des Königs vorliegt, vielleicht zitierte er aus dem Gedächtnis und verwechselte dabei 60 und 180 mit 80 und 160.

mentarischer Einmischung in Heeresfragen ausgesprochen werde. Die Minister haben in § 22 zwar gesagt, daß dem Könige der Oberbefehl über das Heer und die Besetzung aller Stellen in demselben zustehe, aber die Armeesachen nicht ausgenommen von der Festsetzung des § 20, daß jeder Regierungsakt des Königs zu seiner Gültigkeit der Gegenzeichnung eines verantwortlichen Ministers bedürfe. Viertens hat der König die ausdrückliche Festsetzung begehrt, daß in allen durch die Verfassung nicht besonders geregelten Punkten die alten Hausgesetze in Geltung bleiben sollten. Die Minister haben eine Erwähnung der Hausgesetze nur im § 29 zugelassen, wo es sich um die Regelung der Thronfolge handelt; ferner haben sie am Schlusse die Hinzufügung des § 83 zugestanden: „Alle durch das gegenwärtige Verfassungsgesetz nicht berührten Gesetze und Rechtsnormen bleiben in voller Kraft"; jedoch waren hier die Hausgesetze nicht ausdrücklich genannt. Ob noch andere Punkte zur Sprache gekommen sind, wissen wir nicht. Jedenfalls hatte in der Sitzung der König unter Anwendung der stärksten Pressionsmittel — die letzten Wendungen in Camphausens Brief zeigen, daß er mit Abdankung gedroht hat — einige Zugeständnisse von den Ministern erlangt. Der demgemäß geänderte Entwurf ist nun am 19. Mai dem Könige zur Unterschrift vorgelegt worden und hat ihm Anlaß gegeben, nochmals auf Verstärkung der Pairs in der ersten Kammer, andere Fassung des Heeresparagraphen und ausdrückliche Erwähnung der Hausgesetze im Anfang der Verfassung zu dringen. Die Minister haben jedoch nicht weiter nachgegeben, sondern auf ihrer letzten Fassung bestanden.

Wie hat sich der König mit dieser Zurückweisung seiner letzten Forderungen abgefunden? Er hatte sich schon in seinem oben mitgeteilten Schreiben den Rückzug gedeckt durch die Erklärung, daß er die Einbringung des Entwurfes in der Kammer von diesen Änderungen nicht durchaus abhängig mache. Ja, er hatte trotz seiner Einwände den vom Ministerium formulierten Entwurf schon unterzeichnet; freilich in schwerer Sorge, ob er das vor seinem Gewissen auch verantworten könne, und mit einem merkwürdigen Hintergedanken. Beschwören will er nur eine Verfassung, die seinem Wahlspruche: „Ein freies Volk und ein freier König" entspricht. Dieser von ihm öfter gebrauchte Wahlspruch[1]) besagt aber nichts anderes, als daß die alte ständische Gliederung des Landtages wieder hergestellt werden soll (denn das heißt ihm wahre Freiheit des Volkes im Gegensatz zum liberalen Freiheitsbegriff), und daß die königliche Gewalt unabhängig sein soll von der Volksvertretung (denn sonst ist der König nicht frei). Mit anderen Worten: Friedrich Wilhelm hielt, wie das seine Art war, im Innern zäh an seinen alten Verfassungsidealen fest; er erteilte jedoch seinen anders denkenden Ministern die Vollmacht, einen auf liberaler Grundlage ruhenden Entwurf einzubringen, mit dem Vorbehalt, diesen von ihm genehmigten und unterschriebenen, in seinem Namen vorgelegten Entwurf nachträglich noch zurückzuweisen, seine Beschwörung zu verweigern, wenn der Landtag ihn angenommen haben würde. Er zieht sich von der Verfassungsberatung zurück, wie er es von der Behandlung der deutschen Frage getan hat (s. Nr. 34), er will seinen Räten dann freie Hand lassen, aber

[1]) Vgl. z. B. seinen Brief an Radowitz vom 11. April 1848 bei Hassel, Bd. 1, S. 530.

sich vorbehalten, das nachher zu verwerfen, was sie ohne ihn zustande bringen. Gewiß ein wunderliches Verfahren. Erklärt wird es zum Teil wohl durch die stille Hoffnung, der Landtag werde — wie es ja später tatsächlich geschah — mit dem Entwurfe nicht zufrieden sein und ihn im radikalen Sinne umgestalten; dann konnte der König ohne Verletzung seiner früher erteilten Zustimmung den geänderten Entwurf zurückweisen, den Landtag auflösen und an das Volk appellieren. Immerhin eine kühne Spekulation; das Parlament hätte bei dieser Lage der Dinge König und Ministerium in die furchtbarste Verlegenheit setzen können, wenn es die vorgelegte Verfassung einfach en bloc angenommen hätte. Und allein kann diese Hoffnung uns des Königs Benehmen nicht erklären, sondern man muß seine eigenartige Auffassung von den Rechten und Pflichten eines konstitutionellen Herrschers dafür mit in Betracht ziehen, die er ja auch in diesem Schreiben ausführlich auseinandersetzt.

Der Hauptpunkt dieser Auffassung ist, daß der König das Ministerium nicht als eine geschlossene, durch gleichmäßige politische Gesinnung verbundene Einheit ansehen will. Nur den Kammern und dem Publikum gegenüber soll es für eine Einheit gelten und gemeinsam für die Maßnahmen jedes einzelnen Ministers einstehen. Dem Monarchen gegenüber ist es eine Versammlung einzelner Männer, von denen jeder nach seiner individuellen Überzeugung ohne vorherige Verständigung mit den Kollegen spricht und stimmt. Wird auch dem Herrscher gegenüber jene Solidarität festgehalten, tritt ihm das Ministerium mit vorher vereinbarten Beschlüssen entgegen, so ist ihm jede Möglichkeit einer wirklichen Regierung genommen, er ist faktisch abgesetzt. Denn er kann dann ja nur entweder seine Zustimmung zu dem Beschlossenen geben, oder er muß das ganze Ministerium entlassen. Da das letztere praktisch sehr oft, z. B. im gegenwärtigen Augenblicke, unmöglich ist, muß er in der Regel einfach nachgeben. Das ist natürlich keine annehmbare Position für einen „freien" König. Ist nun aber das vom Könige befürwortete System geeignet, diese Abhängigkeit aufzuheben? Die Minister sollen ohne vorherige Verständigung untereinander mit ihm diskutieren und abstimmen; sind alle oder die meisten gegen die vom Monarchen vertretene Meinung, und will dieser nicht nachgeben, so wird die Beschlußfassung aufgeschoben, und nun darf das Ministerium ohne Beisein des Herrschers sich darüber verständigen, ob es aus der Angelegenheit eine Kabinettsfrage machen will. Dann wird also, nur etwas später, der König doch in die von Friedrich Wilhelm verabscheute Zwangslage versetzt, zwischen Nachgeben und Entlassung des Gesamtministeriums zu wählen. Er hat bei diesem Verfahren nur den einen Vorteil, daß er bei der eigentlichen Debatte durch seine Gründe oder seine Autorität noch diesen oder jenen Minister für sich gewinnen kann. Das ist aber auch alles. In der Praxis dürfte übrigens ein Ministerium, dem die Verständigung der einzelnen Mitglieder ohne Beisein des Königs prinzipiell verboten ist, nicht lange zusammenhalten. Wir dürfen diese Theorie Friedrich Wilhelms nicht als das Ergebnis verstandesmäßiger Reflexion ansehen — obwohl er selber sie als ein solches hinstellt — sondern wir müssen ihren Ursprung im Gefühl suchen, in dem beleidigten Selbstgefühl des bisher absoluten Herrschers, dem seine höchsten Beamten unter der Drohung, sonst abgehen zu wollen, ihm widerstrebende Maßregeln abnötigen wollen. Diese

Theorie konnte nicht anerkannt werden und wurde auch nicht anerkannt. Tatsächlich verhielt sich der König in solchen Fällen von nun an so, daß er ihm widerstrebende Maßregeln des Gesamtministeriums geschehen ließ, aber jede Verantwortung für deren Folgen ablehnte, und sich vorbehielt, im geeigneten Augenblicke wieder hervorzutreten und seine persönliche Meinung zur Geltung zu bringen. Was Camphausen betrifft, so war es diesem persönlich schmerzlich und peinlich, auf den Monarchen einen solchen Zwang üben zu müssen; er tröstete diesen dadurch, daß er ihm Hoffnung machte, im Landtage würden sich zweifellos eine Anzahl gutgesinnter, dem Könige treuer und bei der Versammlung angesehener Männer finden; aus ihrer Mitte könne er sich dann ein anderes Ministerium bilden. Auch erinnerte er den König daran, daß sich doch auch die Minister in einer Zwangslage befänden; auch sie dürften nicht gegen ihr Gewissen handeln, nichts vorschlagen, was der Landtag sicher ablehnen würde, und was den früheren Verheißungen widerspreche; andererseits könnten sie ihr Amt nicht niederlegen, da sie wüßten, daß augenblicklich noch niemand da sei, der an ihre Stelle treten könne.

Wir verlassen dieses ausführliche briefliche Zwiegespräch beider Männer mit dem Eindrucke, daß sie trotz des besten Willens auf beiden Seiten auf die Dauer nicht zusammenwirken konnten. Wir können nicht zweifeln, daß der König sich sehnte, die im März übernommenen Verpflichtungen loszuwerden, daß er wünschte, die Versammlung, die eben zusammentrat, möge ihm einen Anlaß geben, sie aufzulösen und eventuell in den offenen Kampf gegen sie zu treten[1]); daß er überzeugt war, der größte Teil des preußischen Volkes werde in einem solchen Kampfe auf seiner Seite stehen. Hingegen war Camphausen durchdrungen von der Meinung, daß mit dem Parlamente auf jeden Fall ein gutes Verhältnis angestrebt werden müsse, und daß des Königs frühere Zusagen die Norm für die Herstellung definitiver Einrichtungen bleiben müßten; er fürchtete von einem Kampfe den Sieg der Radikalen, der Republikaner, den Untergang des Königtums. Bei derartigen Abschätzungen der Kräfte und Chancen hatte Friedrich Wilhelm die Stimmung der Ostprovinzen, Camphausen die des Rheinlandes und der Hauptstadt vor Augen. Ferner erwartete Camphausen Preußens Größe und Deutschlands Einheit von einer Verständigung mit dem Frankfurter Parlamente; der schlimme Eindruck eines preußischen Verfassungskonfliktes in Frankfurt schreckte ihn; für den König existierte diese Rücksicht nicht, da nach seiner Ansicht nur die Fürsten, nicht jenes Parlament über Deutschlands Zukunft zu entscheiden hatten.

(Ein dritter Artikel folgt.)

[1]) Daß er schon Mitte April einen solchen Bruch ins Auge gefaßt hat, zeigt deutlich sein Brief an Radowitz vom 11. April (Hassel, Bd. I, S. 530). Er dachte daran, bereits in der Thronrede zur Eröffnung des konstituierenden Landtages sein ständisches Programm offen darzulegen und dann zu fragen, wer für, wer wider ihn sein wolle. Das wäre natürlich die Kriegserklärung an die Majorität gewesen, und Radowitz riet dringend davon ab. Ferner wäre heranzuziehen der Brief an Radowitz vom 23. April (Hassel, Bd. I, S. 539), wonach der König entschlossen war, einen Landtag mit republikanischer Mehrheit gewaltsam zu sprengen; er würde sich dann „seins Werkes (vielleicht Wortes?) quitt" gefühlt haben. Ebenso hatte Gerlach (Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 153) in einem Gespräche am 21. April den Eindruck, daß der König sich bei dem Gedanken an offenen Kampf gegen seinen „eigentlichen Gegner", die Revolution, ordentlich erfrische und sogar russische Hilfe dabei annehmen würde.

Die deutsche Auswanderung.

Von

P. Walther, Fregattenkapitän z. D.

Je großartiger unsre Handelsbeziehungen mit dem Auslande sich in den letzten Jahren entwickelt haben, um so mehr ist auch das Interesse für unsre im Auslande lebenden Landsleute gewachsen. Man ist dadurch erst so recht darauf hingewiesen worden, daß die vielen Tausende ausgewanderter Deutscher durchaus nicht so vollständig als für das Vaterland verloren anzusehen sind, als früher angenommen wurde. Die Folge davon ist, daß auch der Auswanderung selbst eine größere Fürsorge sowohl von staatlicher wie privater Seite zugewendet wird; trotzdem ist aber gerade über diesen für das Deutsche Reich so wichtigen Faktor nur wenig bekannt. Es dürfte daher von Interesse sein, den Umfang der Auswanderung, ihre Beweggründe, Ziele, die Beaufsichtigung derselben und ihre Rückwirkung auf das Deutsche Reich etwas näher zu beleuchten.

Über den Umfang geben uns die statistischen Jahrbücher genaue Daten, aus denen hier nachstehende Tabelle entnommen ist. Letztere führt die Zahl der Auswanderer von 1882—1900 von drei zu drei Jahren, von da ab jährlich auf.

1882:	193870	1897:	24630
1885:	110120	1900:	22310
1888:	103950	1902:	32100
1891:	120090	1903:	36310
1894:	40960	1904:	27980

Die Tabelle zeigt, wie enorm die Auswanderung seit Anfang der achtziger Jahre sich vermindert hat. Diese Verminderung ist aber in Wirklichkeit noch viel bedeutender, als sie die bloßen Zahlen erscheinen lassen, weil in denselben die natürliche Vermehrung der Bevölkerung nicht zum Ausdruck kommt. Wenn es also heißt, daß in dem Jahrfünft 1885—1889 die durchschnittliche jährliche

Auswanderung 99600 Personen betrug, in dem Jahrfünft 1897—1901 dahingegen nur 23100, also noch nicht mal ein Viertel der ersteren, so ist dem noch hinzuzufügen, daß die erste Zahl sich auf eine Durchschnittsbevölkerung von 46,7 Millionen Einwohner, letztere aber von 55,2 Millionen bezieht; der Unterschied ist also bedeutend größer als das Vierfache.

Die Ursache dieser für das Wohl unsres Vaterlandes so erfreulichen Erscheinung ist zweifellos in dem allgemeinen Aufschwunge auf allen Gebieten der Industrie und des Handels zu suchen; daneben spielen aber noch andre Faktoren eine gegen erstere allerdings unbedeutend zu nennende Rolle, wie schlechte Ernten, die wirtschaftlichen Verhältnisse in den Hauptauswanderungsländern, besonders den Vereinigten Staaten von Amerika, verwandtschaftliche Beziehungen nach dort, Reklame von Auswanderungsagenten usw. So war das Jahr 1891, in dem die Auswanderung wieder um 16000 Personen emporschnellte, ein schlechtes Erntejahr, im übrigen aber durchaus normal.

Die Jahre 1902 und 1903 zeigen wiederum ein leichtes Anschwellen der Auswanderung. Hier liegt aber die Ursache, die damalige wirtschaftliche Depression, klar zutage, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß ein Unterschied von 10000 bei einer Bevölkerungszahl von fast 60 Millionen nicht viel bedeuten will; auch war das Jahr 1903, in dem die größte Auswanderung stattfand, schon wieder eine Zeit bedeutend vermehrter Arbeitsgelegenheit.

Das stärkste Kontingent an Auswanderern, ganz gleichgültig ob bei guter oder schlechter Konjunktur, oder ob im Osten oder Westen des Reiches gelegen, stellen die Gegenden unsres Vaterlandes, die am wenigsten Industrie haben. Zum Beweis sind in nachstehender Tabelle einzelne Gegenden, die zueinander große wirtschaftliche Gegensätze aufweisen, zusammengestellt. Die Zahlen darin sind Prozentzahlen für je 1000 Einwohner. Die Provinzen bezw. Staaten sind in der Reihenfolge ihrer Auswanderungsstärke nebeneinandergestellt, wobei die Provinz Posen als Hauptauswanderungsgebiet die Reihe beginnt.

Jahr	Posen	Oldenburg	Schleswig-Holstein	Pommern	Königreich Bayern	Brandenburg	Königreich Sachsen	Westfalen	Rheinprovinz	Schlesien	Durchschnitt
1888	7,10	3,00	3,80	4,70	2,20	1,20	0,70	0,87	0,96	0,56	—
1894	1,49	1,93	1,90	1,60	0,69	0,65	0,54	0,43	0,36	0,24	0,76
1897	0,84	0,71	0,88	0,61	0,45	0,44	0,24	0,17	0,22	0,16	0,43
1900	1,18	0,64	0,72	0,51	0,34	0,31	0,21	0,18	0,15	0,13	0,40
1901	1,26	0,79	0,81	0,58	0,33	0,32	0,26	0,19	0,16	0,10	0,39
1902	2,07	0,90	0,96	0,74	0,47	0,44	0,38	0,55	0,26	0,15	0,56
1903	2,56	0,94	1,02	0,78	0,51	0,40	0,39	0,61	0,31	0,17	0,62
1904	1,55	0,99	0,82	0,63	0,46	0,33	0,32	0,36	0,26	0,14	0,47

Die Provinz Brandenburg mit Berlin steht demnach zwischen Bayern und Sachsen, Oldenburg und Schleswig-Holstein zwischen Posen und Pommern.

und die Provinz Schlesien ist diejenige, die bei weitem am wenigsten Auswanderer liefert.

Zu einem richtigen Bilde über die Auswanderungsverhältnisse fehlt nun noch die Kenntnis der Anteilnahme der einzelnen Berufsklassen. Aufschluß hierüber gibt folgende Zusammenstellung:

Berufsgruppen	1904	1903	1902	1900
Land- und Forstwirtschaft	10 603	13 544	11 849	7253
Bergbau und Hüttenwesen. . . .	964	1 669	1 367	245
Industrie, Gewerbswesen	7 246	10 172	9 355	5408
Handelsgewerbe	3 101	3 146	2 304	2331
Häusliche Dienstboten.	2 378	2 750	2 417	1372
Lohnarbeit wechselnder Art . . .	250	327	600	352
Ohne Berufsangabe	591	683	649	1986

Es sind also nicht nur die industrielosen, also die landwirtschaftlichen Provinzen, die die größte Auswanderung aufzuweisen haben, sondern es ist auch der landwirtschaftliche Beruf, der die meisten Auswanderer liefert. Diese Erscheinung ist durchaus natürlich. Erstens kann nur die Landwirtschaft allein die eigentlichen Kolonisten stellen, die neues Land urbar machen sollen, und zweitens kann sie nur eine beschränkte Anzahl Menschen beschäftigen im Gegensatz zur Industrie, da eben nicht ein Mehr an Land geschaffen werden kann, wie sich neue Industriezweige schaffen lassen.

Als wir noch keine Industrie hatten, mußte der Überfluß an Menschen ins Ausland wandern; jetzt nimmt ihn die Industrie auf, und daher der enorme Rückgang der Auswanderung. Hiermit stimmt auch überein, daß in Ländern, die keine Industrie haben, wie Italien und zum Teil Österreich-Ungarn, die Auswanderung, anstatt ab-, vielfach zugenommen hat. So war die absolute Zahl der überseeischen Auswanderer aus Italien im Jahre 1904 mehr als sechsmal, die aus Österreich-Ungarn siebenmal größer als die aus Deutschland und das bei einer viel geringeren Einwohnerzahl als bei uns. Eine solche Auswanderung aber, wie wir sie vor zwanzig Jahren annähernd auch noch gehabt haben, muß das Land notwendigerweise an Wehrkraft, Kapital und Arbeitskräften empfindlich schwächen zum Vorteil des Auswanderungszieles; berechnet sich doch der praktische Yankee jeden Einwanderer mit 400 Dollar Gewinn.

In Bezug auf die italienische Auswanderung sei übrigens bemerkt, daß sie dort nicht in dem Maße schädigend wirkt, wie dies bei uns der Fall sein würde, weil Italien auch von den überseeischen Auswanderungsländern her eine bedeutende Rückwanderung aufzuweisen hat.

Wohin richtet sich nun unsre Auswanderung? Hierüber gibt folgende Tabelle Aufschluß.

Es wanderten aus nach:

Jahr	Vereinigte Staaten	Brasilien	Argentinien	Kanada	Übriges Amerika	Australien	Afrika	Asien
1885	102 220	1710	720	690	910	600	290	70
1888	94 360	1120	1220	200	500	540	330	230
1891	113 040	3770	530	980	160	440	600	100
1894	35 900	1290	670	1490	390	230	760	150
1897	20 340	940	590	540	680	320	1110	140
1900	19 700	360	270	140	50	200	180	1
1901	19 910	400	230	10	40	220	50	6
1902	29 210	810	310	180	50	240	110	2
1903	33 650	690	230	480	20	150	230	—
1904	26 080	360	310	330	4	100	80	2

Die bei weitem größte Anziehungskraft üben demnach die Vereinigten Staaten von Amerika aus. Die Auswanderung nach dorthin übertrifft im Durchschnitt die nach allen andern Ländern zusammengenommen um das Zehnfache. Im Jahre 1904 betrug sie 13,7 mal mehr, im Jahre 1900 7,5 mal und im Jahre 1888 9,7 mal mehr als letztere.

Das Mehr oder Weniger an Auswanderern in den einzelnen Jahren verteilt sich ziemlich gleichmäßig auf alle Wanderziele, und da die Verhältniszahlen sich nur wenig ändern, so lassen sie den Schluß zu, daß weder in Amerika noch Afrika, noch Australien im Laufe der Jahre Momente eingetreten sind, die eine dauernde größere Anziehungskraft auszuüben imstande gewesen wären.

Die Tabelle belehrt uns ferner, wie numerisch unbedeutend die Auswanderung außer derjenigen nach den Vereinigten Staaten in Wirklichkeit ist, insbesondere gilt dies auch von Südamerika. In der Presse der Vereinigten Staaten wird so häufig von deutscher Auswanderung und Kolonisation in großem Stil nach Brasilien gefabelt, und doch hat die Auswanderung auch nach dorthin rapide abgenommen. Bedeutend ist sie überhaupt niemals gewesen. In den zwanzig Jahren von 1880—1899 waren es im ganzen 33 037 Personen, also ungefähr so viel wie allein in dem einen Jahre 1903 nach den Vereinigten Staaten ausgewandert sind, und in den letzten fünf Jahren waren es alles zusammengenommen nur 2621, das heißt, daß seit 1900 die durchschnittliche jährliche Auswanderung nach Brasilien nur ein Drittel so groß gewesen ist wie der Durchschnitt in den letzten zwanzig Jahren des vorigen Jahrhunderts; ganz ähnlich verhält es sich mit der Auswanderung nach Argentinien.

Ist die Bedeutung unsrer Auswanderung nach Südamerika demnach an sich schon nicht groß, so schwindet sie noch mehr angesichts der Menschenmassen, die andre Länder nach dort, insbesondere nach Brasilien geschickt haben. Nach einer Berechnung des statistischen Amts in Rio sind in Brasilien ihrer

Nationalität nach seit 1875 eingewandert: 996814 Italiener, 454406 Portugiesen, 207021 Spanier und nur 68078 Deutsche. Auf einen eingewanderten Deutschen kamen also vierzehn Italiener, sechs Portugiesen und drei Spanier, welche alle noch dazu sowohl dem Klima wie der Bevölkerung gegenüber von vornherein näher stehen als wir Deutschen, und untereinander nicht auch noch durch die Religion voneinander getrennt werden, wie es bei uns der Fall ist.

Glücklicherweise kommt es aber auf die Zahl allein nicht an, wie wir an dem Gedeihen unsrer Landsleute dort drüben ersehen. Diese sind im Gegensatz zu einem großen Teil der Auswanderer andrer Nationen wirkliche Kolonisten, die ihr eigenes Stück Land urbar machen wollen. Sie konzentrieren sich ferner ausschließlich auf die drei südlichsten Staaten Brasiliens: Santa Catharina, Rio Grande do Sul und Parana. Nach dem übrigen Brasilien sind im Jahre 1903 nur neun, im Jahre 1904 neunzehn Personen ausgewandert.

Der starke Rückgang der Auswanderung gerade nach Brasilien, welcher übrigens auch seinen Grund in den dortigen ungewissen Landbesitzverhältnissen und einer noch nicht überwundenen Geschäftskrisis haben soll, ist vom nationalen Standpunkt aus sicherlich zu beklagen; verkümmern werden deshalb aber die deutschen Niederlassungen dort noch lange nicht. An ein Aufgehen in die dortige lusitanische Bevölkerung ist nicht zu denken, da letztere in bezug auf Charakter, Gesittung, Sprache und Lebensanschauung viel zu verschieden von der deutschen ist, weit mehr noch, als es zwischen Ungarn und den Siebenbürger-Sachsen der Fall sein dürfte; auch ist die Zahl unsrer Landsleute viel zu groß. Sollen doch allein im Staate Rio Grande do Sul, dessen Einwohnerzahl auf 1,2 Millionen geschätzt wird, etwa 250000 Deutsche bezw. in Brasilien geborene Deutsche leben neben 200000 Italienern, deren Kopfzahl in Brasilien in den letzten Jahren durch ihre starke Rückwanderung sogar direkt abgenommen hat.

Die Stellung der Deutschen in Brasilien ist kürzlich von einem sicherlich kompetenten Beurteiler, dem amerikanischen Gesandten in Brasilien, Thompson, folgendermaßen beurteilt worden. Er weist zunächst das Vorhandensein einer deutschen Gefahr in Brasilien weit zurück und behauptet, daß die deutsche Einwanderung nach den Küstenstaaten Brasiliens sehr derjenigen nach den Vereinigten Staaten ähnele. Naturgemäß mache sich diese große Zuströmung deutschen Blutes unter den Brasilianern fühlbar, aber gerade so, wie dies in Nordamerika geschehen, würden die Deutschen, ohne ihr Vaterland zu vergessen, vollkommen loyale Brasilianer und bildeten die beste Stütze der Republik.

Ein großer Unterschied zwischen den Deutschen in Brasilien und denen in den Vereinigten Staaten bleibt aber doch bestehen, nämlich der, daß die Nachkommen der Deutschen in Brasilien deutsch bleiben, in den Vereinigten Staaten und Kanada nicht. Aus diesem Grunde ist auch der kleine Bruchteil der nach Brasilien ausgewanderten Deutschen hier so eingehend behandelt worden. Die Auswanderungsmassen, die nach den Vereinigten Staaten wandern, treten dort in eine uns nahe verwandte Welt, in der für alle Berufsklassen Arbeit und

Fortkommen wenigstens möglich ist. Es wird hierauf später noch zurückgekommen werden.

Die Auswanderung nach unsern Kolonien ist in obiger Zusammenstellung nicht aufgeführt, weil die Kolonien als Auswanderungsgebiete in größerem Maßstabe noch nicht in Betracht kommen können. Bedeutend ist die Auswanderung nach ihnen jedenfalls nicht; es geht dies schon daraus hervor, daß in den Kolonien, außer Kiautschou und ohne Schutztruppen, nur 5500 Deutsche leben. Dabei sei aber bemerkt, daß es in tropischen und subtropischen Kolonien auf die Zahl der Einwanderer überhaupt nicht so sehr ankommt; leben doch in Englands größter Kolonie, dem indischen Kaiserreich mit seinen 300 Mill. Einwohnern, auch nur wenige tausend Engländer.

Es bleibt nun noch die Fürsorge und die Stellungnahme des Mutterlandes zur Auswanderung zu besprechen.

Ebensowenig, wie ein Staat jemals daran denken wird, ohne sich selbst zur Ader zu lassen, die Auswanderung zu fördern, ebensowenig kann er ohne große Kosten die Auswanderung nach einem bestimmten Lande hinleiten; dagegen ist es seine unabweisbare Pflicht, seine scheidenden Kinder davor zu bewahren, daß sie durch falsche Voraussetzungen oder infolge falscher Vorspiegelungen nach Gegenden geleitet werden, wo sie ihrem Verderben entgegengehen. Man mag in dieser Beziehung die Auswanderung mit dem Samen vergleichen, der verdorren muß, wenn er auf Fels, aber hundertfache Frucht tragen wird, wenn er auf fruchtbaren Boden fällt. Daß aber letzteres nach Möglichkeit geschehe, dafür hat eben der Säemann Sorge zu tragen.

Das Deutsche Reich hat seit 1902 das nobile officium, den Auswanderern beizustehen, der Deutschen Kolonialgesellschaft übertragen, und hiermit sicherlich das Richtige getroffen; denn eine staatliche Behörde dürfte nicht in der Lage sein, so gute Verbindungen mit dem Auslande zu unterhalten, wie gerade diese. Es kann dabei nicht auf die Mithilfe der Konsulate allein ankommen, sondern auch auf die deutscher Vereine und Korporationen und vertrauenswerter und kundiger Privatleute, sowie auf manche andre Punkte, zu welchen letzteren als sehr gewichtiger Faktor auch die Tatsache zu rechnen ist, daß Ratschläge von Behörden leider bei vielen Menschen mit Mißtrauen und als Bevormundung angesehen werden.

Von der Deutschen Kolonialgesellschaft ist nun in Berlin eine Zentralauskunftsstelle errichtet worden, die mit einer großen Anzahl von Zweigauskunftsstellen, die über das ganze Reich verteilt sind, den Auswanderern, die sich an sie wenden, Auskunft erteilt. Außerdem aber gibt es noch eine Anzahl älterer Vereine, die sich dieselbe segensreiche Aufgabe gestellt haben, so der Zentralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande in Berlin, der evangelische Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer in Witzenhausen an der Werra, der St. Raphaels-Verein zum Schutze katholischer deutscher Auswanderer in Limburg an der Lahn, die öffentliche Auskunftsstelle für Auswanderer in Dresden, der deutsch-brasilianische Verein in Berlin, die Weltkorrespondenz in Berlin.

Um zu zeigen, wie notwendig diese verantwortungsvollen und segensreichen Einrichtungen, sind aus dem letzten Jahresbericht der Zentralauskunftsstelle in Berlin einige Angaben hierher genommen, die zugleich einen interessanten Einblick in den Ideenkreis der Auswanderungslustigen gewähren. Danach haben sich im Jahre 1904 an die Zentralauskunftsstelle 3308 Personen gewandt, von denen nicht weniger als zwei Drittel Auskunft über unsre Kolonien und 273 Personen Auskunft über Brasilien haben wollten; der Rest von 830 verteilt sich auf alle übrigen Länder. Dieses große Interesse für unsre Kolonien gibt uns zwar den erfreulichen Beweis, daß es ihnen nicht an Einwanderern fehlen wird, wenn sie nur erst imstande sein werden, sie aufzunehmen, aber es zeigt auch so recht die große Unkenntnis, die in den unteren Volkskreisen über Kolonien und über Auswanderung herrscht.

Es fehlen leider weitere Angaben darüber, wie viel Personen sich noch an die Hilfsauskunftsstellen sowie an die verschiedenen Vereine gewandt haben. Ein Teil der 27 980 Auswanderer des Jahres 1904 hat zweifellos infolge von direkten Beziehungen zu Verwandten oder Bekannten im Auslande zum Wanderstabe gegriffen und war infolge dessen eines Rates nicht bedürftig; ein andrer Teil aber, und das war wahrscheinlich der am wenigsten intelligente und vernünftiger Ratschläge am meisten benötigte, dürfte den verhängnisvollen Schritt, ohne sich Auskunft zu erbitten, getan haben, und ist vielleicht infolge dessen skrupelloser Ausbeutung anheimgefallen.

Welchen Gefahren aber unwissende Auswanderer entgegengehen können, mögen folgende Beispiele zeigen.

Der „Export", das Organ des Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, brachte im Januar vorigen Jahres einen Artikel des in Sao Paolo erscheinenden Blattes „Germania", in dem letzteres eindringlichst vor der Einwanderung von Handwerkern und Fabrikarbeitern warnt und die Kollegen in Deutschland bittet, diese ihre Warnung durch Abdruck möglichst zu verbreiten. Der „Export" fügt dem noch hinzu: „Wir können uns diesen Ausführungen nur voll und ganz anschließen und bemerken nur noch, daß wir bereits seit sechsundzwanzig Jahren darauf hingewiesen haben, daß nur an harte Arbeit gewöhnte Landleute in Südbrasilien in den Kolonien vorwärts kommen können."

Diese Warnung betreffs Brasiliens geht nur wenige an; weit wichtiger ist aber die folgende, welche die Vereinigten Staaten betrifft und die Gefahren, denen die Auswanderer auch dort ausgesetzt sind, grell beleuchtet.

In einer Zuschrift aus New York, mit der ominösen Überschrift „Kulturdünger für die Südstaaten von Nordamerika", heißt es im „Export", nachdem der Verfasser dargelegt hat, wie die amerikanischen Einwanderungsbehörden die Einwanderung von den Nordstaaten nach den Südstaaten zu lenken versuchen, wörtlich:

Unbestritten benötigt der Süden der Vereinigten Staaten eine dichtere Bevölkerung, denn häufig genug macht sich zur Zeit der Ernten ein sehr empfindlicher Arbeitermangel bemerkbar. Dieser Arbeitermangel ist nun allerdings nicht allein in der sklavenartigen Behandlung, die den Saisonarbeitern auf den großen Plantagen

zuteil wird, sondern auch darin zu suchen, daß nur während der Ernten selbst die Arbeiter einen einigermaßen lohnenden Verdienst finden können. Die Arbeitsgelegenheit nach den Ernten ist in den Südstaaten eine derartig geringe und wenig bezahlte, daß dieselbe zu wenig Anziehungskraft ausübt, um aus andern Gegenden Arbeiter heranzuziehen.

Für die Industriearbeiter aller Art bietet der Süden die denkbar schlechteste Aussicht auf lohnende Arbeit und Verdienst. Die Industrie liegt dortselbst noch sozusagen in den Windeln; ausgenommen davon ist nur die Zucker- und zum Teil die Baumwoll- und Tabakindustrie.

Zur Bekräftigung dieser Behauptungen wird ein Urteil der „New Yorker Staatszeitung" angeführt, das dahin geht, daß der Süden bald die notwendige Einwanderung auch ohne die gewünschten offiziellen oder sonstigen Hilfsmittel in Massen erhalten könne, wenn er sich daran gewöhnen wollte, in den Einwanderern etwas mehr denn weiße Sklaven zu erblicken.

Eine weitere Bestätigung erbringt der Korrespondent in der Juninummer des „Export":

Zur Einwanderung nach den Südstaaten sei noch bemerkt, daß der Generaleinwanderungskommissar Sargent kürzlich von einer Reise aus jenen Gegenden zurückgekehrt ist, in welcher er über die Aussichten der Einwanderer Untersuchungen angestellt hatte, und daraufhin offiziell erklärte, daß von einer Einwanderung nach jenen Staaten vorläufig abgeraten werden müsse. Derselbe behauptet dann, daß die eingewanderten Europäer erstens nicht mit den dortigen schwarzen Arbeitern konkurrieren könnten, anderenteils aber auch sehr niedrige Löhne dortselbst gezahlt würden, die ein menschenwürdiges Dasein nicht gestatteten. Es scheint demnach, daß es mehr denn je angebracht wäre, wenn die Behörden der europäischen Auswanderungsländer sich etwas eingehender mit diesen eigenartigen Verhältnissen in der nordamerikanischen Union befassen würden, als es bisher anscheinend der Fall gewesen ist.

In diesem zweiten Artikel führt der Korrespondent einen Spezialfall von der Ausbeutung der Einwanderer an, der auch die dortigen Gerichte beschäftigt hat. Danach wurden im November 1904 127 neue Einwanderer, worunter 90 Deutsche, unter glänzenden Versprechungen für die Kohlengruben in Kayford, West-Virginien, angeworben. Diese Versprechungen wurden ihnen aber nicht erfüllt, vielmehr wurden sie wie Gefangene behandelt und gezwungen, alle ihre Bedürfnisse von der Kompanie zu kaufen, die es so einzurichten verstand, daß die Arbeiter immer in einem gewissen Schuldverhältnis zu ihr stehen blieben. Die Angelegenheit kam schließlich dadurch heraus, daß es einem der Deutschen gelang, zu entfliehen und zur Erhebung der Klage die nötige Hilfe zu finden. Der Artikel fügt dem hinzu, daß derartige Vorkommnisse absolut nicht zu den Seltenheiten gehören und sozusagen stets auf der Tagesordnung stehen, weshalb es mehr denn wünschenswert sei, daß bereits in der Heimat die Auswanderer bessere Aufklärung erhalten.

Es dürfte anzunehmen sein, daß dies geschehen und der Artikel, nachdem er sorgfältig erwogen und geprüft, nach Möglichkeit verbreitet worden ist. Die armen Leute aber, die weder von Auskunftsbureaus noch von Zeitungsartikeln, noch von sonstigen Warnungen erreicht worden sind, würden vor ähnlichen traurigen Schicksalen, wie sie in dem „Export" beschrieben sind, vielleicht noch im letzten Augenblick bewahrt werden können, wenn man ihnen

noch auf dem Dampfer entsprechende Belehrungen über die Gefahren ihres speziellen Bestimmungsortes in die Hand drückt.

Wie bereits oben erwähnt, ist unsre Auswanderung nach den Vereinigten Staaten derjenigen nach allen andern Teilen der Welt um mehr als das Zehnfache überlegen, und deshalb ist sie auch unsrer Fürsorge und unsres Interesses besonders wert, gleichgültig, ob die Auswanderer bereits in der ersten oder der zweiten Generation in die dortige Bevölkerung aufgehen oder nicht. Daß schließlich all die Millionen Deutsche, die nach den Vereinigten Staaten gewandert sind, doch nicht so ganz für uns verloren gegangen sind, wird jetzt allgemein angenommen.

Seit 1820 sind fünf Millionen Deutsche nach den Vereinigten Staaten ausgewandert, und von den jetzigen 80 Millionen Amerikanern rechnet man, daß, abgesehen von dem deutschen Blut, das ihnen von früheren Generationen her in den Adern rollt, 25 Millionen allein in der ersten oder zweiten Generation deutscher oder deutsch-österreichischer Abstammung sind. Diese Blutsverwandtschaft muß sich allmählich mehr und mehr fühlbar machen und die beiden Nationen einander näher bringen. Mancherlei Anzeichen hierfür sind vorhanden. Es sei hier nur an den Austausch der Professoren erinnert, der doch in jedem Fall ein gemeinsames Streben nach wissenschaftlichen Zielen und Idealen bekundet; nicht minder bedeutsam sind die Worte des Präsidenten Roosevelt, die er bei der Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen gesprochen hat: „Ich bete, daß in Zukunft diese beiden Völker, die durch Blutsverwandtschaft verbunden sind, aneinander geknüpft bleiben durch die Bande herzlichster Freundschaft und aufrichtigen Wohlwollens."

Von solchen Gesichtspunkten aus gewinnt dann die Auswanderung einen ganz andern Charakter. Bedeutete die starke Auswanderung im vorigen Jahrhundert für das Deutsche Reich eine direkte Schwächung, so ist sie in ihrer jetzigen Stärke als ein natürlicher Vorgang anzusehen, der nötig ist, damit die Bande des Blutes, die uns mit andern Nationen verknüpfen, nicht verkümmern.

Neuere französische Geschichtschreibung.

„Sitzen vor den Pyramiden
Zu der Völker Hochgericht,
Überschwemmung, Krieg und Frieden —
Und verziehen kein Gesicht."
(Sphinx in der klassischen
Walpurgisnacht.)

Mit der „geistigen Annäherung" der Völker unsrer Kulturwelt geht es nicht anders zu, wie mit den Bestrebungen, die Menschen „durch Bildung" freizumachen. Die Minderzahl, deren Denken und Handeln durch sittliche und intellektuelle Motive bestimmt wird, bedarf solcher Veranstaltungen nicht, indessen die Vielen, die Instinkten und greifbaren Interessen zu folgen gewohnt sind, Erwägungen höherer Art unzugänglich bleiben. An der Aufgabe der geistigen Führer unsres Kulturlebens wird dadurch indessen nichts geändert. Für sie gilt das Wort, das Goethe gesagt hat, als man die Befürchtung aussprach, Literatur und Kunst würden durch Politik und Realismus erstickt werden: „Wir müssen den höchsten Standpunkt einnehmen, um die neue Welt und die Menschen der Macht der Idee zu unterwerfen." Für den Historiker ist der „höchste Standpunkt" aber nur erreichbar, wenn er sich darauf gerichtet hat, „zu sagen, wie es wirklich gewesen ist".

Von dem Unternehmen Ernest Lavisses, dieser Aufgabe durch die „Histoire de France des origines jusqu'à la révolution" gerecht zu werden, ist in der „Deutschen Rundschau" bereits die Rede gewesen.

Alsbald nach dem Erscheinen der ersten Bände dieses vielschichtigen Werks ist über Plan, Absicht und Mitarbeiterschaft derselben an dieser Stelle berichtet worden[1]). Seitdem hat diese große Publikation so rüstigen Fortgang genommen, daß ihr Charakter und ihre Bedeutung sich mit einiger Sicherheit übersehen lassen.

[1]) An den bisher erschienenen, bis zum Tode Richelieus reichenden zwölf Bänden haben Bayet, Bloch, Carre, Coville, Kleinclausz, Langlois, Lemonnier, Luchaire, Mariéjol, Petit-Dutaillis, Pfister, Rebellian, Sagnac und Vidal de la Blanche mitgearbeitet. Paris, Hachette & Cie. 1900—1905.

Was der erste Eindruck versprach, wird durch die eingehende Prüfung der Sache bestätigt. Die bisher veröffentlichten Teile tragen den nämlichen Charakter einer auf gewissenhafter Forschung gegründeten Sachlichkeit, der den einleitenden Teilen des Werks nachgerühmt werden durfte. Rücksichtlich der Absicht, den Gang der Entwicklung des französischen Staats- und Geisteslebens sine ira et studio zu verfolgen, die gewonnenen Resultate schlicht und deutlich darzustellen und sorgfältig zu vermeiden, was immer der Betrachtung strengen Ernstes stören könnte, — rücksichtlich dieses Entschlusses besteht unter den Mitarbeitern so vollständige Übereinstimmung, daß die im einzelnen bestehenden Verschiedenheiten dahinter zurücktreten. — Und nicht das allein. Zieht man in Betracht, daß es *führende* Männer der französischen Wissenschaft sind, die sich zu einer Arbeit solcher Signatur zusammengetan haben, so darf der Schluß gezogen werden, daß die Periode nationalistisch-tendenziöser Geschichtschreibung in dem Vaterlande der Thiers, Louis Blanc, Michelet usw. überhaupt geschlossen ist. Die häufig vernommene Forderung, daß die Darstellung vergangener Dinge „mit kräftigem Strom in die Gegenwart auszumünden habe", wird tacite dadurch abgelehnt, daß das vorliegende Werk an der Schwelle des Revolutionszeitalters Halt macht, der dem Historiker vielfach auferlegten Pflicht, zur „Freude am Vaterlande" beizutragen, aber nur so weit entsprochen, als solche Freude sich aus dem Zusammenhange der berichteten Ereignisse von selbst ergibt. Früher und gründlicher als anderswo hat man in Frankreich mit den Gefahren einer Sachbehandlung im gegenteiligen Sinne Erfahrungen gemacht: daß diese Erfahrungen nicht vergebliche gewesen sind, darf darum zu den nicht allzu zahlreichen, *erfreulichen* Zeichen der Zeit gezählt werden.

Dem von Block bearbeiteten, die älteste und die römische Periode Galliens umfassenden ersten Abschnitte dieser Geschichtserzählung geht ein von Vidal de la Blanche entworfenes „Tableau de la géographie de la France" (Bd. I, Teil I, 385 Seiten in 4°) voraus, das als nach Form und Inhalt mustergültig zu bezeichnen ist. Charakteristisch für die Unbefangenheit, mit welcher der Verfasser zu Werke geht, ist es, daß er Frühzeitigkeit und Gesundheit der politischen Struktur seines Vaterlandes nicht auf die Vorzüge der in demselben herrschenden Reize, sondern auf die Gunst seiner geographischen Lage zurückführt. Nachbarschaft des Mittelländischen Meeres und der Nordsee und der Besitz zwischen denselben vorhandener natürlicher Verbindungslinien „à grande portée" haben die territoriale Entwicklung Frankreichs von Hause aus günstig beeinflußt. „Die Substanz unsrer Zivilisation aber war kontinentalen Ursprungs .... ihre Wurzeln erstrecken sich von alter Zeit her über weite Gebiete des Festlandes .... Von keinem der übrigen Länder ist das unsrige durch große Hindernisse physischer Natur abgesperrt, Einwirkungen von Wüsten- und Steppenländern aber ist es entrückt gewesen. Mit seinen festländischen Nachbarn durch Konformität der natürlichen Existenzgrundlagen verbunden ist das heutige Frankreich *unter Ländern von analoger Zivilisation* emporgekommen und dadurch vor den Katastrophen gesichert geblieben, welche in Spanien und in den östlichen Ländern Europas den Fortgang des geschichtlichen Lebens zeitweilig unterbrochen haben .... Von den übrigen Festlands-

staaten ist Frankreich indessen durch einen charakteristischen Umstand unterschieden: denjenigen einer eigentümlichen Frühreife (précocité). Diese Frühreife seiner Entwicklung beruhte einerseits auf der Gunst des Klimas und der Bodenbeschaffenheit, andrerseits aber darauf, daß die für die Niederlassung geeignetsten Punkte des Territoriums ebenso leicht zugänglich waren, als sie sich verteidigen ließen — Umstände, die die Bildung eines Gemeinschaftslebens fördern." Deutlicher als durch die Bekanntschaft mit den Schilderungen, die von den einzelnen Schauplätzen des französischen „Gemeinschaftslebens" entworfen werden, lassen sich die entscheidenden Eigentümlichkeiten der Vidalschen Darstellung nicht illustrieren. Es gilt das ganz besonders von dem wichtigsten Kapitel, demjenigen, in dem der Nachweis geführt wird, daß die Natur selbst das Gebiet der mittleren Seine, das „bassin Parisien", zum Zentralpunkte des französischen Staatslebens bestimmt habe. „Seit den ältesten, der historischen Forschung zugänglich gewordenen Zeiten tauchten in der Region des heutigen Paris zahlreiche Dörfer, Burgen und kleine Städte auf. Schenkungsurkunden, Kartenskizzen und Berichte über Kriege und Zerstörungen bezeugen das so übereinstimmend, daß man meinen könnte, die Natur selbst habe die Menschen auf die Erwählung dieses Punktes hinweisen wollen. In dem durch den Zusammenfluß der Seine und der Marne gebildeten Strome fand man Inseln vor, die sich zugleich als Zufluchtsstätten und als Gelegenheiten zur Benutzung einer Wasserstraße empfahlen. Am Fuße und auf dem Rücken der rings emporsteigenden Kalksteingelände fand sich Raum für umfassende Niederlassungen, zu deren Aufrichtung das schöne Gestein das Material lieferte . . . Die gesamte Region vermenschlichte sich so zeitig, daß Ansätze tätigen, spontan einsetzenden Lebens sich seit den ältesten Zeiten kundtaten, und daß die Umgegend von Paris bereits damals ein belebtes und lebensvolles Bild darbot, wie es Rom niemals bot und Berlin auch heute noch nicht bietet. Gegenwärtig ist es die Großstadt, die lange Häuserreihen gleich Marschkolonnen in die Ebene sendet; damals waren es Burgen und Dörfer (zum Teil solche, die seitdem von der Hauptstadt umschlossen werden), die eine selbständige Existenz führten und von der Gunst einer Lage herrührten, die der Bildung kleiner Gruppen allenthalben entgegenkam . . . Das wichtigste Unterpfand ihrer Zukunft indessen besaß die auf der Seineinsel belegene kleine Schiffer- und Fischerstadt, die Kaiser Julian sein liebes Lutetia nannte, in dem Flusse, von dessen Verzweigungen sie eingeschlossen ist . . . Paris hätte das Recht, seinem Flusse dieselben Bezeichnungen der Dankbarkeit beizulegen, die die Anwohner der Wolga, des Rheines und des Ganges diesen Strömen widmen."

Nicht minder anziehend als diese patriotische und dabei alle nationalistische Überschwenglichkeit vermeidende Ausführung ist diejenige, die vom Rheintal handelt. Nirgends auch nur eine Zeile, die der in diesem Gau aufeinandertreffenden Rassengegensätze oder der um dieselben geführten Kämpfe Erwähnung täte; nirgends ein Wort, das aus dem Rahmen einer wissenschaftlichen Erörterung herausfiele.

Den eigentümlichen Reiz der zur wichtigsten Völkerstraße des westlichen Europa gewordenen Rheinebene glaubt der Verfasser nicht treffender schildern zu können, als durch die Erinnerung an Goethes Bemerkung, daß die über den Nachbarbergen des Elsaß gelagerten Wolkenmassen nicht selten Wochen hindurch stillstünden, ohne die Reinheit des Himmels zu trüben. „Dem lichtvollen Charakter der Landschaft" (so heißt es weiter) „entspricht die Art seiner Bevölkerung." Daß das Naturell dieses Volkes ein fröhliches sei, wurde bereits von dem ersten französischen Intendanten des Elsaß wahrgenommen. „Für die Völkerstämme, die aus undankbaren und düsteren Himmelsstrichen hierher kamen, hat dieses Land den Anfang ihrer Befreiung von einer sorgenschweren Existenz bedeutet und zu einer glücklichen, durch die Fruchtbarkeit der Natur angezeigten Entfaltung den Anstoß gegeben . . . Allezeit ist das Elsaß ein Land mit stark entwickeltem Munizipalgeist gewesen, dessen Leben sich niemals auf einen einzelnen Punkt hat konzentrieren lassen. Von diesem städtischen Leben sind zur Zeit des Humanismus wie später zu derjenigen der beginnenden modernen Industrie mächtige und fruchtbare Anregungen ausgegangen . . . Und dabei hat der ausgesprochen autonomistische Zug dieser urkräftigen Stadt-, Dorf- und Landschaftsindividualitäten niemals das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit beeinträchtigt. Im Gegenteil ist dieser Zusammenhang stets Gegenstand sorgfältiger und liebevoller Pflege gewesen."

Es würde zu weit führen, den übrigen Abschnitten dieser Topographie im einzelnen nachzugehen oder dem Verfasser auch nur nach Burgund zu folgen, „dessen Lage und Beschaffenheit zu beinah unbegrenzter Vergrößerung einzuladen schien und dem gleichwohl die zur Bildung eines politischen Schwer- und Mittelpunktes erforderlichen geographischen Grundlagen fehlten". Besondere Hervorhebung aber verdient die Schlußfolgerung, mit der Vidal die Wanderung durch sein Vaterland beschließt. „Auch die großen Veränderungen, deren Zeugen wir gegenwärtig sind, werden das Wesen dessen, was unser nationales Temperament ausmacht, nicht antasten. Klima und Bodenbeschaffenheit haben unserm Lande zu einer gesunden Agrarverfassung (robuste constitution rurale) verholfen, die durch Natur und Zeit festgekittet worden ist. Zum Ausdruck wird sie durch die Tatsache gebracht, daß die Zahl der Grundbesitzer bei uns größer ist als sonst irgendwo. Darauf hat sich eine Solidität gegründet, wie sie vielleicht in keinem andern Lande angetroffen wird. Die Bewohner der uns umgebenden industriellen Kulturländer bestreiten ihre Subsistenz mehr und mehr von außen her: bei uns aber ist die heimische Erde die Haupternährerin ihrer Kinder geblieben. Es bedingt das eine Verschiedenheit des Heimatsgefühls."

Es würde der Mühe verlohnen, bei dieser ebenso fein ausgeführten wie warm empfundenen Erklärung des französischen Heimatsgefühls (attachement à la terre) einen Augenblick zu verweilen und auf das Verhältnis einzugehen, in dem Heimatsgefühl und Patriotismus (diese vielfach identifizierten, aber schlechterdings nicht gleichbedeutenden Begriffe) bei Franzosen und bei Nicht-Franzosen zueinander stehen. Von der Gesinnung, die durch das vorliegende

Buch weht, ist indessen so ausführlich gehandelt worden, daß über diesen Punkt nichts mehr gesagt zu werden braucht, und daß wir uns dem materiellen Inhalt des Werkes zuwenden dürfen.

Rücksichtlich der Disposition des Stoffes verfahren die Verfasser der einzelnen Bände nach einem einheitlichen Plan. Den Berichten über die in die einzelnen Zeiträume fallenden Ereignisse folgen Abschnitte, die den Kultur- und Wirtschaftsverhältnissen derselben gewidmet sind und diese je nach dem Umfang des vorhandenen Quellenmaterials mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit behandeln. Damit ist zugleich gesagt, daß die die fränkische Invasion und das frühere Mittelalter behandelnden Teile ungleich knapper gehalten sind, als die auf die römische Periode, die späteren Kapetinger, die Valois usw. bezüglichen Abschnitte. Allenthalben hat der Leser den Eindruck, daß die Verfasser nicht mehr sagen als quellenmäßig festgestellt ist, und daß es nicht an ihnen liegt, wenn die Darstellung einzelner Partien in den Ton chronikenhafter Trockenheit verfällt. Von Charakteristiken der handelnden Personen wird überall da abgesehen, wo die Überlieferung auf das rein Tatsächliche beschränkt geblieben ist. Wie gewissenhaft in dieser Rücksicht verfahren worden, zeigt sich besonders in den Kapiteln über die merovingischen und die karolingischen Könige, die ebensogut von deutschen wie von französischen Historikern hätten geschrieben sein können. Von Karl dem Großen wird z. B. ein Bild entworfen, das den spezifisch fränkischen Charakter des Wiederherstellers des römischen Imperiums in den Vordergrund rückt, von der französischen imperialistischen Caroluslegende aber ebensowenig übrig läßt wie von den deutsch-romantischen Sagengebilden. Der Größe des Mannes und seiner Regierung („einer der großartigsten, von der die Geschichte weiß und die mit gutem Grunde die Bewunderung der bedeutendsten Herrscher von Otto III. bis hinüber zu Napoleon erregt hat") läßt der Verfasser volle Gerechtigkeit widerfahren; nach der von reichem Fürstenschmuck umgebenen Riesengestalt, dem zum Gürtel herabwallenden Bart und der göttergleichen Haltung des großen Kaisers wird man sich dagegen vergeblich umsehen. „Sein Wuchs übertraf nicht das Siebenfache der Größe seines Fußes. Er war kurzhalsig, mit vorragendem Bauche und schwachem Stimmorgan ausgestattet. Der Kopf war rund, das Auge groß und lebhaft, die Nase lang, das Haupthaar stark entwickelt, der Bartschmuck auf einen nach fränkischer Art zugeschnittenen Schnurrbart beschränkt. Sein Anzug war der bei den Franken herkömmliche. Über dem leinenen Hemde trug er eine kurze, im Winter mit Pelz verbrämte Tunika und einen blauen Mantel." — Für Quisquilien dieser und verwandter Art hat das Lavissesche Werk übrigens nur ausnahmsweise Platz, weil es allenthalben auf das Wesentliche, d. h. die jeweiligen Staats- und Kulturzustände gerichtet ist und mehr von den Sachen als von den Menschen handelt. An diese letzteren tritt die Darstellung nur da näher heran, wo Figuren in Betracht kommen, die sich in der Phantasie und Tradition des französischen Volkes feste Stellungen erworben haben. Daß es dabei nicht ohne Abzüge von dem Schmuck abgeht, mit dem tendenziöse Schönfärberei und absichtslos dichtende Sage die Lieblingsgestalten des Volkes umgeben

hat, versteht sich von selbst. Der rücksichtslose Ernst dieses Werkes schließt Zugeständnisse an die Überlieferung ein für allemal aus. Und das so vollständig, daß Erscheinungen, über die Haß und Liebe das letzte Wort gesprochen zu haben glaubten, uns in veränderter, zuweilen unkenntlich veränderter Gestalt vorgeführt werden: allenthalben wird die „gemeine Deutlichkeit der Dinge" uneingeschränkt in ihr Recht eingesetzt, als ob sie niemals von einem „goldnen Duft der Morgenröte" umgeben gewesen wäre.

Diese zwischen der überlieferten Historie und den Ergebnissen der modernen Forschung bestehenden Diskrepanz im einzelnen aufzuweisen, müssen wir uns versagen. Der äußere Umfang des Werkes und die Mannigfaltigkeit der in ihm erörterten Materien schließen nicht nur summarische Urteile, sondern auch einheitliche Gesichtspunkte der Beurteilung aus. Danach bleibt nur übrig, auf einzelne Partien hinzuweisen, die Fach- und Sachkennern dasselbe Interesse abgewinnen werden wie denjenigen Lesern, denen z. B. neu ist, daß die Bartholomäusnacht nicht die Frucht eines von langer Hand vorbereiteten Planes, sondern das Ergebnis einer plötzlichen, in fieberhafter Erregung der Nachmittagsstunden des 23. August 1572 gefaßten Entschließung gewesen ist. Hierher gehören u. a. die feinsinnigen Ausführungen Mariéjols über die Personen Katharinas von Medici und ihrer Söhne und über den Zwiespalt zwischen der ästhetischen und der sittlichen Bildung des Zeitalters der französischen Spätrenaissance. Als echte Medicäerin ist die Witwe Heinrichs II. zu ausschließlich von Motiven unruhiger Herrsch- und Ränkesucht bestimmt worden, um auf feststehende Ziele politischer oder kirchlicher Art losgesteuert zu haben. Unter dem Einfluß dieser Mutter emporgekommen, sittlich und physisch verkommen und trotz ihrer bis zum Raffinement gediehenen ästhetischen Bildung von vollendeter Roheit des Gemüts waren die beiden letzten Valois selbst zu ehrlichem religiösen Fanatismus unfähig geworden. Ihr Fanatismus war der der Verzweiflung und der Seelenangst.

Daß die Gestalt des einzigen populären Franzosenkönigs der letzten fünfhundert Jahre sich auch in der Mariéjolschen Darstellung (Bd. VI, Teil 1 u. 2) von den Figuren seiner Vorgänger glänzend abhebt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Den angeborenen Vorzügen Heinrichs IV., seiner Tapferkeit, politischen Geschicklichkeit, Vorurteilsfreiheit und humanen Gesinnung läßt der Verfasser volle Gerechtigkeit widerfahren; die Schätzung des sittlichen Charakters dieses liebenswürdigsten Fürsten seiner Zeit fällt dagegen nicht allzu günstig aus. Auf die Herstellung der Glaubenseinheit hat der große Béarner unentwegt, wenn auch mit andern Mitteln, hingearbeitet, als seine Nachfolger taten. Die Herstellung dieser Glaubenseinheit hat auch er als unvermeidliches letztes Ziel der Entwicklung Frankreichs angesehen und den durch das Edikt von Nantes geschaffenen Zustand als bloßen Waffenstillstand zwischen den streitenden Parteien behandelt. „Der Fortschritt, den das Edikt darstellte, war das Werk von Umständen, nicht von Entschließungen des Willens . . . Die durch dasselbe anerkannte Freiheit der Gewissen und des Kultus stellte sich nicht als Ergebnis einer veränderten Auffassung der Rechte der Untertanen und der Pflichten des Staates dar. Hatte doch der König selbst in der

Einleitung zu dem Edikt ausdrücklich sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß Gott noch nicht gewollt habe, daß alle Franzosen ihn in derselben Weise anbeteten. Staatsmänner und Gläubige jener Epoche waren übereinstimmend der Meinung, daß in einem Lande ein Glaube herrschend sein müsse. Wie lange konnte ein Experiment bestehen, das allen Überzeugungen und allen Vorurteilen der Zeit zuwiderlief?" — Das berühmte Edikt ist danach das Erzeugnis derselben staatsmännischen Geschicklichkeit gewesen, mit der sein skrupelloser Urheber die Wut der Parteien zu bändigen, die Ordnung wieder herzustellen und die wirtschaftliche Reorganisation des erschöpften Landes in die Wege zu leiten gewußt hatte. Auf diese Leistungen will unser Verfasser die Größe und Ruhmwürdigkeit der Politik Heinrichs beschränkt wissen. Die auswärtigen Pläne, an deren Ausführung der König durch seinen plötzlichen Hingang verhindert wurde, beruhten, wie Mariéjol nachgewiesen zu haben glaubt, auf Motiven so unwürdiger Art, daß die Meinung, Heinrich sei zu rechter Zeit hinweggenommen worden, auch da nicht von der Hand gewiesen werden dürfte, wo man von dem tragischen Ausgang des Wiederherstellers Frankreichs aufs tiefste erschüttert war. Daß der König das sogenannte „große Projekt Sullys" niemals ernsthaft genommen habe, sieht der Verfasser für ausgemacht an; für unzweifelhaft gilt ihm aber auch, daß dieser „allerchristlichste König, dessen Hof dem Harem des Großtürken glich", zu den kriegerischen Plänen seines letzten Regierungsjahres durch eine zügellose Leidenschaft für die auf spanisch-niederländisches Gebiet geflüchtete Prinzessin Charlotte von Condé bestimmt worden sei. „In Wahrheit war der Kampf, in den Heinrich sich begeben wollte, ein waghalsiger, von unberechenbaren Zufällen abhängiger", und Richelieu hatte alles Recht zu dem Ausspruche, „der König habe am Ende seiner Tage eine Binde vor den Augen getragen".

Die letzten 367 Folioseiten unsres sechsten Bandes (Teil 2) sind fast ausschließlich der Person und der Regierungstätigkeit des berühmten Kardinals gewidmet, von dem ein neuer Abschnitt der Geschichte Frankreichs datiert zu werden pflegt. Von den herkömmlichen Darstellungen dieses Zeitabschnitts weicht die hier gegebene gerade in den entscheidenden Punkten erheblich ab. An die Stelle des kühl berechnenden, religiösen und feudalistischen Vorurteilen unzugänglichen Trägers des neuen Systems tritt in unsrem Buche ein Sohn des 17. Jahrhunderts, der die Einflüsse seiner Zeit niemals abgestreift und niemals verleugnet hat, daß er im Grunde seines Wesens Katholik und Aristokrat geblieben war. Auch inmitten seiner erbittertsten Kämpfe mit dem päpstlichen Legaten und der zu diesem haltenden hohen Geistlichkeit war Richelieu niemals Gallikaner. Auch in den Tagen seiner politischen Allgewalt umgab er sich mit Priestern und Mönchen, hielt er an der Immunität der Diener der Kirche und an ihrer Unabhängigkeit vor der weltlichen und kirchlichen Justiz fest, war er Einflüssen des krassesten Aberglaubens zugänglich. Wenn er gleichwohl die Widerstände des hohen Adels und des Klerus rücksichtslos niedertrat, so war das nicht auf politische Prinzipien, sondern auf den despotischen Zug seines Wesens zurückzuführen. Gestützt auf ein reiches, sorgfältig durchforschtes Aktenmaterial tritt Mariéjol den Beweis dafür an, daß

die traditionelle Vorstellung, der Kardinal habe ein neues Beamtentum schaffen wollen, durchaus irrtümlich sei. „Niemals hat er daran gedacht, absetzbare und allein von dem Willen des Königs und seiner Minister abhängige Beamte in den Provinzen einzusetzen. Er wollte es bei missis domesticis bewenden lassen, die die alten Gewalten überwachen und, wo erforderlich, anfeuern, nicht aber vernichten sollten.“ Weil Richelieu sich der königlichen Intendanten und Requetenmeister in höherem Maße bediente als üblich war, hat man vielfach geglaubt, daß er dieselben erfunden habe. Weder hat er das getan noch ist ihm in den Sinn gekommen, diese Beamten ständig in den Provinzen residieren zu lassen. „Herrisch und hochfahrend, wie er war, wollte der Kardinal keinen Widerspruch gegen seinen Willen dulden und kein Recht anerkennen, das der Staatsräson gegenüber geltendgemacht werden konnte. Hart und rücksichtslos gegen die Menschen, zeigte dieser Mann sich ziemlich indifferent, wo es sich um Einrichtungen handelte. Konnte er die vorhandenen Institutionen unter seinen Willen beugen, so kam ihm (wie es scheint) wenig darauf an, wie sie sonst fungierten. Richelieu ist weder der Begründer, noch auch nur der Vorläufer der Monarchie Ludwigs XIV. gewesen. . . . Il était un autoritoire, ce n'est pas un novateur.“

Zahl und Bedeutung der im vorstehenden aufgewiesenen Neufeststellungen dürften zu dem Erweise ausreichen, daß diese Geschichte Frankreichs auf die Beachtung auch derjenigen Freunde vergangener Dinge und Menschen Anspruch erheben darf, die das historische Studium nicht als Beruf treiben. Und auch da, wo gegen das Einzelne Einspruch erhoben werden sollte, wird man dem sachlichen Ernst, der Unbefangenheit und dem wahrhaft wissenschaftlichen Charakter des Werks Anerkennung zollen und dem Erscheinen der Schlußbände mit Anteil entgegensehen.

— r —

Der Spitzenkragen.

Eine Skizze

von

Miriam Eck.

Die junge Frau mit der Doktorwürde kniete vor dem altertümlichen Koffer und kramte.

Die alte Großtante saß im Sessel mit der hohen Lehne und schlief.

Die Doktoressa hatte mit dem Kneifer alle Gelehrsamkeit und fast allen Hochmut abgestreift. Sie glich beinahe einer Neugierigen.

Aus dem Koffer beförderte sie wohl eigene, wunderliche Dinge einer vergangenen Zeit: „Wertlosen Plunder!“ hätten ihre Kolleginnen gemeint. An solcherlei darf sich ein moderner Mensch nicht verschwenden.

Aber Agnes hatte so ihre Zeiten. Doktor Agnes Hellmer!

Sie dachte daran, wie der Rektor nach beendeter Promotion sie aufgerufen hatte vor allen Hörern, vor den Augen der Studenten: „Ascende! Doctor Agnes Hellmer!“ Und wie in einem schönen Sicherheits- und Selbstgefühl röteten sich noch einmal ihre Wangen.

Sie hatte sich geschworen, vierzehn Tage lang kein Buch anzurühren. Die lauten und fröhlichen Festlichkeiten, die man zu ihren Ehren eingeleitet, begannen sie zu ermüden, und so kam sie zu diesem Getändel mit dem Koffer.

Sie sah mit einer mitleidigen Geringschätzung auf die alte schwächliche Dame, die da im Schatten saß und dem Leben gleichsam zu entschwinden schien, dem Leben, das sie vergeudet hatte, das man sie gezwungen hatte zu vergeuden. Der Koffer gehörte ihr. Er umspannte ihre Schätze. Wie ein hochweiser, reicher Mann auf die armen Besitztümer eines Kindes, so schaute Agnes, die Doktorin, auf die Habseligkeiten der alten berufs- und titellosen Agnes. Sie hatte ihr ja mit halb gerührtem, halb geehrtem Lächeln die Besichtigung gestattet.

Feine alte Schals und Tassen und Gedenkbücher und Verse und Sprüche und Bänder kamen zum Vorschein — Miniaturen und Stiche, alles wohlgeordnet und verwahrt. Aus dem Gedenkbuch, mit einer wunderzierlichen Tuschzeichnung geschmückt, die eine trauernde weibliche Gestalt auf eine Urne gelehnt unter Zypressen darstellte, schauten Verse heraus.

In den Buchstaben, die sauber, wie gestochen, dastanden, lag die ganze hingebende Schwärmerei und Gewissenhaftigkeit jener Zeit. Worte klassischer Dichter sprachen sie aus, innige Worte zu derjenigen, der sie in diesem besondern Falle von liebenden Verehrern geweiht waren.

Agnes, die Doktoressa, legte ihre Zigarette aus der Hand auf eine ziselierte moderne Bronzeschale, die in greifbarer Höhe auf dem Tische stand; dann besah sie das kleine Aquarellbild, das Agnes, die Tante, aus der damaligen Zeit darstellte. In duftige weiße Stoffe gehüllt, lehnte eine schlanke, blonde Mädchengestalt an einem vergoldeten Konsol. Sie trug Rosen in der Hand. Das blaue Auge war in unbeschreiblicher Sehnsucht und Frage hinaus in eine Traumwelt gerichtet, und aus dieser Welt tönten ihr Jean Paulsche Klänge entgegen.

Die junge Schatzgräberin legte Bild und Album ein wenig beiseite, so, als ob sie es später besonders und eingehend wieder vornehmen wolle.

Und sie kramte weiter.

Fast zu unterst in dem Köfferchen lag eine feine Verpackung, die beim Entwickeln scheinbar in zwei Hälften auseinanderfiel.

Die oberste enthielt eine jener Occhi-Arbeiten, die die Frauen derzeitiger Generation in graziöser, eidechsenflinker Weise zu handhaben wußten, so daß das Spiel der weißen Finger einen reizvollen Anblick gewährte. Eine schier mechanische Arbeit, doch schien ein gewisser Rhythmus beruhigend von dieser blumenhaften Beschäftigung ausgegangen zu sein.

Da! Das elfenbeinerne Weberschiffchen lag noch daneben.

Agnes nahm es auf. Sie erinnerte sich aus fernster Kinderzeit, solch ein kleines Ding in Tätigkeit gesehen zu haben.

Sie nahm die andre der beiden Pakethüllen. Darauf stand in blasser, verjährter Handschrift: „Meiner teuern Mutter zu ihrem 43ten Geburtstage. Gefertigt von ihrer gehorsamen Tochter."

Vorsichtig enthüllte die Beschauerin, und ein zartes, duftweiches Gewebe lag ihr über den Händen: Ein Spitzenkragen.

Auf feinstem Tüll waren da die Points und Appreturen eingelassen. Ein Gebilde, so fein wie Spinneweben. Nicht zu glauben, daß menschliche Finger, und seien sie noch so zart und klein, diese Arbeit verrichtet haben könnten. Agnes nahm den Kneifer wieder auf, und ihre Finger zitterten ein wenig. Nun sah sie es deutlich:

Da waren Muster, und jedes einzelne war wie ein winzig verkleinertes Zierornament an alten romanischen Bauten, jedes einzelne verschieden, jedes einzelne ein Ganzes in sich. Diese Fäden verschlangen sich in vornehmster Kunst und Form, in lieblicher Verschiebung zu entzückenden Figuren, so als ob die Feenkönigin Mab über einen Duftgrund gelaufen sei und ihre zarten Gedanken in wunderbarer Vollendung zurückgelassen habe.

Agnes hielt ein Kunstwerk in ihren Händen.

Sie hielt es nah und sie hielt es fern und wieder nah, und sie sah auf die alten Finger, die entsagungsvoll gefaltet im Schoße lagen.

— — — —

„Agnes! Kind! wie hast du mich erschreckt!" sagte die alte Dame, aus ihrem Schlafe erwachend, und strich der vor ihr Knieenden über das Haar. „Aber was ist dir denn geschehen — Liebe — du weinst ja —?"

Zur Lage in Rußland.

Ohne bei den einzelnen Vorgängen zu verweilen, deren innere Zusammenhänge bloßzulegen der Zukunft vorbehalten bleibt, sei hier nur darauf hingewiesen, daß in den letzten Tagen des November sich, wenigstens was die beiden Residenzen betrifft, eine vergleichsweise Ruhe geltend zu machen schien, zu der sicherlich auch die abermalige Tagung der Stadt- und Landschaftsmänner beitrug, die, trotz allen Protestes der extremen Parteien, dem Grafen Witte und seinen Regenerationsbestrebungen die Zusicherung ihrer Beihilfe gegeben haben. Bei alledem bleibt Rußland von zwei feindlichen Mächten bedroht: dem Radikalismus und Sozialismus der äußersten Linken und den sich gerade zur Stunde besonders geltend machenden separatistischen Bestrebungen seiner westlichen Grenzlande. So schwer es auch dem unbefangenen Beurteiler des kaiserlichen Manifestes vom 17./30. Oktober fallen muß, aus den Worten dieses Manifestes, die eine Weiterentwicklung der Verfassung durch die zu berufende Duma in Aussicht stellen, deren Anwartschaft auf die Funktionen einer konstituierenden Körperschaft herzuleiten: der russische Radikalismus ist vor dieser Deutung nicht zurückgeschreckt, um gleich nach ihr noch einen Schritt weiterzugehen und, da ihm die Bulyginsche Duma selbst mit den ergänzenden Wahlbestimmungen, die das Manifest in Aussicht stellt, untauglich für die Rolle einer Konstituante erscheint, eine solche auf Grundlage des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts zu verlangen. Es ist der Gedanke der Volkssouveränität, für den die bestehende Verwaltung mit ihren Spitzen etwa nur noch die Rolle des Experten in rein technischen Dingen der Nationalversammlung gegenüber zu spielen hätte. Es fehlt an einem geeigneten Worte, um das Unverständige derartiger Aspirationen nach Gebühr zu charakterisieren; die relativ den Vorzug verdienende Alternative, die ihre Realisierung im Gefolge haben würde, wäre die Rückkehr Rußlands zum Absolutismus, eine Lösung der Frage, die gewiß keinen Beifall verdient. Mag der russische Radikalismus und Sozialismus sich auch noch so sehr auf die Tatsache berufen, daß der russische Bauer unter den ökonomischen Mißverhältnissen der letzten vierzig Jahre schwer gelitten, mag er des Glaubens sein, die unter den russischen Bauern so übliche „Sachsengängerei" in die von der sozialistischen Agitation vorzugsweise heimgesuchten industriellen Zentren habe diese Landbevölkerung bereits ihrer alteingewurzelten Kaisertreue und orthodoxen Kirchlichkeit entfremdet: vom örtlichen Beamtentum und den sich ihm als wahlverwandt anschließenden Gliedern des Landadels ganz abgesehen, ist es namentlich das Kontingent bäuerlicher Streber, das, einer mit dem Konstitutionalismus untrennbar verknüpften Öffentlichkeit durchaus abhold, es an aller Art Wahlbeeinflussung des in seiner Mehrheit durchaus unmündigen Bauern nicht würde fehlen lassen, um, falls das allgemeine und direkte Wahlrecht wirklich durchgeführt, dasselbe zugunsten der Restituierung des alten Absolutismus auszunutzen. Noch bei weitem schlimmer aber würden sich die Dinge gestalten, wenn

es wirklich den Sozialisten gelänge, sich die russische Bauernschaft bei allgemeiner und direkter Wahl dienstbar zu machen. Es wäre dieses das Signal zu einem Bürgerkriege, einer Jacquerie von einem Umfange, der das, was davon Mittelalter und Reformationszeit aufzuweisen haben, weit hinter sich lassen dürfte. Man hat die Bulyginsche Verfassung vom 6./19. August in Rußland ganz außerordentlich bekrittelt, obschon selbst der russische Liberalismus — wir verweisen hier namentlich auf eines seiner am meisten tonangebenden Organe, den „Boten Europas" — sich zu dem Hinweise veranlaßt sah, diese Verfassung wäre, wofern man etwas mehr mit ihr geeilt, auch ohne die beträchtlichen Zugeständnisse vom 17./30. Oktober von seiten der russischen Nation mit dem wärmsten Dank entgegengenommen worden. Wer wollte in Abrede stellen, daß die Urheber dieser Verfassung, bei aller im einzelnen zu weitgehenden Künstelei ihrer Wahlbestimmungen, im ganzen doch dem A und O jeder Volksvertretung nachgekommen, den Willen der Nation nicht nach der üblichen Schablone bloßer Summation der Einzelwillen, sondern nach Ordnungen herauszuschälen, die, unter Korrektur eines nicht unbeträchtlichen Zusatzes der im Klassenkampfe schwächeren Elemente, in erster Reihe die kulturell maßgebenden Gesellschaftsbestandteile zu Worte kommen lassen. Daß die Stadt- und Landschaftsmänner zum Teil dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht das Wort geredet, beruht auf einem Idealismus dieser zumeist den Notabeln angehörenden Kreise, woraus auch ein andres ungleich berechtigteres Postulat dieser Gruppe, die einstimmig von ihr verlangte Autonomie der Grenzländer, entspringt. Eine gewisse Ähnlichkeit mit den Girondins alten Datums ist hier nicht zu verkennen.

So berechtigt und zweckentsprechend auch dieser Gedanke einer Autonomie der russischen Grenzländer ist, einer weise abwägenden Staatskunst der Zukunft bleibt es vorbehalten, ihr die notwendigen Grenzen zu setzen und da innezuhalten, wo die angestrebte autonome Ordnung mit dem durch ein föderatives Band dem Ganzen angefügten Gliedstaate zusammenfällt. Polen und Litauen, lediglich föderativ mit Rußland verbunden, würden eine Etappe zur Personal- oder Realunion dieser Teile und schließlich ihre Lostrennung vom Ganzen bedeuten, eine Perspektive, die nicht nur Rußland, dessen Zukunft jetzt vorzugsweise Europa und seiner Kultur zugewandt sein muß, sondern vor allem auch Preußen bedroht. Trotz aller gegenteiligen Versicherungen von offiziell autorisierter deutscher Seite fährt das russische Publikum nun einmal unentwegt fort, an Vorbereitungen Preußens zu einer eventuellen Intervention zu glauben, sie für wahrscheinlich, ja gewiß zu halten — eine Vorstellung, die, wenngleich irrig, doch insofern symptomatisch ist, als sie auf die Gefahren hinweist, die eine derartige Intervention im Gefolge haben würde. Denn selbst der leidenschaftlichste russische Radikale und Sozialist dürfte, wo es sich um die Integrität dieses Slawentums handelt, sich als nicht abgeneigt erweisen, mit der Autokratie zeitweilig zu paktieren. Wie sich die Dinge nun auch in Zukunft gestalten, mögen Polen und Litauen, Letten und Esten aus der gegenwärtigen russischen Bewegung in Richtung erweiterter Autonomie ihren Vorteil ziehen: ein wesentlicher Bestandteil der großen Völkerfamilie, die das russische Reich bewohnt, findet sich durch die Folgen dieser Bewegung bedroht; wir meinen die für die Geschichte des absolutistischen Rußland kulturell und staatstechnisch so außerordentlich bedeutungsvollen deutschen Balten, gegen die sich zur Stunde in Kurland und Süd-Livland das eingeborene Lettentum, in Estland und Nord-Livland das eingeborene Estentum erheben. An Stelle der nur für verhältnismäßig kurze Zeit von einem national-russischen Regiment verdrängten germanischen Selbstverwaltung wird diese jetzt durch das letto-estnische Element in Anspruch genommen, das, vom reichsdeutsch-russischen Sozialismus inspiriert, sogar Enteignung und Reduktion des deutschen Rittergutsbesitzes fordert. Von der großen Heerstraße weltgeschichtlicher Prozesse abgedrängt, in den letzten Jahrzehnten gezwungen, sich im Interesse seiner nationalen Sonderheit ausschließlich in der Defensive zu behaupten, hatte das deutsche Baltentum, bei aller ökonomischen und Verwaltungstüchtigkeit, die großen Gesetze vergessen, welche die Gegenwart be-

herrschen; nur selten konnte man hier das in Finnland so rege Bewußtsein antreffen, daß ein fremder Herrenstand dem autochthonen Volksstamme gegenüber, wofern dieser sich in außerordentlich rüstigem wirtschaftlichen Fortschreiten befindet, nur mittelst einer konsequent fortgesetzten Politik nationaler Zugeständnisse die Wage zu halten vermag. So wie die tief beklagenswerten Verhältnisse jetzt hier liegen, ist sehr an dem Fortbestande des baltischen Deutschtums als eines organisierten Macht- und Kulturfaktors zu zweifeln, jenes baltischen Deutschtums, das künftig vielleicht an der russischen Regierung insofern einen Rückhalt gewinnen dürfte, als einerseits die Esten in nicht allzu ferner Zukunft in Richtung des ihnen stammverwandten autonomen Finnland, die Letten in der des ihnen stammverwandten autonomen Litauen gravitieren mögen — Umstände, die den russischen Staat in die Lage versetzen könnten, den Verlust des Ostseegestades ins Auge zu fassen und sich nach einem kulturell leistungsfähigen Bundesgenossen an Ort und Stelle umzusehen. Der deutsche Baron und der deutsche Literat der baltischen Provinzen waren bisher die besten Stützen und zuverlässigsten Kulturträger des autokratischen Rußland; sie sind mithin dem russischen Liberalismus und Subversivismus gründlich verhaßt und nur durch den kompletten Bankrott beider zu rehabilitieren; denn Traditionen und Vorbildung befähigen sie schwerlich, irgend belangreichen Einfluß auf die Herausgestaltung eines neuen konstitutionellen Rußland zu üben. Allen, gewiß ehrlich gemeinten konstitutionellen Bestrebungen aber, denen jetzt im Baltenlande selbst Ausdruck gegeben wird, begegnen die esto-lettischen Wühler und Umstürzler mit einem einstimmigen Hohnlachen, während die konservativen esto-lettischen Grundeigentümer oder Großpächter, so sehr sie auch für ihre eigene Zukunft zittern mögen, in der bekannten kleinbürgerlichen Manier die Dinge gehen lassen, mit Achselzucken und der leidigen Devise, daß das Hemd einem näher als der Rock sei.

Nicht wenige Leute gibt es, die geneigt sind, die heutige russische Bewegung ausschließlich aus ökonomischen Gründen herzuleiten, und in der Tat, als im Jahre 1903, um Mittel und Wege für eine Sanierung insbesondere der bäuerlichen Landwirtschaft Rußlands ausfindig zu machen, jene zahlreichen örtlichen Komitees berufen wurden, erhob sich angesichts der mißlichen Agrarverhältnisse in Büchern, Broschüren und Tagespresse ein derartiger Protest gegen die Maximen der damaligen Verwaltung, daß hierdurch schon überreichliches Material für eine revolutionäre Agitation geboten schien. Indes, wer wollte leugnen, daß der Sturm, der gegenwärtig Rußland durchbraust, weit davon entfernt, einem einzelnen Faktor des Volkslebens zu entstammen, aus dem ganzen Organismus hervorgebrochen ist; daß die zum Selbstbewußtsein gelangte Klasse der Bevölkerung hier einem jener Gesetze gehorcht, die den Werdegang der ethischen Welt bestimmen. Ein Symptom derartiger Vorgänge scheint mir in einem gewissen Ahnungsvermögen zu liegen, und als die Nation nur widerwillig in den Kampf um den Besitz Asiens ging, war es nicht sowohl dieses als vielmehr Europa, was ihrem Auge vorschwebte, und lange schon vor dem Falle Port Arthurs konnte man zahlreiche Stimmen in Rußland vernehmen, die kein Hehl daraus machten, daß dieses Port Arthur in seiner providentiellen Bedeutung ein zweites Sewastopol sei. Es begreift sich aus dem Angedeuteten, daß wir nicht auf einzelnes, wie etwa auf die so schleunig als möglich in Angriff zu nehmenden Verbesserungen ökonomischer und finanzieller Art, sondern auf eine Art Wiedergeburt des russischen Menschen Wert legen, eine Wiedergeburt, die ja als wesentlichster Zweck der neuen konstitutionellen Ordnung zu betrachten ist. „Sorget am ersten nach der Gerechtigkeit, so wird Euch dieses alles zufallen" —, das Bibelwort ist zur Stunde besonders auf Rußland anwendbar; denn selbsttätige Erziehungsarbeit unter Mitwirkung der gesellschaftlichen Gruppenbildung wäre wohl als jenes prius zu bezeichnen, das allem übrigen, so dringlich es auch sei, vorausgehen müßte.

Th. Pezold.

Torri, 9. Dezember.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Dezember.

Die Rede, mit der am Dienstag, den 28. November, Kaiser Wilhelm II. die Sitzung des deutschen Reichstages eröffnete, warf ein scharfes Schlaglicht auf die allgemeine Spannung der Weltpolitik. Sie war zugleich ein Nachklang der jüngsten Irrungen und Wirrungen, die durch die Berufung der Konferenz über die marokkanischen Angelegenheiten nach Algeziras glücklich überwunden worden sind, und eine ernste Warnung für die Zukunft an alle Gegner und Neider Deutschlands in der Welt. „Ein Blick auf Deutschlands eigene internationale Stellung," betonte der Kaiser, „darf sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß wir fortdauernd mit Verkennung deutscher Sinnesart und Vorurteilen gegen die Fortschritte deutschen Fleißes zu rechnen haben. Es ist mir eine heilige Sache um den Frieden des deutschen Volkes. Aber die Zeichen der Zeit machen es der Nation zur Pflicht, ihre Schutzwehr gegen ungerechte Angriffe zu verstärken." Trotzdem Deutschland seine Friedensliebe seit mehr als dreißig Jahren nicht nur in Worten, sondern auch in Taten beständig betätigt hat, werden ihm unablässig in der Presse Englands und der Vereinigten Staaten, Frankreichs und Rußlands die abenteuerlichsten diplomatischen Ränke und Eroberungspläne zugeschrieben. Ein Blick auf die Geschichte der letzten zehn Jahre genügt, um die wirklichen Störenfriede der Welt zu kennzeichnen. Es war der Ehrgeiz der Vereinigten Staaten, der den Krieg gegen Spanien herbeiführte; es war Englands Ehrgeiz, der die beiden Burenstaaten in Südafrika eroberte; es war Rußlands Ehrgeiz in Ostasien, der die Japaner zwang, zur Verteidigung ihrer nationalen Existenz das Schwert zu ziehen; es war der Ehrgeiz Frankreichs, der die Auffaugung Marokkos erstrebte. Dieselben Nationen, deren journalistische Wortführer in ihren Beschuldigungen und Verdächtigungen der deutschen Politik nicht müde werden, haben nicht nur aus dem imperialistischen Drang ihres Wesens heraus den Weltfrieden gebrochen, sondern sind jeden Augenblick bereit, ihn von neuem zu brechen, sobald sie sich des Erfolges sicher wähnen. Sie sind, wie einst die Römer, nur zufrieden, wenn sie rings um sich her Unterworfene oder Staaten zweiten Ranges sehen.

Deutschlands Heer ist stark und wohlgeübt genug, um zu Lande jedem Feinde zu begegnen. Aber unsre Flotte ist zur Verteidigung unsrer Küsten, unsres Handels und unsrer Kolonien nicht so zahlreich ausgerüstet, um einem englisch-französischen Angriff, wie er uns im Sommer dieses Jahres, zunächst freilich nur in der Phantasie, drohte, mit einiger Aussicht auf Erfolg zu begegnen. Die Thronrede, die eine Vermehrung unsrer Schlachtschiffe um sechs große Kreuzer, eine Vergrößerung des Schiffstypus und eine Verstärkung und erhöhte Schlagfertigkeit der Torpedoboote fordert, hält sich in dem bescheidenen Rahmen des Notwendigen. Aber um die Mittel zu der Erfüllung dieser Forderungen herbeizuschaffen, sind neue Steuern unabweisbar. Die Rüstung unsres Landes wie die Reform der Reichsfinanzen, da das Reich nicht dauernd vom Schuldenmachen und von Wechseln auf die Zukunft leben kann, lassen sich ohne eine stärkere Belastung des Volkes nicht durchführen.

Die verbündeten Regierungen schlagen nun dem Reichstage vor, durch Steuern auf Bier, Tabak und Zigaretten, auf Fahrkarten und Automobile und durch die Übertragung der Erbschaftssteuer von den einzelnen Staaten auf das Reich den Fehlbetrag im Staatshaushalt und die Kosten der Flottenrüstung zu decken. Eine große Arbeit liegt somit dem Reichstage vor, von seiner Einsicht und seinem Patriotismus wird ihre schleunige und glückliche Erledigung erwartet. Gerade durch seine Versäumnisse, seine Hinausschiebung notwendiger Reformen und Bedürfnisse sind die Dinge zu dem Punkt gekommen, wo die Selbsterhaltung die Abhilfe fordert.

Mit der Eröffnung des Reichstages waren bessere Nachrichten aus unsern afrikanischen Schutzgebieten eingetroffen. Früher als erwartet wurde, war der neue Gouverneur von Südwestafrika, Herr von Lindequist, in Windhuk am 27. November angelangt. Im Norden wie im Süden des Landes fand er wesentlich ruhigere und günstigere Verhältnisse. Die Widerstandskraft der Herero im Norden, der Hottentotten im Süden ist durch den Krieg, durch Hunger und Durst völlig gebrochen. Hendrik Witboi ist bei dem Überfall eines Proviantwagens tödlich verwundet worden und eine Stunde darauf gestorben, sein Sohn hat sich mit dem Rest seines Stammes unterworfen und die Waffen abgeliefert. Nur im äußersten Süden des Gebietes, hart an der Grenze der Kapkolonie, hält sich noch eine stärkere Hottentottenbande unter Morenga. Nach zweijährigen blutigen und beschwerdereichen Kämpfen ist die Möglichkeit eines neuen und festeren Aufbaues der Kolonie gegeben. Durch eine Eisenbahn von der Lüderitzbucht nach Kubub, die den meilenweiten wasserarmen Dünengürtel der Küste durchbricht, gedenkt man die mißlichen Verhältnisse für die Verproviantierung der Truppen zu verbessern und überhaupt einen Zugang von der Südseite in das Innere des Landes zu gewinnen, wie ihn im Norden, wenn auch nur in bescheidener Weise, Swakopmund gewährt. An die Stelle des aus der Kolonialverwaltung geschiedenen Direktors Stübel ist der Erbprinz von Hohenlohe-Langenburg getreten, der als Regent der Herzogtümer Coburg und Gotha für den minderjährigen Herzog Karl Eduard fünf Jahre lang eine verdienstvolle politische und organisatorische Tätigkeit entwickelt hat. Unter seiner Leitung soll die Kolonialverwaltung, die an Umfang und Bedeutung für die Lebensinteressen Deutschlands beständig wächst, zu einem besonderen Reichsamt ausgebildet werden.

Das russische Chaos will sich noch immer nicht lichten und gestalten. Mögen die Berichte leidenschaftlich erregter Korrespondenten auch noch so übertrieben sein, die Tatsache kann selbst von der Regierung nicht mehr bestritten werden, daß die Zerrüttung und Auflösung jetzt auch die Flotte und das Heer ergriffen haben. Die Aufwieglung durch sozialistische Rädelsführer, das ansteckende, in der Luft webende und schwebende Fluidum der Revolution haben in den vielen Mißbräuchen und Schäden in der Verwaltung des Heeres und der Marine, in der schlechten, ungenügenden Kost und der grausamen Behandlung der Soldaten und der Matrosen auf der einen, in dem Hochmut und der Nachlässigkeit der Offiziere auf der andern Seite den längst bereiten Explosivstoff gefunden, der nun überall vulkanisch ausbricht. In Kronstadt plündern meuternde Matrosen zwei Tage lang die Wohnungen ihrer Vorgesetzten, die sich feige flüchten und verstecken, in Sebastopol kommt es zu einer regelmäßigen Schlacht zwischen den rebellischen und den treugebliebenen Schiffen und Soldaten. Der eine Teil der Batterien schießt auf den andern, die meuterischen müssen mit Sturm genommen werden. Eins der stärksten Panzerschiffe der Flotte im Schwarzen Meer wird erst zur Ergebung gebracht, als der ganze obere Teil zerstört und verbrannt und die Torpedoboote, die es beschützten, in den Grund gebohrt worden sind. Ähnliche Nachrichten von Aufstand, Plünderung und Anarchie treffen aus der Mandschurei, Charbin und Wladiwostok ein. Die aus Japan nach Wladiwostok zurückgebrachten russischen Kriegsgefangenen sollen sich zu Herren der Stadt gemacht haben, die Läden plündern, die öffentlichen Gebäude zerstören. Selbst in den Garden in Petersburg scheint es zu gären. Der Widerwille der Soldaten, gegen das Volk einzuschreiten, ist offenbar, wenn er auch mehr passiver als aktiver

Art sein wird, im Wachsen begriffen. Noch sind die offenen Meutereien immer nach kurzer Frist durch Nachgiebigkeit oder Gewalt unterdrückt worden, unüberwindlich aber bleibt das Mißtrauen der Volksmassen gegenüber der Regierung und die Unversöhnlichkeit des Nihilismus. Vergebens hat Graf Witte an den Verstand und das Staatsgefühl der gebildeteren Klassen appelliert. Der Kongreß der Vertreter der Semstwos und der Stadtdumas, der in der zweiten Hälfte des Novembers in Moskau tagte, segelte ganz im Fahrwasser des Radikalismus. Zwar erhoben sich einzelne, durch ihren Rang und ihren Patriotismus, durch Erfahrung und Klugheit ausgezeichnete Männer, um die unbedingte Unterstützung Wittes unter den gegenwärtigen Umständen und die rückhaltlose Zustimmung zu dem Manifest des Zaren vom 30. Oktober zu fordern, aber die überwiegende Majorität wollte dem Grafen Witte und seinen Maßregeln kein Vertrauensvotum bewilligen, bestand auf der unmittelbaren Einführung des allgemeinen direkten Wahlrechts und schloß sich dem Verlangen der Polen nach der politischen Autonomie des „Königreichs“ und der Einführung der polnischen Sprache als Staatssprache in den ehemals polnischen Gebieten an. Eine solche Verkennung der realpolitischen Bedürfnisse und Interessen Rußlands, ein solcher Wahnglaube an das Allheilmittel des allgemeinen Stimmrechts in einer Nation, von der achtzig Prozent ohne jede, auch die elementarste Bildung sind, erschüttern die Hoffnungen auf eine gedeihliche Tätigkeit der Reichsduma. Denn diese Konferenz in Moskau war doch eine Auswahl der russischen Intelligenz, zu welchen Tollheiten mag erst eine aus Urwahlen hervorgegangene Versammlung hingerissen werden? Dabei fragt man sich vergebens, welchem Ziele eigentlich die Bewegung, nach der Bewilligung ihrer freiheitlichen Forderungen, zustrebt. Gilt es, das Zarentum zu stürzen und eine Republik einzurichten, die Grenzländer des Reiches, Polen, Finnland, den Kaukasus und die Krim, von ihm loszureißen oder gar den Zukunftsstaat aufzurichten? Ein Streik löst den andern ab; wenn einige Tage der Ruhe die Bevölkerung der Städte haben aufatmen lassen, beginnen die Tumulte und Ausstände von neuem. Seit dem Anfang des Dezembers hat sich der Streik der Telegraphen- und Postbeamten von Petersburg aus, mit der Forderung von Lohnerhöhungen und Verkürzung der Arbeitszeit, immer weiter über das Reich ausgedehnt. Zeitweilig hat jeder briefliche und telegraphische Verkehr über die Grenzen aufgehört, und im Innern wird er nur mühsam durch Soldaten, die des Dienstes fähig sind, zwischen einigen Hauptpunkten aufrechterhalten. Die fortschrittlichen politischen Parteien treten für die Streikenden ein, um dadurch den Minister des Innern, Durnowo, zu stürzen, der, nach der allgemeinen Ansicht, in dem Ministerrat die Reaktion und jede Gewaltmaßregel unterstützt. In Wirklichkeit mögen sich die Dinge nicht so gefährlich und kritisch darstellen als in den Gerüchten und Schilderungen, die in das Ausland dringen, aber an den Börsen von Berlin und Wien, Paris und London glaubt man gerade den pessimistischen Nachrichten und Prophezeiungen, und der Kurssturz der russischen Papiere hat eine bedenkliche Tiefe erreicht, die, wenn nicht bald eine Erholung eintritt, den Staatskredit empfindlich in der Schätzung Europas beeinflussen muß. Wenn in den letzten Tagen der Ausstand der Post- und Telegraphenbeamten zu ebben beginnt und zahlreiche Verhaftungen der Rädelsführer der sozialistischen Parteien in Petersburg und Moskau das Wiedererwachen der Energie innerhalb der Regierung andeuten, so wachsen auf der andern Seite die Unruhe unter den Soldaten, die Plünderungen der Gutshöfe durch die Bauern und die Flucht der wohlhabenden Familien aus dem Reich.

Die Zerrüttung des russischen Staatswesens spielt auch in den Kombinationen der hohen Politik mit. Wie eifrig auch alle Regierungen bemüht sind, der russischen Diplomatie ihre Sympathien auszudrücken und sie ihrer Freundschaft und Hochschätzung zu versichern, sie können doch nicht verhindern, daß die Sozialisten in der französischen Kammer sich mit den russischen Revolutionären solidarisch erklären und die sozialistischen Zeitungen Deutschlands offen von dem Untergang des Zarentums sprechen. Gerüchte waren eine Weile verbreitet, Preußen hielte zwei oder drei

Armeekorps bereit, auf den ersten Wink des Zaren in Polen einzurücken, und in der Semstwokonferenz ereiferten sich russische Chauvinisten über diese deutsche Anmaßung. Nun denkt Deutschland nicht daran, sich in die inneren Angelegenheiten Rußlands zu mischen, aber es bleibt trotzdem vor der polnischen Anschuldigung nicht verschont, daß es die Ohnmacht Rußlands benützen werde, sein Gebiet nach Osten auszudehnen. Alle solche Lügen haben zum Glück nur kurze Beine, schlimmer ist die tatsächliche Lähmung der russischen Machtmittel, die am meisten dazu beiträgt, den Trotz der Pforte und des Sultans gegen die Einsetzung einer europäischen Finanzkontrolle in Mazedonien zu verstärken. Die Mächte hofften, durch die Drohung einer Flottendemonstration die Nachgiebigkeit der Türkei zu erzwingen, aber ihre Schiffe, die am 25. November den Piräus unter dem Kommando des österreichischen Vizeadmirals Julius von Ripper verließen, haben sich umsonst der Zollstätte auf Mytilene, dem alten Lesbos, bemächtigt. Der Sultan beharrte darauf, die Finanzkontrolle als einen Eingriff in seine Souveränitätsrechte abzuweisen, und rechnete damit, daß die Mächte ihm ernstlich nichts anhaben würden. Der eigentliche Feind, den er zu fürchten hat für den Rest seiner Besitzungen in Europa und besonders für Konstantinopel, ist die slawische Welt und an ihrer Spitze Rußland. So lange Rußland durch seine inneren Wirren und die Entfernung seiner Feldarmee genötigt ist, nur unter den andern Mächten mitzuspielen, und das Konzert nicht selbst leiten kann, weiß sich Abdul Hamid in seinem Palaste sicher. Dennoch hat er sich nach zehn Tagen des Unmuts und der Zögerung zur Nachgiebigkeit entschlossen. In der Nacht vom 4. zum 5. Dezember erhielt der österreichisch-ungarische Botschafter, Freiherr von Calice, eine Note der Pforte, welche die Annahme der Finanzkommission meldete. Zunächst selbstverständlich nach orientalischer Gepflogenheit nur im „Prinzip", um hinsichtlich des Reglements im einzelnen allerlei Änderungen vorzuschlagen und durch Verhandlungen die tatsächliche Einsetzung der Finanzkontrolleure hinauszuschieben. Aber man will den Großmächten die Möglichkeit nehmen, sich in der Verfolgung ihrer Demonstration auch der Inseln Lemnos und Tenedos zu bemächtigen und den Dardanellen näherzurücken. Die Pforte kann nicht mutwillig den letzten Akt des türkischen Dramas heraufbeschwören, der ja nicht mehr wie noch vor fünfundzwanzig Jahren einzig von dem Willen der Großmächte abhängt. Der Respekt der Balkanvölker, der Serben und Rumänen, der Bulgaren und der Griechen, vor Rußland ist seit dem Mißgeschick der russischen Waffen in Ostasien im Schwinden begriffen. In Sofia wie in Athen fliegen die ehrgeizigen Gedanken und Hoffnungen immer höher und verwegener um die Kuppel der seit 1453 zur Moschee entweihten Sophienkirche, des uralten Heiligtums des griechischen Christentums.

Am empfindlichsten von allen Staaten hat die Rückwirkung der russischen Bewegung Österreich-Ungarn betroffen. Unter dem hypnotisierenden Eindruck des erfolgreichen Generalstreiks der russischen Arbeiter ist das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht, das der Baron Fejervary zuerst als eine Verlegenheitslosung gegenüber den nationalen Forderungen des ungarischen Unterhauses hinsichtlich der Armeeleitung in Vorschlag brachte, zu einem gewaltigen, den Sturm entfesselnden Zauberwort geworden. In Pest und Wien, in Prag und Brünn haben Umzüge, Aufläufe und Unruhen zugunsten des allgemeinen Stimmrechts stattgefunden, hier und dort ist es zu blutigen Zusammenstößen zwischen der Polizei und den Arbeitermassen gekommen. Der österreichische Ministerpräsident von Gautsch, der noch im September vor dem Kaiser Franz Joseph die außerordentlichen Gefahren des allgemeinen Stimmrechts betonte, hat jetzt in dem Reichsrat die feierliche Erklärung abgegeben, daß diesem demnächst ein Gesetz zur Erweiterung des Stimmrechts unterbreitet werden würde: ein Vorschlag, der trotz aller Einschränkungen und Sicherheitsventile auf die Bewilligung des allgemeinen Wahlrechts hinauslaufen muß. Die Erklärung hat denn auch in beiden Häusern des Parlaments die leidenschaftlichste Debatte entfesselt. Wie der Vorschlag des allgemeinen Wahlrechts von dem ungarischen Parlament aufgenommen werden wird, steht noch aus, da dasselbe bis zum 19. Dezember vertagt

ist, aber in die schon durch so viele und tiefgehende nationale Gegensätze und Feindschaften erregten Völker Österreichs und Ungarns ist mit der Losung des allgemeinen Stimmrechts ein neues gefährliches Element zur Untergrabung der bestehenden Staatsordnung geworfen worden.

Diesen trüben Bildern und Aussichten auf dem Welttheater stehen die fröhlichen und hoffnungsvollen Flitterwochen gegenüber, die das norwegische Volk mit seinem neuen, jungen Königspaar feiert. Nach der Volksabstimmung vom 12. November, deren überwältigende Mehrheit sich für die Monarchie entschied, war eine Deputation des Storthings und der Regierung am Sonntag, den 19. November nach Kopenhagen gegangen, um dem Prinzen Karl seine Wahl zum König von Norwegen feierlich mitzuteilen. Mit der Zustimmung seines Vaters nahm der Prinz die ihm dargebotene Krone an, und eine Reihe von Festlichkeiten feierte die erneute Verbrüderung Dänemarks und Norwegens. Am Sonnabend, dem 25. November betrat dann der Prinz den Boden seines neuen Vaterlandes und hielt seinen Einzug in das geschmückte Christiania. Ein deutsches Kriegsschiff, die „Braunschweig", auf der sich Prinz Heinrich befand, und ein englischer Panzer, „Cäsar", hatten ihm das Geleit gegeben. Auf die aus Nähe und Ferne in der Hauptstadt zusammengeströmten Volksmassen machte es einen besonders erfreulichen Eindruck, als der König und die Königin, den kleinen Prinzen Olav zwischen sich, der ein norwegisches Fähnchen in der Hand schwang, im offenen Wagen trotz des Schneegestöbers zum Schlosse fuhren. Mit dem Namen Haakon VII., den er sich gegeben, sucht der neue König an die mittelalterliche Zeit und die staatliche Unabhängigkeit Norwegens anzuknüpfen, aber dem Volke schwebt unbewußt die Wiederanknüpfung des Verhältnisses vor, das Dänemark und Norwegen vierhundert Jahre verbunden hat. In dem Wohlstand, dem Selbstgefühl, in der künstlerischen und wissenschaftlichen Bedeutung, die es während der Union mit Schweden gewonnen hat, denkt es nicht mehr daran, daß es bis 1814 im Grunde nur eine Provinz von Dänemark gewesen ist. Die Anerkennung seiner Unabhängigkeit von seiten des Auslandes ist ihm gewiß; ob es sich des dänischen Einflusses, des politischen wie des wirtschaftlichen, dauernd wird erwehren können, ob fortan jedes der drei nordischen Königreiche seine eigenen Wege gehen und in dieser Vereinzelung auf jeden stärkeren Einfluß in der Weltpolitik verzichten wird, muß die Zukunft lehren. Während die russische Krisis dringend zu einem engeren Zusammenschluß des Nordens auffordert, hat die politische Leidenschaft die drei Staaten feindlicher und mißtrauischer als je voneinander getrennt.

Sanglos und klanglos ist in England das Ministerium Balfour am 4. Dezember aus dem Amte geschieden. Seit Jahren war Joseph Chamberlain wie die Seele der unionistischen Partei, so die des Ministeriums, mit seinem Rücktritt im Jahre 1903 verlor es an Ansehen und Glanz und vegetierte nur noch, während die Mehrheit, auf die es sich im Unterhause stützte, beständig durch Verluste bei Neuwahlen dahinsiechte. Seine schwankende Haltung in der von Chamberlain aufgeworfenen Frage über die Aufhebung des Freihandels hatte es schließlich um jeden Kredit in der öffentlichen Meinung gebracht. Der König hat den Führer der Liberalen, Campbell Bannermann, mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut, und dieser hat am Montag, den 11. Dezember, ein liberales Ministerium zusammengebracht. Es umfaßt, mit Ausnahme des Lords Rosebery und Sir Charles Dilkes, alle hervorragenderen Talente der Partei. Neben Sir Edward Grey, der die auswärtigen Angelegenheiten leiten wird, sitzen Asquith, Morley und Haldane darin. Auch der Vertreter der Arbeiterpartei im Unterhause, John Burns, ist mit dem Amt eines Ministers für Gemeindeangelegenheiten bedacht worden. Dennoch kann es sich zunächst nur um ein Aushilfe-Ministerium zur Auflösung des Parlaments und der Durchführung der neuen Wahlen handeln. Das englische Volk wird sich also für die Aufrechterhaltung oder die Ersetzung des Freihandels durch Zölle auf Lebensmittel zu entscheiden haben. Chamberlain, der Vertreter der imperialistischen Ideen in England, will bekanntlich durch die Begünstigung

der Einfuhr aus den Kolonien in das Mutterland und eine stärkere Besteuerung der ausländischen Waren die politische Verbindung zwischen England und seinen Kolonien fester und einheitlicher gestalten. Im schwebt der alte deutsche Zollverein, aus dem die politische Einheit der deutschen Nation hervorgegangen ist, als ein nachahmenswertes Muster vor. Die Parlamentswahl wird zeigen, wie weit seine Ideen schon in die Massen gedrungen sind. Auf die englische Weltpolitik übt der Wechsel des Ministeriums keinen Einfluß aus, die Liberalen haben wiederholt erklärt, daß sie für die Fortsetzung der bisherigen Politik einstehen würden. Um so erfreulicher ist es, daß in den leitenden Klassen des englischen Volkes die Bewegung, mit Deutschland wieder freundschaftliche Beziehungen zu pflegen und die Vorurteile und Mißverständnisse zu beseitigen, die sich zwischen den beiden Nationen eingeschlichen haben, immer lebhafter einsetzt. Denn nicht ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen den Regierungen Englands und Deutschlands über bestimmte politische Fragen, sondern ein unbestimmtes Mißbehagen und Mißtrauen hat die Entfremdung herbeigeführt. Sie kann nur durch beiderseitigen guten Willen, durch Aufklärung und Annäherung von innen heraus überwunden werden.

Die Botschaft des Präsidenten Roosevelt vom 5. Dezember an den Kongreß der Vereinigten Staaten ist ganz auf den imperialen Ton gestimmt, der in allen Äußerungen dieses Mannes wiederklingt. Er ist wirklich im Sinne Emersons der repräsentative Mann der amerikanischen Weltmacht. „Nur die Nation ist in der gegenwärtigen Lage für den Frieden gerüstet," erklärt er, „die auch zu kämpfen versteht, wenn der Krieg eine Forderung der höchsten Moral geworden ist." Darum verlangt er die höchste Leistungsfähigkeit des Heeres und der Marine, die Befestigung Hawais und die rasche Vollendung des Panamakanals. Auch der Vorschlag, die Transportgesellschaften, die ihren Betrieb über mehrere Einzelstaaten erstrecken, der Oberaufsicht der Zentralregierung zu unterstellen, um ihren Tarif festzusetzen, und die Versicherungsgesellschaften von derselben überwachen zu lassen, da der Einzelstaat unfähig sei, die Aufsicht über eine Gesellschaft zu führen, die nach den Gesetzen eines einzigen Staates gegründet sei und doch den größern Teil ihrer Geschäfte in andern Staaten betreibe, bezweckt eine Verstärkung der Zentralgewalt nach der Richtung eines einheitlichen Imperiums hin. Der Präsident verteidigt die Union gegen das Mißtrauen der mittel- und südamerikanischen Republiken: die Vereinigten Staaten hegten bei ihrer Auffassung und Aufrechthaltung der Monroe-Doktrin keinerlei Annexionsgelüste, sie hätten die Wohlfahrt aller Staaten Amerikas im Auge und würden ihre Macht nur anwenden, um durch ihre Vermittlung einen Konflikt zwischen europäischen und amerikanischen Staaten zu verhüten. Aber das Mißtrauen des lateinisch-katholischen Amerikas von Mexiko an bis zum Kap Horn gegen die Yankees ist zu tief und fest auf Tatsachen wie auf politischen Notwendigkeiten begründet, um sich durch Worte beschwichtigen zu lassen. Mit dem Panamakanal werden die Vereinigten Staaten die tatsächliche Oberherrschaft über Mittelamerika gewinnen und durch den Besitz des Isthmus wie durch eine Art Mainlinie den Erdteil in zwei Hälften zerschneiden. Wie lange dann noch Mexiko seine Unabhängigkeit bewahren wird, ehe es in der Union aufgeht, ist einfach eine Frage der Zeit. Nur wenige Menschen sind sich in den Vereinigten Staaten der verhängnisvollen Bedeutung des Krieges gegen Spanien bewußt gewesen: er hat sie aus dem Kraftbewußtsein des Volkes und dem Sturm und Drang des nationalen Ehrgeizes auf die Bahn des Imperialismus und der Eroberung fortgerissen. Jetzt gibt es kein Einhalten auf diesem Wege mehr. Die Yankees sind die Römer der Neuzeit geworden, sie wollen, wie jene die alte Welt, so die neue ihrem Frieden und ihrer Kultur unterwerfen. Wie die Römer im Mittelmeer, sehen sie im Stillen Ozean das Meer ihres Imperiums und berauschen sich in phantastischen Bildern an der Größe ihrer Zukunft, ohne darauf zu achten, daß sie sich damit immer weiter von dem republikanischen Idealstaat Franklins und Washingtons entfernen.

Literarische Rundschau.

Ein deutscher Verleger.

Das Leben Georg Joachim Göschens. Von seinem Enkel Viscount Goschen. Deutsche, vom Verfasser bearbeitete Ausgabe. Übersetzt von Th. A. Fischer. Zwei Bände. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1905.

Die vorliegende Übersetzung eines Werkes, das, ursprünglich englisch geschrieben, vor mehreren Jahren in London erschienen und bereits damals an dieser Stelle kurz erwähnt worden ist, gibt uns erwünschten Anlaß zu näherem Eingehen. Denn das Leben eines Mannes, dessen Geschichte damit beginnt, daß er, ein Waisenknabe, hilflos in den Straßen Bremens gefunden ward, und der dann durch eigene Kraft sich zu einer der einflußreichsten Stellungen im deutschen Buchhandel emporgearbeitet hat, ist wohl wert, erzählt zu werden. Aber auch derjenige, der es erzählt hat, verdient in nicht geringem Maße unsre Würdigung.

Viscount Goschen ist der Enkel des deutschen Buchhändlers, dessen Biograph er geworden, und es hat auf den ersten Blick etwas Gewinnendes, zu sehen, mit welcher Pietät er, der gleichfalls vom einfachen Geschäftsmann zu den höchsten Staatsämtern und dem Range der Peerage gestiegen, sich am Abend seines Lebens in die Geschichte seines Großvaters vertieft. Von dem innigen Wunsche beseelt, ihm ein Denkmal der Dankbarkeit zu errichten, sei er — so lauten die Schlußzeilen dieses Werkes — für den Augenblick zum Schriftsteller geworden und biete diese Bände nun in aller Bescheidenheit dem Publikum „als die Chronik eines Lebens dar, das für diejenigen Leser von einigem Interesse sein mag, die sich gerne auf eine Weile in die großen, ereignisreichen Tage versetzen lassen, als Weimar sich in seinem höchsten Glanze sonnte und Leipzig die schönsten Erzeugnisse des deutschen Geistes über die ganze Welt hin verbreitete".

Viscount Goschens Vater, Georg Joachim Göschens dritter Sohn, Wilhelm Heinrich, kam früh nach London und begründete dort mit einem Kompagnon das Bankhaus Frühling & Goschen, das heute noch besteht und zu den ersten Firmen der britischen Metropole zählt. Die Umwandlung von Göschen in Goschen erfolgte, weil in der englischen Sprache der Diphthong „oe" nicht gebräuchlich ist, oder — wie der Verfasser sich ausdrückt — „Anlaß zu vielem Kopfzerbrechen und sehr großer Verschiedenheit der Aussprache gegeben hat". Er selbst, geboren 1831, begann seine Laufbahn im väterlichen Geschäfte, kam dann aber, als liberaler Kandidat in das Parlament gewählt (1864), in die Staatskarriere, zuerst (1865) im Ministerium Russell, war (1871—74) Marineminister unter Gladstone, 1880–81 Botschafter in Konstantinopel, 1885 Haupt der Unionisten, 1887—92 Schatzkanzler, 1896 Erster Lord der Admiralität, und nimmt gegenwärtig noch, als einflußreiches Mitglied des

Oberhauses, namentlich an allen finanziellen Erörterungen entscheidenden Anteil. Erst eben ist ein neuer Band seiner „Essays and Addresses on economic questions“ erschienen.

Obwohl die Interessen des Politikers weitab lagen von dem der Literatur, hat Viscount Goschen doch niemals den Zusammenhang mit ihr verloren und liebevoll zumal die Traditionen seines deutschen Ursprunges stets gepflegt. Zur vorjährigen Zentenarfeier Schillers hielt er als früherer Lordrektor der Universität in Edinburgh vor einer glänzenden Versammlung die Gedächtnisrede, in der er sagte, daß es ihm scheine, als ob er unter der Führung von seines Großvaters Geist in enger Gemeinschaft mit dem Dichter gelebt habe, der, wenn Goethe mehr für die Literatur getan, doch im nationalen Sinne von mächtigerem Einfluß gewesen sei. Tatsächlich fesseln uns denn auch im vorliegenden Werke vor allem die detaillierten Angaben über die nahen Beziehungen, die den durch unermüdliche Tatkraft und die vortrefflichen Eigenschaften seines Charakters unter den schwierigsten Umständen zu einem der vornehmsten Repräsentanten seines Standes gewordenen Verleger mit den unsterblichen Größen unsrer Literatur verbanden. Mit ihnen wird auch sein Andenken weiterleben.

Es darf wohl gesagt werden, daß es Göschen gewesen ist, der, damals selbst noch in bedrängter Lage, für den um seine Existenz ringenden Schiller bis zum Eintreffen der hochherzigen Gabe aus Kopenhagen das meiste getan hat; und ebenso, daß es einer seiner bittersten Schmerzen war, als der, mit dem er in den Tagen der Not seine Wohnung geteilt, von ihm zu Cotta überging. Doch ist es wohltuend, zu erfahren, daß gerade Göschen es war, der es nicht zum Bruch kommen ließ, und daß, nachdem er den Schmerz überwunden und die geschäftlichen Beziehungen so gut wie aufgehört hatten, die freundschaftlichen fortdauerten oder wieder auflebten. Nicht einmal der Hieb, den Schiller ihm im Xenienkampf versetzte — das viel schärfere Epigramm Goethes ward erst viel später in der Handschrift aufgefunden — beeinträchtigte die Bewunderung, die Göschen für des Dichters Genius, noch das Gefühl, das er für seine Persönlichkeit hegte. Gelegentlich der Reise nach Leipzig, wo Schiller (im September 1801) unter dem Jubel des Publikums der Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ beiwohnte, statteten er und seine Gemahlin dem alten Freunde auf seiner ländlichen Besitzung in Hohenstädt einen mehrtägigen Besuch ab, den dieser (im Oktober 1804) erwiderte, glücklich in dem Gedanken, daß er mit dem Dichter unter dessen eigenem Dach weilen solle. Noch einmal hatte Göschen ihm die helfende Hand gereicht beim Ankauf dieses Hauses, das — wie er schrieb — „wenn ich mich in dem Zutrauen zu der Nachwelt nicht irre, noch nach Jahrhunderten, wenn auch sein Dach und seine Mauern ein Opfer der Zeit werden, merkwürdig bleiben wird“. Einer der letzten Briefe, die Schiller kurz vor seinem Tode geschrieben (24. April 1805), ist an Göschen gerichtet; er schließt mit den Worten: „Leben Sie wohl, mein lieber Freund,“ und bezeugt in der Tat den letzten Freundschaftsdienst, den er ihm erwiesen, indem er seinem Verlage Goethes Übersetzung der Diderotschen Schrift „Rameaus Neffe“ zuführte.

Die Verbindung Göschens mit Goethe datiert von weit früher. Es klingt seltsam, wenn man heute sagt, er „unternahm“ es, „Goethes Schriften“ in acht Bänden (1787—1790) zu verlegen; dennoch war es ein „Unternehmen“, und zwar eines, das sich nicht bezahlte, darum aber dem damals noch recht jungen und finanziell nicht sonderlich ausgerüsteten Göschen um so größere Ehre macht. „Freylich subscribirt das deutsche Publicum,“ schrieb er an Wieland, „nicht so gerne auf Göthens Schriften als auf Geißler's des jüngeren seine unsterblichen Werke;“ wozu Göschens Enkel bemerkt: „Er (Geißler) verdankte seine zeitweise Berühmtheit, wie es scheint, seinen pikanten Geschichten über Frauen.“ Statt 1000 Subskribenten, auf die Göschen gerechnet, hatten sich nur 550 eingestellt; und noch 1815 schrieb er an Böttger, daß „ein sehr großer Vorrath“ der Schriften unverkauft sei. Mittlerweile freilich hatte Goethe sich von ihm abgewandt und seine „Neuen Schriften“ (seit 1792) bei Unger in Berlin erscheinen lassen. Hier allerdings trifft die Schuld

Göschen, der den ihm noch vor Ausgabe des letzten Bandes der Schriften angebotenen Verlag der „Metamorphose der Pflanzen“ ablehnte, was ihm Goethe natürlich nicht vergaß. Als Göschen dennoch seine weiteren Dienste zur Verfügung stellte, antwortete Goethe (1791): „Da, wie Sie selbst sagen, meine Sachen nicht so current sind als andere, an denen ein größeres Publicum Geschmack findet, so muß ich denn folglich nach den Umständen zu Werke gehen, und sehe leider voraus, daß sich der Verlag meiner künftigen Schriften gänzlich zerstreuen wird.“ Das sollte jedoch nicht der Fall sein: gleich seinem Freunde Schiller war auch Goethe schließlich zu Cotta übergegangen, in dessen Verlag seit 1806 seine Werke fortan in immer neuen Ausgaben erschienen sind. Man kann ein gewisses Mitleid nicht unterdrücken, daß diese beiden Größten, einer nach dem andern, dem wackeren Göschen an den Rivalen verloren gingen. Etwas Versöhnendes aber hat es doch, daß ihm Goethe, wie gesagt, seine Übertragung von „Rameaus Neffen“ gab (1805), und viel später (1821) an Knebel schrieb, als dieser ihm seinen bei Göschen erschienenen „Lucrez“ übersandte: „Herrn Göschen will ich den schönsten Dank sagen, daß er sich hierin, wie in so manchem Andern, bereitwillig erwiesen, unsere Muse zu begünstigen.“

Diese Anerkennung ist gewiß nicht unverdient, zumal wenn man bedenkt, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil von Göschens verlegerischer Tätigkeit in die Kriegsstürme der Napoleonischen Zeit fällt, unter denen vornehmlich Sachsen und der deutsche Buchhandel schwer zu leiden hatten. Aber wenn es auch so weit kam, daß Göschen seine Druckerei von Leipzig nach Grimma verlegen mußte und nicht selten das Geschäft gänzlich zu stocken schien, so ließ er doch niemals den Mut sinken, und gerade diese Jahrzehnte sind es, in denen seine vielbewunderten Gesamtausgaben von Wielands und Klopstocks Werken erschienen, auch typographisch von hoher Vollendung. Seine Drucke waren so schön, daß er der „deutsche Didot“ genannt und mit Elzevir verglichen wurde. Kein Wunder, daß es damals kaum einen Schriftsteller von einigem Rang und Namen gab, der sich nicht um die Ehre beworben hätte, unter seiner Firma zu erscheinen: neben solchen Autoren wie Thümmel und Iffland finden wir Theodor Körners „Knospen“ (1810), und neben einer ganzen Reihe belletristischer und volkstümlicher Schriften wissenschaftliche Werke wie die Ausgaben der „Ilias“ und „Odyssee“ von Wolff und des „Neuen Testaments“ von Griesbach. Schwer zu begreifen ist — und auch sein Biograph weiß keine geeignete Erklärung dafür zu geben — daß Göschen, der sich A. W. Schlegels und seiner „Freundin“ Caroline so liebreich und vorurteilsfrei angenommen, dessen Angebot der Shakespeare-Übersetzung ablehnte. Damit war ihm ein Werk entgangen, das für alle Zeiten seinen Ruhm bewahren wird. Auch Clemens Brentano ward abgewiesen und ebenso Platen, als dieser sich (1823) mit einer Gedichtsammlung an Göschen wandte und nicht einmal Honorar, sondern nur 53 Freiexemplare und „ein schönes Gewand für sein kleines Werk“ verlangte. Dafür war es ihm beschieden, drei Jahre danach in der „Verhängnisvollen Gabel“ einen der letzten und einträglichsten Autoren des Göschenschen Verlags, den „Advocat von Weißenfels“, an den literarischen Pranger zu stellen. In der Tat schließt mit Müllner und Houwald, den Dichtern der Schicksalstragödie, die lange, für die deutsche Literatur so wichtige Liste, die mit Schiller und Goethe begonnen hatte. Es ist aber, wie Viscount Goschen hier bemerkt, „von Interesse, zu wissen, nicht nur wer die wirklich großen Männer in vergangenen Tagen waren, sondern auch wer berühmt, wer volkstümlich und beliebt bei seinen Zeitgenossen war“.

Von den „wirklich großen Männern“, den Sechsen, die wir gewöhnt sind, unsre Klassiker zu nennen, fehlte nicht einer in seinen Katalogen: denn auch Herders Namen stand unter der Vorrede zu einem aus dem Schwedischen übersetzten theologischen Werke (1786), und ein Jahr später hatte Göschen das Verlagsrecht von Lessings „Hamburgischer Dramaturgie“ erworben, so daß der Zuruf, der ihm um diese Zeit aus Jena ward: „Sie sollten der Classicus Aller sein,“ sich buchstäblich erfüllt hat. Voll unermüdlichen Eifers für das Ansehen und die Angelegenheiten

seines Standes, hat er lebenslang einen heftigen Kampf gegen den Nachdruck geführt, dem freilich erst eine spätere Zeit und Gesetzgebung ein Ende machte. Doch die Gründung des Börsenvereins, zu dem er die Anregung gegeben, hat Göschen noch erlebt (1825); und sein Ausspruch, daß der Buchhändler ein Kaufmann sei, „der mit den edelsten Waren handelt", sollte auch heute noch von jedem seiner Berufsgenossen beherzigt werden.

Wir würden jedoch den um den deutschen Buchhandel so wohlverdienten Mann nur unvollständig kennen, ja den Geschäftsmann, der er war, nicht richtig beurteilen, wenn sein Enkel nicht auch seine menschlichen Seiten höchst anziehend geschildert hätte. Von starken, niemals unedlen Impulsen bewegt, hat er sich in allen Lagen seines Lebens als ehrenhafter Charakter bewährt, als musterhafter Familienvater in einer glücklichen Häuslichkeit, als guter Bürger in friedlicher und warmherziger Patriot in stürmischer Zeit. Zwei seiner Söhne zogen aus, als die Stunde der Befreiung geschlagen, der eine als Leutnant der Landwehr, der andre mit den Lützowschen Jägern, und er selber, als die Völkerflut sich über den Heimatboden ergoß, war aufopfernd darin, zu helfen, beizustehen, Leiden zu lindern. In seinem Heim, dem echten deutschen Bürgerhause, waltete neben altväterischer Einfachheit unbeschränkte Gastlichkeit. Eine gesellige Natur, verband er mit einem heiteren Sinne das innigste Gefühl für seine Freunde und „ein großes Wohlwollen für die Menschheit", wie er sich selbst einmal charakterisiert. Vielfach betätigt, trat es nirgends hübscher hervor als in seinem Verhältnis zu Seume, dem, da dieser aus Emden, mit Hinterlassung einer Ehrenschuld, desertiert war, Göschen nicht nur ermöglichte, die von einem dortigen braven Manne gezahlte Kaution zurückzuerstatten, sondern den er dann auch in seiner Offizin als Korrektor anstellte. Daß Seume schließlich fand, „die Arbeit sei nicht für ihn, oder er nicht für die Arbeit," trotzdem aber im Göschenschen Familienkreise, bis er zu seinem „Spaziergang nach Syrakus" aufbrach, ein gern gesehener Gast und Hauspoet blieb, sei nur nebenbei bemerkt.

In einem Brief an seine Braut sagte Göschen von sich, daß er „sehr ehrgeizig", daß diese Eigenschaft seiner Seele der Grund seiner „mehrsten Tugenden und mehrsten Fehler" sei: „sie führt mich zu einer gewissen Generosität, welche in meiner Lage oft Verschwendung wird." Beides, sein Freundschaftsgefühl und seine „Generosität", haben ihn denn auch nicht immer zum Vorteil seines Geschäfts beeinflußt; und sein Enkel, der gewiegte Finanzmann, kann ihm darum den Vorwurf nicht ersparen, daß er in der Berechnung dessen, „was sich bezahlt macht", nicht durchweg das Rechte getroffen habe.

Dieser Umstand mag dazu beigetragen haben, daß Göschen in seinen späteren Jahren, zumal da die Hoffnungen, die er auf seinen ältesten Sohn Carl Friedrich gesetzt hatte, sich nicht erfüllten, mehr und mehr hinter Cotta zurücktrat. Ja, zehn Jahre nach seinem Tode (1838) ging sogar seine Handlung „mit unbefleckten Namen, aber vermindertem Ansehen" durch Kauf in die Hände der Stuttgarter Konkurrenzfirma über und blieb dreißig Jahre lang (bis 1868) mit ihr vereinigt. Aber die Nachwelt hat Georg Joachim Göschens darum nicht vergessen, und wie die Stadt Leipzig einer ihrer Straßen seinen Namen gegeben, so haben in gerechter Anerkennung dessen, was er geleistet, die deutschen Buchhändler in dem neuerdings errichteten prachtvollen Gebäude ihres „Börsenvereins" zu Leipzig neben der Büste Johann Friedrich Cottas die seine gestellt. Seit der Trennung von dem Cottaschen Geschäft wieder selbständig geworden, floriert unter dem altehrwürdigen Namen gegenwärtig noch die Verlagshandlung, der wir unter anderm die zweite Auflage von Gottfried Kellers „Grünem Heinrich", die erste seiner „Züricher Novellen", und die erste Gesamtausgabe von Mörike verdanken. Sie hat auch dieses, ihrem Ahnherrn gewidmete Werk vorzüglich ausgestattet; Papier und Druck könnten nicht schöner, der Bilderschmuck nicht reicher und interessanter sein: Porträts, in Kupferdruck, Landschaften, farbige Vignetten, Faksimiles, Druckproben (aus Goethes „Schriften" und Wolffs „Homer"), Reproduktionen aus illustrierten Werken (einige

nach Chodowiecki) vervollständigen und beleben die Biographie des „deutschen Diderot", der, wenn er diese beiden Bände hätte sehen können, seine Freude daran gehabt haben würde. Woran er aber keine Freude gehabt hätte, das sind die vielen, vielen Druckfehler und — sagen wir es gerade heraus — Nachlässigkeiten sowohl des Übersetzers als des Korrektors, die das schöne Werk entstellen. Zacharias Becker z. B. läßt sich 1783 in Gotha nieder, nachdem er „anfänglich" 1812 (!) Hauslehrer in Dessau gewesen ist (I, 66). Ein Brief Körners an Göschen ist datiert: „Dresden, 18. September 1875" (I, 99); ein Brief Göschens an seine Frau: „Neuenhoff, 10. September 1872" (I, 334). Im Jahre 1793 (II, 66) gab es noch keinen Großherzog von Sachsen-Weimar. Der Musenalmanach von 1797 ist nicht „der erste" (II, 163). Nicht einmal das Register ist frei von irreführenden Angaben: so wird bei A. W. Schlegel (II, 394) dreimal auf den ersten Band verwiesen, wo es der zweite sein müßte. Das Zitat aus Seumes „Spaziergang" (II, 145) ist nicht korrekt. Heinrich August Ottokar Reichard wird bald so (II, 167), bald — und sogar mit Berufung auf Goedeke! — Reichardt geschrieben (I, 153 und Register), desgleichen Heimburg (I, 106) statt Himburg und Loeben (dreimal II, 95/96 und 173) statt Leoben. Durch das ebenfalls dreimal (I, 157, 230 und II, 135) vorkommende, ganz undeutsche „er hatte viel" oder „zu viel auf Händen" sehen wir nur allzu deutlich das englische „upon hands" durchschimmern, und „angesteckt an" (statt von) dem Benehmen (II, 59) oder ein „wagliches" (statt gewagtes) Unternehmen (II, 345) sind weder deutsch noch englisch. Und was erst soll man zu folgenden französischen Sprachproben sagen: „Das pièce de résistance" (I, 246) und „Roman d'une l'Impératrice" (I, 276)? Oder was würde Wieland zu einer neuen Ausgabe „seines Musarion" (II, 54) gesagt haben? Und da Reinhold der Schwiegersohn Wielands war, kann er nicht wohl (II, 91) „sein Schwager" genannt werden.

Wir sind weit entfernt, für alle diese „slips", deren Zahl mit den angeführten keineswegs erschöpft ist, den englischen Verfasser verantwortlich zu machen, den, wo er ja einmal entgleist, der deutsche Übersetzer leicht hätte verbessern können; aber sicher liegt eine eigene Ironie darin, daß Göschen, der so viel auf Korrektheit hielt, durch Inkorrektheiten leiden soll, die, wenn sie dem inneren Wert des Werkes kaum Abbruch tun, immerhin doch den aufmerksamen Leser vielfach stören und nicht selten irritieren.

J. R.

ρσ. **Theodor Fontanes Briefe an seine Familie.** Erster Band: mit einem Bildnis von Frau Emilie Fontane. Zweiter Band: mit einem Bildnis von Theodor Fontane und seiner Tochter. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Diese Briefe sind im höchsten Maße interessant in allem, was sich auf den Menschen Fontane und sein Verhältnis zu denen, die ihm im Leben am nächsten standen, bezieht. Als Gatte, Vater, Sorger und Ernährer tritt er uns in seinen zahlreichen Briefen vorteilhaft, und auch bisweilen unvorteilhaft, entgegen: immer rastlos tätig: den Blick, oft über das Nächste hinweg, stets auf ein höheres Familienziel gerichtet. Man sieht teilnahmsvoll zu, wie er sich aus unsicherer und unbefriedigender Zeitungsstellung vorwärts arbeitet, nicht spielend und vom Glücke leicht emporgetragen, sondern mühsam und von Not, Verdruß, Enttäuschung Schritt für Schritt gehemmt. Unter diesen Lebensverhältnissen bildeten sich ursprüngliche Eigenschaften seines Charakters zum Teil einseitig aus: Humor, Resignation und doch wieder Bewußtsein seines eigenen Wertes sind zuletzt die Waffen, mit denen er sich gegen die schlimmen Wirkungen dieses Lebens behauptet. In alle diese Verhältnisse lassen uns die Briefe mit großer Ausführlichkeit, in die Unstimmigkeiten zwischen Mann und Frau, die übrigens auf durchaus ehrenhafter Grundlage sich einstellten, mit fast zu großer Ausführlichkeit hineinschauen. Der Freundes- und Bekanntenkreis wird ungleich geringer herangezogen, und zumal, wo es sich um Lebende handelt, durch Nichtausschreibung der betreffenden Namen verschleiert: obgleich der einigermaßen in die literarischen oder politischen Verhältnisse eingeweihte Leser ohne große Mühe die Anfangsbuchstaben enträtseln, ist ja auch bisweilen derselbe Name bei vorteilhafter Erwähnung ausgeschrieben, bei übler Nachrede nur angedeutet. Man erfährt doch mit einer gewissen Überraschung, daß Fontane ein recht komplizierter Charakter war. Im allgemeinen Sinne aber bieten die Briefe für seine Auffassung der großen Zeitfragen und für die Entstehung seiner eigenen Werke geringeres Interesse. Die Kriege von 1864 und 1866 werden, glaub' ich, mit keinem Worte erwähnt, der Krieg von 1870 und Fontanes Gefangenschaft doch nur spärlich, so daß eigentlich seine Werke über die drei Kriege ganz für sich außerhalb des Rahmens dieser Familienbriefe stehen bleiben. Die „Wanderungen durch die Mark" kommen öfters zur Sprache, ein Roman wie „Vor dem Sturm" doch wieder nur obenhin: mehr erfahren wir von den Arbeiten der späteren Jahre, deren manche auch in der „Deutschen Rundschau" erschienen sind. So tief man auch den Blick vermöge dieser Briefe sozusagen in den Familiencharakter Fontanes senken kann, es bleibt zuletzt doch das befreiende Gefühl übrig, daß der wahre Fontane, wie er im Geistesleben seines Volkes sich aus eigener Kraft seine Stellung schuf, allein in den ehrenvoll bestehenden und gewiß auf die Nachwelt fortwirkenden Erzeugnissen seiner Phantasiearbeit zu suchen und zu finden ist.

ρσ. **Wolkenschatten und Höhenglanz.** Gedichte aus dem Nachlaß von Gottfried Schwab. Augsburg, Lampart & Co. 1904.

Dies reichgeschmückte Buch stellt sich als die zweite Auflage der früher erschienenen Gedichtsammlung „Wolkenschatten und Höhenglanz" dar, die, um nachgelassene Dichtungen beträchtlich vermehrt, von des lieben Sängers Witwe herausgegeben ist, nachdem der Tod seine liederfrohen Lippen zu früh geschlossen hat. In Darmstadt 1851 geboren, ist er 1903 bereits gestorben. Er war Kaufmann ohne Neigung und gab seine Tätigkeit auf: er liebte die Natur, die Kunst, die Welt; doch über alles ging ihm sein Vaterland. Seine Gedichte durchströmt im besten Sinne volkstümliche Kraft und Eigenart. Sprache, patriotische und religiöse Stimmung, mutvolles Vorwärtsschieben und ernstes Warnen: all das drängt sich in ihm wie unbeabsichtigt zu einheitlicher Wirkung zusammen. Solche Gedichte wie „Das Lied vom alten Kaiser", „Das Lied vom treuen Kanzler" und „Des Königs Feldherr (Moltke)" suchen, aber finden nicht ihresgleichen. Das Seelied „Michel, horch, der Seewind pfeift" ist das Mutigste, Frischeste und Schönste, was „unsrer Zukunft auf dem Wasser" und unsrer jungen Flotte dargebracht worden ist. Gottfried Schwabs Gedichte sind auch köstlich gesunde Nahrung für das Gemüt unsrer Jugend, in deren unverlierbaren Besitz sie übergehen müssen. Niemals kann der seinem großen deutschen Vaterlande so getreue hessische Sänger vergessen werden.

ωγ. **Friedrich Preller der Jüngere.** Tagebücher des Künstlers. Herausgegeben und biographisch vervollständigt von Max Jordan. München-Kaufbeuren, Vereinigte Kunstanstalten 1904.

Das Schwergewicht dieses liebenswürdigen Buches liegt in dem ersten Teil, in der von dem Künstler selbst nach seinen Tagebüchern ausgearbeiteten Schilderung der Jugendzeit im Vaterhause zu Weimar und der Lehr- und Wanderjahre. Ein heiteres und aufrichtiges Gemüt, das außer für bildende Kunst und Natur besonders auch für Musik sehr empfänglich ist, offenbart sich in diesen anspruchslosen und gerade darum ansprechenden Aufzeichnungen, in denen auch über befreundete Künstler (Genelli, Dreber u. a.) mancherlei Neues mitgeteilt wird. Der Herausgeber, von dem übrigens auch schon in den ersten Teil einige ergänzende Abschnitte eingefügt worden sind, hat es im allgemeinen vortrefflich verstanden, die Schilderung des späteren Lebens Prellers daran anzupassen, wenn auch seine eigene Person zuweilen mehr als nötig in den Vordergrund tritt. Unter Verwendung von Briefen und mündlichen Äußerungen des Künstlers und Mitteilungen seiner Gattin wird uns nicht nur das Werden und Wachsen seiner Werke, sondern auch sein Dresdener Heim, der Freundes- und Wirkungskreis anmutend vorgeführt. In dem Urteil über den Maler Preller vermögen wir Jordan nicht ganz zu folgen; hier hat der Freund dem Kritiker die Feder aus der Hand genommen. Jedenfalls aber bringt uns das Buch nicht nur einen

liebenswürdigen Menschen nahe, sondern es bildet auch einen wertvollen Beitrag zur Künstlergeschichte der ganzen Zeit.

γλ. **Visiones de España. Quentos de la Pampa.** Por Manuel Ugarte. Valencia, Sempere. 1905.

Der Verfasser hübscher kleiner Erzählungen aus der Pampas, Manuel Ugarte, einer der jüngeren Schriftsteller Spaniens, ist Argentinier von Geburt. Bei der außerordentlichen Schwierigkeit, sich über den gegenwärtigen Stand der modernen hispano-amerikanischen Literatur zu informieren, lockt der Titel seines neuesten Buches: „Visionen aus Spanien". Aber wie sein vorletztes, „Der Roman der Gegenwart", enthält es nur spärliche Beiträge zur Kenntnis einer selten reichen, zum Teil höchst bemerkenswerten, oft geradezu meisterhaften literarischen Produktion, der gute Kritiker gänzlich fehlen. Ugarte betrachtet und urteilt unter dem Einfluß ausländischer, vor allem französischer Kunstrichtungen und Systeme. Den Erfolg des größten lebenden Dichters und Historikers Spaniens, Pérez Galdós, schreibt er dem Umstand zu, daß er bei Franzosen in die Schule ging. Nichts ist aber falscher als die Voraussetzung, daß in Madrid oder Santander, der Heimat Perredas z. B., kein selbständiger Genius die Flügel entfalte. Die nationale Eigenart verleiht ihm seinen Wert; gelungene Kopien fremder Vorbilder sind es nicht, die wir bei ihm suchen. Sein Reiz beruht auf seiner Originalität, und nicht etwa auf jener seiner Produktionen, die wie künstliche Puppen, mit den Ideen von Nietzsche, Tolstoj, Ibsen, Zola, Dumas, Hugo oder ungezählten andern ausgestopft sind. Solche Sägespäne in Spanien zu sammeln, liegt für uns kein Grund vor. Wir suchen echte Äußerungen des nationalen Lebens im Spiegel einer nationalen Kunst. Sie ist vorhanden, nur die rechten Pfadfinder fehlen. Wer immer sich als solcher erweist, wird uns zu Dank verpflichten.

βλ. **Les Français de mon temps.** Par Vicomte George d'Avenel. Paris, Plon. 1904.

Der durch historische Arbeiten über Richelieu, Mazarin und den „Mechanismus der modernen Gesellschaft" usw. bekannte Verfasser beurteilt hier nicht ohne Scharfsinn die ökonomische, politische und intellektuelle Lage Frankreichs, während seine Betrachtungen über die religiösen Zustände oberflächlich sind und wenig Neues oder Brauchbares geben. D'Avenel geht von der Überzeugung aus, daß die Revolution, allein und für sich betrachtet, die Lebensbedingungen der verschiedenen Stände nur sehr wenig beeinflußte. Nicht politische, sondern materielle, ökonomische Ursachen haben das gegenwärtige Frankreich gemacht. Es besitzt wenig Kohle und kein Eisen: es ist vorwiegend ein Agrikulturstaat, und eben darin liegt die Ursache des Wohlstandes seiner Bewohner. Sie kolonisieren weder noch wandern sie aus, denn die Heimat genügt, um ihnen den Lebensunterhalt und ein bequemes Dasein zu gewähren. Der Franzose ist zufrieden in seinem Land. Alle künstlichen Versuche, eine Vermehrung der Bevölkerung herbeizuführen, sind vergeblich und würden überdies nur Massenelend erzeugen, wenn sie gelängen. Die Religion ist nicht im Rückgang. Erst war der Staat absolutistisch und die Kirche republikanisch. Jetzt ist das Verhältnis umgekehrt, aber die allgemeine Moralität hat nicht verloren, sondern gewonnen. Auf dem industriellen Gebiet ist Plutokratie unmöglich (!). Auf dem politischen Gebiet ist der Einfluß des Geldes kein Unglück: „Wenn man einen Einfaltspinsel oder einen Übeltäter nicht überzeugen kann, so kauft man ihn." Desto besser! Die Arbeitersyndikate und das Genossenschaftswesen triumphieren über das Kapital. Ein friedlicher, freiwilliger Kollektivismus wird die moderne Gesellschaft langsam verwandeln. Der Vicomte d'Avenel ist ein Utopist, der auf Weltmacht verzichtet und den Diplomaten der Demokratien Bescheidenheit empfiehlt. Es ist besser für ein Volk, glücklich als groß zu sein.

γλ. **Le réveil de la nation Arabe dans l'Asie turque.** Par Negib Azoury. Paris, Plon. 1905.

Diese Schrift eines früheren Adjunkten des Statthalters zu Jerusalem, der aus patriotischer Empörung über die türkische Mißwirtschaft seine Stelle aufgegeben hat, kommt außerordentlich geschickt zu einer Zeit, da der Aufstand in Yemen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Nicht bloß in Mazedonien, noch mehr in Arabien vollzieht sich nach Azoury das Erwachen einer Nation, die einst eine große Kulturträgerin war und nunmehr seit fünfhundert Jahren unter dem Joch einer Barbarenhorde seufzt, die trotz mancher vortrefflichen kriegerischen und moralischen Eigenschaften, die uns Achtung abnötigen, doch nirgends kulturbildende Fähigkeiten bewiesen hat, vielmehr überall ein Element des Rückschritts ist. Azoury legt die Politik der verschiedenen Mächte im Orient dar (wobei er uns Deutschen wohl zuviel Absichten auf Kleinasien zutraut) und kommt zum Ergebnis, daß die Losreißung Arabiens vom türkischen Joche und die Errichtung eines arabischen Kalifats in Damaskus politisch wie kulturell ein allseits zu begrüßendes Ereignis wäre. Ohne uns mit seinen Ausführungen eins zu erklären, müssen wir doch das Studium seiner Schrift für alle Politiker als sehr wichtig erachten. Die zionistischen Bestrebungen, die Palästina vom Hermon bis zum Kanal von Suez (ein Land so groß wie Schlesien und ein Drittel von Posen) zum jüdischen Nationalstaat umgestalten wollen, finden in Azoury, der dadurch die arabischen Ansprüche durchkreuzt sieht, nebenbei bemerkt, einen entschiedenen Gegner.

γ. **Fürst Herbert v. Bismarcks politische Reden.** Gesamtausgabe von Johannes Penzler. Mit dem Bildnis des Fürsten. Berlin, W. Spemann. 1905.

Am 18. September 1904 starb auch der älteste Sohn des großen Kanzlers, wie der jüngere schon 1899, infolge einer tückischen Krankheit allzu früh in einem Alter von noch nicht 55 Jahren. Wer ihn persönlich kannte,

wie der Schreiber dieser Zeilen, der wußte, daß mit Fürst Herbert ein nicht unwürdiger Sproß des Bismarckschen Hauses dahingeschieden war, wenn auch, am Maßstab des großen Vaters gemessen, er, wie jeder Lebende, weit zurückstehen mußte. Aber gar manches vom Vater war doch auf den Sohn übergegangen, das weiche, gegen Freunde eröffnete und hingebende, gegen Feinde aber reizbare und gelegentlich auch unnachsichtige Gemüt, die Solidität in der Arbeit, das warme nationale Empfinden, die Fähigkeit raschen und glücklichen Ausdrucks. Von all dem legen die hier gesammelten Reden Zeugnis ab, und man begreift es wohl, was der Reichstagsabgeordnete v. Kardorff in einem Vorwort sagt: „Trotz der scharfen Gegnerschaft, die der Fürst von der linken Seite des Reichstages erfuhr, hatte er doch sehr bald das Ohr des Reichstages in solchem Grade gewonnen, daß zuletzt kaum irgendein andrer Redner mit größerer Ruhe und Aufmerksamkeit gehört wurde.“ Man kann nicht sagen, daß die Reden das, was man rhetorischen Charakter nennt, an sich trügen: wie der Vater, so folgte der Sohn dem Grundsatz des alten Cato: rem tene, verba sequentur. Meist werden kurz und knapp die Gesichtspunkte hingestellt, die Herbert nicht verkannt oder übersehen wissen wollte; in der Ausführung der Grundgedanken begegnen die treffenden Wendungen, an denen der Vater so überreich war, öfters auch beim Sohne, wie wenn er (S. 270) das Verhältnis Deutschlands „einer katholischen Ehe“ gleichstellt, „die bekanntlich untrennbar ist“. Die 65 Reden zerfallen in Wahlreden, Reden im Reichstag und Herrenhaus; der Inhalt besteht aus Erörterungen über innere und auswärtige Politik, Handels- und Zollfragen, dänische und polnische Frage, Samoa, Sklavenjagden, Elb-Travekanal, Zuckersteuer usw. Der Zeit nach umspannen die Reden die Jahre 1878—1904. Als roter Faden zieht sich durch alle das schöne Bestreben, worin Pietät und Vaterlandsliebe sich vereinen: das Gedächtnis des Vaters und seine große politische Tradition hochzuhalten und gegen alle Angriffe und Entstellungen zu verteidigen.

γ. **Wilhelm Freiherr v. Hammerstein.** Auf Grund hinterlassener Briefe und Aufzeichnungen von Hans Leuß. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Daß das vorliegende Buch eine erquickende Lektüre wäre, wird niemand behaupten, und es war auch seitens des Herausgebers kaum darauf abgesehen. Der Freiherr v. Hammerstein, der 1881—1895 die „Kreuzzeitung“ leitete und im Reichs- und Landtag saß, war gewiß ein hochbegabter und einflußreicher Politiker: aber sein Ziel, eine klerikal-konservative Allianz zu gründen und den preußischen Staat im Sinne der äußersten Rechten und des Klerikalismus zu leiten, stand im Widerspruch mit allen modernen Tendenzen, und rief nicht bloß die Gegnerschaft der Linken hervor, sondern auch die des großen Staatsmannes, der das neue Reich gegründet hatte, und konnte selbst von den Trägern der Krone nicht gebilligt werden. Hammerstein geriet schließlich, weil er seine Finanzen nicht in Ordnung hielt und ihnen auf Kosten der „Kreuzzeitung“ aushelfen wollte, mit dem Strafrichter in Konflikt und mußte ins Zuchthaus wandern — von seinem ehebrecherischen Verhältnis zu Flora Gaß ganz zu geschweigen, das mit seinem emphatischen Eintreten für Gottesfurcht und Sitte in schmählichem Widerspruch stand. Hans Leuß wurde von der Familie Hammerstein ausersehen, dessen Nachlaß zu veröffentlichen. Die politischen Gegensätze, in die wir hier hineinsehen, sind längst bekannt, auch daß zwischen dem regierungsfreundlichen Flügel der Konservativen unter v. Helldorf und dem selbständigen unter v. Rauchhaupt und v. Hammerstein ein unterirdischer Krieg geführt ward, ist nicht neu; aber hier erhalten wir allerdings aktenmäßige Belege für diese Dinge, die, so unerfreulich sie sind, doch für den Historiker ihre Bedeutung besitzen. Am Schluß wird eine eigenhändige Aufzeichnung von Hammersteins über seine Auslieferung durch die griechische Regierung und seinen Prozeß mitgeteilt, die an diesen Vorgängen eine scharfe und, wie uns scheint, nicht ungerechtfertigte Kritik übt.

ζ. **Die englische Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung.** Von M. v. Brandt, Wirkl. Geh. Rat, Kaiserl. Gesandter a. D. (England in deutscher Beleuchtung. Herausgegeben von Dr. Thomas Lenschau.) Gebrüder Schwetschke, Halle a. S. 1906.

Wer die Entwicklung der Beziehungen der Kulturvölker zueinander beobachtet, dem drängt sich immer aufs neue die Beobachtung auf, wie wenig doch trotz aller Erleichterung und Beschleunigung der Verbindungen die verschiedenen Nationen voneinander wissen. Ganz besonders macht sich das im Verhältnis zwischen Deutschland und England fühlbar. Bei uns, wo Shakespeare, Walter Scott und Dickens jedem Volksschüler bekannt, wo die Namen der großen Denker und Staatsmänner Englands selbst dem gewöhnlichen Manne geläufig sind, weiß man so wenig vom heutigen Leben und Treiben des britischen Reiches wie umgekehrt. Das Sammelwerk, dessen erstes Heft hier vorliegt, soll dem Zwecke dienen, diese Sachlage zu ändern. Wie gegenwärtig einige Männer in England am Werke sind, die Irrtümer und Vorurteile ihrer Landsleute bezüglich Deutschlands zu zerstören, so haben sich die Herausgeber, Verleger und Verfasser dieses Sammelwerkes zur Aufgabe gestellt, dem deutschen Publikum ein Bild des wahren heutigen England zu geben. — Ob sich dieses Ziel durch einige, räumlich überaus knapp bemessene Hefte erreichen läßt, darüber kann man verschiedener Meinung sein. Was aber möglich war, hat der bewährte Kenner überseeischer Verhältnisse, der es übernommen hat, die leitenden Gedanken der englischen Kolonialpolitik darzulegen, geleistet. Wer ohne weitere Kenntnis der Verhältnisse seine Schrift liest, wird natürlich sich dann nicht als ein gewiegter Kenner fühlen dürfen, aber er hat jedenfalls einen Begriff der wahren Sachlage erhalten und ist durch die gebotenen Notizen instand gesetzt, sich näher mit dem Gegenstande vertraut zu machen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Annales de la société. — Jean-Jacques Rousseau. Tome I. (1905.) Genf, A. Jullien. 1905.

Averina. — Ria Larsky. Ein russisches Frauenleben. Von J. v. Averina. Berlin, Hüpeden & Merzyn. 1906.

Baedeker. — Le Sud-Est de la France du Jura a la Méditerranée y compris la Corse. Manuel du vogageur par Karl Baedeker. Avec 22 cartes, 25 plans de villes et un panorama. Huitième édition. Leipzig, Karl Baedeker. 1905.

Baumgarten. — Wie Port Arthur fiel! Tagebuch der barmherzigen Schwester des russischen roten Kreuzes. Von Olga von Baumgarten. Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Lili v. Baumgarten. Straßburg und Leipzig, Josef Singer. 1906.

Becker. — Kanalkinder. Roman von Marie Luise Becker. Berlin, Hermann Krüger. O. J.

Belmonte. — Die Frauen im Leben Mozarts. Von Carola Belmonte. Augsburg, Gebrüder Reichel. 1905.

Benoist. — L'organisation du travail. Tome I. Par Charles Benoist. Paris, Plon. 1905.

Berlin und die Berliner Leute. — Dinge, Sitten, Winke. Karlsruhe i. B., J. Bielefelds Verlag. 1905.

Berner. — Kaiser Wilhelms des Großen Briefe, Reden und Schriften. Ausgewählt und erläutert von Ernst Berner. Zwei Bände. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Bethge. — Deutsche Lyrik seit Liliencron. Herausgegeben von Hans Bethge. Mit 8 Bildnissen. Leipzig, Max Hesses Verlag. O. J.

Bettelheim. — Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Georg Reimer. 1905.

Bierbaum. — Goethe-Kalender auf das Jahr 1906. Zu Weihnachten 1905 herausgegeben von Otto Julius Bierbaum Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 1905.

Billot. — La France et l'Italie. Histoire des années troubles (1881—1899). Par A. Billot. Tome I/II. Paris, Plon. 1905.

Bölsche. — Naturgeheimnis. Von Wilhelm Bölsche. Jena, Eugen Diederichs. 1905.

Braun. — Types of Weltschmerz in German Poetry. By Wilhelm Alfred Braun. New York, The Macmillan Comp. 1905.

Brenet. — Les Maîtres de la musique: Palestrina. Par Michel Brenet. Paris, Felix Alcan. 1905.

Brinkmann. — Rosen und Reben. Gedichte von Georg Brinkmann. Wellingholzhausen, G. Brinkmann. 1905.

Bruck. — Die Zeitgenossen. Die Geister. Die Menschen. Von Moeller van den Bruck. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag. 1906.

Burckhardt. — Weltgeschichtliche Betrachtungen. Von Jakob Burckhardt. Herausgegeben von Jakob Oeri. Stuttgart, W. Spemann. 1905.

Capon. — Fille d'opéra, vendeuse d'amour. Histoire de Mlle. Deschamps (1730—1764). Par G. Capon & R. Yve-Plessis. Paris, Plessis. 1906.

Cardonnel et Vellay. — La littérature contemporaine (1905). Par Georges Le Cardonnel et Charles Vellay. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Carducci. — Rede auf Petrarca von Giosuè Carducci. Bearbeitet von Franz Sandvoss (Xanthippus). Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1905.

Champault. — Phéniciens et Grecs en Italie d'après l'Odyssée. Par Philippe Champault. Paris, Ernest Leroux. 1906.

Chéradame. — La colonisation et les colonies allemands. Von André Chéradame. Paris, Plon. 1905.

Chuquet. — Un prince Jacobin. Charles de Hesse ou le général Murat. Par Arthur Chuquet. Paris, Albert Fontemoing. 1906.

Dalmer. — Eine Liebesheirat. Geschichte einer Offiziersehe. Von H. Dalmer. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung (Verlagskonto). 1905.

Die Entwicklung der deutschen Seeinteressen im letzten Jahrzehnt. — Zusammengestellt im Reichs-Marineamt. Berlin, Reichsdruckerei. 1905.

Die Erde. — Neue Dichtungen. Von Waldemar Bonsels, Hans Brandenburg, Bernd Ziemann, Will Vesper. München, E. W. Bonsels. 1905—06.

Diers. — Michael Laurentius. Eine Lebensgeschichte. Von Marie Diers. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Domanig. — Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung von Karl Domanig. Vierte Auflage. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1905.

Domanig. — Kleine Erzählungen. Von Karl Domanig. Zweite Auflage. Kempten und München, Josef Kösel'sche Buchhandlung. 1905.

Eckart. — Der Froschkönig. Romantische Komödie in drei Aufzügen. Von Dietrich Eckart. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1904.

Edel. — Marienbad. Skizzen von Edmund Edel. 1. bis 5. Tausend. Verlag „Harmonie". Berlin W. 35.

El-Correï. — Am stillen Ufer. Roman vom Gardasee. Von El-Correï. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Engelhardt. — Skizzen aus Spanien und Paris. Von Roderich von Engelhardt. Berlin, Bruno Cassirer. 1905.

Erasmann. — Salome an den deutschen Hofbühnen. Ein Kulturbild. Von H. Ernstmann. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Eucken. — Beiträge zur Einführung in die Geschichte der Philosophie. Von Rudolf Eucken. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1906.

France. — Der Garten des Epikur. Von Anatole France. Autorisierte Übersetzung von Olga Sigall. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1906.

Freimann. — Über den physiologischen Stumpfsinn des Menschen. Von Max Freimann. Berlin und Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Freisberg. — In stillen Stunden. Dichtungen von Heinrich Freisberg. Mit Bild. Zweite, vermehrte Auflage. Dresden, E. Pierson. 1905.

Frenssen. — Hilligenlei. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1905.

Ganghofer. — Der Mann im Salz. Von Ludwig Ganghofer. Zwei Bände. Illustriert von Kurt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. O. J.

Geiger. — Roman Werners Jugend und andere Erzählungen. Von Albert Geiger. Berlin, Axel Junckers Buchhandlung. 1905.

Goethes Sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe in 40 Bänden. Fünfter und siebenter Band. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. O. J.

Gottschall. — Späte Lieder. Von Rudolf v. Gottschall. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1905.

Grand-Carteret. — „Lui" devant l'objectif caricatural. Paris, Librairie Nilsson. s. a.

Gregori. — Lyrische Andachten. Natur- und Liebesstimmungen deutscher Dichter. Gesammelt von Ferdinand Gregori. Buchschmuck von Fidus. Leipzig, Max Hesses Verlag. O. J.

Grimm. — Deutsche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Vierte Auflage, besorgt von Reinhold Steig. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchh. (R. Stricker).

Grupp. — Kultur der alten Kelten und Germanen. Mit einem Rückblick auf die Urgeschichte. Von Georg Grupp. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. 1905.

Gura. — Erinnerungen aus meinem Leben. Von Eugen Gura. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1905.

Halbe. — Die Insel der Seligen. Eine Komödie. Von Max Halbe. München, Albert Langen. 1906.

Halbert. — Hinauf. Künstlerroman aus der jüngsten Vergangenheit. Von A. Halbert. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1906.

Hallström. — Der tote Fall. Ein Roman von Per Hallström. Autorisierte Übertragung von Francis Maro. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Handel-Mazzetti. — Jesse und Maria. Ein Roman aus dem Donaulande. Von E. v. Handel-Mazzetti. Zwei Bände. Kempten und München, Josef Kösel'sche Buchhandlung. 1906.

Hauschner. — Die sieben Naturen des Dichters Clemens Breißmann. Von Auguste Hauschner. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1905.

Hauser. — Angelika und Malwine. Erzählung von Otto Hauser. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1906.

Heiden. — Gesänge von Hans Heiden. Dresden, E. Pierson. 1905.

Heine. — Mütter. Roman von Anselm Heine. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Heinemann. — Goethe-Brevier. Auszüge aus Goethes Briefen und Gesprächen nebst einem Zitatenschatz aus Goethes Werken. Herausgegeben von Karl Heinemann. Gießen, Emil Roth. O. J.

Heisterbergk. — Samenkörner. Eine Gabe für jung und alt. Von C. Heisterbergk. Dresden, Alexander Köhler. 1906.

Hjortö. — Staub und Sterne. Von Knud Hjortö. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Hermes. — Geschichten aus dem Spessart. Von Marie Hermes v. Baer. Dresden, E. Pierson. 1905.

Heyck. — Deutsche Geschichte. Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben. Von Ed. Heyck. Erster Band. Mit 11 Abbildungen in Farbendruck, 227 Abbildungen im Text und 5 Karten. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1905.

Heyse. — Crone Stäudlin. Roman von Paul Heyse. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Hinneberg. — Die Kultur der Gegenwart. Ihre Entwickelung und ihre Ziele. Herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil I, Abteilung VIII. Leipzig, B. G. Teubner. 1905.

Hirschfeld. — Das grüne Band. Roman aus jungem Leben. Von Georg Hirschfeld. Berlin, S. Fischer. 1906.

Hübners geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Herausgegeben von Fr. von Juraschek. Ausgabe 1905. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Insel-Almanach auf das Jahr 1906. — Leipzig, „Insel"-Verlag. 1906.

Jacobsen. — Die letzten Menschen. Von Friedrich Jacobsen. Leipzig, Georg Wigand. O. J.

Jahn. — W. A. Mozart. Von Otto Jahn. Vierte Auflage. Bearbeitet und ergänzt von Hermann Deiters. In zwei Teilen. Erster Teil. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1905.

Jenner. — Johannes Brahms als Mensch, Lehrer und Künstler. Studien und Erlebnisse von Gustav Jenner. Marburg i. H., N. G. Elwert. 1905.

Jentsch. — Musik und Nerven. I. Naturgeschichte des Tonsinns. Von Ernst Jentsch. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1904.

Junk. — Meine Alpenfahrt. Von W. Junk. Mit Zeichnungen von Lucian Bernhard. Berlin W. 15, Modern- Humoristischer Verlag.

Kaiser. — Seine Majestät. Novellen von Isabelle Kaiser. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Karlmann. — Die Herren von Altenbruch. Agrartomödie in vier Aufzügen. Von Hans Karlmann. Dresden, E. Pierson. 1905.

Kerst. — Mozart-Brevier. Von Friedrich Kerst. Mit 7 Abbildungen. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1905.

Kerst. — Schumann-Brevier. Von Friedrich Kerst. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1905.

Kielland. — Garman und Worse. Erzählung von Alexander L. Kielland. Unter Mitarbeit des Verfassers übersetzt von Frau Maria Leskien-Lie. Leipzig, Georg Merseburger. 1905.

Kielland. — Schiffer Worse. Erzählung von Alexander L. Kielland. Unter Mitarbeit des Verfassers übersetzt von Friedrich Leskien. Leipzig, Georg Merseburger. 1905.

Kienzl. — Rautendelein. Die Geschichte einer Leidenschaft in Gedichten. Von Hermann Kienzl. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1906.

Kirchhoff. — Zur Verständigung über die Begriffe Nation und Nationalität. Von Alfred Kirchhoff. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1905.

Klopfer. — Die deutsche Bürgerwohnung. Winke und Wege. Von Paul Klopfer. Freiburg i. Br. und Leipzig, Paul Waetzel. 1905.

Kloß. — Max Kretzer. Eine Studie zur neueren Literatur von Julius Erich Kloß. Zweite Auflage. Leipzig, B. Elischer Nachf. O. J.

Knodt. — Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben. Neue Verse von Karl Ernst Knodt. Gießen, Emil Roth. O. J.

Knortz. — Zur amerikanischen Volkskunde. Von Karl Knortz. Tübingen, H. Laupp. 1905.

Kohl. — Die roten Namen. Erzählungen aus dem russisch-japanischen Krieg von A. H. von Kohl. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. O. J.

Kremnitz. — Mutterrecht. Von Mite Kremnitz. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1906.

Kriegserlebnisse. — Meine Kriegserlebnisse. Heitere und ernste Erinnerungen eines bayerischen Kriegsveteranen aus dem Feldzug gegen Frankreich 1870/71. München, Verlag von A. H. Müller. 1906.

Kuhlenbeck. — Das Evangelium der Rasse. Briefe über das Rassenproblem von L. Kuhlenbeck. Prenzlau, A. Mieck. 1905.

Kunstschatz. — Der Kunstschatz. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Mit erläuterndem Text von A. Kisa, Lieferung 17—20. Stuttgart, Wilhelm Spemann. O. J.

Langenscheidts Taschenwörterbuch d. griechischen und deutschen Sprache. — II. Teil. Deutsch-Griechisch. Zusammengestellt von Otto Güthling. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt. O. J.

Lanzac de Laborie. — Paris sous Napoléon. Administration Grands Travaux. Par L. de Lanzac de Laborie. Paris, Plon. 1905.

Larsen. — Poetische Reisen von Karl Larsen. Erste Fahrt in deutschen Landen und im grofsen heiligen Rufsland. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Lemoine. — Sous Louis le bien-aimé. Correspondance amoureuse et militaire d'un officier pendant la guerre de sept-ans (1757—65). Par Jean Lemoine. Paris, Calman-Lévy. s. a.

Lenz. — Napoleon. Von Prof. Dr. Max Lenz. Mit 93 Abbildungen, 13 Faksimiles und 2 Karten. (Monographien zur Weltgeschichte. XXIV.) Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing. 1905.

Lenz. — Über Rousseaus Verbindung mit Weibern. Von Karl Gotthold Lenz. Zwei Teile in einem Bande. Unverkürzte Neuausgabe des Originals von 1792. Mit 12 Porträts und Illustrationen nebst 18 neu aufgefundenen, bisher unveröffentlichten Briefen Rousseaus an die Gräfin Houdetot. Berlin, H. Barsdorf. 1906.

Liebenthal. — Aus der Dämmerung. Von Ida Liebenthal. Berlin, Hermann Walther. 1906.

Lindholm. — Zwei Menschen. Eine Erzählung von Waldemar Lindholm. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Lingg. — Ausgewählte Gedichte von Hermann Lingg. Herausgegeben von Paul Heyse. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Loti. — Gen Ispahan. Von Pierre Loti. Berlin und Leipzig, Hüpeden & Merzyn. 1906.

Mädchenbuch. — Deutsches Mädchenbuch. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für junge Mädchen. Bd. 13. Stuttgart, K. Thienemanns. 1905.

Magne. — Scarron et son milieu. Par Émile Magne. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Matthes. — Gedichte von Margarethe Matthes. Mit dem Bildnis der Verfasserin. Herausgegeben von Carl Biberfeld. Breslau, Preuß & Jünger. O. J.

Melnik. — Russen über Rufsland. Ein Sammelwerk, herausgegeben von Josef Melnik. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt Rütten & Loening. 1906.

Melsted. — Georg Dahna. Roman von Henning v. Melsted. Berlin, Axel Junckers. 1905.

Meredith. — Rhoda Fleming. Von George Meredith. Übersetzt von Sophie von Harbou. I. Band. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Meyr. — Erzählungen aus dem Ries. Von Melchior Meyr. Illustriert von Hans Röhm. München, C. H. Beck. 1905.

Michaelis. — Backfische. Eine Sommererzählung von Karin Michaelis. Autorisierte Übertragung von Mathilde Mann. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Michaelis. — Gyda. Roman von Karin Michaelis. Autorisierte Übertragung von Mathilde Mann. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Michaelis. — Der Schmerz, ein wichtiges diagnostisches Hilfsmittel. Eine Schmerztheorie von Ad. Alf. Michaelis. Leipzig, W. Malende. 1905.

Mörike. — Lieder und Gedichte in Auswahl von Eduard Mörike. Leipzig, G. J. Göschen. 1905.

Much. — Deutsche Stammeskunde. Von Rudolf Much. Leipzig, G. J. Göschen. 1905.

Müller. — Beruf und Stellung der Frau. Ein Buch für Männer, Mädchen und Mütter. Von Johannes Müller. München, C. H. Beck. 1906.

Müller. — Die Bergpredigt. Verdeutscht und vergegenwärtigt von Johannes Müller. München, C. H. Beck. 1906.

Oberdieck. — Sonnenwende. Gedichte von Marie Oberdieck. Berlin, Eduard Trewendt. 1906.

Paur. — Heimatschutz. Vortrag von Hermann Paur. Burghausen a. S., Leo Ruffy. 1905.

Peabody. — Akademische Gegenseitigkeit. Antrittsvorlesung am 30. Oktober 1905 in der Aula der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Von Francis Greenwood Peabody. Giessen, Alfred Töpolmann. 1905.

Perfall. — Der Nachtfalter. Originalroman von Anton Freiherr v. Perfall. Zweite Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1906.

Perkins. — Kinder Kultur. Von Charlotte Perkins Gilman (Stetson). Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Helene Nietz. Berlin, Deutscher Kulturverlag. 1906.

Ploch. — Grabbes Stellung in der deutschen Literatur. Eine Studie von Arthur Ploch. Leipzig-R., K. G. Th. Scheffer. 1905.

Popp. — Führer zur Kunst. Herausgegeben von Herm. Popp. Bd. I: Gibt es Kunstgesetze? Von Th. Volbehr. Bd. II: Die Seele Tizians. Zur Psychologie der Renaissance. Von Eduard von Mayer. Bd. III: Das Fortleben der Antike in der Kunst des Abendlandes. Von Hans Semper. Elslingen, Paul Neff. 1906.

Rambach. — Wo die Nordseewellen rauschen. Bilder aus der Heimat von Hans Rambach-Peters. Dresden, E. Pierson. 1906.

Riemann. — Musiklexikon von Hugo Riemann. Sechste, gänzlich umgearbeitete und mit den neuesten Ergebnissen der musikalischen Forschung und Kunstlehre in Einklang gebrachte Auflage. Leipzig, Max Hesse. 1905.

Rod. — Das Privatleben des Michel Teissier. Roman von Edouard Rod. Deutsch von Julius Sachs. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Rosenthal. — Fürst Talleyrand und die auswärtige Politik Napoleons I. Nach den Memoiren des Fürsten Talleyrand von Willy Rosenthal. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1905.

Saint-Saëns. — Harmonie und Melodie. Von Camille Saint-Saëns. Autorisierte deutsche Ausgabe mit Vorwort von Wilhelm Kleefeld. Zweite Auflage. Mit dem Porträt von Saint-Saëns. Berlin, „Harmonie". O. J.

Sarrasin. — Reisen in Celebes. Ausgeführt in den Jahren 1893—1896 und 1902—1903 von Paul und Fritz Sarrasin. Mit 240 Abbildungen im Text, 12 Tafeln in Heliogravüre und Farbendruck, 11 Karten. Zwei Bände. Wiesbaden, C. W. Kreidel. 1905.

Schauspiel. — Münchener Schauspiel-Premieren. München, Verlag des Lit. Ver. Phöbus. 1905.

Scherenberg. — Dem Meere zu. Nachgelassene Gedichte von Ernst Scherenberg. Mit einem Bildnis des Dichters. Elberfeld, A. Martini & Grüttefien. 1905.

Schneider. — Titelzeichnungen zu den Werken Karl Mays. Von Sascha Schneider. Mit einführendem Text von Johannes Werner. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. O. J.

Schreckenbach. — Die von Winzingerode. Ein Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert von Paul Schreckenbach. Leipzig, Poeschel & Kippenberg. 1905.

Schubart. — Neues aus meiner Heimat. Hochlandsgeschichten von Arthur Schubart. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. O. J.

Schuldes. — Bardenlied. Von Julius Schuldes. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Wien, Wilhelm Braumüller. 1905.

Schultze. — Schauspiele von O. Schultze. Band III: Die Fahrt der Nibelungen zur Etzelburg. Mainz, Mainzer Verlagsanstalt. O. J.

Schweizer. — Geschichte der deutschen Kunst von den ersten historischen Zeiten bis zur Gegenwart. Von F. Schweizer. Ravensburg, Otto Maier. 1905.

Séché. — Lamartine de 1816 à 1830. Elvire et les „Meditations". Par Léon Séché. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Seelenliebe. Von einer Freundin Guy de Maupassants. Berlin und Leipzig, Hüpeden & Merzyn. 1906.

Söderberg. — Historietten von Hjalmar Söderberg. Autorisierte Übertragung von Francis Maro. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Spemann. — Spemanns Alpen-Kalender 1905. Herausgegeben von M. Wundt. Stuttgart, W. Spemann. 1905.

Spemann. — Spemanns Historischer Medizinalkalender 1906. Bearbeitet von Prof. Dr. J. Pagel und Prof. Dr. J. Schwalbe in Berlin. Stuttgart, W. Spemann. 1906.

Spemann. — Spemanns Kunstkalender 1906. Stuttgart. W. Spemann. 1906.

Statuen deutscher Kultur. — Band I: Die Germania des Tacitus. Deutsch von Will Vesper. Band II. Hartmann von Aue. Lieder. Der arme Heinrich. Neudeutsch von Will Vesper. Band III: Das Hohelied Salomonis in dreiundvierzig Minneliedern. Neudeutsch von Will Vesper. Band IV: Luthers Dichtungen. Ausgewählt von Will Vesper. München. C. H. Beck. 1906.

Stilgebauer. — Götz Kraffft. Die Geschichte einer Jugend von Edward Stilgebauer. IV. Berlin, Richard Weng. O. J.

Strich. — Franz Grillparzers Ästhetik. Von Fritz Strich. Berlin, Alexander Duncker. 1905.

Tamm. — Im Lande der Jugend. Roman von Traugott Tamm. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Tardel. — „Der arme Heinrich" in der neueren Dichtung. Von Hermann Tardel. Berlin, Alex. Duncker. 1905.

Terentius. — Deutschland. Ein neues Wintermärchen von Lorenz Terentius. Illustriert von E. Güßlaff. Berlin, „Harmonie". O. J.

Thayer. — Laurence Sterne in Germany. By Harvey Waterman Thayer. New York. The Macmillan Comp. 1905.

Thorsch. — Der Einzelne und die Gesellschaft. Eine Untersuchung von Berthold Thorsch. Dresden, Carl Reißner. 1906.

Tiedemann. — Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen von Christoph v. Tiedemann. Band I: Schleswig-Holsteinische Erinnerungen. Leipzig, S. Hirzel. 1905.

Trojan. — Aus dem Leben. Gedichte von Johannes Trojan. Berlin, G. Grote. 1905.

Trowitzsch. — Trowitzsch' Damenkalender auf 1906. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1906.

Trowitzsch. — Trowitzsch' Volkskalender auf 1906. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1906.

Uebersberger. — Österreich und Rußland seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Auf Veranlassung Seiner Durchlaucht des Fürsten Franz von und zu Liechtenstein. Von Hans Uebersberger. Wien, Wilhelm Braumüller. 1906.

Verdy du Vernois. — Der Zug nach Bronzell (1850). Jugenderinnerungen von J. v. Verdy du Vernois. Mit 6 Originalzeichnungen des Verfassers. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung 1905.

Volkelt. — Ästhetik des Tragischen. Von Johannes Volkelt. Zweite, umgearbeitete Auflage. München, C. H. Beck. 1906.

Wells. — Ausblicke auf Folgen des technischen und wissenschaftlichen Fortschritts für Leben und Denken des Menschen. Von H. G. Wells. Deutsche Übertragung von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Weltpanorama, Das große, der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Wieser. — Rosen und Rosmarin. Neue Lyrik von Sebastian Wieser. Burghausen a. S., Leo Ruffy. 1905.

Woermann. — Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Von Karl Woermann. Zweiter Band: Die Kunst der christlichen Völker bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Mit 418 Abbildungen im Text, 15 Tafeln in Farbendruck und 39 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1905.

Wundtke. — Die dumme Maus. Moderner Roman von Max Wundtke. Leipzig, Arthur Cavael. 1905.

Zabel. — St. Petersburg. Von Eugen Zabel. Mit 105 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann. 1905.

Zimmermann. — Beethoven und Klinger. Eine vergleichende ästhetische Studie von Felix Zimmermann. Dresden, Gerhard Kühtmann. 1906.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Kirche und Orgel.

Eine Dorfelegie.

Von

Holger Drachmann.

XI.

Es verstrich einige Zeit, und Greti kam des Morgens nicht in die Kirche.

Der März verging, April war beinahe zu Ende. Greti vermied es auch, ihre Freunde auf dem Edelhof zu besuchen.

Da begegnete sie eines Tages dem Organisten in der Straße des Dorfes. Er ging grüßend an ihr vorüber, und lächelnd, gleichsam fragend.

Am nächsten Morgen ging Greti zeitig aus, allein.

Sie ging dahin, in sich selbst vertieft, und ihre Gedanken sagten ihr:

Er hatte seine Augen erhoben und sie angesehen. Sie hatte ihn angestarrt, und er hatte es bemerkt. Er war ihrem Blick begegnet und hatte seine Augen niedergeschlagen; sie hatte wieder . . . sie hatten beide . . .

Was war doch geschehen? — — —

Sie saß im Walde, mit aufgeschlagener Kapuze, den Kopf gesenkt, die Hände im Schoß.

Wie war sie nur da herausgekommen? Auf ihren Füßen? — Nein, auf Flügeln! Der Kragen des Mantels hatte sie umsaust wie ein Flügelpaar; sie war den ganzen Weg gelaufen, am Edelhof vorüber, am Hügel hinauf, keinen Atem mehr in der Brust, das Blut im Herzen pochend, die Seele voll Angst — nein, voll Jubel!

Wie war es doch sonderbar, zu leben!

Und wieder begann in ihrem Innern der strömende Bach, den sie nicht aufzuhalten vermochte: Er hatte seine Augen erhoben und sie angesehen — sie hatte ihn angestarrt — sie hatten beide . . .

Sie schlug die Kapuze zurück, strich die gekrauste Unordnung des Haares beiseite, holte tief Atem: „Ich bin zu Ende mit meinem bißchen Verstand."

Und sie lächelte vor sich hin, preßte die Hand gegen ihre Brust und flüsterte:

„Ich habe meine fünf Sinne beisammen. Aber was muß er von mir glauben?"

„Besuchen Sie mich in meiner Kirche, wenn Sie Zeit und Lust haben," hatte er gesagt.

Zeit — und Lust?

Keine Ruhe hatte sie mehr gehabt. Tante Birger hatte sie ausgezankt. Tante Birger sollte sich um ihren Kachelofen und ihre Myrte bekümmern. Alle sollten sich um sich selbst bekümmern, die kleine Babli auch.

Heute wollte Greti — ja sie wollte und mußte — — sie wußte selbst nicht, was.

Aber sie stand auf mit der Sonne, lief um das Dorf herum, ging dann langsam den Kirchenhügel hinauf, schlich sich über den Friedhof, und plötzlich, wie im kecken Trotz, mit erhobenem Haupte geradezu auf die Vorkirche.

Aber kein gedämpftes Brausen klang heraus — kein Schlüsselbund in der Tür. Er war also nicht da.

Nach dem strömenden Regen der letzten Tage war ein lichter, lenzfrischer Morgen, mit blinkenden Pfützen zwischen den alten Gräbern.

Was hatte sie mit dem Tode oder den Toten zu schaffen? Das Frühjahr war's doch, das gekommen. Und dieses hatte sich in ihr junges Herz gesenkt mit einer Macht, von der sie nichts wußte; die sie vielleicht zu begreifen begann — — —

Nein, sie begriff nichts. Den Gesang der Vögel hörte sie, sie sah grüne Keime — ganze Büschel Gras hier auf dem nackten, kahlen Friedhof. Krokus sah sie: gelben, dunkelblauen, blaßlilafarbigen — — —

Und all diese Blumen sprachen zu ihr.

Zum ersten Male brachte sie eine brennende Ahnung in Beziehung zur Farbe der Blumen. Und sie wurde zu einer Sprache, die sie verstand. Sie und die Natur hatten ein Geheimnis zusammen. Aber sie keines mit irgendeinem Menschen; keines mit der kleinen Babli; nicht einmal mit ihm. Am allerwenigsten mit ihm. Wie durfte sie sich solches denken?

Aber mit der ganzen, großen Natur, die niemanden verrät.

Und deshalb hinaus und hinauf in den Wald!

Da saß sie nun, auf einem von den Stürmen dieses Winters gestürzten Baume.

Still war's hier. Die starke Aprilsonne erwärmte die gefällten Bäume. Die Zweige der Äste strotzten in die Luft mit braunen, bald aufbrechenden Knospen. Der Baum lag gefällt; der Stamm sog nicht länger Nahrung aus der Erde, aber die Zweige sogen nach einer kurzen Frist die Mutternahrung vom Stamme. Dies tat ihr leid. „Armer Baum," dachte sie, „ob er es wohl fühlt?"

Sie brach ein paar Zweige ab und steckte sie in ihren Gürtel. Sie sollten daheim ins Wasser gesetzt werden.

Eine Hummel kam daher gesummt — bums, gerade gegen den dicken Ast, vielleicht geblendet von der Sonne, hin und her geworfen im Lenzesrausch. Sie fiel zwischen dem Grase nieder, blieb brummend liegen, begann mühsam zu kriechen . . .

„Arme Hummel? Ob sie wohl fühlt?"

Alles machte Eindruck auf sie; alles tat ihr leid — weil ihr alles so wohl tat: die jubelnde Welt in ihrem eigenen Innern und die blaue und grüne und gelbe und weiße Welt um sie herum.

Es kam ihr vor, als hätte sie noch in keinem Frühling so viel Gras gesehen, und niemals einen so blauen Himmel, so gelbe Butterblumen, so weiße Anemonen . . . und welche Mengen!

Sie begann zu pflücken und zu pflücken, die Hände voll, den Unterteil des Kleides voll; sie wollte die Kirche schmücken, seine Kirche, die Orgel — eine große Girlande sollte Frühling verbreiten und nach Sonne duften drinnen in dem öden, kalten Raum, wo nur seine Töne Botschaft brachten von Wärme und Licht.

Das war eine Idee!

Sie hätte den ganzen Wald umarmen können für diese Idee; und als der blödsinnige Viehknecht des Edelhofes, der Idiot, vorbeigetrottet kam, und mit aufgesperrtem Munde und ausgelöschtem Blick die Mütze grüßend von dem melonenartigen Kopfe strich, fuhr sie in ihre Kleidertasche, holte ihren kleinen, aus Perlen gestickten Geldbeutel hervor und legte dessen ganzen Inhalt an kleinen, blankgewetzten lübischen Silberschillingen in die lehmige Viehknechtsfaust, so daß der Idiot vor Verwunderung zu einem Doppelidioten wurde.

„Nimm das, Hans! Das gehört dir — behalt es; hörst du?" rief das junge Mädchen fröhlich.

Und er trottete davon, ohne Verständnis, aber glücklich über seinen Schatz, wie es vielleicht nur ein Idiot sein kann.

Aber sie selbst wurde plötzlich betrübt.

Es war, als fänden sich nun keine Blumen mehr, als schiene die Sonne nicht mehr im Walde.

Sie hatte nämlich auf ihren Finger geschienen, als Greti eben ihren kleinen Beutel wieder verwahrte.

Und auf des jungen Mädchens Finger saß der Verlobungsring, Herrn Peer Pommerencks glatter Goldring.

Nun sah sie ihn; vielleicht sah sie ihn erst jetzt in seiner weitreichenden Bedeutung. Sie war ja im Herbste so gebeugt gewesen nach den schweren Todesfällen, ganz außerstande, den Vorschlag, Antrag oder Befehl des „Erretters" abzuwehren.

Sie war an einem Tage, in einer einzigen Stunde erwachsen geworden.

Ein Gefühl von Widerwillen lief wie ein Schauder über ihre warme und starke Seele. Ein Ekel, als wäre eine Assel, ein Ohrwurm über ihren Finger gekrochen.

Sie wollte befreit werden — von dem Ringe und von Herrn Peer. Zuerst vom Ringe. Und sie zerrte, rieb und drehte — riß sich den Finger blutig. Der Ring wollte nicht herab.

„Ich werde zu Hause schon eine Feile finden," murmelte sie.

In der Kleidertasche fand sie ein kleines Stück Zeug, einen Musterlappen. Den wickelte sie um ihren Finger, und hierauf ging sie hastig durch die Edelhofallee hinab.

Die Blumen hatte sie liegen lassen — sie, die sonst nie etwas vergaß, am allerwenigsten Blumen.

Als sie an den Nebengeländen des Hofes vorbeigehen wollte, blieb sie beim Anblick Rahels stehen.

Rahel stand vor dem Hühnerhause beim Ententeich, mit der Fütterung des Federviehs beschäftigt.

Das schnatterte, gackerte, piepte um die Jüdin herum — beinahe wie mit Vorwürfen: „Wir bekommen nicht genug zu fressen!“

Rahel warf ihre letzten Körner und Brocken hinaus unter die gefiederte Schar, während ihr helle Tränen über die Wangen hinabliefen. Sie schüttelte die Schürze und wischte sich mit dem Zipfel die Augen.

„Ach, Greti,“ seufzte sie, „das war wieder eine harte Nacht! Wir glaubten nicht, daß wir den ‚Herrn‘ bis zum Morgen am Leben erhalten konnten. Und dann der Sturm und der Regenguß — die ganze Nacht hindurch. Dies griff auch uns an. Es war, als hätte Jehova seine Hand ganz von uns abgezogen. Und nun ist am nächsten Freitag sein Namenstag! Dann pflegt der ‚Herr‘ immer für mich zu feiern, obgleich er Dummheiten macht und sagt, es wäre besser gewesen, wenn der Gott Isaaks und Jakobs mich und alle andern Mädchen in seinem himmlischen Kanaan behalten hätte! — Ach, auf diesen Tag freu ich mich das ganze Jahr! Und nun weiß ich kaum, woher ich noch ein Essen für das Geflügel schaffen soll — und der ‚Herr‘ muß doch täglich seine Eier haben — beinahe das einzige, wovon er lebt! — Aber was ist denn dir, Greti? Zeig her! — Was hast du dir an deiner Hand getan? Willst auch du deiner alten Freundin Schrecken einjagen?“

Und nun wurden die weichen, schwarzen Augen der Jüdin schnell trocken; und das Lächeln kam hervor, wie es immer gern hervorkam, wenn andre des Trostes und Rates bedurften.

Sie riß den kleinen Lappen von Gretis Finger und sah auf den Finger, auf den Ring und tief hinein in die Augen des verwirrten Mädchens.

Rahel benetzte ihren Finger und ließ ihn rings um Gretis Finger gleiten; und die Jüdin durchschaute völlig das junge Mädchen und sagte gedämpft:

„Ach, nebbig, arme Kleine! Auf diese Weise kann man nicht etwas von sich schleudern, was man selbst gleich andern täglich vor Augen hat, und was man am liebsten in den Kehrichthaufen werfen möchte!“

Greti antwortete schnell:

„Ich denke nicht an so etwas, ich kann nicht leiden, daß — daß . . . Ich muß schon gehen!“ brach sie kurz ab.

Rahel lächelte, strich Gretis Hand und sagte:

„Weißt du, was Hiob sagte? Er antwortete und sprach zum Herrn: ‚Und wiewohl du solches in deinem Herzen verbirgest, so weiß ich doch, daß du des gedenkest!‘“

Greti machte ihre Hand frei und lief davon.

Rahel lief ihr nach: „Wir sehen uns am Freitag — mit Gottes Hilfe! Du, Babli, Monseigneur und ich werden oben im Zimmer des ‚Herrn‘ speisen!“

Den Rest nahmen die Sonne und der Wind und die flatternden, knospenden Zweige hinweg.

Und Greti lief fort.

XII.

Als sie zur Kirche hinabkam, blieb sie stehen. Die Tür der Vorkirche war noch geschlossen; sie sah näher zu und entdeckte, daß eine kleine Seitentür am Turme nur angelehnt war.

Sie öffnete und stand in einem viereckigen Raum mit gestampftem Lehmboden; Hacken und Spaten lehnten an der rauhen, ungetünchten Mauer. Die Mauer hatte tiefe und lange Sprünge, man konnte eine Hand hineinstecken. Die Begräbnisgeräte suchten vergeblich die Baufälligkeit zu verbergen — des Lebens Wunden und Schrammen.

Sodann entdeckte sie eine andre kleine Tür, die ebenfalls nicht geschlossen war.

Es war, als ob sie der Turm der Kirche zu einem Besuche einladen wollte.

Noch zögerte sie, unsicher.

Über der Tür hing eine Tafel mit gemalter, verschnörkelter Schrift, kaum leserlich.

Sie buchstabierte sich durch die Inschrift hindurch. Die lautete:

Es stand wohl eine Treppe hier
Schon früher an des Turmes Tür;
Doch wurde sie so schief und schwach,
Daß plötzlich sie zusammenbrach.
Des gnädigen Herren Sorg und Hut
Ließ wieder sie aufs neu erstehn,
So daß man bis zum Dach kann gehn,
Denn jetzo ist die Treppe gut.

Greti lächelte. Noch mehr lächelte sie, als sie die Tür ganz geöffnet hatte und vor sich eine beinahe senkrechte, schmale, schiefe und zerbrechliche Treppe sah, die sich ins Halbdunkel hinauf verlief.

„Wenn dies die neue, gute Treppe ist," dachte sie, „wie mag dann die alte gewesen sein?"

Aber sie wollte hinauf. Sie wollte jetzt diese ganze kleine Kirche sehen, wo sie nur ein paarmal zur Weihnachtszeit mit Tante Dorothea im alten Stuhl der Birgers gewesen war.

Vielleicht führte die Treppe gerade zur Orgel hinauf.

Sie erinnerte sich, daß sie von unten aus den Anblick der imponierenden, für die Kirche sicherlich viel zu mächtigen Orgel gehabt hatte. Sie war ihr damals wie ein Berg vorgekommen, dessen Fuß von dem geschnitzten Geländer der Emporkirche verborgen wurde, und dessen dreigeteilter Gipfel gegen die Bodenwölbung selbst zu stoßen schien. Ein Berg in der mystischen Dämmerung des Hintergrundes, mit den matt schimmernden Orgelpfeifen als silberbesaiteten Quellenläufen, von wo die Töne über die Köpfe und Herzen der Gemeinde herabrieselten und gedämpft brausten.

So hatte sie von unten aus die Orgel gesehen und auch so gehört. Jetzt stieg sie die Treppe des Turmes hinan.

Es war wie eine Bergbesteigung. Sie mußte ihren jungen Leib mit Hilfe eines abgenutzten Geländers emporziehen, das selbst unter ihrem leichten Gewicht knackte. Eine Hühnerstiege hätte nicht steiler und zerbrechlicher sein können.

Sollte er, der ältere Mann, wirklich täglich das gleiche Kunststück vollführen?

Beim ersten Absatz blieb sie stehen. Sie fürchtete nicht für sich selbst — sie dachte an ihn.

Immer mehr und mehr dachte sie an ihn — und mit einer seltsam beklemmenden Angst.

In der morschen, vom Kalk entblößten Mauer war ein schmales, längliches Guckloch, wie eine der Schießscharten auf der alten Burg.

Es ließ einen Sonnenstreifen und einen Zug frischer Luft ein. Beides war hier sehr notwendig.

In einer tiefen Nische konnte Greti undeutlich einen Haufen Gerümpel sehen: Holzfiguren mit verblichener Bemalung und Vergoldung, abgebrochenen Nasen, zerschlagenen Gliedern. Es tat ihr ordentlich leid, sie zu sehen; es schien ihr, als seien es Puppen aus einem kindlichen Zeitalter. Wahrscheinlich waren sie ein Schmuck für die Kanzel oder für die Epitaphe des Kirchenschiffes gewesen.

Eine uralte Marienfigur lag dort, verunstaltet und noch mit dem Kind im Arme. Es sah aus, als hätten die Mäuse und Ratten auf dem heiligen Bilde ein Gastmahl abgehalten.

Und es gruselte Greti.

Sie stieg zum nächsten Absatz hinauf. Hier war eine dritte und letzte Tür, nur ein paar dünne, schmale Bretter, wie der Deckel zu einem Sarge.

Ohne Riegel oder Schloß war die Tür, und sie bewegte sich in dem feucht-rauhen Zugwind. Und von innen flatterten die Zipfel einer verschossenen, durchlöcherten Draperie hervor; es hätte die Gespensterhülle eines der „hochgeborenen" Patrone der Kirche sein können.

Treppe, Mauern, Wände, Türen, Holzfiguren, Draperie — alles schimmelig, alles mit Staub bedeckt, alles schien die Lehre vom Staube zu predigen — diese Lehre, die unzertrennlich mit den Kirchengebäuden verbunden ist, ob sie nun dem Verfalle entgegen verwittern oder neu und stark auf der Ruine der Vorgänger emporragen.

Greti würde umgekehrt sein, wäre es nicht gerade *seine* Kirche gewesen, der sie fest in die Augen zu sehen wünschte, weil sie eine Warnung für ihn und eine Drohung gegen sein Leben enthielt.

Daß die Kirche sich in einem solchen Zustande des Verfalles befand, davon hatte Greti freilich keine Ahnung gehabt. Nun raunten Mauern und Wände ihr's zu — aus ihrem Staube, durch die tiefen Risse und Sprünge der Kirche heraus.

Sie war hinter das Geheimnis dieses kleinen Tempels gekommen, wie man hinter die Kulissen in den Tempel kommt, der der Schauspielerkunst geheiligt ist, einer der edelsten Künste der Menschheit, nicht am wenigsten edel, wo sie ein Bündnis mit der Musik eingeht.

Sie empfand die Angst, sah die Gefahr, die hier innen lauerte, gerade weil sie von draußen, von dem Gegensatze kam: dem jungen, frischen, siegreich hervorbrechenden Lenze.

„Könnte ich ihm der junge, lichte Frühling werden, o! — könnte ich ihm zur Ermunterung und Freude dienen, wenn ich ihm auch nicht Schirm und Stütze sein kann!“ — so flüsterte es im Innern ihrer warmen Seele.

Sie dachte nicht an die Blumen, die sie im Walde vergessen hatte. Sie brachte ihm andre Blumen herein.

Am allerwenigsten dachte sie jetzt an ihren Verlobten. War ihr doch alles, was sie selbst berührte, was ihr selbst widerfuhr, so gleichgültig, so fern.

Rasch riß sie die Tür auf und den mürben Vorhang beiseite. Alles war still, alles leer; aber dieses öde Innere umfaßte sie wie mit einem festlichen, gedämpft gesprochenen Willkommen. Sie schritt über den leise krachenden Boden der Emporkirche, sie stand dicht bei der Orgel — dort war die Bank, wo er saß, wenn er spielte — dort die Klaviatur, und hinter der großen, ernsten, stummen Orgel befanden sich die Bälge, der Orgel verborgene Lungen, und dort, auf einem Schemel, im spärlichen Lichte eines kleinen, rundbogigen Fensters saß eine Gestalt, über einem Speisekasten brütend, wie ein Kirchengeist über einem Schatz, mit langsamen, tierartigen Bewegungen der Kiefer, der klügste Mann des Dorfes, die Karikatur eines Kirchenpatrons, der Riese auf den niedrigen Beinen, Herr Bengt, der Blasebalgtreter, in persona.

Sie nickte ihm zu. Er sah auf, ohne sich zu erheben. Die Kiefer hielten einen Augenblick mit ihrer Arbeit inne; er streckte seine ungeheure Hand vor, die dicken Finger auf eine eigentümliche Art bewegend. In der erdfarbigen Handfläche schienen die Chiffren „Trinkgeld“ eingeritzt zu sein.

„Kirchenbesuch außer der Zeit?“ brummte er, und die Finger bewegten sich abwartend.

Greti verstand ihn nicht.

„Kirchenbesuch außer der Zeit — id est acht Schilling Kurant!“ lautete es unwirsch.

Greti war verlegen — sie hatte ja ihr Kleingeld im Walde draußen ausgegeben. Sie suchte eine Ausflucht: „Ich habe meinen Geldbeutel zu Hause vergessen — aber das nächste Mal . . .!“

Er schlug seine Augenlider auf und zu wie einen Fensterladen, nach Eulenart, überlegend, ob er ihr einen Aufschub gewähren könne, und begann wieder sein Fingerspiel.

„Sie kennen mich ja doch, Bengt?“ sagte sie lächelnd.

„Peer Pommerencks Braut!“ lautete die Antwort.

Sie biß sich in die Lippe, löste ihre kleine Silberhalskette los und ließ sie in des Blasebalgtreters Faust fallen.

Die Faust schloß sich schnell wie eine Schublade.

„Ich möchte gern die Kirche ein wenig besichtigen. Meister Ollivier ist heute wohl nicht hier?“ sagte sie.

„Kränklich heute! Krankheit ist aller Männer, nicht der Weiber Herr, wie Mutter Sidsel sagt."

Und mit einem knurrenden Laut, wie wenn eine Turmuhr aufgezogen wird, erhob sich Bengt:

„An der Kirche ist nichts Besonderes; aber wir haben eine Orgel!"

Er sagte dieses „wir" auf eine Weise, die Greti mißfiel. Doch sie wollte sich gegen den Blasebalgtreter freundlich zeigen, um Gelegenheit zu bekommen, soviel wie möglich über seinen Vorgesetzten zu sprechen.

Sie verstärkte ihre Stimme; gleichwohl mißlang es oft, dem Tauben verständlich zu machen, worüber sie sprach.

„Ja, ja, wir haben eine Orgel," fuhr er fort und machte sich doppelt breit.

„Sie wünschten vielleicht wohl, wie Meister Ollivier spielen zu können?" fragte sie dicht an seinem behaarten Ohre.

Bengt wühlte mit seiner Faust im Haar, zog die Turmuhr in seinem Innern auf und kramte ein Zitat aus seinem lateinischen Syntaxvorrat heraus.

„Vellem quidem posse gloriari" — er hielt inne, besann sich eine Weile und fuhr fort: „quod Cyrum!"

Greti lächelte. Sie hatte daheim die sorgfältigste Erziehung erhalten, hatte mit ihrem Vater Latein gelernt, um ihm behilflich sein zu können. Sie fragte: „Wer ist Cyrum, Bengt?"

„Cyrum — das ist Cyrum!" lautete die Antwort orakelfest.

„Ist es vielleicht König Cyrus?" fuhr sie schelmisch fort und konnte sich kaum des Lachens enthalten.

„Es ist wohl gleich, ob man ihn im Akkusativ oder im Nominativ nennt," sagte Bengt großtuend und mürrisch.

Sie suchte ihn milder zu stimmen und fragte:

„Wenn in der Orgel etwas zerbrechen sollte, würdet Ihr dann den Schaden ausbessern können?"

Wieder zog er die Turmuhr auf.

„Ausbessern? Ich denke, daß ich meine Orgel kennen sollte — ich denke, daß, wenn der Blitz einschlagen und die Pfeifen zerspalten würde, ich sie zusammensetzen könnte, so daß sie besser würden als je!"

„Meister Ollivier muß Euch dann wohl sehr hochschätzen?" sagte Greti.

„Muß?" knurrte er — „er sollte! Aber derjenige, der sich selbst beständig erhöht, den kann der Herr eines Tages erniedrigen! Ich habe meine eigenen Gedanken über die Kirche hier."

„Wieso das?" fragte Greti ängstlich.

„Ich glaube," sagte er, „daß es jäh enden wird, kleine Jungfer! Aber ich fürchte nichts, solange die kleinen Grauen nicht von sich hören lassen."

„Was ist das, was Ihr da sagt: die kleinen Grauen?"

„Die Mäuse!" brach er los, erhob die Hand und zeigte hinab in das Schiff der Kirche. „Die Mäuse haben wir hier innen, die Ratten sind draußen auf dem Friedhof. Die Ratten nagen an den Toten, die Mäuse nagen an der Kirche. Stein und Mauer besorgt der Zahn der Zeit — die Mäuse helfen

mit. Und an dem Tage, wenn das letzte Holzwerk, das den Kasten noch zusammenhält, durchnagt ist, gehen die Mäuse ihres Weges, und ich mit ihnen. Solange will ich unsrem himmlischen Herrn bei den Bälgen dienen — nicht eine Minute länger. Und ich weiß, daß unser Herrgott mich warnen wird — Sidsel weiß es ebenfalls, wie geschrieben steht: ‚Du sollst deinen Diener warnen zur rechten Zeit und ihn wachsam machen, bevor der Feind über ihn kommt. Aber den Gottlosen sollst du töten und umkommen lassen im Rausch und Schlafe seiner Sinne.‘“

XIII.

Greti wurde immer unheimlicher zumute. Sie sah zur mächtigen Orgel hinauf und fühlte in ihrem Jammer dieselbe Scheu und Beklommenheit, die sie jedesmal befiel, wenn sie überhaupt in eine Kirche trat. Ein Gefühl, daß sie andächtig sein sollte, stimmte ihren starken jungen Sinn zu einer Art Trotz, wofür sie wieder die höheren Mächte um Verzeihung bat.

Sie war religiös, wie es so mancher gesunde Sinn in dem Alter ist, wenn sich die Einbildungskraft keinen Zwang auferlegt und erfahrene Leute nicht um Rat fragt.

Weder ihre Mutter noch ihr Vater hatten in das Gefühlsleben der Tochter mit Verneinung oder Bejahung der Fragen, die sie ihnen in ihrem unmittelbaren Eifer stellte, eindringen können. Die Musik wurde das Bindeglied zwischen den Eltern und dem Kinde. Und als sie die erste Sehnsucht und später die starke Unruhe der erwachsenen Jungfrau in ihrem Herzen sich rühren fühlte, eröffnete sie ihr Herz ganz der Musik und ließ unbewußt den religiösen Innigkeitsdrang mit hineinschlüpfen.

Die Mutter hatte sie einmal scherzend in ihre Arme geschlossen und gefragt:

„Welchen Mann wird meine Greti haben, wenn sie selbst wählen darf?“ — Und Greti hatte ohne Besinnen geantwortet: „Einen Musiker!“

Da war jedoch ein Zucken über Frau Birgers hübsche Stirn gegangen, und sie hatte gesagt: „Du ahnst nur wenig, mein Kind, was die Musik, was die Kunst überhaupt einen Menschen kostet. Es ist die Freude der Andern, die ein Künstler mit seinen eigenen Leiden bezahlt, eines Andern Friede, den er mit seiner Unruhe erkauft, eines Andern Sorge, ja vielleicht Verderben, das er zu seinem eigenen Unglück hinzufügt!“

Diese Worte der Mutter erschienen jetzt vor Gretis Augen wie eine matt leuchtende Schrift, die sich in Wellenlinien zur finsteren, schweigsamen Orgel hinaufschlängelte.

Und ganz zu oberst, unter Schnitzwerk, Konsolen und Rosetten, beinahe die Bodenwölbung berührend, strahlte in Silbervergoldung das symbolische Dreieck, welches das himmlische Vaterauge einrahmte.

Greti starrte zum Auge hinauf, und das himmlische Auge starrte auf das Mädchen herab, und gleichzeitig schien es das Innere der ganzen Kirche mit einem großen, ruhigen, unergründlichen Lächeln zu umfassen und zu beherrschen.

Mehr und mehr schnürte es ihr die Brust zusammen; sie hatte übrigens niemals mit den bangen „Ahnungen“ junger Mädchen zu tun. Warum denn heute? Was wollte sie hier? Eine Orgel ansehen? Als ob man beim oberflächlichen Anschauen eines Gebäudes etwas lernen könnte! Es war ja des Meisters „Seele“, die dieses verzierte Bauer eingeschlossen hielt, dessen Gitter und Stangen die Orgelpfeifen waren, die schweren und die schlanken, diejenigen, die sich mit ihrem Umfang zu blähen schienen wie ein Sänger auf einer Bühne, und diejenigen, die so bescheiden im Halbdunkel verborgen waren, wie Vögelein im Laubwerk.

Der Meister war es, den sie hören wollte. Aber er kam ja nicht! Warum wollte sie hier verweilen? Auf was wartete sie? Auf das Kommen eines Fremden! Wer war das? Sie hatte keine Ahnung. Auf einige freundliche Worte, eine höfliche Einladung hin kam sie gleich gelaufen . . . O, wie töricht! Wo blieb ihr Stolz? Wer war sie? Ein armes, freund- und elternloses Mädchen — dabei ein gebundenes Mädchen, das sich bald mit einem Manne verheiraten sollte, der ihr herzlich gleichgültig war und ihr vielleicht von Herzen verhaßt werden würde — aber jedenfalls doch ein stolzes Mädchen, das immer wissen wird, wie — ja, wie? was, was?

Der armen Greti schwindelte; die Luft war beängstigend in diesem Gotteshause, das sich selbst überlebt hatte.

Eine Luft von Moder und Schimmel, eine Aussperrung von Gottes klarer Sonne und freier Welt, ein Gefängnis für die frischen Gedanken, mit einem Gefangenwärter in dieser häßlichen, gefräßigen Koboldsgestalt, diesem Herrn Bengt mit seinen widerwärtigen Ausdünstungen von aufbewahrter Speise und seinem lächerlichen Aufguß von mißverstandenen lateinischen Phrasen.

Sie wollte fort.

Und dann war es ihr plötzlich eine Erleichterung, Bengts Orgelerklärung zu hören.

Ein Guß, ein schnurrendes, zerschmelzendes, schäumendes Sturzbad, das ihr Atem und Denken nahm, aber zur Folge hatte, daß es Greti ihre natürliche Mädchenmunterkeit wiedergab, bei dem Verständnis, der Belesenheit, Aufgewecktheit und feinen Empfindung, die sie besaß.

Sie hatte früher nie dergleichen gehört.

Bald sprach er mit seiner eigenen Stimme, seinen eigenen Gedanken, bald schien er das eine oder andre Buch zu zitieren; bisweilen war es die Stimme Esaus (Bengts), bisweilen die Jakobs (Meister Olliviers). Greti strengte sich an, um die Stimmen zu unterscheiden — es beirrte sie, sie wurde ärgerlich und endlich ganz verwirrt, wie der Blasebalgtreter selbst.

„Wir haben eine Orgel hier,“ lautete sein gelehrter Vortrag, „ein Werk, signiert Esaias C., wahrscheinlich der berühmte Compenius, Anno Domini 1609, wovon der Prospekt, id est die Vorderseite der Orgel, reich geschmückt mit Statuen, Engelköpfen, Vasen, Laubkränzen und andern Verzierungen sowie mit der Inschrift ‚Dei honoris causa Munera Imperatoris, erant Instrumentum musicum maximum, Organum appellant‘ — das heißt“ . . .

„Danke, ich verstehe Latein, Bengt!“ unterbrach Greti ihn lächelnd: „Zu Gottes Ehre des Kaisers Gabe, das größte musikalische Instrument, das Orgel benannt wird.“

Bengt warf ihr einen Blick zu, der ihr lateinisches Eingreifen streng tadelte, und nun vertiefte er sich in die Bälge, denen er eine besondere, eingehende Besprechung widmete; in die Windkanäle, den Windkasten und die Windlade, hierauf kamen Kanzellen, Parallelen, Koppeln, Manuale, Pedale — der Abstrakt, der Pfeifenstock, teils in vernünftiger Reihenfolge, allmählich aber in einem Chaos von Pfeifen und Stimmen, Registern, Mensur-Lippenstimmen und Rohrstimmen — Labialpfeifen des Flötenwerkes, „mit den weichen und düsteren Tonfarben“ — scharfen, klarinett- oder trompetenähnlichen Farbentönen der Rohrstimmen — nicht ungleich den Blasinstrumenten Posaune, Trompete, Horn, Fagott, Klarinette, Oboe, Schalmeie.

„O ja, kleine Jungfer Birger, wir haben vox humana und vox angelica. Menschenstimmen und Engelstimmen! O ja doch! sehen Sie her . . . Registerknopf oder Manubrie — von manubrium der Lateiner, Schaft, Griff — nun registrieren wir: Prinzipal, Subbaß — 32-Fuß-Pfeife, 16-Fuß-Pfeife — ohe, ohi-Oktave, Tuba, Bordun, Gedakt — hrrr! Dulcian, Fugara, Viola di Gamba . . . Prrr! Sie verstehen ja wohl, nicht wahr — wenn der Orgelbauer mit der Intonation fertig ist, so gilt es, daß wir der Orgel ihre bestimmte Temperatur geben, die ungleichschwebende und die gleichschwebende.“

Hier machte Bengt eine kleine Pause; dann fuhr er, vermutlich auf eigene Faust, fort:

„Sie verstehen ja wohl, daß dies dominierte vor Joh. Sebastian Bachs Zeit, wenn man die Orgel in reine Quinten stimmte. Sie verstehen: Geht man vom Grundton C aus und stimmt in reinen Quinten nach aufwärts c-g-d-a-e-h-fis-gis — hm! sehen Sie, dann trifft man bei der zwölften Quinte einen Ton c, der in seiner Eigenschaft als quintum 11 Töne höher ist als die Oktave des Grundtones — und dieser Ton indiziert ein gesundes und gutes Gehör.“

Wieder eine Pause, mit einem etwas unsicheren Blick auf Greti; hierauf fuhr er fort:

„Sagen wir, die Dominante in der Prinzipalsstimme acht Fuß, ausgehend vom einfach gestrichenen c oder a . . . Ja, das ist vielleicht etwas verwickelt, ein wenig dunkel, kleine Jungfer Birger; aber was ist nicht verwickelt von den rätselvollen Einrichtungen unsres himmlischen Vaters? Wir können nur dieses sagen . . .“ (hier erhob er seine Stimme zu einer großen Steigerung, während Schweißtropfen über seine angestrengte Stirn herabrieselten), „der Orgelspieler hat die Manuale und Pedale zu seiner Verfügung und die Registerknöpfe auf jeder Seite. Jetzt spielt er Gott zur Ehr und der Gemeinde zur Nachahmung. Die Vor-, Zwischen- und Nachspiele — nicht etwas accellerando, nicht zu stark retardando. Der Gesang der Gemeinde muß ebenmäßig abgemessen, diszipliniert sein; aber ein großer Orgelkünstler hat gesagt: ‚die Gemeinde ist während ihres Kirchengesanges auf dem Marsch zum Himmel!‘ Ja, der Marsch geht nach oben! Und jetzt ertönt das

Register des Manuales viereinhalb Oktav und die zwei Oktaven des Pedales und das Zweitöneregister — die tiefsten Register — der gewaltige Baß und der sonderbar sausende Subbaß, und die Posaunen, Trompeten und Hörner der Rohrstimmen fallen ein, und die Lippenstimmen flöten und klagen und singen, und Register um Register wird herausgezogen . . . die ganze Kirche beginnt zu beben, sie erzittert, kleine Jungfer! wenn das allerletzte Register herausgezogen wird zu ‚vollem Spiel'. Aber das kann die Kirche nicht aushalten, diese Kirche nicht."

„Um Gottes willen, nein!" rief Greti und legte ihre Hand abwehrend über die Bengts.

„Nein!" sagte er, seine Stirne trocknend und zur Decke, zum himmlischen Auge emporsehend: „Aber wenn der Organist in törichtem Selbstvergessen den Herrn versuchen und seinen Tempel in ‚vollem Spiel' auf die Probe stellen wollte — sehen Sie, dann öffnet sich die kleine unsichtbare Falltür, hoch oben unter des Allmächtigen leuchtendem Auge, und der Tod tritt heraus mit Sense und Stundenglas, die Zeit ist um, das Spiel zu Ende — und die Wölbung der Kirche stürzt ein!"

Greti gab einen kleinen Schrei von sich, worüber sie sich gleich schämte.

Bengt drehte sich mürrisch um und ging schwerfällig zu seinen Bälgeschemeln und zu seinem Speisekasten zurück.

In der Tür zum Treppenraume des Turmes stand Meister Ollivier bleich und nach vorn gebeugt, mit seltsam scheuen Augen auf das junge, verwirrte Mädchen blickend.

XIV.

„Eine Orgel soll nicht erklärt werden; eine Orgel soll gehört werden!" sagte Meister Ollivier, indem er sich auf der Bank vor der Klaviatur zurechtsetzte.

Er hatte Greti zwar höflich, aber etwas müd, etwas zerstreut gegrüßt, während er Hut und Stock von sich legte, und sein fremder Accent klang ein wenig stärker als sonst, eine leichte Ironie trat heute deutlicher hervor, als er, mit einem gebietenden Nicken gegen den Blasebalgtreter hin, bemerkte: „Wenn er meine Orgel erklärt, so weiß ich, daß ich mir die Mühe ersparen kann!"

Greti zog es vor, zu lächeln; sie fühlte, daß ihre Wangen rot waren, sie wußte nicht, wie sie sich benehmen sollte. Endlich fand sie beim Vorhang einen wackelnden Stuhl, auf den sie sich vorsichtig setzte, abwartend, was da kommen sollte.

„Das Ungeheuer" Bengt kroch wie ein vorsintflutliches Tier auf das Trittbrett des Balggeländers, und langsam ging nun der eine Balgkasten nieder, der andre in die Höhe.

Es war, als ob die große Orgel in ihrem Innern tief, doch leise seufzte.

Der Organist zog einen der Registerknöpfe an sich, einen andern schob er halb zurück, seine linke Hand berührte leicht die Tasten, die rechte hielt er unter die Wange gestützt. Von dem kleinen Bogenfenster hinter den Bälgen

senkte sich ein spärliches Licht über seine Stirne und Schulter; Greti sah ihn im halben Profil, sein Ausdruck war leidend, sein Blick abgewandt suchend. Es wäre ihr am liebsten gewesen, wenn sie gar nicht hierher gekommen wäre; am allerliebsten aber, wenn sie hingehen und das schwere, schöne Haupt da oben gegen ihre eigene, feine, runde Schulter hätte lehnen können.

Und er drückte die Tasten der Klaviatur nieder, beinahe sich selbst unbewußt.

Ein voller, runder, weicher Ton erklang wie ein leiser Wellenschlag gegen einen fernen Abendstrand und zitterte hinab durch das Schiff der Kirche.

Es war, als ob der Organist nun erwacht wäre.

Während seine linke Hand einen Akkord anschlug — ein kaum hörbares Pianissimo — sagte er, stets das Haupt mit der rechten Hand stützend, indem ein Blick seiner blauen Augen Greti streifte:

„So sind Sie also doch gekommen! Ich habe Sie erwartet. Aber ich war einige Tage krank. Ich bin bisweilen — nicht oft, aber doch zu häufig — ein wenig indisponiert. Und Sie sind niemals krank, natürlich. Sie sind ja so herrlich jung. Es ist eine Gabe Gottes für die Menschen, daß sie jung sind. Und es ist sein Gebot, daß sie ihn in freundlicher Erinnerung behalten sollen, während er ihnen allmählich des Alters Bürde auferlegt.

„Er geht niemals hastig vor, weder hierin noch in andrem. Er hat die große Zeit — und — nun — ja, nun ja! . . .

„Es war die Orgel, die er auch erschaffen hat, damit er und wir uns in die Freude teilen können über seine Gabe. Und da war sie ganz jung, als er ihr zum erstenmal seines Lebens Hauch einblies.

„Und später haben wir, seine Diener, sie zu dem herausgearbeitet, was wir ihre Vollkommenheit heißen.

„Nun ja; das größte und vollkommenste Instrument, das existiert, ist die Orgel.

„Sie überlebt ihre eigene Kirche.

„Sie hat den Fehler, daß man nicht den Vortrag, die Seele in den einzelnen Ton legen kann, wie in die Streich- und Blasinstrumente; allein sie besitzt den großen Reichtum an Harmonie, und der einzelne Ton kann festgehalten werden, und wäre es auch bis ins Unendliche.

„Sie ist das einzige Instrument, das alle Töne im modernen Tonsystem enthält, das einzige, das in sich die Mannigfaltigkeit der verschiedensten Klangfarben vereint.

„Sehen Sie! der Organist setzt sich — demütig, bescheiden — auf seine Orgelbank. Nennen Sie ihn Meister! Er soll dort sitzen als Meister, und vor sich hat er ein Orchester, das ganze, versammelte Orchester von Streichern und Bläsern, von Paukern und Trommlern — nicht Menschen, die mit ihren Instrumenten zusammenstimmen, nicht Individuen, die gelenkt werden sollen, sondern die Töne selbst, die ihm gehorchen.

„Er ist der Herr des Orchesters, der Lenker und Gebieter jedes einzelnen Klanges — unter dem großen Weltenlenker selbst. Er schiebt die verschiedenen Register heraus und hinein, handhabt Koppel und Kollektivwerk, springt mit

den Händen von dem einen Manual zum andern, zwingt mit den Füßen die Geister der Pedale aus ihrer Tiefe herauf, und mit einem oder zwei weichen Flötentönen ruft er das Echo herbei aus fernen Welten — den Welten, für die der Menschen Ohren und Herzen offen sind, in die jedoch noch kein Blick eingedrungen ist, das Unschaubare zu enthüllen!

„Oder, er sitzt hier als derjenige, dem die Gemeinde sein Amt gegeben, und von dem all diese schwachen und starken Gemüter glimmende oder flammende Gefühle, die Begleitung zu den Bitten ihrer Kirchenlieder, zu ihrem Kummer und zu ihren Klagen, zu ihrem Rufen und zu ihrem Jubel hören wollen.

„Er forscht nicht nach ihrem Glauben. Jeder hat den seinigen — oder keiner hat einen.

„Bei allen ist das Wort nicht genug. Es muß von den Geistern der Töne getragen werden, auf dem starken Rücken, aus denen die brausenden Flügel hervorwachsen und die Häßlichkeit und Kälte, die Krankheit und den Tod der Erde überschatten . . .

„Und dann braust — wie mein alter genialer Lehrer Josef Vogler ausrief —, dann braust das ganze Orchester in einem Fortissimo heraus; dann wird das gläubige Gemüt stärker als der klarste, lichteste Kopf; dann demütigt sich die Vernunft vor der Musik, und die Töne sind wie Feuer, das die Gedanken verzehrt — dann ist es David selbst, der blutbefleckte Krieger und der zerknirschte König, der die starken Arme gegen den Himmel erhebt und die Verzweiflung seiner Zerknirschung und den Jubel seiner Hoffnung hinaussingt in dem mächtigen Halleluja:

Lobet den Herrn mit Posaunenklang,
Lobt ihn mit Harfe und Zither!
Lobt ihn mit Pauken und Tänzen,
Lobt ihn mit Pauken und Flöten!
Lobt ihn mit den tönenden Becken,
Den laut, laut klingenden Becken!
Alles, was Atem hat, lobe den Herrn!
Halleluja!“

XV.

Er spielte ihr vor. Er phantasierte ein Präludium. Sie ließ sich mit dem Strom der Töne führen, wie sich ein losgerissenes Blatt mit dem Flusse gleiten läßt — ließ sich vom Gebraus der Töne ergreifen wie ein Vogel vom Winde, der durch den Wald zieht.

Sie saß dort — unbeweglich — durchgeist und durchglüht; sie fühlte sich so glücklich wie nur einmal früher in ihrem Leben, als die Mutter eines Abends spät von einem Konzert heimgekommen war und ihrem einzigen Kinde die halbe Nacht hindurch vorgespielt hatte, worauf sie es heftig küßte und mit ihm über das Leben und über den Tod und über die Musik sprach, die Leben und Tod ist.

Ach, die Mutter — Greti fühlte Tränen in den Augen; wie war sie so einsam!

Während der Meister spielte, schwebte ihr Blick im Raume umher; sie war nicht imstande, die Gedanken im Gehirne von der einen Ecke zur andern in bestimmter Reihenfolge zu bewegen — qualvoll und jubelnd, gleichgültig und gespannt arbeitete es in ihr.

Sie sah, wie in einem Nebel, durch das Schiff der Kirche hinab; verweilte bei den seltsamen Epitaphen der feuchtgrünen Mauern, die mit all ihrem Schnitzwerk und all ihrer bemalten Leinwand, mit allen Emblemen und Engeln, Gesichtern und Allegorien doch gar nichts sagten — so wenig wie die geschnitzte und vergoldete Altartafel etwas sagte. Nur das Bogenfenster in der Chorrundung glühte matt und fern mit seinen bemalten Scheiben, den gelben, den blauen, den lilafarbenen Scheiben — und es sprach zu ihr, wie der Wald und seine Blumen, wie der Himmel zu ihr über ihr eigenes Geheimnis gesprochen hatte, und dieses Geheimnis, das sie mit niemandem teilen konnte, das so süß und drückend, unmöglich, peinlich war — und von dem sie sich trotz alledem nicht trennen wollte! . . . Daß es doch keinen Menschen gab, keinen, zu dem sie . . . ja, denn die kleine Babli war doch kein richtiger Mensch, und Rahel selbst hatte es allzu schwierig, und dann war sie — vielleicht ein wenig zu massiv . . .

Und Tante Birger daheim? Nein! — Ein heftiger Unwille erfaßte Greti bei dem Gedanken an dieses müßige Weibsbild, dieses absolut selbstsüchtige Herumzupfen und Sichfestklammern an einen „Kummer", das jedes Verständnis, jede Teilnahme für die Sorgen andrer ausschloß, als ob nicht ein wirklicher tiefer Herzenskummer das Weib zur Seelsorgerin und barmherzigen Schwester der Weiber machte! . . . Nein, schon diese strömenden Tränen über der Myrte, welche Greti nicht ausstehen konnte — weil ihr dieses kleine immergrüne Memento von Tag zu Tag die Stunde näher brachte . . .

Ach, wie war sie doch so einsam — und hilflos!

Sah sie nicht — hier in der Kirche — Jungfer Marguerite Birger lebhaft vor sich, in vollem Brautstaate, mit Schleier und Kranz, diesem Kranze, der in seinem träumenden Grün so rührend fein und unschuldig ist, so lange Blätter, Zweige und Stämme als Ganzes zur Zierde in der Stube stehen; der jedoch log und lügt und die ganze Welt belügen wird von dem Augenblick an, wenn Blätter und Zweige zum „Kranze" geflochten werden — zum Opferkranze!

Greti rieb ihre kleinen Finger. Da saß ein Blutstropfen auf dem Finger, auf dem sich ihr Verlobungsring befand.

Er spielte ihr vor.

Er hatte sie beobachtet, während ihr Blick umherschwebte, hatte ihre Ergriffenheit gesehen, ihren Kummer, den sie verbarg, ihre Unruhe und Angst, die sich in ihren heftigen Blicken malten.

Und während er spielte, mit dem Rücken gegen Greti gekehrt, glitt ihr Gesicht mit seiner stummen Sprache vor die Augen des alten Meisters, und glitt hinein in sein eigenes Herz, das er längst für Zeit und Ewigkeit gepanzert wähnte.

Seine Rüstung hatte, unmerklich für ihn selbst, eine Öffnung bekommen . . . ein junges Blut war hineingeraten und hatte sich mit seinem eigenen Blut vermischt, das er nun jünger fühlte, als man ahnte, und er fügte hinzu: „jünger, als es erlaubt war!"

Denn er hatte vergessen wollen — und das war ihm auch lange Zeit gelungen.

Sein Körper hatte vielleicht mitgeholfen. Er wußte, daß dessen Kräfte im Schwinden begriffen waren, und die Erkenntnis davon hatte er auch bei all den verlockenden Illusionen nicht verloren, gegen die das Alter sich nicht immer wehrt.

Es war — das fühlte er — sowohl die baufällige Kirche wie die starke Orgel. Namentlich die baufällige Kirche, die der starken Orgel all die vielen kleinen Rücksichten auferlegte, und die eine große: die Enthaltung vom „vollen Spiel!"

Er spielte sich selbst vor.

Er glaubte es jedenfalls. Er hatte in diesem Augenblick das junge Mädchen hinter sich vergessen, mit ihrer Erregtheit und mit ihrem Kummer.

Er griff zurück in sein Leben — aber heute klang es bitter.

Jahraus, jahrein, in diesem engen, halbdunklen Gefängnis allein, stets allein, innerhalb dieser Mauern, die gesprengt werden könnten, wenn er nur in einem schwachen, leidenschaftlichen Augenblick dem Herzen „volles Spiel" gab . . . Aber dann stürzte das Ganze zusammen: Kunst, Seele, Orgel, und der Herr hatte ihn auf diesen Posten gesetzt, an die große Orgel, und er war der Diener des Herrn!

Weshalb — weshalb kam dieses Weibsvolk herein? — Weshalb gerade ein junges Weib — mit diesen warmen, brennenden Augen? —

Er hatte ja doch abgeschlossen, die große Buße gezahlt, gesühnt, was er zu sühnen hatte; Seelenqualen und Selbstvorwürfe, Anklage und Bitterkeit begraben, Erde daraufgeworfen, Musik darübergewölbt . . . aber, mein Gott, warum haben denn alle jungen reinen, guten Weiber dieselben warmen, tiefen, brennenden Augen?

Denn es gibt Millionen und Millionen von Männern, die in dem wirbelnden Wechsel der Geschlechter wie buntes Laub über die Erde hinstieben — Staub und Asche, noch während sie leben; und nur *ein* Weib: Eva, das Mutter-Mädchen, das aufrecht steht, mit erhobener Brust, gesenkten Armen, suchend, fragend in des Schöpfers Antlitz blickt.

Er spielte *ihr* vor.

Und Greti hörte es, und stand auf, und ging zum Orgelspieler hin, als sei dort ihr Platz — als sei sie immer schon dort gewesen.

Sie kannte keine Verlegenheit. Er sah von unten zu ihr hinauf, wie sie sich über das Notenblatt beugte, das er aufgeschlagen hatte: „Orpheus". Seine wehmütigen blauen Augen hatten einen feuchten Glanz — er summte . . . sie summte mit — er schien darüber nicht verwundert zu sein — nickte nur aufmunternd, indem er sagte: „Gluck ist doch der Meister, der den

Schmerz und die Klage ohne Bitterkeit und Zerrissenheit zum Ausdruck bringt."

Er summte:

J'ai perdu mon Euridice,
Rien n'égale mon malheur;

Greti fuhr fort:

Sort cruel! Quelle rigueur!
Je succombe à ma douleur

Und Meister Ollivier:

Euridice! Euridice!
Réponds moi — — —

Sie beugte sich nieder über seine Stirn. Sie wollte dankbar bewundernd ihre Lippen auf diese kluge, ruhige Stirn drücken; aber er machte eine Bewegung aufwärts, und ihre warmen Lippen glitten nieder auf seine Wange.

Es war, als berührten ihn die seidenweichen Ränder eines frisch entsprossenen Blattes . . . er umfaßte Gretis beide Hände, während seine Augen in die ihrigen hineinstrebten. Sie blickte in seine Augen und las darin Erstaunen, beinahe Erschrecken — und tiefe Freude.

Sie durfte nicht länger in diese Augen sehen, wandte den Kopf hinweg; aber dort in der Türöffnung, wo die durchlöcherte Gespensterdraperie im Zugwinde zur Seite schwebte, entdeckte sie Mutter Sidsels fahles Gesicht — stierend, hüstelnd lächelnd . . .

Mutter Sidsel, die sich stellte, als ob sie nichts sähe, und gerade dasjenige sah, was sie sehen wollte.

XVI.

„Rahels Volk," — sagte Meister Ollivier, den Ellbogen auf das glänzend weiße Tischtuch gestützt und ein Weinglas in der erhobenen Hand — „Rahels Stamm und Geschlecht sei dieses Glas Wein geweiht am Namenstage unsrer lieben Freundin! Ihr selbst können wir schwerlich mehr sagen als den Dank, den unser Wirt und Freund ihr bereits dargebracht hat — bekränzt von der innigen Ergebenheit der vielen guten und schlimmen Jahre.

„Wir sind vier Menschen, die sich heute über Rahels glänzend weißes Tischtuch beugen, das der Lenz mit seinem ersten Laub, seinen ersten Blumen geschmückt hat. Wir fühlen uns alle vier als Gäste auf der Erde, kaum wissend, wohin wir morgen unsern Fuß setzen werden. Wir befinden uns auf der Wanderung, wie es bei Rahels Volk immer noch der Fall ist.

„Was mich betrifft, so gehöre ich zu einer kleinen Schar innerhalb der großen, zu einer Glaubensgemeinschaft in der berühmten Nation, die meinem Geschlechte das Leben schwer zu leben und lieb zu verteidigen machte.

„Ich glaube, daß unser kleines armes Volk das große reiche Volk durchsäuert hat — unmerklich, aber stetig und sicher dessen Gewohnheiten berechnend, dessen Glaubensquellen vertiefend, dessen Hochmut schwächend.

„Schlecht müßte ich die Geschichte gelernt haben, wenn ich nicht fände, daß die wenigen die vielen erzogen haben, wie der Eine allein für die Menge lebte und unter ihr gelitten hat.

„So ist Rahels Volk! Der Sauerteig im Brote der Welt — das Salz in der Nahrung der Erde.

„Bei dem scharfen, leuchtenden Tag gesehen, hat Israels Volk unter Fehlern zu leiden, dem Gewichte von Staub und Sand unter den Sandalen von der Wüstenwanderung her.

„Der Gott, der die Schar anführte, war am Tage ein Sandwirbel.

„Aber in der Nacht, in der morgenländischen Nacht, die tief und warm und treu ist wie Rahels dunkle Augen — in der Nacht ging Jehova als Feuersäule voraus!"

Hier hielt der Organist einen Augenblick inne. Es war ein Lauschen um den kleinen, festlich gedeckten Tisch im Zimmer des „Herrn". Die beiden oberen Fenster standen gegen den alten Park hinaus offen, und gleichsam vom blauen Himmel selbst herab streckten die hohen Bäume grüßend ihre lichtblättrigen Zweige; der Duft des frischen Grüns drang herein, Vogelgeplauder mischte sich darunter. Greti sah aufgeräumt und glücklich von ihrem Teller auf; und Meister Ollivier sah von Greti hinüber zu Rahel und fuhr fort:

„Es gibt junge, feurige Augen, in deren Tiefe des Lebens Sehnsuchtsträume rein und stark funkeln wie der Stern, der nicht verlöschen will. Und es gibt ältere Augen, warme und weiche, mit der Tiefe des Kindes, dessen Blick über dem bunten Bilderbuche brütet, das die Lebensweisheit des Morgenlandes in der Form von Sagen birgt.

„Eine Erzählung vom ‚auserwählten Volke Gottes' ist Rahels Leben, wie jedes Leben ihrer Stammverwandten.

„Hier, in der verfallenden Burg des Mittelalters, kommt sie uns vor wie das große, schwesterlich-mütterliche Kind, das uns alle in ihr Herz aufnimmt!"

Er erhob sich, schwenkte Rahel sein Glas entgegen, verbeugte sich zierlich und sagte:

„A votre santé, Rahel!"

Rahel trank mit Mühe einen Schluck von dem herrlichen alten Wein, den die kleine Babli zufällig in einem der alten Keller gefunden hatte.

Sie war zu bewegt — ihr Busen hob und senkte sich, sie suchte des Gutsherrn Blick, und der war heute müde — müde — aber von einem matten, milden Lächeln erhellt, das auf dem Wege nach einer weiten Ferne, nach etwas Freundlichem und Lichtem zu sein schien, und das entlockte seiner Freundin Tränen.

Rahels Hand zitterte, als sie ihr Glas dem Pokal des Gutsherrn näherte; Kristall stieß gegen Kristall, das Erbstück des Gutsherrn war das schwächere; es fiel in Scherben auf den Tisch nieder, und der Wein färbte das Tuch und die lichtgrünen Blätter, die die Teller umkränzten.

„Das war ein Omen!" sagte der Organist.

„Das bedeutet Glück!" sagte Greti gedämpft.

„Das bedeutet Abschluß!" sagte der Gutsherr und versuchte sein altes Lachen — „Abmarschieren, rechts 'rum!

Heute mein Glas in Scherben,
Morgen im Grabe sterben!

„Nein, nein; um Gottes willen!“ rief Mamsell Pfefferkorn und lachte und weinte zugleich.

Babli schüttete Salz auf den Weinfleck, fegte die Scherben mit der Serviette weg — und lachte:

„Das bedeutet nur, daß ich das Tuch heute abend wasche und morgen trocknen werde!“

Alle gaben sich Mühe, um traurige Gedanken von Rahels kleinem Feste fernzuhalten. Ihr selbst fiel es jedoch schwer, ihre Besorgnis zu verbergen. Wenn es der Gutsherr nicht merkte, beobachtete sie ängstlich den Ausdruck seines Gesichtes, auf dem Totenblässe mit hastigem Glühen wechselte.

Vor Gretis Blick glitt dies alles vorbei wie etwas Fernes. So oft sie es unauffällig tun konnte, sandte sie Meister Ollivier einen Blick zu, richtete sie ein Wort an ihn, ließ sie eine Schüssel, eine Schale zu ihm hinübergehen . . .

Er neigte den Kopf mit oftmaligem leisem Dank. Ausdruck und Farbe seines Gesichtes erfüllten Greti mit der größten Freude. So hatte sie ihn nie gesehen — sich ihn nicht einmal gedacht.

Er leitete das Gespräch gleichsam an unsichtbaren Fäden, scherzte über die gewöhnlichsten Sachen, die dadurch ein neues Leben bekamen, erzählte, sehr häufig mit der Pointe in französischer Sprache und leicht hingeworfen, Anekdoten, die sich um Situationen oder Personen drehten und durch einen Namen oder den Klang einer Betonung etwas so seltsam Altmodisches erhielten, mit einem Duft wie von alten Gärten, beschnittenen Ligusterhecken, frisierten, mit Lavendel und Goldlack eingefaßten Grasrabatten.

Und Greti empfand eine junge, immer stärker hervorbrechende Freude, die aus der Tiefe ihres warmen Herzens emporstieg und auf ihren Wangen, in ihren Augen zutage trat. Rahel sah sie an, die kleine Babli sah sie an, und es war, als ob beide sagten: „Nein, ist sie heute hübsch!“

Sie selbst aber saß da und blickte zu den offen stehenden Fenstern hinauf, zum blauen Himmel, der eine Bernsteinfärbung anzunehmen begann; zu den lichten, leicht zitternden Blättern, die die alten Bäume im Parke durch das Fenster hereinstreckten, gleichsam dies kleine Fest begrüßend und segnend — dies seltene; vielleicht das letzte Fest in der verfallenen Burg.

Der Kaffee wurde herumgereicht. Babli mußte aus einer Spülschale trinken. Es waren nicht genug Tassen da.

Dann entstand eine Pause.

Greti wurde plötzlich kühn, richtete ihre feurigen Augen auf Meister Ollivier und sagte:

„Nun werden Sie uns etwas vorspielen — nicht wahr?“

„Unmöglich heut abend,“ sagte er lächelnd und zeigte auf sein Handgelenk. „Ich bin ein Opfer des Frühjahrs geworden. Eine besonders bösartige Mücke oder Bremse hat mich heute nacht gestochen . . . wollen Sie sehen, wie angeschwollen ich bin?“

Der Gutsherr hatte hinterlistig und verstohlen Rahels Glas gefüllt und geleert. Rahel schalt ihn aus, er durfte keinen Wein trinken, — denn dies

konnte die gefährlichsten Folgen haben, — was, sagte Meister Aldubrand nicht, der alte Feldscher und Schnapsbruder aus der Zeit des Krieges, der die ganze Gegend schröpfte und ihr zu Ader ließ.

Der Gutsherr wurde grämlich wie ein Kind, begann hierauf mit den Augen zu blinzeln und sagte: „Man war doch einmal ein ordentliches Stück Mensch, so eine vorhistorische Figur aus den Tagen vor dem Sündenfalle und der Gebrechlichkeit . . . Erinnerst du dich noch, Rahel, wir hatten an jedem schönen Sommertage eine Flasche alten Beaune zu unsrem Mittagessen, und dann spielten wir oben im Hochwald ‚Adam und Eva' zusammen?"

Rahel wurde rot, hielt ihm ihre Hand vor den Mund und rief:

„Bist du doch verrückt, Mann! Die Kinder!"

Die kleine Babli lachte aus vollem Halse.

Greti verstand nicht, um was es sich handelte, hörte überhaupt nur zu, wenn Meister Ollivier sprach. Sie blickte beharrlich nur auf ihn.

Rahel sagte:

„Spielen Sie uns was vor, Herr Ollivier! Wir müssen nun rasch den Herrn ins Bett bringen — er wird zu jugendlich!" Und für sich selbst flüsterte sie: „Nebbich, nebbich, der Arme — er wird mir noch unter den Händen sterben!" —

Meister Ollivier hatte Greti still betrachtet. Er nickte vor sich hin — zog ein kleines zusammengelegtes Paket Papier aus seiner Rocktasche hervor und breitete die Bogen auf dem Tische aus, während er sein Glas aus der Wasserflasche vollschenkte.

Hierauf sagte er mit seiner weichen, verschleierten Stimme:

„Spielen kann ich, wie gesagt, nicht. Aber ich kann etwas vorlesen. Ich hatte gedacht, unsrem hübschen kleinen Feste heut abend einen Abschluß zu geben, indem ich die Aufmerksamkeit der Gesellschaft in Beschlag nehme — nur für ganz kurze Zeit. Ich will unsern lieben Freund nicht ermüden; er forderte mich übrigens selbst heraus durch seine scherzhafte Jugenderinnerung. Ich habe längst eine Tondichtung begonnen, die sich beileibe nicht erdreistet, etwa des alten Meisters Haydn ewig junge „Schöpfung" zu erneuern; aber da ich wahrscheinlich lange schon tot sein werde, ehe mein Tonwerk ins Leben hinaustritt, so schreibe ich in meinen freien Stunden eine Art Bericht über das, was mir vorgeschwebt hat, den Gedankengang, der in meiner Orgelkomposition zu Worte kommen sollte, und es ist diese alttestamentliche Vision, die ich heute abend hier lesen will, bevor wir uns trennen."

Er trank einen Schluck Wasser und ordnete die Papiere, zierlich und sorgfältig wie immer. Greti war im Vorhinein seltsam bewegt, was hatte die schöne breite Stirn in sich geborgen — über welchen Linien hatten die blauen Augen geruht — was wird der Meister wohl vorlesen — er, den sie sich nur musizierend dachte!

Sie spähte verstohlen. Auf dem Umschlag stand mit feiner kleiner Schrift: „Als die Welt im Werden war."

Er wendete das Blatt um und las: „Genesis."

XVII.

. . . Der Lobgesang der Engel verstummte.

Cherubim, Seraphim, aller Heerscharen Heere schwiegen ganz plötzlich.

Gott, der Herr, hatte seine Hand erhoben und gebot Stille.

Er saß auf seinem himmlischen Throne; der Ausdruck seines leuchtenden, undurchdringlichen Angesichtes trug ein Lächeln zur Schau, wie wenn ein Sonnenblick über den wolkenhohen Berg dahingleitet.

Rings um ihn her war der Lobgesang der Engel erklungen zur Ehre des Schöpfers.

Zu seinen Füßen lag die Erde, die er kürzlich erschaffen hatte.

Dampfend von der ersten Feuchtigkeit des Morgens, eben hervorgegangen aus dem Nachtdunkel des großen Nichts, lag das Werk vollendet und vollkommen vor des Schöpfers Augen.

Es war einer der Augenblicke, die in ungezählten und ungedachten Jahrtausenden nie wieder zurückkehren.

Und das Ganze erschien dem Herrn so neu, so frisch, daß er mit Wohlgefallen auf alles sah, was er gemacht hatte: und siehe, es war gut.

Er winkte den nächsten seiner dienenden Geister zu sich, den Engel, dessen Blick so rein, so stark und so unbestechlich ist wie der eines klugen Kindes.

„Hörst du einen Laut von drunten, Rafael?" fragte der Herr, der eine Weile aufmerksam gehorcht hatte.

„Ich höre das fröhliche Gesumme von Insekten, das freudige Gezwitscher von Vögeln, das geschäftige Treiben aller Tiere, die zum Leben des Tages erwacht sind," antwortete der Erzengel.

Wieder horchte der Herr, und es war, als zöge eine Wolke an seiner Stirne vorüber.

„Rafael, laß die Engel mir ihren Lobgesang singen."

Der Chor des Lobgesanges begann aufs neue. Und die ganze Halle des Himmels erbebte.

„Still!" unterbrach der Herr . . . „Nun muß es meine Erde doch gelernt haben!" —

Und der Herr horchte, all die Engel horchten . . . dasselbe Gesumm von Insekten, dasselbe Gezwitscher der Vögel, das große geschäftige Treiben der Tiere auf der Wiese und im Walde, zwischen den Bergen und längs der Seen und Flüsse — aber kein Echo des Lobgesanges, den die Engel vor dem Herrn angestimmt, und den er nun am sechsten Tage durch des Himmels Halle hatte erklingen gehört, klar und schön, aber einförmig.

Der Herr neigte das Haupt und versank in Gedanken.

So stark waren diese Gedanken, daß der Diener, der ihm zunächst stand, sie unterscheiden konnte; und der Herr wandte seine großen, allschauenden Augen gegen Rafael und sagte:

„Haben wir wirklich alles vollkommen gemacht? Diese Kreaturen erkennen ja doch nur die Freude an ihrem eigenen Leben, dem irdischen und begrenzten, aber der Dank und Preis, den sie ihrem himmlischen Schöpfer und Erhalter darbringen sollten, erreicht meine Ohren nur wie ein unklares Summen; er

teilt sich meinem Sinne nicht mit und schenkt mir am Ruhetage nach meiner Arbeit nicht das Entzücken, das ich erwartet hatte!"

Rafael schlug seine Augen nieder. Als er sie wieder erhob, war eine geraume Zeit dahingegangen; des Herrn Blick ruhte auf ihm.

„Herr!" sagte Rafael, „Du hast diese deine Kreaturen nicht nach unsrem, deiner Diener, Bilde erschaffen, und noch weniger nach dem deinen."

„Nein!" sagte der Herr.

„Dann kannst du auch nichts Besseres erwarten!" antwortete der Erzengel ehrerbietig.

Nun legte der Herr seine Hand fest auf den Arm seines Dieners:

„Aber ich will, daß diese schöne Erde ihren Mund öffne und mich lobpreise; ich will, daß mir aus ihrem Herzen ein Jubel entgegenströme, fühlbar und hörbar für mein eigenes Herz, ein Lobgesang, gebunden an die Erde und irdisches Begehren und doch der Engel himmlische Wonne aussprechend — der Engel, die erhaben sind über der Erde Gewimmel, so hoch wie ich selbst erhaben bin über die Heerscharen der Engel. Dies will ich, und eher werde ich nicht ruhen!" sprach der Herr.

Und Rafael heftete seinen reinen, klugen Blick auf den Allmächtigen und antwortete:

„So müssen wir den dunkeln Engel herbeirufen, ihn, der nicht kommt, wenn er nicht gerufen wird."

„Laß ihm den Vortritt!" gebot der Herr.

„Vom Himmel ist er hinabgestoßen, o Herr," sagte der Erzengel gedämpft.

„Wir wollen mit ihm auf der Erde zusammentreffen!" lautete des Allmächtigen Antwort.

Und der Herr und sein Diener stiegen zusammen auf die Erde nieder.

Der dunkle Engel stand im Schatten eines Riesenbaumes und betrachtete aufmerksam das wimmelnde Leben der Erde.

Luzifer hieß er, und er war schön zu schauen, groß und strahlend und klar wie die andern Engel.

Aber noch leuchtender; denn wie er dort im Schatten stand, ging von der Glut in seinem Innern ein so starker Schein aus, daß er den geringsten Gegenständen in seiner Nähe doppeltes Leben gab, eine schonungslos schneidende Klarheit, die seine tiefen, dunkeln Augen bewachten.

Es war dieser Augen bodenlose Farbe, der er den Namen „der dunkle Engel" verdankte, unter all den lichten, den nicht hinabgestoßenen.

Er verbeugte sich vor dem Herrn, ohne den Diener einer Aufmerksamkeit zu würdigen, und sagte:

„Ihr habt mich rufen lassen, Herr! Ich bewunderte eben Euer Werk!"

„Es ist nicht vollkommen und du bewunderst es nicht. Ich seh es deinen Augen an!" sagte der Herr.

„Ihr irrt Euch, Herr! Ich hätte niemals solches hervorbringen können," sagte der dunkle Engel.

„Nein!“ antwortete der Herr, „denn dir fehlt die Freude des Hervorbringens. Nur die Mängel des Werkes kannst du erkennen, wenn es fertig ist. Aber was ich hervorgebracht habe, ist nicht vollkommen, denn ich horche vergebens auf den deutlichen Dank der Schöpfung für eine so stolze Gabe!“

Über die hübschen Züge des dunklen Engels glitt ein Lächeln.

„Ich hatte, wenn ich aufrichtig sein soll, dem Allmächtigen eine erhabenere Gleichgültigkeit zugetraut,“ sagte Luzifer. „Aber jetzt ist es auch eine Unendlichkeit an Zeit, seit ihr mich gekränkt aus Eurer Nähe entferntet. Wir haben uns möglicherweise beide ein wenig verändert. Das eine weiß ich nur, daß, wenn ich eine solche Arbeit gemacht hätte, und in verhältnismäßig so kurzer Zeit, so würde ich auch ruhig im Schatten ausruhen, ohne darauf zu achten, ob das Gebrüll eines Ochsen, der Schrei eines Kakadus oder das Geflüster einer Binse mir Dank sage oder nicht!“ — —

Da sprach der Allmächtige:

„Das Dunkel deiner Augen ist bodenlos, Luzifer, aber ich durchschaue sie. Du weißt sehr gut, was ich vermisse, und daß dies nicht in einem Gebrüll, einem Schrei, einem Geflüster gesucht werden kann. Engel habe ich rings um mich her in meiner Nähe, und du warst mir einmal der liebsten einer. Aber du entferntest dich von mir, und nicht umgekehrt.

„Ich vermisse auf dieser Erde ein Wesen, das in das herzliche Verhältnis eines Sehnens zu mir treten kann — nicht indem es mir blind dient oder sklavisch dankt, sondern mir in Worten und Handlungen die Freude zurückbringt, die in mir wohnte, als ich mein Werk ausdachte und ausführte.

„Meine dienenden Geister sind bei mir daheim, sie dienen mir im Geiste, und sie kann ich nicht auf die Erde senden. Du hingegen und deinesgleichen, ihr steht meiner Erde näher, und wie meine Bestrebungen dahin gerichtet sein sollen, dich so fern als möglich von meinem Werke zu halten, so will ich jetzt doch von deiner Klugheit und Macht Gebrauch machen, um das Werk zu vollenden!“

Und in des Allmächtigen Augen leuchtete eine solch unwiderstehliche Kraft und Gewalt des Willens, daß Luzifer mit der Hand seinen Blick beschattete, den Finger über die Lippen legte und in Nachsinnen versank.

Dann sagte er:

„Es muß etwas erschaffen werden, mitten unter den Kreaturen, ganz unter der Aufsicht und Hoheit der Vorsehung, fern von den Engeln, doch ein wenig nach ihrem Ebenbilde — — und ein ganz klein wenig nach meiner Seite hin.“ . . .

„Die letzte Bedingung wird nicht zugestanden!“ lautete das Wort des Herrn.

„Ein Zugeständnis muß ich haben, wenn ich dem Schöpfer helfen soll,“ fügte Luzifer kurz hinzu.

„Zugestanden also! Und was sollen wir dann zusammen erschaffen?“ fragte der Herr.

„Den Menschen!“ antwortete Luzifer.

„Beginnt Ihr, Herr!“ — sagte Luzifer. „Ich folge nach und verbessere die etwaigen Mängel.“

Und der Herr blickte auf eine hohe schlanke Zeder, die dort stand, mit den Wurzeln in der Erde, die Arme frei in die frische Brise erhoben. Und vom Baume hinweg sah der Herr auf seinen Diener, den lichten Engel, der in einiger Entfernung von ihm stand, schön und fest und ehrerbietig.

Und der Herr sprach, von dem Anblicke erfreut:

„Ich will in einem erschaffen, was mir als geteilt vorschwebt: ein Bild, von der Kraft der Erde ausgegangen, nach dem Ebenbilde meines Dieners, des lichten Engels.“ . . .

„Vergeßt nicht meinen Part, o Herr!“ fügte Luzifer leise hinzu . . .

Aber der Herr tat, als überhörte er es; und er bildete und schuf aus der Kraft der Erde ein Bild und formte es wie einen Mann und blies ihm des Lebens Hauch ein durch sein Nasenloch.

Und die Engel begannen einen Lobgesang anzustimmen.

Der Herr winkte rasch, und sie schwiegen.

„Nun?“ sagte der Allmächtige und blickte auf Luzifer . . .

„Nun,“ antwortete Luzifer und blickte auf den Herrn und sein Geschöpf . . .

Da stand der Mensch, der Mann, hoch und schlank wie eine Zeder, breit über der Brust, schlank über den Lenden, rund und fest, stark und groß . . . aber die Füße waren wie festgewachsen in der Erde, und der Kopf sah seitwärts, immer seitwärts, als ob die Augen etwas suchten . . .

„Er sieht nicht auf uns!“ sagte der Allmächtige, gleichsam enttäuscht.

Luzifer schwieg.

Eine Weile darauf sprach der Herr:

„Der Mensch, der Mann da ist sehr schön zu schauen. Aber von einem Lobgesang kann ich nichts hören. Vermagst Du es, Luzifer?“

„Ich höre nur Eure eigenen Gedanken, Herr!“ sagte Luzifer. „Soll ich ihnen Worte geben?“

Der Allmächtige nickte.

„Ihr denkt: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; lasset ihm uns eine Gehilfin machen, die um ihn sei!“ sagte Luzifer.

Des Herrn große, durchschauende Augen ruhten auf Luzifer; dann trat er auf den Mann zu, legte die Spitze seiner Finger sachte auf dessen Schultern, und der Mann sank dadurch in die Knie, und der Herr sprach zu dem Ersterschaffenen:

„Du sollst Adam heißen, derjenige, der zuerst aus der Erde erschaffen wurde; und wir wollen dir eine Begleiterin geben, und sie soll Eva heißen — diejenige, die nachfolgt; und ihr sollt sein wie ein Paar, und doch jedes für sich; und ihr sollet euch die Erde untertan machen, deren Vieh und Vögel, deren Frucht und alles, was ihrer ist.

„Aber ihr sollet meine Kinder sein — und ihr sollt mir Lob singen, urem Herrn und Schöpfer.“

Luzifer nickte.

Da sah der Herr eine junge, lichte, neugierige Antilopenziege, die eben oberhalb der Stelle stehen geblieben war, wo der Mann auf den Knien lag.

Und sie, die schöne, lichte Antilope hatte fragende Augen, weiche und demütige Augen, weiche und geschmeidige Bewegungen.

Und der Herr bannte sie mit seinem Blicke fest und sagte rasch zu Luzifer: „Bring den Mann dort in Schlummer; ich will ihm eine Eva erschaffen aus ihm selbst, ein Ebenbild dieser schönen Antilope, und doch Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. Und er wird sie lieben als sein eigen, und sie werden danken und mich preisen!"

Luzifer nickte und brachte den Mann in Schlummer.

Der Herr ergriff den Mann, bog eine Rippe aus seiner Brust heraus, hielt sie gegen Sonne und Wind, blies auf ihr träufelndes Blut, bis es gerann.

Und der Herr bildete und formte, während des Himmels Sonne das Bild küßte, und der Erde Brise es umwehte, und die Vögel ihre kleinen, sinnlosen fröhlichen Gesänge ringsherum zwitscherten . . .

Und siehe: da stand Eva, weiß und weich und rund und schlank, leuchtend unter dem Laube, schmächtig um die Schultern, in zwei sich wiegenden Wogen, mit geteilter Brust, gewölbten Hüften, kindlichen Knien, kleinen Füßen, wie um damit über das Feld zu tanzen, mit schmalen Händen, wie um damit unter die Blumen zu greifen; und eine Flut von goldbraunem Haar ergoß sich vom Scheitel und Nacken längs des Rückens und der Lenden hinab.

Die Engel begannen einen Lobgesang.

„Haltet ein!" winkte der Herr.

Und Luzifer beobachtete, wie der Allmächtige sich über Eva beugte und, indem er ihr des Lebens Hauch einblies, ihre Lippen die seinigen berührten.

„Dies ist sehr schön zu schauen!" sagte der Herr; und er wandte sich zu Adam und wollte eben die Stelle schließen, von der die Rippe genommen war, um den Mann zu wecken, damit er sehen und sich freuen könne.

Da streckte Luzifer die Hand vor, hinderte den Herrn in seinem Werke und sagte:

„Schließt nicht, Ihr habt viel von ihm genommen, wir müssen ihm wieder etwas geben."

„Ist es notwendig?" fragte der Herr zögernd.

„Wenn er sie lieben soll — ja! Und wenn er euch dafür soll Lob singen können — ja!" antwortete Luzifer und beschattete seinen Blick.

Da spie Luzifer, und noch einmal auf den Staub der Erde, und er bildete einen Erdenkloß daraus, und mit diesem füllte er die Stelle, von der die Rippe genommen war.

Hierauf schlossen der Herr und Luzifer zusammen die große Wunde, und es blieb kein Merkmal zurück, von wo Eva genommen war.

Und sie nahmen den Schlummer von des Mannes Augen und von seinen Sinnen.

Und seine Augen und seine Sinne öffneten sich, und er erhob sich in seiner Schlankheit, als ob ihm nichts widerfahren sei.

Zuerst sah er gerade vor sich hin; aber weder der Herr noch seine Engel, noch Luzifer schienen Adams Blick teilhaftig zu werden.

Dann sah er zur Seite, und seine großen, hirschähnlichen Augen wurden noch einmal so groß, und er zog die Füße an sich mit einem Ruck, als wollte er die Erde aufreißen, und er machte einen Schritt vorwärts auf Eva zu, und stand still, starrend.

Sie hatte die Hände über der Mitte gefaltet, sah nicht auf ihn, nicht auf die andern, sah nichts, aber lächelte, schwer wie im Schlafe.

„Er sieht uns nicht, und sie sieht ihn nicht! Was ist es mit meinem Lobgesang?“ fragte der Herr nun Luzifer.

Und des Allmächtigen Stimme erklang streng und verweisend: „Soll ich's bereuen, daß ich dich wieder zu mir rief und deine Hilfe in Anspruch nahm? Siehe, was deine Hilfe gefruchtet hat! Die beiden da sind wie die andern unvernünftigen Wesen!“

„Erzürnet Euch nicht, Herr, sondern habet Geduld — eines mangelt noch bei Eva!“

„Soll sie auch einen Erdenkloß bekommen?“ sprach der Herr, und eine Wolke verschleierte seine Stimme.

Die Engel schlugen ihre Augen nieder. Und über der Erde summte es, und die Sonne brannte, und ein Gewitter begann sich zu sammeln. Luzifer erinnerte sich dessen noch seit dem letzten Male, als der Blitz ihn vom Himmel stieß.

Aber er streckte ruhig seinen linken Arm vor, ergriff mit der rechten Hand einen scharfen Dorn, ritzte auf seinem Arm die Haut auf, erhob den Arm über Evas Haupt und sagte:

„Sieh empor!“

Sie erhob ihre Augen — die weichen und demütigen Augen, und strich mit geschmeidigen Bewegungen die wogende Flut des Haares vom Scheitel zurück.

Da fiel ein einziger Tropfen von Luzifers Blute nieder und traf ihren Augenwinkel, und ein Zittern durchfuhr ihren Körper, ihr Blick wurde groß und leuchtend — ein Lächeln verbreitete sich über Wangen, Lippen und Kinn, wie wenn die Sonne sich eben aus dem Meere erhebt und ihren ersten suchenden Strahl an die schlanke Zeder des Ufers heftet . . .

Sie sah sie nun alle, den Herrn, Luzifer, die Engel — aber ihr Blick blieb an Adam haften.

Er bekam ihr erstes Lächeln.

Und als sie dessen Wirkung sah, entfloh sie, lächelnd und doch scheu wie eine Antilope — mit einem Sprung über den hohen Felsen, fort, dem Walde zu, eilig und leuchtend, mit ausgebreitetem Haar, gleich Flügeln, die da winkten.

Adam — wie ein Hirsch — mit einem Satze — mit einem Ausruf hinterdrein — — — — — — — — — — — — — —

Und dann hörte man ein Geräusch von Stimmen, die rollten, von Zweigen, die knackten, von Bach und Flut, die plätscherten . . . und das Dickicht der Bäume schloß sich hinter den beiden.

Nun sangen die Engel. Nein, sie jubelten — drängten sich in Scharen vor, wollten die Flüchtlinge verfolgen . . .

Aber der Herr rief sie mit einem königlichen Lächeln zurück.

Er wandte sich zu Luzifer.

„Hörtest du? — er rief! Und sahst du's? — sie lächelte! Und weißt du, was das Lächeln sagte?" fragte der Herr, und sein Antlitz ward heiter; er glich seinem eigenen Sommertage.

Luzifer lächelte; und sein Lächeln war spöttisch:

„Dein Lobgesang ertönte noch nicht — und wir müssen wohl noch eine Weile darauf warten! Aber bevor er ertönt, Herr, will ich mich entfernen, um in Sicherheit zu sein," sagte Luzifer; und seine schönen Lippen spitzten sich, und sein dunkler Blick flammte.

„Geh!" sagte der Allmächtige ruhig. „Zieh in Frieden dahin, woher du kamest. Dies soll unser Geschenk sein für die Hilfe, die du geleistet, daß wir dich in Frieden von uns ziehen lassen. Denn auf Böses sannest du, und Böses willst du anstiften, solange meine schöne Erde besteht. Glaube nicht, daß dein Anschlag unserm Blick entging. Wir lassen alles geschehen. Du bist uns lieb an diesem großen Tage, wie du uns lieb warest in der Dämmerung der Zeiten. Du wirst uns nie gleichgültig werden — dazu ist deine Klugheit zu groß, deine Macht in vielem zugleich unsrer eigenen. Aber du bist durchschaut, so bodenlos auch dein Blick zu sein scheint. Unsern Blick und unsre Gedanken sahst du niemals von Beginn an, und du wirst sie niemals enden sehen!"

So sprach der Herr.

Luzifer aber verneigte sich, näherte sich dann, richtete sich auf, und sagte gedämpft, eindringlich:

„Keinen Dank geb ich dir zurück.

„Ich weiß, daß du mich und die Meinigen brauchen wirst. Sonst hätte deine Gewalt mich längst zerschmettert.

„Deinen Dienern dort, die mir so überflüssig erscheinen, denen kannst du deinen Frieden geben.

„Es ist ein magerer Lohn; aber er scheint ihnen vollauf zu genügen.

„Du nahmst beim letzten großen Werden der Schöpfung meine Hilfe in Anspruch. Aber dadurch teiltest du die Erde zwischen uns. Ich werde auf meinen Part zu sehen wissen.

„Ungerufen komme ich niemals; ruft man mich aber, dann verlange ich meinen Lohn.

„Dies ist ehrliches Spiel. Frag deine törichten Diener, die mich falsch nennen!

„Sie werden sich auch einmal bezahlt machen — wie du, o Herr, dich für dein schönes Werk bezahlt machtest, als du dein Kind küßtest.

„Nichts entgeht mir — so wenig wie dir. Du bist der Größere; ich aber komme gleich nach dir.

„Und zwischen dir und mir liegt die Erde, die mir gleichgültig ist, und die Menschen, denen ich mein ganzes Denken und Handeln widmen will.

„In ihnen begegnen wir uns — dort ist das Kampfgebiet, Herr!

„Und nun will ich dir dieses sagen — laß es denn auch nicht ungesagt heißen:

„Deinen Lobgesang von den Menschen der Erde — den magst du genießen!

„Und er wird deinen Ohren angenehm sein, wie dieser lebhafte Frühlingshauch deinen Nasenlöchern, aus denen des Mannes und des Weibes Leben hervorging — das glückliche Zusammentreffen! Er wird deine Seele erfreuen, wie der Glanz dieses Sommertages, an dem du dich selbst groß und mächtig, fröhlich und gerecht fühlst.

„Dann kommt der scharfe Erdgeruch des Herbstes, die verwelkte Schönheit des bunten Laubes . . . mein Geruch, meine Schönheit!

„Auch dies ist ein Lobgesang . . . des Weibes Schrei in Kindesnot, des Mannes Ruf um Hilfe gegenüber den wilden reißenden Tieren — der Männer Gebrüll, wenn ein Mann den andern fällt im Kampfe um das Weib — der Weiber Geschrei, wenn Weiber einander hassen und verfolgen . . . der Kinder Stimme gegen Eltern — der Eltern Verwünschungen über Kinder . . . das ganze, strenge, haßerfüllte, stöhnende, röchelnde Lied vom Brot, dem harten und der Brunst, der süßen, und der Not, der bitteren, und dem Winter — ja dem Winter, dem öden — öden — öden! — — —

„Das ist auch ein Lobgesang des Menschen — nicht für mich, sondern für dich, den Schöpfer, den Erhalter, den Vater, den Herrn!“ . . . — — —

Und ein Sausen erklang. Es war Luzifer, der bei diesen letzten Worten seine großen, dunklen Flügel erhoben hatte, die weit über die Erde hin Schatten warfen — dort, wo der verstoßene Engel flog, fürchtend den Zorn des Herrn.

„Laßt uns ihn ergreifen — den frechen Spötter!“ riefen des Himmels Heerscharen, Rafael an der Spitze.

„Wir gaben ihm freies Geleite. Lasset ihn in Frieden ziehen!“ sagte Gott, der Herr.

Und ruhig, unerforschlich sah sein Blick gegen den Wald, der sich hinter seinen Kindern geschlossen hatte.

(Schluß folgt.)

Die Alexanderschlacht in der Casa del Fauno zu Pompeji.

Von

Friedrich Adler.

I.

Die Casa del Fauno — jetzt so benannt nach der herrlichen Erzstatuette des fröhlich tanzenden Faunes — hieß ursprünglich Casa di Goethe. Man hatte sie unserm Dichterheros zu Ehren so getauft, als sein Sohn August bei dem Besuche Pompejis Zeuge gewesen war von den seltenen Funden, die das noch nicht lange angegrabene Haus geliefert hatte und fortdauernd lieferte. Mündlich darüber zu berichten, versagte ihm das Schicksal; er starb in Rom im August 1831, und wenige Wochen später, am 24. Oktober, trat in der Casa di Goethe die Alexanderschlacht als Mosaik an das Tageslicht. Niemand in Deutschland wurde davon so freudig und doch so wehmütig berührt als der tiefgebeugte geistige Eigentümer jenes antiken Privathauses, das solche Schätze barg. Seinen innigen Wunsch, das neue Kunstwerk näher kennen zu lernen, erfüllte Professor Zahn, indem er eine eigenhändig angefertigte farbige Zeichnung nebst Beschreibung nach Weimar sandte. Großes hatte der Kenner griechischer Kunst erhofft, aber was er sah, übertraf so sehr jede Erwartung, daß er dankbar bewegt dem Spender antwortete (am 10. März 1832) und seinen Brief mit den Worten schloß: „Mit- und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst zu kommentieren, und wir genötigt sein, nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung immer wieder zur einfachen reinen Bewunderung zurückzukehren.“ Es war einer seiner letzten Briefe; zwölf Tage später, am 22. März, schloß der Dichtergreis — fast 83 Jahre alt — die Augen.

Seit jenem Briefe haben Künstler, Gelehrte und Kunstkenner aller Kulturvölker miteinander gewetteifert, das Mosaikbild nach Form wie Inhalt immer genauer zu würdigen. Man hat seine Höhe gepriesen, man ist in die Tiefe gedrungen; aber auch Wunderliches, Verfehltes, ja Absurdes trat zutage. Außer der richtigen Beziehung auf die Schlacht von Issos verzeichnet Heyde-

mann noch siebenzehn andre Deutungen, darunter die Schlachten von Marathon und Plataeae, eine Keltenschlacht, eine Karthagerschlacht, selbst der Kampf zwischen Achill und Hector sowie der Tod des Sarpedon fehlen darin nicht, und der Sammler schließt treffend: Vivat sequens.

Jetzt herrscht bei den berufenen Sachkennern Übereinstimmung; wie aus der Handlung und den Personen, der Tracht und Bewaffnung bis in die Einzelheiten hinein hervorgeht, ist die Schlacht von Issos im November 333 dargestellt. Ihre Entscheidung fiel — wie sicher feststeht — durch den ungestümen persönlichen Angriff Alexanders an der Spitze seiner Ritter und Schildträger gegen das persische Zentrum, wo Dareios auf seinem Wagen sich befand, umgeben — wie immer im Felde — von der auserlesenen Reiterschar seiner Verwandten. Diesen historischen Moment, wo der mazedonische Fürst durch den unwiderstehlichen Stoß seiner Lanzenreiter bis in die Nähe des Großkönigs gelangte, hat der Maler dargestellt, und keinen bessern hätte er wählen können, um aus dem Chaos der wogenden Massen die auf wenige Personen beschränkte Hauptgruppe, an der die Entscheidung hing, vollkommen deutlich vor das Auge zu stellen. Den Mittelpunkt der Komposition bildet ein zum Tode getroffener Perserfürst, und in fast gleichem Abstande von ihm ragen die beiden Monarchen, der des Westens und der des Ostens, aus der flutenden und sie umdrängenden Menge empor, darin ein Grundgesetz der griechischen Plastik, das der Responsion, in der Malerei wiederholend.

Links Alexander an der Spitze seiner Ritter vorwärts stürmend. Der Helm ist ihm entfallen, die Haare flattern im Winde, aber strenger Ernst erfüllt seine Züge; dazu die feste Haltung, die Kraft, mit der er die Sarissa führt, alles verkörpert die Tatkraft eines Heldenjünglings, der da weiß, daß ihm neben dem Siegeskranze noch eine Weltherrschaft winkt. Rechts dagegen Dareios auf seinem hohen Wagen, nicht den Gegner bekämpfend, sondern bereits vor ihm weichend. Denn der Würfel ist soeben gefallen. Angesichts des Ansturmes hat der Herrscher den Rückzug befohlen, und sein Wagenlenker ist dem Befehle blindlings gefolgt. Mit kurzer Wendung hat er das feurige Viergespann herumgeworfen: die Flucht soll beginnen. Da tritt gleich einem jäh herniederfahrenden Blitzstrahle das Ereignis ein, das den König wie mit magischen Banden so umschließt, fesselt, lähmt, daß er alles vergißt: die hohe Würde, die Herrscherpflicht, selbst die Lebensgefahr, in der er schwebt. Dieses Ereignis ist der Kern des Bildes, aus ihm erwuchs die Kunstidee.

An der Person des Königs hing das Reich, aber seine Rettung durch eilige Flucht war jetzt nur noch möglich, wenn Alexanders Ansturm für eine kurze Frist, für wenige Minuten aufgehalten werden konnte. Wer war imstande, diesen letzten Versuch zu machen, wer mußte es tun? Niemand anders als die edle Reiterschar der „Verwandten“. Sie war die nächste Truppe am Wagen, sie mußte zur Deckung vor, und der Tod war ihr sicher.

Vier dieser Edlen, von denen zwei durch die schwere goldene Halskette als solche sofort erkennbar sind, hat der Maler in die nächste Nähe des Königs gerückt, um zu zeigen, wie einmütig sie für ihn handeln und leiden. Den ersten hat der plötzlich herumgeschwenkte Wagen umgerissen, sein erschrecktes

Pferd ist schon weit fortgestürmt — links vom flatternden Königsmantel erkennt man noch die Hinterbacken und den emporgerichteten Schweif —, der Reiter selbst liegt rechts vorn am Boden und will sich soeben wieder aufrichten, da stürzt der große goldene Schild des Königs vom Wagen herab, und auf seiner spiegelblanken Außenseite sehen wir das todesblasse Antlitz dieses Fürsten, der uns den Rücken zuwendet und mit dem rechten Arm die Last des Schildes abzustützen sucht, während ein zweiter, gleichzeitig von den Rossen niedergeworfener Perser — wie es scheint ein Troßknecht — von rechts her zwischen dem Schilde und dem Wagen eilig hindurchkriecht, um der drohenden Lebensgefahr zu entgehen. Ein drittes Opfer der plötzlichen Wagenschwenkung ist der Bogenschütz rechts, der soeben noch schießen wollte, als der Wagen ihn niederriß.

Bannt uns schon diese genial erfundene Gruppe, die den plötzlich entstandenen Wirrwarr meisterhaft darstellt, so wächst unsre Teilnahme, wenn wir den zweiten Fürsten betrachten. Ihn erreicht vor unsern Augen das grause Schicksal. Vergeblich war sein Speerwurf — die Waffe liegt am Boden —; im Augenblicke seines Vorreitens zur Deckung hat ein feindlicher Stoß von unten her sein Roß gefällt, und noch ehe er aus dem Sattel ist, durchbohrt ihn Alexanders Lanze. Noch packt er mit der Rechten die Sarissa, um sie aufzuhalten, während die Linke in der Todesangst die Luft durchfegt. Er ist ein verlorener Mann, den auch der dritte Freund, gleich rechts neben und hinter ihm mit geschwungenem Säbel im Galopp heransprengend, nicht mehr retten und schwerlich rächen kann.

Der vierte Fürst, ganz im Vordergrunde hochaufgerichtet, ist bisher am glücklichsten gewesen. Ihn hat das Viergespann nicht gestreift und keine Lanze getroffen, bei voller Besinnung hat er richtig erkannt, daß auch der Wagen bereits wertlos geworden ist. Das Entsetzen und die Verwirrung sind schon zu groß, der Menschen- und Tierknäuel zu dicht, um rasch durchzukommen, — nur ein feuriges Roß vermag den König noch zu retten. Sein Hengst soll es sein, er selbst ein weiteres Opfer. Mit starker Hand bändigt er das edle Tier und drängt es herum in die Rückzugsbahn, bleibt aber, einen letzten Abschiedsblick auf den sterbenden Gefährten werfend, wohlbewaffnet, um, sobald der König geflüchtet, zu Fuß weiterzufechten und fallend seine Pflicht zu tun wie die andern.

So hat in unvergleichlicher Weise des Meisters Genius das scheinbar Unmögliche möglich gemacht und in diesen vier Gestalten die Treue für den Herrn, die Treue bis zum Tode verherrlicht, indem sie vier Phasen eines Affektes, der auf der gleichen ethischen Grundlage ruht, zur Darstellung brachte.

Und der König, für den die Besten in Treue so fest und einmütig handeln und dulden, bleibt nicht zurück. In dem ernsten Augenblicke, wo für ihn alles auf dem Spiele steht, sieht er nur eins: den jähen Opfertod des Führers seiner Edelschar, vielleicht den seines Bruders Axathres. In höchster Aufregung, tiefen Schmerz im Antlitz, beugt er sich weit vor, den rechten Arm ausstreckend, als könne er noch Hilfe bringen; seine Pfeile sind verschossen, in der linken Hand noch den Bogen haltend, merkt er nicht, daß sein Schild

herabstürzt; er denkt weder an seine Rettung noch an einen rühmlichen Tod, das tiefste Mitgefühl erfüllt ausschließlich seine Seele, er ist nicht mehr der allmächtige Herrscher, sondern der edle Mensch. Durch diese selbstlose, echt menschliche Größe des Perserkönigs ist, wie Welcker so schön betont hat, dem ungestümen, siegesbewußten Griechenfürsten ein so gutes Gegengewicht gegeben worden, daß für den Beschauer das Mitleid nicht weniger als die Furcht sich vereinigt durch die Höhe der Kunst, ja, daß der Besiegte eigentlich als der Sieger erscheint.

Den stärksten Gegensatz zu ihm bildet sein Wagenlenker; der kennt kein Mitleid, sondern nur die eine Pflicht, um jeden Preis den Herrn zu retten. Sein rücksichtsloser Eifer hat die furchtbare Verwirrung im Gefolge des Großkönigs angerichtet: der im Vordergrunde rechts liegende Perserfürst war ein erstes Opfer, der auf allen Vieren am Wagen vorbeiflüchtende Troßknecht ein zweites; das dritte ist ein Bogenschütz, der eben noch schußbereit aufrechtstehend und nun jäh niedergerissen, unter dem Viergespann liegt und in der höchsten Gefahr schwebt, im nächsten Augenblicke gerädert zu werden. Aber was kümmert das den Wagenlenker? Mit finsterem Grimme im Antlitz und mit höchster Energie die Peitsche schwingend, treibt er die Rosse an, um aus dem Knäuel von Menschen und Tieren, der ihn hemmt, herauszukommen und das offene Blachfeld zu gewinnen. Wieder sind es nicht fühllose Massen, die der Künstler uns an dieser Stelle vorführt, sondern charaktervolle Gestalten, es ist ein zweiter Teil der „Verwandten", es sind die Fürsten und Edlen. Hatte die plötzliche Wendung des Wagens ihnen den furchtbaren Ernst der Lage enthüllt, so sind sie nun durch das Benehmen des Monarchen, dessen Ursache sie mehr ahnen als sehen, ganz unsicher geworden; sie schwanken hin und her, sie sind bestürzt, ja erschüttert. Hinten freilich stürzen noch zwei von ihnen mutig in den Kampf, und ein dritter winkt mit der hocherhobenen Rechten schleunige Hilfe heran, doch die Mehrzahl stockt: wie in Verzweiflung greift der Nächste sich an den Kopf, ein zweiter neben ihm ruft gleichfalls winkend nach vorn, aber gleichgültig gegen beide hat des Königs Bannerträger, der von dem Wagen nicht weichen darf, zum Abritte bereits umgeschwenkt. Eine seltene Fülle von Motiven, wenn auch nur auf Köpfe, Oberkörper und Gliedmaßen beschränkt, alles aber scharf gesondert und bis auf die Lage der einzelnen Lanzen folgerichtig durchgeführt — dabei vortrefflich erhalten, veranschaulicht in fast erschöpfender Weise die ratlose Verwirrung unter den Persern, den Anfang vom Ende.

Um so schmerzlicher berühren die großen Lücken des Bildes auf der griechischen Seite. Sicherlich umgab die Blüte der mazedonischen Ritterschaft und das Elitekorps der Hypaspisten den kühn voranstürmenden König, jeder einzelne von ähnlichem Tatendrange durchglüht, nach Ruhm und Ehre lechzend wie er, der allzeit Vorderste. Und neben dem Ansturme muß hier auch noch der hartnäckige Widerstand geschildert worden sein, so daß es an lebhaft bewegten Kampfgruppen nicht gefehlt hat. Aber wie wenig ist geblieben, Umrisse oben und Umrisse unten, welche die Phantasie, so gut es geht, deuten und verbinden muß. Rechts und hinter Alexander hält auf persischer Seite ein barhäuptiger

Schildträger —, kein Perser, sondern wahrscheinlich ein griechischer Söldner, — noch wacker Stand gegen einen Ritter mit reich geschmücktem, den hohen Rang verkündenden Helme, der mit hochgeschwungener Lanze ihn niederstoßen will, — er ist aber auch der Letzte, der noch Widerstand leistet, denn hinter ihm jagen, behelmte wie bemützte Reiter — an den sorgfältig geknoteten Stirnbüscheln ihrer Pferde erkennt man sie sofort als Perser — offenbar geworfen und verfolgt in stürmischer Eile zurück und verbreiten Angst und Schrecken, wohin sie kommen. Sie verraten uns auch die Stelle, wo der erste Durchbruch im Zentrum gelang. Aber der stürmische Angriff hat auch furchtbare Opfer gekostet, die wir leider mehr ahnen als sehen. Ein schwer Verwundeter, ohne Helm und schmerzlich vornübergebeugt, wankt langsam zurück, während ein Silberschildner dicht hinter dem Könige gestürzt auf der Erde liegt und zahlreiche Waffen, ein Helm, vielleicht der des Herrschers, Bogen, Pfeile und Köcher sowie Lanzen und Schilde den Boden bedecken, — sichere Anzeichen dafür, wie heiß der Kampf gerade an dieser Stelle soeben noch getobt hat.

Der Hintergrund — weder Himmel noch Ferne zeigend — ist mit richtigem Takte einfarbig, nämlich staubgrau, gehalten, nur ein alter abgestorbener Baum in der Mitte, eine Felsklippe rechts und ein paar Steine vorn deuten auf ein Blachfeld, entbehren aber jeder Charakteristik des Lokals. Absichtlich hat der Maler alles vermieden, was den Beschauer ablenken könnte. Die großartige Klarheit der Komposition sowie die selbstbewußte Beschränkung auf wenige Hauptgruppen mit bestimmt geschiedenen und richtig verteilten Einzelfiguren, endlich die meisterhafte, in keinem Zuge irrende Charakterisierung der mannigfachen Gemütsaffekte in Haltung, Gebärde, Gesichtsausdruck bei Siegern und Besiegten, die Kühnheit in der Zeichnung von Rossen und Reitern erheben dieses Schlachtbild zu einem Kunstwerk allerersten Ranges, das Lionardos, Rafaels, Rubens und Vernets Schöpfungen dieser Gattung der Malerei völlig ebenbürtig ist.

Der ungeheure Kampf zwischen Hellas und Asien — der natürliche Rückschlag nach den Perserkriegen — konnte nicht besser veranschaulicht werden als durch das historisch begründete Gegenüberstellen des löwenkühnen Jünglings, der von nichts als von Siegen und der Weltherrschaft träumte, und dem Großkönige, der viele Friedensjahre hindurch seines Amtes gewaltet hatte, ohne die Schrecken des Krieges kennen zu lernen. Und dabei ist nicht der Sieger, sondern er, der Besiegte, dem Untergange Geweihte, der Hauptanziehungspunkt im Bilde. Schon Goethe hat das gefühlt, denn er schreibt in jenem denkwürdigen Briefe vom 10. März 1832: „Es ist ein höchster Gedanke, daß der Perserkönig sich vor der unmittelbaren Gefahr weniger als über den Untergang seiner Getreuesten entsetzt." Und Otfried Müller erweitert diese Auffassung auf die ganze rechte Seite, indem er sagt: „Die persischen Reiter sind ganz mit der Gefahr ihres Königs beschäftigt; ängstliches Verlangen, ihm beizustehen, und Unmut gegen den vordringenden Feind malt sich in den treuen Gesichtern. Überhaupt ist die gänzliche Hingebung des Gemüts an die Person des Königs der tiefste Charakterzug der persischen Nation, der das Ganze durchdringende und verklärende Gedanke."

II.

Ungleich schwieriger als die Analyse des herrlichen Kunstwerkes ist die Beantwortung der Fragen: Woher stammt es, ist es einheimische oder fremde Arbeit? Ist es Original oder Kopie? Wer war der Meister? Eine befriedigende Antwort auf jede Frage kann innerhalb gewisser Grenzen wohl gegeben werden, doch läßt sich dieses Resultat nur auf Umwegen gewinnen.

Hier beginnt die Arbeit des Architekten, denn von der Casa del Fauno ist auszugehen. Sie muß auf Planbildung, Architektur des Inneren und Kunstschmuck untersucht und mit Häusern derselben Zeit und desselben Ranges verglichen werden. Eine wichtige Grundlage für diese Untersuchung steht, allseitig anerkannt, fest: Das Haus gehört zu den ältesten und prächtigsten der Stadt und ist, abgesehen von dem äußeren Teile seiner rechten Hälfte, der nach dem Erdbeben vom Jahre 63 n. Chr. erneuert wurde, wohlerhalten. Es liegt in der besten Stadtgegend, bedeckt einen ganzen Straßenblock und ist im wesentlichen ein Tuffsteinbau aus einem Gusse von vorzüglicher Technik. Der Architekt hat die zahlreichen kleinen und mittelgroßen Räume um zwei Atrien und ein vielsäuliges Peristyl ebenso zweckmäßig verteilt wie verbunden. Selbst der stattliche Garten, eine besondere Zierde des Hauses, wurde an allen vier Seiten mit Wandelhallen umgeben.

Die Durchbildung des Inneren ist ohne Luxus und mit vornehmer Maßhaltung erfolgt, zeigt aber an einzelnen bevorzugten Stellen den Trieb, mit neuen Architekturmotiven wirken zu wollen. Dazu gehört die Aufstellung von Säulen auf besonderen Untersätzen, sogenannten Stylobaten, eine Verbindung, die auf italischem Boden hier zum ersten Male vorkommt. Wir treffen sie sowohl bei den schön gezeichneten korinthischen Säulen in der Exedra mit der Alexanderschlacht als auch in dem prächtigen Vestibulum der linken Hälfte des Hauses, in dem der Architekt kleine, aus Stuck gefertigte viersäulige Tempelfronten auf vortretenden Deckplatten, die von Sphinxen und Löwen getragen werden, zu beiden Seiten angeordnet hat. Sämtliche Säulen hier besitzen Stylobate und das Ganze ist eine Prunkdekoration, die in dem großen Denkmälerkreise der antiken Baukunst einzig dasteht. Marmorharter Stuck bedeckt die Säulen und Wände, und ebenso anmutige wie bescheidene Färbung belebt sie, doch liegt der Schwerpunkt auf der plastischen Seite. Die gesamte Stuckarbeit, welche echte Marmortäfelung oft täuschend nachahmt, ist besonders in den feineren Baugliedern (Kapitellen und Wandgesimsen) von seltener Eleganz und weist unmittelbar auf edle Vorbilder der hellenistischen Baukunst zurück.

Schon seit einigen Jahrzehnten ist von berufenen Kunstforschern dieser architektonische Dekorationsstil des Inneren aus Alexandria abgeleitet und der sehr einheitlich durchgeführte Bau in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts gesetzt worden. Wahrscheinlich ist er um 100 v. Chr. anzusetzen. Er war, wie ich glaube annehmen zu müssen, ein Erstling am Platze, der Neues gebracht und daher auf seine Umgebung vorbildlich weitergewirkt hat. Dabei enthält er aber so viele Besonderheiten, daß man ihn als einen singulären Bau bezeichnen muß, der für die Bildung und Sinnesweise seines Besitzers ein glänzendes Zeugnis ablegt.

Bemerkenswert ist zunächst im Gegensatze zu andern Häusern derselben Zeit, z. B. der Casa del Laberinto, di Meleagro und di Sallustio, das Fehlen eines Speisesaales, der gegen Kälte gut geschützt liegen und völlig zugfrei sein muß. Hat der Besitzer aus geschäftlichen oder gesundheitlichen Gründen während des Winters tiefer im Süden gewohnt, in Syrakus, auf Rhodos oder in Alexandria? Wir wissen es nicht: nur die Tatsache steht fest, daß dieses vornehme Haus eines Wintertriklinium entbehrt, während mehrere Sommertriklinien bescheidener Größe (am Garten allein zwei) vorhanden sind.

Ungleich wichtiger ist ein zweiter Punkt. Das Haus enthält — abgesehen von einem ziemlich untergeordneten Bilde in einem Nebenraume — keine Wandmalereien. Wenn nun auch feststeht, daß deren Zeit noch nicht gekommen war, als der Bau entstand, so bleibt es doch auffallend, daß auch die spätern Eigentümer auf jenen so sehr beliebten Schmuck verzichtet haben. Möglicherweise waren wertvolle Tafelbilder vorhanden, die man pietätvoll bewahrte und vor dem Untergange bei der Katastrophe im Jahre 79 n. Chr. rettete; denn daß der Bauherr ein großer Kunstfreund und ein Sammler von feinem Geschmack gewesen ist, dafür spricht die doppelte Tatsache, daß die Mosaiken einen Hauptschmuck seines Hauses gebildet haben und daß die Mehrzahl derselben ihm sicher schon gehörte, als er den Bau begann. Ihr würdiges Unterbringen war eine Hauptforderung des Bauprogrammes. Das lehrt der Grundriß. Er zerfällt, nach der Breite des Grundstückes betrachtet, in zwei ungleiche Hälften. Die kleinere rechts, mit viersäuligem Atrium, war — abgesehen von zwei vermieteten Läden an der Straße — in mustergültig praktischer Weise vorn für den Geschäftsbetrieb, wofür der erhaltene, noch stehende Geldschrank spricht, und hinten für die Haushaltung bestimmt. Die größere Hälfte links zeigt dagegen einen ganz verschiedenen Charakter. Abgesehen wieder von zwei Läden an der Straße, deren Betrieb die Sklaven des Besitzers besorgten, diente sie nicht bloß dem geselligen Verkehre, sondern auch höherer geistiger Unterhaltung, denn sie umschloß ein kleines Museum von zwölf Mosaiken und war demgemäß angeordnet und durchgebildet. Schon das tuskische Atrium mit seiner streng symmetrischen — man darf sagen echt akademischen — Anordnung aller Türen und der um eine Stufe erhöhten Nebenräume rechts wie links, vorn wie hinten um das große oblonge Impluvium mit dem leise rauschenden Springbrunnen, spricht verständlich, daß es hier auf ruhige Sammlung des Geistes abgesehen war. In noch höherem Maße gilt dies von dem Peristyle, der durch schöne Verhältnisse, reine Kunstformen und musterhafte Technik fast alle andern Säulenhöfe in Pompeji überragt. Wie die Cella eines Tempels feierlich beleuchtet und doch schattenkühl, dabei dem Tagestreiben völlig entrückt, mußte es wie eine weihevoll gestimmte Kunsthalle wirken durch das vornehm gestaltete Sprechzimmer (Tablinum) als Propylaion davor und mit dem schönen Ausblick durch zwei weitgeöffnete Exedren auf den friedlichen Garten.

In dieser Haushälfte besitzen aber nicht bloß die wichtigern Räume am Atrium und am Peristyle musivische Fußböden, die nach Material, technischer Behandlung und mannigfachem Kunstinhalt sehr verschiedene und zum

Teil hochinteressante Variationen liefern, sondern dieser kostbare Besitz dehnt sich viel weiter aus, er ist beinahe überall vorhanden. Er beginnt schon vor der Tür mit der farbigen Inschrift: Have in Majuskeln, dann folgt nach dem geometrisch gezeichneten und in lebhaften Farben schimmernden Mosaikboden des Ostiums in rascher Steigerung die prachtvolle Türschwelle dicht vor dem Atrium — einen Laub- und Fruchtstrang mit gemusterten Glasringen und tragischen Masken darstellend —, die in stilvoller Zeichnung, harmonischer Färbung und vollendeter Technik der Alexanderschlacht so nahe wie möglich steht. Sie war es, die jedem Besucher unhörbar einst zurief: „Tritt ein, denn hier sind Götter!" In der Tat sind die figürlichen Kompositionen, elf an der Zahl, der Stolz des Besitzers gewesen. Die erste lag vorn am Atrium in dem kleinen Schlafzimmer, das noch jetzt die beiden erhöhten, rechtwinklig zueinandergestellten Lagerbetten enthält, während die verbleibende Bodenfläche mit der Gruppe eines Faunes und einer Nymphe geschmückt war. Weitere Beispiele fanden sich in den beiden Alen (Wartezimmern) rechts und links vor der Hinterwand. Die letztere Ala besaß ein Mosaikbild in derber Arbeit, auf schwarzem Grunde weiße Tauben darstellend, die aus einem reich verzierten, offenstehenden Schmuckkasten eine Perlenschnur herausziehen, und die erstere bewahrte zwei ursprünglich nicht zusammengehörige, sondern erst später — wahrscheinlich hier — vereinigte Genrebilder mäßigen Umfanges. In dem obern Bilde spielt eine junge gefleckte Katze sehr munter mit einem Vogel — Huhn oder Wachtel —, der wehrlos daliegt, weil man seine Füße zusammengebunden hat, während das untere eine merkwürdige Verbindung von Tierstück mit Stillleben zeigt. Die Oberhälfte füllen zwei auf Nelumbiumstengeln behaglich ruhende Enten, von denen die hintere einen solchen Stengel mit Knospe frißt, und die Unterhälfte wird eingenommen links von zwei Paar kleiner, lebender Vögel mit zusammengebundenen Füßen, rechts von einem Bündel toter Fische und in der Mitte von einem Haufen von Schnecken und Muscheln. Das Ganze sieht aus wie eine Marktstudie des Südens, keck aufgefaßt und lebensvoll wiedergegeben.

Einen ungleich höhern Wert nach stofflichem Inhalt wie feiner Technik besitzt das quadratische Mosaik in dem rechts vom Tablinum liegenden Sommertriklinium, das den attischen Dämon Akratos, als geflügelten, efeubekränzten Genius auf einem gezäumten und mit Weinlaub umschlungenen Löwen reitend und einen großen zweihenkligen Glasbecher (Skyphos) vorsichtig haltend, zum Gegenstande hat. Diese ebenso schön gezeichnete wie reich gefärbte Komposition — ein Meisterwerk musivischer Kunst — umgibt ein doppelter Saum, der äußere mit dem Schema der Meereswoge, der innere ein Laub- und Fruchtstrang mit tragischen wie komischen Masken geschmückt.

Als völlig anders geartetes Gegenstück dazu und sofort an das Katzenbild wie an die Marktstudie erinnernd, lag dann links vom Tablinum in dem luftigen Vor- und Durchgangszimmer ein zweites Tierstück, das eine Szene aus der Fauna des Mittelmeeres behandelt. In der Mitte kämpft ein vielarmiger Polyp mit einem großen Seekrebse auf Tod und Leben, und Fische aller Gattungen, darunter Seeaale und Rochen, umkreisen teils neugierig, teils

ängstlich die beiden Feinde; der Untergrund ist felsig, Muscheln liegen dort, und Fische wie Seepferdchen gleiten darüberhin. Ein elastischer Rankenfries mit Blättern und Blumen, auf denen sehr kleine Eroten Insekten fangen oder Schnecken suchen, umschließt das merkwürdige Bild, das einen geistvollen Künstler verrät und uns sofort an den Einblick in die Wasserzelle eines modernen Aquariums erinnert. Mit vollem Rechte verdiente es den bevorzugten Platz, den es im Hause erhalten hatte, weil es den Kampf ums Dasein auch in der Meerestiefe veranschaulicht.

Von hier aus, den Peristyl quer durchschreitend, erreicht man die gleich einem korinthischen Antentempel weitgeöffnete Exedra, in der die Alexanderschlacht lag, und dicht vor ihr zwischen den Stützen drei Friesstreifen, die inhaltlich ein Ganzes bilden. Dieser Fries verdient eine nähere Besprechung, weil er eine Uferstrecke des Niles mit den Haupttypen seiner Fauna und Flora und in knapper Fassung zugleich den Kampf ums Dasein auf der Erde vorführt. In dem langen Mittelstreifen sieht man am Ufer links neben einer hohen Dattelpalme, wie der gegen giftigen Biß von Natur gefeite Ichneumon gegen die hochaufgerichtete heilige Schlange mutig vorgeht, rechts fechten zwei Ibisse mit gekreuzten Schnäbeln, und in der Mitte ist soeben aus dem Strome ein Nilpferd aufgetaucht, das zähnefletschend auf ein junges, am Ufer liegendes und entsetzt fauchendes Krokodil losschwimmt, also drei verschiedene Szenen des nie rastenden Kampfes in der Tierwelt.

Der Strom selbst wimmelt von friedlichen Enten, teils einzeln, teils gepaarte, hier munter schnatternd, dort äsend; am Ufer wachsen Riedgräser und junge Papyrosstauden, aus dem Wasser erheben sich zwischen kleinen treibenden Grasinseln langstielige Nelumbien in allen Stadien der Entwicklung; einzelne haben reife Früchte, und auf diesen sitzen Vögel, die die Samenkapseln auskernen. Gleichen Genres, doch einfacher gehalten, sind die beiden kleinern Nebenstreifen. Leider ist der rechte Teil stark beschädigt — in der Mitte fehlt ein beträchtliches Stück —, und die Ausbesserung ist genau so schlicht und notdürftig erfolgt wie diejenigen in den Lücken des Schlachtbildes. Der wohlerhaltene linke Teil zeigt wieder eine Kampfszene: während einige Enten Nelumbienknospen verzehren, steuern zwei andre mutig auf einen Frosch los, der, nichts ahnend, auf einem Seerosenblatte sich wiegt. Der ganze Fries enthält eine Kette von charakteristischen Motiven des Naturlebens am Nile, die der Maler ebenso humorvoll wie mit spielender Sicherheit wiedergegeben hat. Daß eine so eigenartige Schöpfung nicht in Pompeji entstanden sein kann, sondern aus Ägypten stammen muß, liegt auf der Hand. Denn daß der Fries stets zu dem Schlachtbilde gehört hat, wird dadurch bewiesen, daß die kurzen Seiten an die Basen der Stylobate und Anten unverletzt stießen, als man das Mosaik auffand. Daher folgt, daß der Fries von Anfang an dreiteilig gewesen ist und die Architektur der Exedra die ursprüngliche Architektur wiederholt, wenn auch in anderm minderwertigen Materiale.

Wie an dem Peristyle eine nach vorn und nach hinten geöffnete Exedra das schönste Kunstwerk des Besitzers umschloß, so bewahrt ein etwas kleinerer, aber ganz identisch geöffneter Raum am Garten das letzte figürliche Mosaik,

das wie die Schlacht und der Fries gleichfalls schwer beschädigt und ebenso wieder notdürftig ausgebessert worden ist. Innerhalb eines reichen Mäandersaumes tritt — in kühner Verkürzung schräg von oben her gezeichnet — ein mächtiger Löwe voll finstern Grimmes dem Beschauer entgegen, als wolle er ihn sofort anfallen und niederreißen. Glücklicherweise ist eine Kopie 1885 in Pompeji (Reg. VIII insula 2, No. 32—35) gefunden worden, die erkennen läßt, daß der Löwe über einem noch lebenden Panther steht, so daß man hier die seltene Darstellung eines Kampfes aus der nordafrikanischen Tierwelt vor sich hat. Doch unterscheidet sich diese Kopie vom halbzerstörten Original in der sehr viel gröbern Technik. Das Original muß im unverletzten Zustande durch seine großartige Naturwahrheit einen überraschend packenden Eindruck gemacht haben. Weil der Besitzer ihm die zweitbeste Stelle im innersten Teile des Hauses gegeben hat und auch für die drei letzten so schwer beschädigten Bilder dauernd auf jede Ausbesserung verzichtet hat, bekundet er jene echte Pietät, die den wirklichen Kunstkenner von dem bloßen Kunstliebhaber zu allen Zeiten unterscheidet.

Aber sein Kunstsinn hat sich noch weiter geäußert, weil mehrere Bilder nach ihrem Erwerbe durch besondere nachträglich hinzugefügte Säume den Räumen angepaßt worden sind, um überall ein günstiges Verhältnis zwischen der kostbaren, die Mitte füllenden Steinmalerei und dem übrigen, die Umrahmung bildenden Fußboden herbeizuführen.

Eine besondere Sorgfalt wurde endlich seitens des Architekten und sicher im direkten Einverständnis mit dem Bauherrn der Beleuchtungsfrage gewidmet. Es lag daher die Mehrzahl in vortrefflichem, zweiseitigem, reflexlosem Sekundärlichte, während das Taubenbild nur einseitiges Licht erhielt und das Bild mit Faun und Nymphe wie ein Stiefkind am übelsten behandelt wurde. In jenem Schlafzimmer am Atrium hat stets mehr Dämmerung als Licht geherrscht. Hierin liegt ein wichtiges Moment für die Annahme, daß der Bauherr schon die besten Mosaiken besaß, als er zu bauen begann.

III.

Bei einer Prüfung des Inhalts der wichtigsten Bilder erkennt man bald, daß die Mehrzahl derselben auf einen engen Zusammenhang mit Ägypten hindeutet. Unantastbar fest steht ein solcher von dem dreiteiligen Friese mit der Fauna und Flora des Nils, aber auch von dem Katzenbilde mit dem Tierstillleben darunter; ferner von der Prachtschwelle mit tragischen Masken und Glasringen, sowie von dem Akratosbilde kann die gleiche Herkunft (wegen des Skyphos) nicht bezweifelt werden. Die Katze als Haustier ist zu den Griechen wie Römern nicht vor dem ersten Jahrhundert n. Chr. gekommen, obwohl ihre Zähmung schon seit uralter Zeit den Ägyptern gelungen war; mit welcher Mühe und in welchen unmeßbaren Zeiträumen hat Viktor Hehn treffend hervorgehoben. Als gute Illustration dient unser Bild, das einen Zähmungsakt, d. h. das gewohnheitsmäßige Spielen des jugendlichen Raubtieres mit einem ältern wehrlosen Federvieh, darstellt. Bezüglich des Tierstilllebens genügt eine Vergleichung seiner beiden Enten mit den

zahlreichen Exemplaren derselben Gattung auf dem Nilstromfriese, um sofort dieselbe Schule in ihrer naiv-sicheren Wiedergabe des Naturcharakters zu erkennen. Bei dem Schwellenmosaik, einem der schönsten, die aus dem Altertum gerettet sind, bilden die drei farbigen Glasringe, die der Maler über den von Früchten strotzenden Laubstrang gestreift hat, den Ausgangspunkt. Jeder Ring ist massiv aus zwei farbigen Schichten hergestellt und dann — jeder verschieden — abschnittweise mit Mustern — geschacht, gestreift, gezackt und geringt — höchst geschmackvoll dekoriert worden, indem man die obere Lage ausschliff, um die untere Farbe hervortreten zu lassen. Soweit sie es vermochte, hat dabei die Steinmalerei eine äußere Eigenschaft des Glases — den Glanz, die Spiegelungsfähigkeit — sehr gut wiedergegeben. Daß so kostbare Erzeugnisse, die der Maler auf Grund guter Vorbilder darstellte, nicht gewöhnliche Marktwaren waren, sondern ihren Ursprung in einem kunstgewerblichen Zentrum von hohem Range gehabt haben müssen, ist sicher, und daher kann nur wieder Alexandria als Entstehungsort in Frage kommen, weil hier unter der Herrschaft der ersten Ptolemäer sowohl in der Glaskunstindustrie wie in der Steinschneidekunst Gipfelpunkte erstiegen worden sind, wie weder vorher noch nachher. Eine weitere Probe ausgebildeter Glastechnik liefert das Akratos-Mosaik, wo der zum dionysischen Kreise gehörende Dämon einen zweihenkligen, für seine Kindesgestalt viel zu großen Skyphos auf dem rechten Oberschenkel abstützt und mit der rechten Hand etwas ängstlich festhält, um von dem Inhalt nichts zu verschütten. Daß der Skyphos ein Glasgefäß von seltner Größe — wohl für Herakles Hand bestimmt — von altertümlicher Form ist, lehrt die Durchsichtigkeit der Wandung, welche die Weinfüllung bis zur halben Höhe deutlich erkennen läßt. Endlich kann die charaktervolle Kampfgruppe zwischen Löwen und Panther, neben der Alexanderschlacht belegen, nur aus Studien von Libyen oder aus den Tiergärten der Ptolemäer herrühren.

IV.

Es erübrigt nun die Frage über die Heimat der Alexanderschlacht zu erörtern. Sie ist nicht in Pompeji entstanden, das beweisen die großen Lücken, die nie ergänzt, sondern notdürftig nur soweit ausgebessert wurden, daß eine nochmalige Verwendung gewagt werden konnte. Es liegt sehr nahe, auch hierfür an eine Verpflanzung aus Alexandrien zu denken, doch gibt es einen Grund, der die Vermutung zu unbedingter Gewißheit erhebt.

Das Bild verdient auch nach der technischen Seite eine genaue Prüfung. Es ist nicht klein, es mißt noch jetzt 2,42 m Höhe zu 5,50 m Länge und hat einschließlich aller Lücken etwa 13,40 qm Grundfläche. Da die Höhe der menschlichen Figuren 1,10 m beträgt, so ist es gestattet, etwa drei Fünftel der Lebensgröße anzunehmen. Ursprünglich war es etwas größer. Auf der rechten Seite scheint nur wenig zu fehlen, weil man annehmen darf, daß das linke Leitpferd des Königswagens hier den Abschluß bildete und nur die Unterhälfte des rechten Vorderfußes verloren hat, aber auf der linken Seite ist der Verlust beträchtlich größer zu schätzen, sobald man den sterbenden Perserfürsten auch

als den realen Mittelpunkt betrachtet und sich des auffallenden Übergewichtes der Personenzahl bei den Persern bewußt wird. Denn es galt für den Maler, die sehr große Übermacht des Perserheeres über das griechische zu veranschaulichen. Unter solchen Voraussetzungen darf man den Verlust auf eine Länge von mindestens 0,60 m, vielleicht noch mehr, veranschlagen. Die ursprüngliche Höhe ist im wesentlichen erhalten, wenigstens nach oben hin, denn unten im Vordergrunde ist es fraglicher, weil der dort vorhandene einfarbig dunkle Rand, der etwa den achten Teil der vorhandenen Bildhöhe beträgt, ein paar Felsbrocken der Ebene jäh durchschneidet. Indessen wirkt dieser Unterrand außerordentlich günstig — ähnlich wie die dunkle Brüstungswand vor einem Dioramagemälde —; er ist auch kein Zusatz, sondern hat stets zum Bilde gehört und findet sein Analogon in dem Tierstillleben, wo er gleichfalls verwertet ist. Dagegen wurde die etwas schmalere äußere Umrahmung — auf grauem Grunde als Stabgitter in zwei Farben komponiert, mit Rosetten in den Ecken — erst später, wahrscheinlich in Pompeji, hinzugefügt, wie eine Untersuchung des Materials und der Technik ergibt.

Das Mosaik besteht durchweg aus sehr kleinen Stiften der verschiedensten Marmorsorten. Das ist ein Vorzug für den Fußboden — bei der fast identischen Härte des Materials nutzt er sich langsam und gleichmäßig ab und läßt sich leicht reinigen — aber ein Nachteil für das Bild, weil der Künstler an die Färbungsgrenzen der natürlichen Steine gebunden ist. In technischer Beziehung stellt das Werk unter allen Schöpfungen seiner Gattung von gleichem Maßstabe den Gipfelpunkt dar. Weil durchschnittlich auf den Quadratzentimeter 12—16 Würfel kommen, so gelangt man zu der Schätzung, daß das unbeschädigte Mosaik mehr als anderthalb Millionen farbige Marmorstifte besaß[1]). Die Oberfläche ist da, wo sie unverletzt blieb, völlig glatt, haarscharf sind die Fugen, und staunenswürdig bleibt — insbesondere bei einigen tadellos erhaltenen Gesichtern der Perser — neben der unfehlbaren Sicherheit in der Linienführung die vollendete Meisterschaft in der Färbung, die ebensosehr jede Härte zu vermeiden wie wichtige Punkte, z. B. den Spiegelglanz in der Pupille, zu betonen weiß. Von der erreichten Kunsthöhe gibt keine der bisherigen Veröffentlichungen oder gar farbigen Kopien auch nur angenähert eine richtige Vorstellung. Das ist nur in Neapel möglich, wenn man an einem schönen Tage die richtige Stunde wählt und dann nach erlangtem Permesso ein längeres Knieen nicht scheut.

Eine solche Höhe in einer der schwierigsten und zeitraubendsten Techniken haben im Altertume gewiß nur wenige besonders veranlagte und in langjähriger Schulung gereifte Künstler erreicht, wenn ihnen das erforderliche, nicht überall leicht zu beschaffende farbige Material in Fülle geliefert und bei der Ausführung volle Muße gegönnt wurde. Aus solchen Gründen darf an eine Privatindustrie nicht gedacht werden, sondern nur an Kunstwerkstätten,

[1]) Der in Berlin befindliche Zentaurenkampf mit Löwen aus der Villa des Hadrian in Tivoli hat 21—22 Würfel, und ein Bruchstück desselben Mosaiks bringt es sogar auf 32 Würfel pro qcm. Dagegen besitzt das große Mosaik von Nennig auf den Quadratzentimeter 2—3 und der in flüchtig genialer Weise hergestellte Panisko aus Olympia 1—2 Würfel.

die der Herrscher ins Leben gerufen hatte und mit fürstlicher Munifizenz dauernd unterhielt. Daher muß auch hier wieder Alexandrien in erster Linie in Frage kommen, weil diese Stadt infolge ihres raschen Aufbaues sehr früh, vielleicht von Anfang an, auf die Bekleidung der Innenmauern mit gesägten Marmorplatten angewiesen war. Daß man hierbei sehr bald auch farbige Gesteine verwendete, war natürlich, weil sowohl der Nil den Transport von Alabaster, Jaspis, Porphyr, Diorit und Basalt dauernd als auch das Meer den Bezug farbiger Marmorsorten von Lakonien, Paros und Euböa den größten Teil des Jahres gestattete. Ebenso begreiflich ist es, daß die zahllosen Abfälle, die das Spalten und Zurichten der Blöcke wie das Sägen der Platten erzeugte, zu einer weiteren Verwertung des kostbaren Materials drängte. Nichts empfahl sich mehr als die Herstellung von Fußböden in farbigen Mustern, sobald man einen dauerhaften Mörtel zur sicheren Einbettung der Steinwürfel besaß. Gerade daran fehlte es am wenigsten in Ägypten, wo die verschiedensten Sorten von Estrich-, Ziegel- und Steinfußböden seit drei Jahrtausenden fast alle Phasen der Entwicklung durchlaufen hatten. Ferner gab es nirgendwo in der alten Welt so einseitig geschulte, in Geduld und Ausdauer einzig dastehende und bis zur höchsten Virtuosität durchgebildete Arbeitskräfte in den Kreisen der Bauhandwerker wie hier. Wenn also in Alexandrien bald nach seinem Aufbau für die Herstellung reicher Mosaikböden in den Prachtbauten, in den Tempeln und Königspalästen Kunstwerkstätten eingerichtet wurden und rasch zu einer hohen Blüte gelangten, so hat es durchaus nichts Auffallendes, wenn einer der späteren Ptolemäer, der Sinnesweise der Pharaonen für monumentale Verewigung sich anschließend, von der Steinmalerei zuletzt das Höchste verlangte, nämlich die Wiederholung eines berühmten Tafelbildes in unzerstörbarem Materiale.

V.

Die Tatsache, daß unter den vielen Hundert von antiken musivischen Fußböden mit figürlichen Darstellungen aus den verschiedensten Zeiten und Ländern bisher kein einziges Bild gefunden ist, das nach Form wie Inhalt, Größe und Schönheit mit der Alexanderschlacht verglichen werden könnte, gibt schon den Wink, daß hier eine Schöpfung vorliegt, die unter ganz besonderen Verhältnissen zustande gekommen ist. Sodann erkennt jedes kundige Auge, daß die großartige Kühnheit, mit der die schwierige Aufgabe angefaßt, und die geniale Sicherheit, mit der jedes einzelne Motiv innerhalb eines großen Figurenkreises durchgeführt worden ist, auf die freie schöpferische Tätigkeit mit Stift und Pinsel hindeutet. Das Original war sicherlich ein Wandgemälde oder ein Tafelbild, das in so hohem Ansehen stand, daß man es trotz der unvermeidlichen Einbuße an farbiger Wirkung, trotz der großen technischen Schwierigkeiten und trotz der enormen Kosten auf einen Fußboden übertrug.

Ein solches Bild, die Schlacht von Issos darstellend, befand sich in Alexandria. Gemalt hatte es, wenn wir der nur bei Photios geretteten Angabe des übel berufenen Ptolemaios Hephästion trauen dürfen, die Malerin Helena, die Tochter Timon des Ägypters, „als Zeitgenossin dieser

Begebenheit". Kaiser Vespasian verpflanzte dieses Bild — es war daher ein Tafelbild — mit andern hervorragenden Kunstwerken aus jener Weltstadt im Jahre 75 n. Chr. nach Rom in seinen neuerbauten Friedenstempel am Forum. Auch das hochberühmte Tafelbild des Protogenes — der Jalysos — wurde damals aus Rhodos entführt und kam nebst der Skylla des Nikomachos an demselben Orte zur Aufstellung. Beide Nachrichten dürfen als Maßstab für die hohe Wertschätzung des Schlachtbildes der Helena in der Epoche der Flavier benutzt werden.

Die Richtigkeit der auffallenden Angabe in jener Überlieferung des Hephästion läßt sich zwar durch positive Gründe nicht erweisen, gewinnt aber einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn man, von dem Gegenstande ausgehend, sich nach gleichen Schöpfungen in jener Zeit umsieht und zugleich nach dem etwaigen Auftraggeber forscht.

Von den Satrapen, die nach Alexanders frühem Tode (323) zur Selbstherrschaft gelangten, konnte kein andrer ein solches Interesse für die Verewigung der Schlacht von Issos haben als Ptolemaios I., des Lagos Sohn, einer der sieben Leibwächter, der bei Issos tapfer mitgefochten und hier den Grundstein für sein rasches Emporsteigen in der Gunst des Königs gelegt hatte. War er der Besteller, so begreift es sich, daß er nicht nur als Augenzeuge und Mitkämpfer den besten Rat erteilen, sondern auch als Besitzer von ausgesuchten Beutestücken, von kostbaren Waffen wie Kleidern der Künstlerin das ganz unentbehrliche Material in echten persischen Sachen zur Verfügung stellen konnte. Nur durch eine solche Annahme erklärt sich die merkwürdig treue Wiedergabe aller Details in Tracht und Bewaffnung beider Heere. Denn das mazedonische Heer — darunter vielleicht noch Veteranen Alexanders — bewegte sich damals täglich in den Straßen Alexandriens und lieferte ohne Schwierigkeit das erforderliche Material zu Studien und Skizzen für die griechische Seite, während die Vorbilder für Tracht und Waffen des aufgelösten Perserheeres nur die Trophäensammlung des fürstlichen Bestellers spenden konnte. Man wird daher schwerlich viel irren, wenn man die Entstehung des Originals um das Jahr 320 oder etwas später ansetzt, weil Ptolemaios nach dreijähriger Herrschaft unter heißen Kämpfen im Westen wie im Osten erst 321 durch den Vertrag von Triparadeisos in den sicheren Besitz seiner Satrapie gekommen war und nun seiner kunstsinnigen Natur entsprechend mit zielbewußter Energie den weiteren Aufbau und die Verschönerung Alexandriens betrieb. Eine Residenz und eine Weltstadt wollte er haben, und zwar dem Charakter jener schnelllebigen Zeit entsprechend so rasch als möglich. Jahrelang muß damals eine fieberhafte, fast stürmische Bautätigkeit an jenem Platze geherrscht haben, den Alexanders Herrscherblick gewählt und der Genius des Deinokrates schon im Keime als ein einheitliches Kunstwerk gedacht hatte. Auf allen Gebieten der Baukunst, des Nutz- wie des Prachtbaues, drängte eine Aufgabe die andre; geschickte Handwerker standen zur Verfügung, die Anfuhr der Materialien war leicht, die Mittel waren überreichlich vorhanden, und an begabten Architekten hat es nicht gefehlt. Unter den Prachtbauten standen in erster Linie die Königsburg und das Mausoleum der Herrscher

mit der Gruft Alexanders. Keins der beiden Baudenkmäler konnte der höheren Weihe durch die bildende Kunst entbehren, und jedes war berechtigt, die Erinnerungen an die gewaltige Zeit und den letzten Helden zu pflegen; aber eine Entscheidung zu treffen, wo einst das Schlachtbild hing, ist unmöglich. Jedenfalls darf man annehmen, daß es in einer Zeit entstanden sein wird, wo Ptolemaios seine Friedensarbeiten mit vollem Nachdruck betreiben konnte. Diese Auffassung wird auch nicht erschüttert durch zwei bei Plinius erhaltene Nachrichten über damals gemalte Perserschlachten. Er meldet an einer Stelle, daß Aristeides dem Tyrannen Mnason von Elatea eine Perserschlacht geliefert habe, „wobei er hundert Menschen auf derselben Tafel darstellte und sich für jeden 10 Minen (600 Mk.) ausbedungen hatte", und an einer andern Stelle, daß Philoxenos aus Eretria für König Kassander eine Schlacht des Alexander mit Dareios gemalt habe, „welches Bild keinem andern nachstände". Da in keiner dieser Nachrichten gesagt wird, welche Schlacht verewigt wurde, so ist es nicht unmöglich, daß beide Bilder auf den Kampf von Issos gingen; doch kommt das erste wegen der vielen darauf dargestellten Personen nicht in Frage. Aber Kassanders Bild schließt die Schlacht am Granikos aus, weil dort Dareios nicht anwesend war; sodann gestattet die Angabe „des *Königs* Kassander" erst eine Annahme nach 306, wo Kassander den Königstitel sich aneignete. Ferner hatte der Besteller Alexander den Großen erst in Babylon kennen gelernt nach Beendigung aller Feldzüge und errang infolge seines herausfordernden Wesens bei dem Könige keine Stellung. Zwei Jahre nach Alexanders Tode (323) verschwägerte er sich mit Ptolemaios I. und hat vielleicht bei dieser Gelegenheit das Bild der Helena gesehen, so daß er später, als er König geworden war, den gleichen Gegenstand oder auch die Schlacht von Arbela bestellen konnte.

Sein Schlachtbild ist verschollen und ohne Einfluß geblieben. Dagegen hat das Ptolemaiosbild eine Wiederauferstehung erlebt, und zwar seltsamerweise durch einen Schiffsbau. Seinem Sohne, dem Ptolemaios II. Philadelphos, wurde um 260 von Hieron II. aus Syrakus ein großes Prachtschiff, das Archias aus Korinth und Archimedes erbaut hatten, zum Geschenk gemacht. Das Schiff besaß zwanzig Ruderreihen, drei Masten, hatte acht Türme auf Deck und trug als Ballast eine riesige Getreideladung für Ägypten. Auf dem oberen Deck befanden sich ein Gymnasion, eine Wandelbahn mit Lauben von Efeu und Wein (in Kübeln), ferner eine Bibliothek und ein Bad. In den Prachtzimmern bestanden die Wände und Decken aus Zypressenholz, die Türen aus Elfenbein und Zitronenholz, und die Fußböden waren mit *Mosaiken* ausgestattet, die *Szenen aus der Ilias, von Theon gemalt*, darstellten. Dieses Schiff erhielt in Ägypten den Namen Alexandreia. Ein Menschenalter später ließ Ptolemaios Philipator (221—204) nach diesem Vorbilde, vielleicht um 210, zwei noch größere Schiffe ähnlich kostbarer Ausstattung erbauen, ein Seeschiff mit vierzig Ruderreihen und ein Nilschiff mit zwanzig Ruderreihen, das Thalamegos genannt wurde. Es hatte nur einen Mast und einen zweistöckigen Palast mit Sonnenzelt und einen Venustempel mit Kuppel. Obgleich von Mosaiken nichts Näheres berichtet wird, so darf

man bei der künstlerischen Sinnesweise des Herrschers doch voraussetzen, daß dieser so beliebt gewordene kostbare Kunstschmuck nicht gefehlt haben wird, und kann daher die Vermutung gewagt werden, daß in dieser Zeit und für diesen Zweck die Übertragung des wertvollen Tafelbildes mit der Alexanderschlacht erfolgt ist und sich hieran die Herstellung einer ganzen Reihe ähnlich kostbarer Mosaiken angeschlossen hat. Dann läßt sich auch bei dem frühen Tode des Herrschers und der Nachfolge seines erst fünfjährigen Sohnes Epiphanes die weitere Vermutung rechtfertigen, daß bei den langjährigen unsicheren Verhältnissen die Pflege und Benutzung der beiden Schiffe langsam aufhörte und der Verfall eintrat. Wenn man sich unter dieser Annahme der schweren Beschädigung der drei schönsten Mosaiken, nämlich der Alexanderschlacht, des Löwenkampfes und der Nilstromfauna in der Casa del Fauno, erinnert, so muß man unwillkürlich an eine Zerstörung von obenher, d. h. durch den Sturz schwerer Körper, wie Anker, Ketten usw., denken, welche jene bedauerlichen Schäden hervorgerufen haben.

Auch wird es nicht befremden, wenn man annimmt, daß nur in solchen unruhigen Zeiten von fast zwanzig Jahren es einem reichen Kaufmanne und Kunstfreunde gelingen konnte, diese wertvollen Prachtstücke nebst ähnlichen Mosaiken für sein in Pompeji zu erbauendes Haus ohne Aufsehen zu entführen. Dabei muß die bequeme Zugänglichkeit, mit der kostbare Mosaiken aus einer leicht zu beseitigenden Schiffsdecke ohne ernsthafte Beschädigung herausgenommen und verfrachtet werden konnten, in Anschlag gebracht werden. Wenn daher, wie oben hervorgehoben, die Erbauung des Hauses um das Jahr 190—180 v. Chr. feststeht, so erklärt sich der Zusammenhang aller Fundtatsachen in befriedigender Weise, und es verbleibt der Casa del Fauno der Ruhmestitel, ein Vorbild für die edelsten Wohnhäuser des klassischen Altertums gewesen zu sein.

Für uns Deutsche ist und bleibt es ein Schatzhaus, das Großes gerettet hat, und deshalb dürfte der Wunsch gerechtfertigt sein, daß an die Berliner Generalverwaltung der königlichen Museen die dringende Bitte gerichtet werde, eine farbige Kopie in natürlicher Größe baldmöglichst herstellen zu lassen, zur Ausfüllung einer großen Lücke für unsre Kenntnis in der Geschichte der Malerei des klassischen Altertums.

Heine und Straube.

Ein Gedenkblatt zum 17. Februar 1906.

Von

Ernst Elster.

Am 17. Februar werden fünfzig Jahre verflossen sein, seit Heinrich Heine von seinem langen Leiden durch den Tod erlöst wurde. Da tritt uns wohl die Frage entgegen, wie sich in diesen Jahrzehnten das Urteil über den Dichter verändert hat, was geschehen ist, um das Verständnis seiner Eigenart zu fördern, und wie wir uns heute ihm gegenüber stellen können. Selten hat ja eine Nation in gleichem Zeitraum so bedeutende Wandlungen erfahren wie die deutsche seit jenen Tagen; sollten diese Wandlungen nicht auch von Einfluß gewesen sein auf die Schätzung eines Schriftstellers, der durch seine ungewöhnliche Stellung gegenüber den mannigfachsten Fragen des Lebens, seinen respektlosen Witz, seine revolutionären Ideen und die überraschenden Spiele seiner Phantasie einen förmlichen Aufruhr in die stille Welt der deutschen Kultur hineingetragen hatte? Gewiß, solche Fragen drängen sich auf; aber es dürfte hier weder der Ort noch jetzt der richtige Zeitpunkt gegeben sein, sie zu beantworten. Sie ließen sich nicht mit wenigen Worten abtun; ausgezeichnete Männer wie Viktor Hehn, Heinrich v. Treitschke und manche andre haben über Heine kritische Urteile gefällt, in denen unter dem Einfluß bekannter Zeitströmungen Verkehrtes und Richtiges in befremdlicher Mischung hervortritt, und die daher ein langes und nicht eben erfreuliches Verweilen notwendig machten, während ja eigentlich schon längst die Akten darüber geschlossen sind; ein jeder bleibt schließlich doch bei seiner Meinung. Solche Dinge wieder aufzurühren, hieße den Gedächtnistag durch grelle Mißtöne stören. Auch eine die Ansichten andrer unberücksichtigt lassende Gesamtwürdigung des Dichters erscheint mir aus manchen Gründen wenig zeitgemäß, da eben jetzt vieles in lebhaftem Flusse ist, und da ja erst wenige Jahre verstrichen sind, seit die hundertste Wiederkehr von Heines Geburtstag zahlreiche Federn in Bewegung setzte. Erfreulicher wäre es, bei der wissenschaftlichen Spezialforschung über den Dichter zu verweilen, obwohl auch hier gerade die neueste Leistung, Edmund Goetzes Darstellung in Goedekes „Grundriß", wegen Urteilslosigkeit und lückenhafter Kenntnis, zu entschiedener Abwehr herausfordert; aber welchen Gewinn verdanken wir Männern wie Strodtmann,

Hüffer, Bölsche, Betz, Hessel, Proelß, Franzos, Nassen, Karpeles, Legras, Lichtenberger u. a., die bald diese, bald jene Seite von Heines Leben und Schaffen in ein helleres Licht gesetzt haben, so daß wir doch jetzt einen ganz andern Boden für unser Urteil über den Dichter gewonnen haben als die Generation um das Jahr 1856. Jedoch der Einzelheiten dieser Bemühungen kann hier nicht gedacht werden. Vielmehr möchte ich, das Gebiet der Allgemeinheiten fliehend, mich einer eng begrenzten Aufgabe zuwenden und über Heines ersten Aufenthalt in Göttingen, ein unfreiwillig abgekürztes Semester, und insbesondere über sein Freundschaftsverhältnis zu Heinrich Straube an der Hand unbekannten Materials, namentlich auch zweier bisher ungedruckter Briefe Heines an Straube, eine neue Darstellung in gedrängter Form zu geben versuchen. Der Zufall will es, daß der Nachlaß Straubes auch über das Leben der Annette v. Droste-Hülshoff höchst merkwürdige und überraschende Aufschlüsse bietet.

Die beiden Briefe an Heinrich Straube, die ich vor einigen Jahren erworben habe, gehören gewiß zu den für den jungen Heine besonders charakteristischen: in ihrer Verbindung von Schmerz, Selbstverspottung, studentischer Ungebundenheit und hastig-erregtem Fluge der Phantasie geben sie eine geistige Mischung, die wir wohl nur bei unserm Dichter und auch bei ihm nur in einer bestimmten Periode seines Lebens antreffen. Aber noch wichtiger dürfen sie uns deshalb sein, weil sie in eine Zeit fallen, über die bisher tiefes Dunkel gebreitet war: wir besaßen bis dahin aus dem Jahre 1821 nur sechs Briefe Heines und aus der Zeit vom 4. Februar bis zum 20. Oktober überhaupt gar keinen; das Ausbleiben jeder Nachricht aus diesen Monaten war für uns um so fühlbarer, als Heine eben damals in die ihm neue Welt der preußischen Hauptstadt eintrat, wo er Eindrücke gewann, die für seine Entwicklung von großer Bedeutung werden sollten. Allerdings bleibt das erste Berliner Semester auch jetzt noch unaufgeklärt; die für die Öffentlichkeit bestimmten „Briefe aus Berlin", in denen Heine sehr ausgiebige Mitteilungen macht, fallen erst in das nächste Jahr 1822. Aber schon dieses darf als ein Gewinn angesehen werden, daß wir aus den nachfolgenden Schriftstücken von einem Besuch Heines bei den Eltern in Oldesloe und von einem solchen in Hamburg erfahren, von denen uns bisher jede Kenntnis fehlte. Jedoch auch durch die Rückblicke auf die wenigen, durch die Relegation noch abgekürzten Monate, die Heine im Winter 1820 auf 1821 auf der würdigen Georgia Augusta Studierens halber verbrachte, sind die Briefe bemerkenswert: man hatte sich daran gewöhnt, immer nur an die Klagen zu erinnern, die der neuangekommene Sohn des heiteren Rheinlands in dem ernsteren und engeren Milieu der hannöverschen Universitätsstadt anstimmte — schauen wir genauer zu, so können wir nicht verkennen, daß er während dieses kurzen Aufenthaltes wertvolle Anregungen gewann, die fruchtbringend nachwirkten. Er arbeitete fleißig, brachte seine Tragödie „Almansor" dem Abschluß nahe, ordnete die erste Sammlung seiner Gedichte, die er der Brockhausschen Buchhandlung in Leipzig freilich vergeblich zum Verlag anbot, entnahm den germanistischen Vorlesungen Beneckes Belehrungen, die ihm noch nach vielen Jahren für die „Romantische

Schule" gute Dienste leisteten, und erfuhr vor allem auch hier wie andern Ortes das Glück, in anregendem Freundeskreise Verständnis seiner literarischen Interessen und mannigfache Förderung seines Schaffens zu finden. Während er der in Bonn zurückgelassenen Freunde Fritz v. Beughem, Fritz Steinmann und Jean Baptiste Rousseau noch oft herzlich gedenkt, findet er in Göttingen bald teilnehmende Genossen seines Strebens in Heinrich Funcke, Benedikt Waldeck, August Meyer und vor allem in Heinrich Straube, dem Mitherausgeber der „Wünschelruthe". Über Funcke, von dem ich nichts Genaueres zu sagen wüßte, schreibt Heine: „Er ist ein herzlich guter Junge. In seinen Gedichten spielen zwar die alten heidnischen Götter die Hauptrolle, und die schöne Daphnis ist seine Heldin; doch haben seine Gedichte etwas Klares, Reines, Bestimmtes, Heiteres. Er hat mit sichtbarem Vorteil seinen Goethe gelesen und weiß ziemlich gut, was schön ist." Wenn Heine dann fortfährt, auch über die Dichtungen Benedikt Waldecks, des bekannten späteren Politikers, zu sprechen, so überkommt uns ein Staunen, auch diesen um die Gunst der Musen bemüht zu sehen; die Erfolge dieser Bemühungen sind denn auch nicht sehr herzerquicklich gewesen[1]). Aber unser junger Dichter dachte damals anders. „Sein," nämlich Funckes, „Hauskamisol Waldeck", so fährt er in jenem Briefe fort, „ist ein sehr guter Poet und wird mal viel leisten." Wir müssen beachten, daß Waldeck damals erst achtzehn Jahre alt war, und daß daher wohl seine allgemeine Begabung, noch nicht aber ebenso klar die besondere Richtung seines Geistes erkannt werden konnte. — Auch der dritte im Bunde, August Meyer, war eine kernhaft tüchtige Natur. Nach freundlichen Mitteilungen, die mir Eduard Grisebach, ein Großneffe Meyers, vor Jahren machte, war dieser 1799 geboren, wirkte später lange Zeit hindurch als Oberjustizrat und vortragender Rat im hannöverschen Justizministerium und starb im hohen Alter von neunzig Jahren 1889. Er war mit Luise Jochmus, einer Tochter des Oberamtmanns Jochmus in Lüneburg, verheiratet, dessen zweite Frau, „die schöne Oase in der Lüneburger Wüste", von Heine in Briefen an Rudolf Christiani mit Ausdrücken höchster Begeisterung gefeiert wird. Zu Meyers Verlobung gratulierte Heine, indem er aus dem zweiten Bande von Arnims „Dolores"[2]) auf einem schönen Bogen das Gedicht abschrieb:

Zwei schöne liebe Kinder,
Die hatten sich so lieb,
Daß eines dem andern im Winter
Mit Singen die Zeit vertrieb usw.

Meyer muß zu Heines nächsten Freunden gehört haben: noch kurz vor seinem Abschied von Göttingen bat er ihn nebst Straube zu sich auf sein Zimmer, wie es scheint, um ihm seine neuesten Poesien, wahrscheinlich den „Almansor", vorzulesen. Nach einigen Jahren, im Januar 1824, erfreute er sich in Hannover des Wiedersehens mit dem Freunde.

Der nächste seinem Herzen war aber in diesen Göttinger Tagen doch Heinrich Straube, und es ist mir ein Bedürfnis zu sagen, daß das in großen

[1]) Waldecks „Briefe und Gedichte" wurden von Schlüter (Paderborn 1883) herausgegeben.
[2]) Arnims „Sämtliche Werke". Herausgegeben von W. Grimm. Bd. VIII, S. 328. Berlin 1840.

Zügen gehaltene Bild, das ich in diesen Blättern („Deutsche Rundschau", 1901, Bd. CVII, S. 273 ff.) von ihm gezeichnet habe, einer wesentlichen Ergänzung und Berichtigung bedarf. Heine trat dem um fast vier Jahre älteren, damals siebenundzwanzigjährigen jungen Manne so nahe, daß er ihn nicht nur zum Teilnehmer seiner poetischen Bestrebungen, sondern auch seiner Herzensbedrängnisse machte, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Straube unserm Dichter auch in dieser letzteren Hinsicht mit gleichem Vertrauen begegnete: ihn hatten, was bisher so gut wie unbekannt ist, die teuersten Bande mit keiner geringeren als Annette von Droste-Hülshoff verknüpft. Ein Mann aber, der von Annette leidenschaftlich wie kein andrer geliebt, von Heine zum Freunde erkoren worden war, verdient auf alle Fälle unsern aufrichtigen Anteil. An ihn richtete Heine während der kurzen Zeit ihres Zusammenseins zwei beachtenswerte Gedichte; das eine galt, wie eine inzwischen bekannt gewordene Handschrift nunmehr über allen Zweifel erhoben hat, dem Herausgeber der „Wünschelruthe", jener inhaltreichen, aber kurzlebigen romantischen Zeitschrift, die Straube gemeinschaftlich mit Hornthal und Christiani 1818 in die Welt gesandt hatte (genaueres in dem vorhin angeführten Aufsatz S. 267 ff. und vor allem in Houbens „Bibliographischem Repertorium", Bd. I, Berlin 1904). Es ist am 17. Dezember 1820 geschrieben worden. Das andre gehört dem gleich mitzuteilenden Briefe vom 5. Februar 1821 an. Man erkennt aus dem warmen Ton und der zwanglosen Offenheit der Gedichte und Briefe, daß Heine sich von dem älteren Kameraden verstanden und gefördert fühlte, und daß er seinem geraden und zuverlässigen Herzen unbedingtes Vertrauen entgegenbrachte. Vor allem hat er ihm, wie der eine Brief bekundet, von seiner unglücklichen Liebe zu seiner Cousine Amalie Heine, der Tochter seines Oheims Salomon, ein freimütiges Bekenntnis abgelegt: er erzählt ihm in dem einen Briefe von seiner Rückkehr nach Hamburg und von den Schmerzen der Erinnerung, die er dort erfahren. Solche Geständnisse, die durch den Inhalt der Gedichte und Tragödien Heines nahe gelegt wurden, werden in der Regel durch gleiche Offenheit auf der andern Seite erwidert: Straube wird schwerlich in solch vertrauter Stunde von den bitteren Gefühlen geschwiegen haben, die ihm durch sein Verhältnis zu Annette erwachsen waren. Ich habe Kenntnis bekommen von einem Briefe der Dichterin, der diese für die Beurteilung ihres Lebens wie ihrer Dichtung so überaus wichtigen Beziehungen mit aller wünschenswerten Klarheit aufhellt. Da Annettens Biograph Hermann Hüffer, dem auch die Leser dieser Zeitschrift für manche wertvolle Mitteilung dankbare Erinnerungen bewahren, nicht mehr dazu gekommen ist, den Brief der Öffentlichkeit zu übergeben, und sich vielmehr auf eine Andeutung in einer Kritik beschränkt hat, so zögere ich nicht, etwas Genaueres zu sagen. Das sehr ausführliche, von tiefer Erregung zeugende Schriftstück verrät uns, daß Annette, deren Herz für Straube entschieden hatte, diesen durch die Annäherung an einen andern, (August von) Arnswaldt, verletzt und von sich gestoßen hatte, und daß das Zerwürfnis durch Ohrenbläser und Zwischenträger vertieft und gesteigert worden war; aber ihr Herz hing, wohl ohne daß der Erzürnte davon wußte, noch immer an Straube. „ . . . ich denke Tag und Nacht", so

schreibt die von bitterer Reue ergriffene, „an Straube, ich habe ihn so lieb, daß ich keinen Namen dafür habe, er steht mir so mild und traurig vor Augen, daß ich oft die ganze Nacht weine und ihm immer in Gedanken vielerlei erkläre, was ihm jetzt fürchterlich dunkel sein muß; ach Gott, wenn ich ihm nur schreiben dürfte, dann wüßte ich wohl noch allerhand, was ich ihm allein sagen könnte. . . . Ach, könnte ich Straube nur noch einmal sehen, oder auch nur eine freundlich vergebende Zeile von seiner Hand. — Soll er meine Locke wohl fortgeworfen haben? Anna, es ist unmöglich, ein solches Verhältnis kann sich nicht ganz lösen . . .“ Die Adressatin dieses Briefes ist ohne Zweifel Anna von Haxthausen, eine Tante Annettens, doch kaum wesentlich älter als diese selbst: Annettens Mutter, eine Tochter des Freiherrn Werner Adolf von Haxthausen, aus dessen erster Ehe, hatte nicht weniger als vierzehn Stiefgeschwister, die begreiflicherweise zum Teil ganz erheblich jünger waren als sie. Ein Bruder der Anna von Harthausen, August, war mit Straube nahe befreundet und gehörte in Göttingen jenem literarischen Studentenverein an, aus dem die „Wünschelruthe“ hervorging; er war 1792 geboren und also zwei Jahre älter als Straube. Durch die Vermittlung dieses Freundes wurde Straube in den Kreis der westfälischen Adelsfamilie eingeführt und auch mit Annette bekannt. Der Zufall fügt es, daß mir auch ein Brief dieser vertrauten Verwandten Annettens vorliegt, in dem sie dem gekränkten Liebhaber Straube ihren Rat erteilt; er muß wie der vorher erwähnte Brief der Dichterin nicht lange vor dem Weihnachtsfest des Jahres 1818 oder 1819 geschrieben worden sein. Die Schreiberin hat sich in erster Morgenfrühe, als noch das ganze Haus in tiefem Schlafe ruht, niedergesetzt, um ungestört dem Freunde, der ihr wie ein lieber Bruder erscheint, ihr Herz auszuschütten. „Lieber Straube, nein, ich glaube nicht, daß es gut ist, wenn Nette Ihnen schreibt; wär sie schon ganz fest in ihrer Besserung, ja dann würde es mich selbst erfreuen, aber sie ist noch ein zartes Pflänzchen, das wir pflegen müssen, und so fürchte ich, daß es nicht gut wäre, wenn Nette glauben könnte, sich mit Ihnen versöhnt zu haben. Nette muß zu ihrer Buße noch oft den Vorwurf in sich fühlen, wie schlecht sie gegen Sie gehandelt hat. — Glaubt sie aber sich gegen Sie gerechtfertigt, oder auch nur ganz Verzeihung [erhalten zu haben], dann möchte sie am Ende auch glauben, gegen den Himmel nichts mehr verbrochen zu haben, und wie kann sie das?“ — So ging es denn in diesem Falle wie in so vielen andern: der Traum der Liebe fand ein jähes Ende. Jahre vergingen, ehe Straubes Herz andern Gefühlen zugänglich wurde, und der charaktervolle Mann hat weichen Regungen gewiß keinen dauernden Einfluß auf sich zugestanden. Aber in Annettens Dichtung werden bedeutsame, wenn auch sorgsam verhüllte Spuren dieser Erlebnisse gewiß noch aufzudecken sein. — Der Zufall wollte es, daß August von Arnswaldt, der die Wege der Liebenden so bedauerlich gekreuzt hatte, später eben jene Anna von Haxthausen vor den Altar führte, die sowohl Annettens wie Straubes Vertraute gewesen war.

Heinrich Straube erscheint in all diesen Bedrängnissen als eine überaus ehrenvolle, geschlossene Persönlichkeit; in Briefen an seine Schwestern, die mir

vorliegen, erweist er sich als lebhaft, federgewandt und als ein liebevoller Bruder. Die Freundschaft und das volle Vertrauen, das er Heine schenkte, spricht auch für diesen, und ich muß gestehen, daß mir eine gewisse Behauptung Goedekes über die Gründe von Heines angeblicher Ausstoßung aus der Göttinger Burschenschaft durch alles, was wir uns jetzt über diese Zeit zu sagen haben, stark erschüttert zu sein scheint.

Der erste der Briefe Heines an Straube, geschrieben am Tage vor seiner Abreise von Göttingen, wirft auf ein auch im „Buch der Lieder" abgedrucktes Gedicht eine eigenartig realistische Beleuchtung: der Dichter konnte bisher nicht aufbrechen, weil ihm noch die Gelder, die „Spieße", wie er sich im Studentenjargon ausdrückt, fehlten; nun ist er damit ins reine gelangt, er kann jetzt seine sieben Sachen packen, um schleunigst davon zu ziehen, und erbittet nur noch einen Brief seines Freundes Jean Baptiste Rousseau und einige Bücher von Straube zurück. Das kleine Schriftstück lautet:

An

H. Straube, Dr

Zu Hause

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein
Dann knospen u blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt seinen Stralenlauf
Dann schwimmen die Sternlein hintendrein;
Wenn der Sänger zwey süße Aeuglein sieht
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüth.
Doch Lieder u Sterne u Blümelein
Und Äuglein u Mondglanz u Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
Ist es doch noch lang nicht die Welt!

Ja, die Welt besteht noch aus andern Ingredienzen. Wenn Du mahl in meinem großen Naturepos lesen wirst von den unzähligen Goldäderchen die den Weltkörper durchweben, so wisse nur daß ich darunter Ducaten, Louisd'ore u. Frd'ore verstehe. Ich denke heut mit meinen Spießen auf's Reine zu kommen. Bin jetzt am Packen. Schick mir gleich auf der Stelle: 1° Rousseaus Brief 2° den Manfred u 3° das englische Buch. Vergiß nicht, Lausangel.

Dein dich herzlich liebender
Freund u Gönner
H. Heine Stud Juris

Göttingen d 5' Febr
1821.

Der nicht sehr schmeichelhafte Spitzname, mit dem Heine den Freund hier bedenkt, kommt nicht nur in diesem Briefe vor; er deutet auf die dreistburschikose Art, die Heine auch älteren Kommilitonen, auch solchen gegenüber, die wie Straube bereits der Doktorhut schmückte, gern an den Tag legte. In andern Briefen wird Straube wegen seiner hellen Stimme mit dem Ehrennamen „Wimmer" ausgezeichnet, was Strodtmann in Heines Biographie (2. Aufl., Bd. I, S. 126, Berlin 1873) auf den Gedanken brachte, daß Straube und Wimmer zwei verschiedene Personen seien. Auch der nächste Brief bringt den Scherznamen aufs neue. Dieser Brief enthält ein Sonett, das Heine später unter die an Sethe gerichteten eingereiht hat; wir dürfen zweifeln, ob es dahin gehört und nicht vielmehr auch als ein für Straube bestimmtes Bekenntnis anzusehen ist, denn es ist mit Inhalt und Wortlaut

unsres Briefes auf das engste verknüpft. Doch dem sei, wie ihm wolle. Bemerkenswerter ist die aus dem Briefe sich ergebende Tatsache, daß Heine von Göttingen aus nicht unmittelbar nach Berlin übergesiedelt ist, was man bisher annahm, sondern sich zuerst nach Oldesloe und von hier aus zu der Familie seines Oheims Salomon Heine nach Hamburg begeben hat. In Oldesloe wohnten seit ganz kurzer Zeit Heines Eltern; der Vater, dessen Geschäfte schon seit Jahren sehr bedenklich gestanden zu haben scheinen, war in ernstere Schwierigkeiten geraten, aus denen ihn nur die eilige Dazwischenkunft seines begüterten Bruders befreite, der ihm dann auch wohl riet, nach dem holsteinischen Landstädtchen überzusiedeln; welcher Art die Vorfälle waren, die den schleunigen Aufbruch Samson Heines notwendig machten, wissen wir nicht; wir dürfen sie aber sicherlich mit der Bemerkung des folgenden Briefes, daß Heines Vater noch immer an seiner Gemütskrankheit leide, in Beziehung bringen. Dem Briefe fehlt zwar der Schluß und damit auch die Angabe des Ortes und des Datums; aber er kann nur in den Monaten Februar, März oder April 1821 geschrieben worden sein; dafür sprechen verschiedene Umstände. Heine sagt zunächst, daß er seit zwei Jahren Hamburg nicht gesehen habe; daher kann das Jahr 1823, zu welcher Zeit er sich wiederum dort aufhielt, nicht in Betracht kommen, denn 1819 hatte er die „schöne Wiege seiner Leiden" verlassen. Ferner würde in den Bekenntnissen über Amalie Heine, die der Brief enthält, ein Wort über deren Vermählung nicht fehlen, wenn diese bereits vollzogen gewesen wäre; Amaliens Hochzeit fand aber im August 1821 statt. Sodann wäre der Herzenserguß des liebekranken Dichters nach jahrelanger Trennung von Straube schwer verständlich, während er unmittelbar nach dem Abschied von dem unter gleichen Herzensnöten seufzenden Freunde natürlich und angemessen erscheint. Endlich trägt das Papier des Briefes das Wasserzeichen Oldesloe, und wir werden kaum annehmen dürfen, daß diese Weltstadt ihre Fabrikate weit über ihr Weichbild hinaus gesandt habe. Zu alledem muß aber auch noch erwähnt werden, daß Heine am 4. Februar, von Göttingen aus, an seinen Freund Steinmann die Worte richtete: „Ich werde wahrscheinlich übermorgen abreisen. Nicht nach Berlin. Ich will eine Fußreise nach dem Harz machen." Auch daraus ersehen wir wenigstens dies eine, daß nicht Berlin das unmittelbare Ziel seiner Reise war, und die Fußreise nach dem Harz hätte sich mit der Fahrt nach Holstein recht wohl vereinigen lassen. Der Brief erklärt sich im übrigen selbst. Er ist in seiner schrillen Mischung von Spott und wahrem Gefühl sehr bezeichnend für den Dichter und verdient mit jenem ältesten Schriftstück verglichen zu werden, worin zum ersten Male der Liebe zu Amalie gedacht wird: mit Heines Briefe an Sethe vom 27. Oktober 1816. Er lautet:

Liebster Mensch!

Ich habs ja vorausgewußt und habs dir auch vorausgesagt. Kaum betrat ich das Weichbild Hamburgs so wars mir plötzlich als ob ich nie dieses Nest verlassen hätte u alles was ich in jenen 2 Jahren der Abwesenheit erlebt, gedacht u gefühlt erloschen aus meinem Gedächtniß. Ich saß eine Stunde schweigend u fast ohne eigentlich an etwas zu denken. Diese Stunde ist ein bedeutungsloser u dennoch vielsagender Gedankenstrich im Buche meines Lebens. Wie wird dieses Buch endigen?

Hat der göttliche Author eine Tragödie oder ein Lustspiel schreiben wollen? Dieu mercy, ich habe auch noch ein Wort mitzusprechen, von meinem Willen hängt die Katastrophe ab, u es kostet mir nur ein Loth Pulver um dem Helden des Stücks die Narrenkappe vom Kopfe zu donnern. Was liegt mir dran ob die Gallerie pfeift oder klatscht? Auch das Parterre mag zischen. Ich lache. Auch das kurzbeinige herzliebe Männlein mit der Wünschelruthe mag immerhin wimmern: das Stück ist schlecht. Ich lache. Alle himmlische Heerschaaren mögen pochen. Ich lache!!! — — — —

Ich lache ob den Gimpeln u den Laffen,
Die mich angloßen starr u lauwarm nüchtern,
Ich lache ob den kalten Bocksgesichtern,
Die hämisch mich beschnüffeln u begaffen.
[2] Ich lache ob den kunsterfahrnen Affen,
Die sich aufblähn zu stolzen Splitterrichtern,
Ich lache ob den feigen Bösewichtern
Die mich bedrohn mit giftgetränkten Waffen.
Denn wenn des Glückes hübsche Siebensachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen,
Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerschnitten u zerschnitten u zerstochen,
So bleibt uns doch das hübsche gelle Lachen!

Ja wenn die weitklaffende Todeswunde meines Herzens sprechen könnte, so spräche sie: ich lache.

Aber oben in der Ecloge sitzt ein gar hübschgeputztes Sonntagspüppchen, bey dessen Fabrikation der himmlische Kunstdrechsler sich selbst übertroffen. Dieses wunderliebe Frätzchen sollte doch nicht lachen, u es wäre mir sogar lieb wenn diverse Kristalltröpfchen aus diesen zwey Aquatophanaäuglein hervorquöllen. Ja, das ist die Klippe, woran mein Verstand gescheitert ist, u die ich dennoch in Todesangst umklammern möchte. Es ist eine alte Geschichte. Aber der königl franz. geheime Oberhofmaximenverfertiger Francois Duc de la Rochefoucauld sagt ganz mit Recht: „l'absence diminue les mediocres passions, et augmente les grandes, comme le vent eteint les bougies et alume le feu.“

Vous avez raison, Monseigneur!

[3] Es ging schon gegen Mitternacht, da begab ich mich nach dem Hause meiner Dulcinea de Tobosa, um unter ihren Fenstern die Rolle meines Almansor in der Wirklichkeit zu spielen. Aber ich hatte leider keinen Mantel wie mein Almansor, u muste frieren wie ein Schneider. Auch hatte ich statt einer hellgestirnten andalousischen Sommernacht nur einen aschgrauen Himmel, feuchten hamburger Nationalwind, u durchfröstlendes Regengeträufel. Denn der gelbe Kuppler, der mich so oft belogen, hatte sich aus Scham hinter seine Woltenbatterien verkrochen, u beleuchtete nur mit einzelnen Stralen das Haus aller Häuser. — Ich brauche dir nicht zu erzählen, liebster Wimmer, wie sehr ich da gewimmert. Alle Tollhäuser hatten ihre Wahnsinnbilder losgelassen u mir auf den Hals gejagt. In meinem Gehirn feyerte dieses verrückte Gesindel seine Wallpurgisnacht, meine Zähne klapperten die Tanzmusik dazu, und aus meiner Brust ergossen sich warme Ströme von rothem, rothem Herzblut. Unheimlich umrauschten mich diese Blutwogen, betäubend umnebelte mich der Duft Ihrer Nähe, u sie selbst, sie selbst erschien oben am Fenster, u nickte herab, u lächelte herab, in all ihrer leuchtenden Schönheitsglorie, so daß ich zu vergehen glaubte vor unendlicher Sehnsucht, u Wehmuth und Seeligkeit. —

Doch doppeltschneidender Schmerz zerriß mein innerstes Gemüth als ich bemerkte daß meine Fantasie mich [4] wieder in den Aprill geschickt hatte. Das schaurigsüße Lockenköpfchen das mir so huldreich herabgenickt, war nur die alte

Gouvernante die ihre Jalousien zugemacht, der wundersame Duft der meine Sinne umnebelte war nur der Geruch aus einem nahen Käseladen, und der herabrauschende Blutstrom war nur der — — —inhalt den eine — — aus ihrem Fenster herabgoß. Ich möchte dir noch vieles schreiben wie es mir ging mit meinem armen verrückten Herzen, doch bin ich unpäßlich, schreibe diese Zeilen im Zimmer meiner Eltern, muß vorsichtig seyn daß mir niemand über die Schulter sieht, kurz ich bin genirt.

Ich habe meine Familie in einem höchsttraurigen Zustand gefunden. Mein Vater leidet noch immer an seiner Gemüthskrankheit, meine Mutter laborirt an Migräne, meine Schwester hat den Catharr und meine beiden Brüder machen schlechte Verse. Dieses letztere zerreißt mir das Herz. Für den jüngern gebe ich nicht alle Hoffnung verloren. Meine Gedichte gefallen ihm nicht. Das ist ein gutes Zeichen. Meine Schwester fällt aber ein besseres Urtheil über meine poetische Verdienste. Als ich ihr jüngst eins meiner besten Geisteswerke vorlas, bemerkte sie: „Oh! das geht." Dieses Mädchen singt wie ein Engel. Mein jüngerer Bruder wird Medizin studiren. Der ältere studirt jetzt praktisch die Landwirthschaft. Aus brüderlicher Liebe will ich beide verschonen mit meinen Kunsttheorien.

Heine und Straube begegneten sich noch mehrmals in den Jahren 1824 und 1825. Am 4. September 1824 schrieb Heine über eine solche Begegnung an Christiani: „Er war just bettlägrig, an einer Augenentzündung leidend; so daß ich ihn wenig genießen konnte. Trotz seiner verbundenen Augen erkannte er mich am Tritt und bei meinem ersten Worte: Guten Morgen, Lausangel. . . . Er hat mir versprochen, mir alles zu schicken, was er unterdessen geschrieben, und ich lasse es dann au coup drucken". Aber Straube sandte keine Gedichte, ja es scheint sich überhaupt so gut wie nichts von diesen Versuchen erhalten zu haben. Am 26. Mai 1825 lauten denn auch Heines Worte über ihn schon recht abfällig in dieser Hinsicht: „Straube ist dort (in Cassel) kurfürstlich hessischer Prokurator und verheiratet und ebenfalls versauert. Wir haben uns seit vorigen Sommer mehrmals auf 24 Stunden gesehen und freuen uns sehr, wenn wir uns wechselseitig betrachten und alter Zeiten gedenken und über gemeinschaftliche Freunde schwatzen . . . . dennoch ist er versauert, die Blüten, die einst so viel versprachen, sind niedergedrückt unter Aktenstößen und Faulheit . . .".

Es hat doch den Anschein, daß Heine dem alten Freunde mit diesen Worten Unrecht tat. Straube wahrte sich ein starkes Interesse für Literatur und namentlich für Philosophie; wenn er mit seiner eigenen Produktion zurückhielt, so wird er wohl gewußt haben, warum. Er hat sich im bürgerlichen Leben jederzeit tüchtig bewährt. Nachdem der Siebenundzwanzigjährige (er war am 2. Januar 1794 geboren) in Göttingen seine juristischen Studien erledigt hatte (verhältnismäßig spät, da er sich zuerst in Klausthal der Bergwissenschaft zugewandt hatte), wurde er 1821 in Cassel Obergerichtsanwalt, im Herbst 1832 Staatsanwalt für die Provinz Niederhessen, 1841 Regierungsrat und juristisches Mitglied der Oberbaudirektion, 1842 Ober-Appellationsgerichtsrat; er starb bereits am 31. Dezember 1847. Verheiratet war er seit dem 24. Mai 1824. Nach jenen Begegnungen in Cassel in den Jahren 1824 und 1825 haben Heine und Straube, so weit mir bekannt ist, weder brieflich noch persönlich wieder voneinander gehört. Der letzte Freundschaftsgruß mag beiden in lieber Erinnerung geblieben sein; aber ihre Lebenswege gingen weit auseinander.

Kurzsichtigkeit.

Von

H. Schmidt-Rimpler,

Professor in Halle a. S.[1])

In Florenz, in St. Maria Maggiore, findet sich ein Grabstein, der uns den 1317 verstorbenen Salvino d'Armato als Erfinder der Brillen bezeichnet: „Qui giace Salvino d'Armato degli Armati di Firenze, inventore degli occhiali. Dio gli perdoni la peccata!"

Doch ist dieser Ruhm nicht unbestritten, da auch dem Dominikanermönch Alessandro della Spina, der 1313 in Pisa starb, die Erfindung zugeschrieben wird. Jedenfalls war im Beginn des 14. Jahrhunderts der Gebrauch der Brillen bereits allgemein bekannt. Sie wurden zuerst in Venedig, wo die Glaskunst in hoher Blüte stand, fabriziert, später in Nürnberg, Augsburg und Regensburg, und durch herumwandernde Händler verkauft. Anfänglich fertigte man nur Konvexgläser zum Lesen an, erst Mitte des 16. Jahrhunderts kamen auch Konkavgläser für Kurzsichtige in Gebrauch. Doch währte es noch lange Zeit, ehe der Nutzen der Brillen anerkannt wurde, und der Okulist, Schnitt- und Wundarzt Georg Bartisch warnt in seinem 1583 erschienenen Werke „Augendienst" energisch vor ihnen. Auch der hohe Preis hinderte die Verbreitung: vor dreihundert Jahren kostete eine Brille über 100 Mark und vor sechzig Jahren selbst in Berlin etwa 12 Mark.

Vor allem aber konnte erst eine rationelle und heilsame Verwendung der Gläser eintreten, nachdem man in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine größere Klarheit über die Brechungsverhältnisse (Refraktion) des menschlichen Auges gewonnen hatte. Sie wurde dadurch erreicht, daß man das Auge in vollem Ruhezustande wie ein einfaches optisches Instrument betrachtete. Man schloß also diejenigen Brechungsveränderungen aus, die durch die willkürliche Krümmungszunahme der Kristalllinse (sogenannte Akkommodation) entstehen: Veränderungen, die beim Sehen in der

[1]) Nach einem in der Universitätsaula am 12. Juli 1905 gehaltenen Vortrage.

Nähe eintreten. Sie werden durch die vitale Tätigkeit des Akkommodationsmuskels bewirkt. Zieht sich dieser zusammen, so nimmt die Krümmung der Kristalllinse im Auge zu und die einfallenden Lichtstrahlen werden stärker zusammengebrochen.

Von dieser Akkommodationstätigkeit wollen wir also fürs erste absehen; wir können sie uns — wie das durch Einträufeln von Atropin geschieht — als gelähmt denken. Alsdann läßt sich die optische Wirkung der brechenden Medien des für seinen Fernpunkt eingestellten Auges gleichsetzen derjenigen einer Konvexlinse. Durch diese Konvexlinse wird entfernt befindlichen angeschauten Gegenständen in der camera obscura des Auges ein verkleinertes umgekehrtes Bild auf der am hinteren Augenpol befindlichen schärfst empfindenden Stelle der Netz- oder Sehhaut (Retina) entworfen. Als Brennpunkt einer Konvexlinse bezeichnet man bekanntlich die Stelle, an der von sehr entfernten Gegenständen, die, wie man zu sagen pflegt, parallel verlaufende Lichtstrahlen entsenden, ein scharfes Bild entworfen wird. Bei einem normalen (emmetropischen) Auge liegt nun die Netzhaut in dem Brennpunkt, d. h. die Augenachse oder die Entfernung der Netzhaut vom vordern Augenpol ist so groß, daß sie der Brennweite der brechenden Augenmedien entspricht. Nehmen wir an, daß, was meistens zutrifft, die Brechkraft in allen Augen annähernd gleich ist, so werden zweierlei Abweichungen von dem normalen Auge eintreten können: entweder ist die Augenachse zu kurz oder sie ist zu lang. Die erstere Abweichung bezeichnet man als Übersichtigkeit (Hyperopie), die zweite als Kurzsichtigkeit (Myopie). Bei der Übersichtigkeit werden demnach die von fernen Gegenständen kommenden Lichtstrahlen erst hinter der Netzhaut sich zu einem scharfen Bilde vereinen: der Hyperop muß sich daher, um sie auf seiner Netzhaut zu sammeln, eines zusammenbrechenden Konvexglases als Brille bedienen. Ist die Augenachse, von vorn nach hinten gemessen, zu lang, so sind die aus der Ferne kommenden Lichtstrahlen schon vor der Netzhaut zu einem Bilde vereint; sie gehen alsdann wieder auseinander und entwerfen auf der Netzhaut des Kurzsichtigen ein unscharfes Bild. Um dies scharf zu erhalten, müssen die einfallenden Strahlen durch ein vor das Auge gesetztes Brillenglas stärker zerstreut werden. Das passende Konkavglas ist dasjenige, das die Strahlen so zerstreut, daß sie sich bei der vorhandenen Brechkraft des Auges gerade auf der Netzhaut zu einem scharfen Bilde einen. Die Stärke der hierzu erforderlichen Gläser oder, mit andern Worten, die Brechkraft derselben zeigt den Grad der Unregelmäßigkeit im Augenbau an: ein Auge mit sehr langer Augenachse wird ein stärkeres Konkavglas zur Korrektion gebrauchen als ein Auge mit kürzerer Augenachse. So bezeichnen wir denn den Grad der Refraktionsanomalien (Hyperopie und Myopie) durch die Brechkraft des für den Fernblick korrigierenden Glases. Während man früher die Brechkraft beziehentlich die Brennweite nach Zollen angab, hat man jetzt die Numerierung nach Dioptrien eingeführt. Eine Dioptrie ist die Brechkraft einer Linse von 1 Meter Brennweite, zwei Dioptrien die Brechkraft einer Linse von $^1/_2$ Meter Brennweite und so fort: je größer die Zahl der Dioptrien, um so stärker brechend die Linse. Bei der

Bezeichnung nach Zollen pflegt gewöhnlich von den Optikern die Brennweite angegeben zu werden: so bedeutet z. B. die dem Glase eingeritzte 4, daß das Glas 4 Zoll Brennweite hat; besser würde es sein, wenn man — wie bei Dioptrien — die Brechkraft (den reziproken Wert der Brennweite), d. h. in diesem Falle also 1/4, aufschreiben würde. Den Unterschied, ob die Bezeichnung nach Zoll oder Dioptrien gemacht ist, ersieht man meist daraus, daß bei Dioptriebezeichnung hinter der ganzen Zahl noch ein Komma und eine Null stehen: also eine den Dezimalbrüchen ähnliche Numerierung. Die Umrechnung wird in der Regel so gemacht, daß man 1 Meter gleich 40 Zoll setzt: demnach würde 1,0 Dioptrie = 1/40 nach Zoll sein; 2,0 = 2/40 = 1/20 nach Zoll. Eine Kurzsichtigkeit bis etwa 6,0 Dioptrien oder etwa 1/7 nach Zoll wird als mittlere angesehen, eine bis 2,0 = 1/20 als geringe. Daß wir die Kurzsichtigkeit über 6,0 Dioptrien als höhere bezeichnen, liegt zum Teil auch darin begründet, daß dieser Grad in der Regel vom Militärdienst frei macht.

Ausnahmsweise kann auch Kurzsichtigkeit trotz normaler, also nicht zu langer Augenachse entstehen, wenn eine abnorm hohe Brechung im Auge vorhanden ist. Eine zu starke Krümmung der Hornhaut könnte dazu Anlaß geben; jedoch ist dies nur selten der Fall. Weiter vermag eine stärkere Krümmung der Kristalllinse, wie sie bei der Akkommodation eintritt (diese wollen wir aber prinzipiell bei den Refraktionsbestimmungen ausschließen), Kurzsichtigkeit vorzutäuschen. Fälle einer dauernden abnormen Akkommodationsspannung (fälschlich als Akkommodationskrampf bezeichnet) werden verhältnismäßig oft bei der subjektiven Untersuchung der Kranken mit vorgehaltenen Gläsern konstatiert. Man diagnostiziert sie durch die objektive Refraktionsbestimmung mit dem Augenspiegel, bei der sich die Spannung löst; ebenso schwindet sie auch nach Atropineinträufelungen. Für die Brillenwahl ist die Erkenntnis der trotz des Blickes in die Ferne beibehaltenen Akkommodationsspannung aber von großer Bedeutung, da man sonst leicht veranlaßt werden kann, zu starke Konkavgläser zu geben: bei bleichsüchtigen und nervösen Kindern ist vorzugsweise auf diese Komplikation zu achten.

Im großen und ganzen aber wird, wie erwähnt, die Myopie durch eine zu lange Augenachse, durch den Langbau des Auges, bedingt. Oft erkennt man diesen schon beim Anblick des Kurzsichtigen: seine Augen sind größer. Ein großes Auge aber verschönt das Antlitz. Noch mehr: die kurzsichtigen Augen erscheinen meist auch feuriger. Ich brauche hier nicht hervorzuheben, daß das sogenannte Feuer des Auges nichts mit dem inneren Feuer der betreffenden Persönlichkeit zu tun hat. Es entsteht dadurch, daß — ähnlich wie beim Feuer des Brillanten — recht zahlreiche und glänzende Lichtreflexe von der Oberfläche, hier des Augapfels, ausgehen. Diese Reflexe werden zum Teil von der weißen Lederhaut, vorzugsweise aber von der durchsichtigen, wie ein Konvexspiegel wirkenden, in der Mitte des vordern Augenabschnittes liegenden Hornhaut, entworfen. Hat dieselbe einen dunklen Hintergrund, eine dunkle Folie, so entstehen auf ihr schärfere und glänzendere Lichtbilder. Ihren Hintergrund bilden die Regenbogenhaut und die Pupille. Daher

werden Augen mit dunkler Iris für besonders feurig gehalten. Aber auch die Weite der schwarzen Pupille ist von Bedeutung. Da bei Kurzsichtigen in der Regel die Pupille größer ist als bei Normalsichtigen oder Übersichtigen, so erhöht sich auch hierdurch bei ihnen das Feuer. Sicherlich schildert uns Heinrich Heine ein hochgradig kurzsichtiges Auge, wenn er singt:

Und aus dem süßen, blassen Antlitz
Groß und gewaltig strahlt ein Auge
Wie eine schwarze Sonne.

Leider stehen diesen kosmetischen Vorteilen, deren sich die Kurzsichtigen zu erfreuen haben, doch große Nachteile gegenüber, die aus dem schlechten Sehen in die Ferne hervorgehen, besonders wenn keine Korrektur durch das Tragen einer Brille erfolgt. Ob dieser Mangel auch gewisse Charaktereigentümlichkeiten hervorrufen kann, scheint der Erwägung nicht unwert. Ich möchte hier ein Wort von Gustav Freytag, der sich trotz hoher Kurzsichtigkeit ohne Brille durch die Welt schlug, aus dem Werke „Erinnerungen aus meinem Leben" anführen:

Die Beschwerden, die dieser Mangel in größerer Gesellschaft bereitet, suchte ich zu überwinden und ging arglos an manchem vorüber, was einen schärferen Beobachter beunruhigen konnte. Die Freude an der Blütenpracht und am Schmuck der Kleider, an merkwürdigen Gesichtern und an Frauenschönheit, den strahlenden Blick, den holden Gruß aus der Ferne mußte ich oft entbehren, während andre sich daran erfreuten. Aber da die Seele sich behend in Mängel der Sinne einrichtet, entwickelte sich schon früh in mir ein gutes Verständnis solcher Lebensäußerungen, die in meine Sehweite kamen, und ein schnelles Ahnen von vielem, was mir nicht deutlich wurde. Die geringere Zahl der Anschauungen gestattet, die empfangenen ruhiger und vielleicht inniger zu verarbeiten. — Jedenfalls war der Verlust größer als der Gewinn!

Wenn Freytag von einem „schnellen Ahnen von vielem, was ihm nicht deutlich war" schreibt, so könnte man darin einen Ausspruch des im 17. Jahrhundert lebenden Jesuiten Dechales bestätigt finden, wonach sich die Phantasie bei Kurzsichtigen leicht allzu lebhaft entwickelt. Ja, Professor Cardano, 1571 in Bologna verstorben, ging noch weiter, indem er sogar behauptete, die Kurzsichtigen seien besonders verliebt; sie bemerkten die körperlichen Fehler nicht und sähen daher leicht menschliche Wesen für Engel an. Ich glaube jedoch, daß hier eine Täuschung vorliegt, die durch gewisse Äußerlichkeiten des Kurzsichtigen bedingt ist. So kann man oft beobachten, daß Kurzsichtige sich im Gespräch ihrem Nachbar, um das Gesicht deutlicher zu sehen, etwas mehr nähern, als es Normalsichtige zu tun pflegen: diese ungewöhnliche, aber unschuldige Annäherung kann nun, wenn es sich um Personen verschiedenen Geschlechts handelt, leicht in der erwähnten Weise fälschlich gedeutet werden. Man ist überhaupt allzusehr geneigt, aus Äußerlichkeiten recht weitgehende Schlüsse auf den Charakter und die Sinnesart eines Menschen zu ziehen. Beispielsweise gehen Kurzsichtige, die keine Brille tragen, gern mit zu Boden gesenktem Haupte über die Straße und machen so den Eindruck tiefsinniger, ganz in ihre Gedanken versunkener Menschen, die den schwierigsten Problemen nachhängen. Der Grund dieser Haltung ist aber vielfach der, daß sie fürchten, Personen, die sie grüßen müßten, aber nicht erkennen können, durch grußloses

Anstarren zu beleidigen. Andre wiederum, die ein zum Abfallen neigendes Pincenez besitzen, müssen den Kopf hintenüberlegen und die Nase hochtragen, um diesem Mißstande zu entgehen; sie sehen dadurch arrogant und hochmütig aus und machen so in des Wortes eigenster Bedeutung, da das Gesicht und die Nase dabei nach oben gehen, einen „hochnäsigen" Eindruck.

Wenn demnach zweifellos durch fälschliche Beurteilung von Äußerlichkeiten, die wir bei einem Kurzsichtigen bemerken, unrichtige Annahmen über den Einfluß der Kurzsichtigkeit auf seinen Charakter und seine geistige Entwicklung entstehen können, so läßt sich doch nicht ganz von der Hand weisen, daß bei der hochgradigen und maßgebenden Bedeutung der Sinneswahrnehmungen auf die Entwicklung der Hirntätigkeit durch die mangelnde Fernsicht einerseits und durch das Schärfersehen in der Nähe anderseits dennoch eine Änderung in der Auffassung von Welt und Menschen möglich ist.

Daß in Bildern sich die Kurzsichtigkeit des Malers oft zeigen wird, ist leicht zu verstehen. So fiel mir bei einem Besuch der Berliner Ausstellung der Gemälde und Zeichnungen von Adolf Menzel auf, wie an sehr vielen sich eine ungewöhnliche, ich möchte sagen kleinliche Sorgfalt in der Detailmalerei feststellen läßt. Beispielsweise findet sich in der Abbildung der Piazza d'Erbe in Verona eine derartig genaue Ausführung der Gesichter der zahlreichen kleinen Personen, daß sie für einen in gewöhnlicher Sehweite vor dem Bilde stehenden Beschauer vollkommen verschwindet und überflüssig erscheint; hingegen hat diese Detaillierung Bedeutung und entspricht der Sinneswahrnehmung des nahe herantretenden Kurzsichtigen.

Bemerkenswert ist es, daß die Kurzsichtigkeit fast nie angeboren vorkommt. Herrnheiser fand bei 1900 Neugeborenen nur ein kurzsichtiges, noch dazu anscheinend krankes Augenpaar: die Bestimmung war nach Atropinisierung — zur Lähmung der Akkommodation — mittelst des Augenspiegels gemacht worden.

Die Mehrzahl der Augen ist anfänglich hypermetropisch. Erst allmählich stellt sich die Kurzsichtigkeit ein. Dieselbe steigt dann in der Entwicklungszeit meist bis zum 20. oder 22. Lebensjahr. Das haben besonders die Untersuchungen, die an Schülern nach dem Vorgange von Erismann und von H. Cohn angestellt sind, unzweideutig gelehrt. Als ich auf Veranlassung des verstorbenen, hochverdienten Kultusministers von Goßler im Jahre 1885 in den Gymnasien zu Frankfurt a. M., Montabaur, Fulda, dem Realgymnasium zu Wiesbaden, dem Realprogymnasium zu Limburg und Geisenheim die Augen der Schüler untersuchte — eine Untersuchung, die drei Jahre später unter Hinzunahme des Gymnasiums zu Marburg wiederholt wurde —, lagen bereits die Resultate von über 150,000 methodischen Refraktionsbestimmungen vor: sie sind noch bis in die neueste Zeit fortgesetzt worden. Überall ergab sich, daß die Prozentzahl der Kurzsichtigen in den Schulen mit der Höhe der Klassen, dem Schulalter und dem Lebensalter zunimmt. Ebenso steigert sich der Grad der Kurzsichtigkeit mit den Schuljahren; allerdings ist die Zahl der sehr hochgradig Kurzsichtigen in den Schulen gering. Keinem Zweifel dürfte es jetzt mehr unterliegen, daß diese Form der Kurzsichtigkeit (Schulmyopie oder Arbeitsmyopie) Folge der übertriebenen Anstrengung der Augen durch Nahearbeit ist,

wie sie eben vieles Lesen und Schreiben erfordert. Auch eine weitere Beobachtung, die ich bei meinen Untersuchungen machte, dürfte dahin zu deuten sein: nämlich die, daß bei einer Unterbrechung der Arbeit auch die Kurzsichtigkeit weniger zunimmt. Ich habe 702 Schüler, die ich nach Ablauf von $3\frac{1}{2}$ Jahren der zweiten Augenprüfung unterzog, in der Weise eingeteilt, daß ich zu den fleißigen diejenigen rechnete, die während der angegebenen Zeit regelmäßig versetzt worden waren, zu den faulen die, die länger als nötig sitzen geblieben. Es waren regelmäßig vorgeschritten: 426; 276 waren zurückgeblieben. Bei den erstern hatte sich Kurzsichtigkeit eingestellt oder erhöht in 31,2%, bei den letztern nur in 26,8%: demnach waren die Fleißigen im Durchschnitt stärker kurzsichtig geworden als die Fauleren. Wenn die höhern Klassen von Obersekunda an allein gezählt werden, ist die Differenz noch größer: 34% zu 27%. Im Frankfurter Gymnasium, dessen Doppelcöten den einmal Sitzengebliebenen nach Ablauf des nächsten halben Jahres die Versetzung ermöglichen, habe ich die Schüler, die während der letzten „drei" Jahre durch, sagen wir, „Faulheit" ein halbes Jahr verloren hatten, von denen geschieden, die um ein ganzes Jahr oder noch länger zurückgeblieben waren. Von diesen letztern wurden nur 13% kurzsichtig, beziehentlich stärker kurzsichtig: auch dies scheint den Einfluß der Schulschädlichkeiten, denen sich diese Schüler mit gutem Erfolg durch volle Arbeitsabstinenz zeitweise entzogen hatten, zu bestätigen. Schließlich aber gleicht sich dies wieder aus, da auch die Trägen, um das Abiturientenexamen zu bestehen, endlich anfangen müssen, intensiv zu arbeiten.

Weiter sprechen für den nachteiligen Einfluß der lang fortgesetzten Nahearbeit auch die Untersuchungen, die an Personen verschiedener Stände angestellt wurden. Ich führe beispielsweise die erst neuerdings veröffentlichten Ergebnisse von Hertel aus dem Material der Jenenser Augenklinik an. Es fanden sich dort unter den Landwirten 21,3% Kurzsichtige, unter Handwerkern, bei denen nicht erhöhte Anforderungen an die Augen gestellt wurden, 26,3%, dagegen unter Leuten mit höherer Schulbildung oder Handwerkern mit hohen Anforderungen an das Nahesehen 51,6%. Auch ergab sich, daß bei gleichen Anforderungen das weibliche Geschlecht mehr zur Kurzsichtigkeitsentwicklung neigt als das männliche. Das wurde auch schon früher festgestellt. So stieg in der Industrieschule zu Chaux-de-fonds die Myopie bei den Schülern von 27% in den untersten Klassen auf 50%, in den obersten, bei den Schülerinnen von 38% auf 91%: nicht gerade erstaunlich, da das zarte Geschlecht körperlichen Anstrengungen durchschnittlich nicht so widerstandsfähig gegenübersteht wie das gröbere männliche!

Die anhaltende Nahearbeit, wie sie das Lesen und Schreiben in unsern Schulen erfordert, bedingt eine stärkere fortgesetzte Konvergenz der Augen, die sich, etwas nach unten gerichtet, dabei schnell von einer Seite zur andern bewegen. Besonders die den Augapfel nach innen ziehenden Muskeln treten bei dieser Konvergenz in Tätigkeit und bewirken, daß die äußern, schläfewärts gelegenen Muskeln gezerrt werden und dem Augapfel fester anliegen. Durch diese Muskelpression wird gleichzeitig der Druck im Augeninnern gesteigert; die

Folge davon ist ein Nachgeben der Augenhüllen, im besondern der Sklera (Lederhaut) in den hintern Partien: aus einem runden Augapfel wird ein mehr eiförmig gestalteter, längerer. Die Formveränderung wird um so leichter eintreten, je nachgiebiger noch das Gewebe ist: also am ehesten im jugendlichen Lebensalter und in der Periode des Wachstums. Aber auch die ursprüngliche und anatomische Beschaffenheit der Lederhaut selbst kommt in Betracht. Im vorigen Jahre wurde eine Untersuchung von O. Lange veröffentlicht, die, wenn sie sich weiter bestätigt, was nach den in letzten Tagen mitgeteilten Nachprüfungen von Virch-Hirschfeld aber nicht der Fall zu sein scheint, uns eine mechanische Erklärung für die verschiedene Dehnbarkeit der Lederhaut geben würde. Dieser Forscher fand nämlich, daß die Sklera beim kurzsichtigen Auge auffallend arm an elastischen Fasern ist gegenüber dem emmetropischen Auge. Bei letzterm kann demnach auf Grund der vorhandenen Elastizität nach jeder zur Achsenverlängerung führenden zeitweisen Pression seitens der äußern Augenmuskeln wieder die Zurückführung in die Kugelgestalt erfolgen, während beim Fehlen dieser Elastizität allmählich eine Ausdehnung der Lederhaut mit Verlängerung der Augenachse eintreten wird. Ob es sich nun um diese oder eine andre Verschiedenheit in der Beschaffenheit der Lederhaut handelt, die wir als angeboren betrachten können, so haben wir darin jedenfalls ein Moment, um uns den zweifellosen Einfluß der Erblichkeit auf die Entstehung der Kurzsichtigkeit zu erklären.

Auch bei meinen Untersuchungen stellte sich derselbe deutlich, besonders für die höhern Grade der Kurzsichtigkeit heraus: so war bei der ersten Prüfung (1885) nachweisbar, daß von den Kurzsichtigen 56 % der Eltern (beide oder nur Vater oder Mutter), bei der zweiten (1888) 51 % kurzsichtig waren. Bei den im vorigen Jahre von R. Greeff im Auftrage des Ministeriums durchgeführten Untersuchungen in Berliner Gymnasien ergab sich, daß bei den kurzsichtigen Schülern 65 % Erblichkeit vorhanden war. Allerdings wurde auch bei den emmetropischen und hyperopischen Kindern konstatiert, daß in 35 % bei den Eltern Myopie bestand. Es scheint demnach der von Greeff und auch von Kirchner gezogene Schluß durchaus berechtigt, daß ein Kind kurzsichtiger Eltern doppelt so stark der Gefahr ausgesetzt ist, gleichfalls kurzsichtig zu werden als ein Kind, dessen Eltern nicht myopisch sind.

Außer der durch übertriebene Nahearbeit entstehenden, meist in mäßigen Grenzen bleibenden Schul- oder Arbeitskurzsichtigkeit gibt es noch eine andre, seltenere Form von Myopie, die mit innern Augenerkrankungen (Gefäßhautleiden, Glaskörpertrübungen, Netzhautablösungen) verknüpft ist und höhere Grade zeigt: in der Regel ist hier eine übertriebene Nahearbeit nicht anzuschuldigen. Bisweilen liegt Erblichkeit vor. Man hat diese Affektion als deletäre Kurzsichtigkeit bezeichnet; es ist sogar von einzelnen Autoren die Meinung aufgestellt worden, daß die Arbeitsmyopie in diese schwere Form nicht übergehe. Dem muß ich jedoch in Übereinstimmung mit sehr vielen Ophthalmologen entschieden widersprechen: zweifellos kommen Fälle vor, wo sich aus der Arbeitsmyopie die schwere Augenerkrankung entwickelt.

Da die Kurzsichtigkeit, wie wir gezeigt, gewöhnlich als Folge übertriebener Nahearbeit, wie sie besonders die Schule fordert, anzusehen ist, so muß unser Bestreben sich darauf richten, diese Nahearbeit, soweit es mit unsrer Kultur verträglich, einzuschränken oder wenigstens sie unter möglichst günstigen Bedingungen ausführen zu lassen. Anders liegt die Sache, wenn man mit J. Stilling (1887) die Kurzsichtigkeit einfach auf einen besondern Bau der Augenhöhle zurückführt. Nach ihm liegt nämlich in dem Vorhandensein einer flachen Augenhöhle (Chamäkonchie), wie wir sie bei den Schmalgesichtern finden, der Grund für die Entstehung der Myopie, während eine hohe Augenhöhle (Hypsikonchie), wie sie meist bei Breitgesichtern vorkommt, den Emmetropen und Hyperopen eigen ist. Es handelt sich nach ihm demnach um angeborene Verhältnisse; die Kurzsichtigkeit ist ihm, da es sich um Skelettbildung handelt, in gewissem Sinne eine Rassenfrage. Er nimmt an, daß bei einer flachen Augenhöhle der obere schräge Augenmuskel, der bei der Blickrichtung des Auges nach unten-außen beteiligt ist, besonders fest und pressend dem Augapfel aufliegen müsse und bei seiner Kontraktion, da er sich in der Nähe des Sehnerveneintritts ansetzt, auch direkt auf die Ausdehnung des Augenapfels durch Zerrung am hintern Pole einwirke. Die von J. Stilling gemachten Augenhöhlenmessungen bei Kurzsichtigen und Normalsichtigen sind jedoch von der Mehrzahl der Nachuntersucher nicht bestätigt worden. Ich bin ihm auf Grund der von mir bei den oben erwähnten Schuluntersuchungen angestellten Messungen zuerst entgegengetreten; mir folgten bald Kirchner, Weiß, Seggel und andre. Jedoch noch in neuester Zeit hat J. Stilling seine Ansichten, die ihm, wie er schreibt, „den Zorn der orthodoxen Schulhygieniker" zuziehen mußten, wieder literarisch verteidigt: es sind ihm aber sofort in Seggel, der schon früher Stillings Hypothesen bekämpfte, und in C. Hamburger, der durch anatomische Untersuchungen die Unrichtigkeit derselben nachwies, gewichtige und überzeugende Gegner erstanden. Seggel hat weiter mit Recht wieder betont, daß die Kurzsichtigkeit — nicht wie Stilling meint — eine vorteilhafte „Anpassung an die Nahearbeit" bedeute, sondern eine wirkliche Gefahr in sich schließe, um so mehr als auch die Sehschärfe und der Lichtsinn darunter leide. Ebenso setzt sie die Wehrkraft der Nation herunter; beispielsweise sind für die Marine, wo das Brillentragen untunlich, selbst Kurzsichtige geringerer Grade nicht mehr verwendbar, da man ohne Glaskorrektion drei Viertel Sehschärfe für die Ferne beansprucht.

Wir werden daher gut tun, in der Bekämpfung der Schulkurzsichtigkeit durch hygienische Maßnahmen nicht nachzulassen. Dank vor allem auch den unermüdlichen Anregungen von Hermann Cohn haben wir bereits mancherlei erreicht. Die Beleuchtung der Klassenzimmer und Plätze, die Art der Tische und Subsellien, die Schreibmaterialien, Schriftformen und Bücherdruck sind eingehend studiert und auf Grund dessen bestimmte Regeln und Gesetze aufgestellt worden. Allerdings wurde in einzelnen Anstalten ein gewisser passiver Widerstand den gesundheitlichen Maßnahmen entgegengesetzt. So konstatierte ich bei meiner Untersuchung gelegentlich in einzelnen Klassen, in denen sich zweckmäßigerweise Subsellien von drei verschiedenen Größen fanden, daß die

Schüler nicht nach ihrer Körpergröße auf dieselben gesetzt waren, sondern in alter Gewohnheit in der Reihenfolge, die ihrer geistigen Befähigung entsprach: so konnte auf derselben Bank der Kleinste neben dem Größten einen Platz finden, da bekanntlich körperliche Größe und geistige Befähigung nicht immer kongruent sind. Die Einführung der Schulärzte dürfte neuerdings darin wohl Abhilfe geschaffen haben!

Neben den erwähnten hygienischen Maßnahmen bedarf es aber auch solcher pädagogischer Natur. Und nach dieser Richtung hin ist bisher weniger erreicht! So kam noch in der letzten Tagung des Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege im Juni 1904 in Stuttgart zur Diskussion und schließlichen Annahme ein Antrag Hintzmanns, daß „gegen die heute allgemein übliche Schulzeiteinteilung in hygienischem und unterrichtlich-erziehlichem Interesse schwere Bedenken zu erheben" sind. Man fand, daß die Unterrichtszeit, die die preußischen Lehrpläne von 1901 für die mittlern und obern Klassen vorschreiben, zu groß sei, da die Schüler durchschnittlich — unter Zuziehung der wahlfreien Stunden für Englisch und Hebräisch, für Zeichnen, der Stunden für Turnen, Gesang, Schreiben — $6^1/_2$ Stunden in der Schule verbleiben müssen, d. h. an mehreren Tagen bis zu 7, ja bis zu 8 Stunden. Dazu kommen dann noch die Schularbeiten. Vor allem müßte meines Erachtens der Gedächtnisstoff weiter eingeengt werden, auch für die untern Klassen und Elementarschulen. Sicher war es dereinst ein guter Gedanke, mehr Gewicht als früher auf die Heimatskunde zu verwenden. Ich kann es aber nicht als eine vernünftige Ausführung desselben betrachten, wenn beispielsweise in Marburg ein neunjähriges Kind — beziehentlich auch dessen unglückliche, in Mitleidenschaft gezogene Mutter — allein im Kreise Hünfeld folgende Berge zu lernen hatte: der Hiselstein, der Stoppelsberg, der Wissel-, Stall- und Appelsberg und der Soisberg. (Kleine Geoographie für Volks- und Bürgerschule von Bachmann, 1884.) Auch in der Religion könnte man sich vielleicht einige Einschränkungen auferlegen. Sehr erfreulich erschien es mir, als ich vor einigen Wochen eine Notiz aus Gera las, wonach das Ministerium des Fürstentums Reuß j. L. den religiösen Memorierstoff in den Volksschulen auf 150 Bibelsprüche, 24 Kirchenlieder und 21 Schriftstellen beschränkt hatte. (Hallische allgemeine Zeitung, 21. Juni 1905.) Der oft übertriebenen Gedächtnisausbildung sollten endlich Schranken gesetzt werden. Ich denke, es ist ein überwundener Standpunkt, den der Philologe F. A. Wolff vertrat, wenn er schrieb: „Unter dem vierzehnten Jahre müssen die Formen inne sein; — der Verstand muß gar nicht mitarbeiten, das Räsonnement schwächt das Gedächtnis!" Da stimme ich Lessing voll bei: „Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt," sagt er, „ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt." Es sollte weniger auswendig gelernt, aber mehr innerlich aufgenommen werden, und zwar vorzugsweise das, „was dauernden Nutzen schafft". — „Kein", wie Herder schreibt, „zu ewiger Vergessenheit gelernter Unrat. Warum sollen wir die Jugend damit töten?" Man bilde Verstand, Herz und Willen: das ist die Hauptsache, keine An-

häufung unnötigen Gedächtnisballastes. In Wilhelm Jordans geistvollem Roman: „Die Sebalds", sagt der Professor Marpinger:

Ein Übermaß von Wissenskram
Macht sinnesschwach und willenslahm!

Natürlich auch dies cum grano salis genommen!

Bei entsprechender Pädagogik wird es sich auch erreichen lassen, daß die zur Absolvierung der höheren Lehranstalten erforderliche Zeit nicht in ungebührlicher Weise ausgedehnt wird, da alle Untersuchungen ergeben, daß die Kurzsichtigkeit in den Gymnasien und höhern Schulen mit dem Lebensalter oder Schulalter sowohl in ihrer Ausbreitung als in ihrem Grade prozentualisch steigt; so würde durch einen schnellen Abschluß dieser vorbereitenden Lehrzeit viel erreicht sein. Es finden sich nach dieser Richtung hin ganz merkwürdige Differenzen in den einzelnen Anstalten. So hatten bei meinen Untersuchungen, die kurz nach Ostern stattfanden, die Oberprimaner, die also noch ein Jahr bis zur Entlassung bedurften, in Frankfurt a. M. durchschnittlich ein Alter von 18,7 Jahr, in Montabaur von 19,9, in Fulda von 20,4, im Wiesbadener Realgymnasium von 19 Jahren. Von großer Bedeutung ist betreffs des Alters der Abiturienten auch der Versetzungsmodus, ob halbjährlich oder jährlich: natürlich verlängert der letztere, bei dem der sitzengebliebene Schüler gleich ein ganzes Jahr länger die Klasse besuchen muß, erheblich die durchschnittliche Schulzeit. Aber auch die Beurteilung der Versetzungsmöglichkeit ist an einzelnen Schulen auffallend verschieden von der an andern.

So waren in den zwischen meinen Untersuchungen liegenden Jahren in Montabaur 33%, in Wiesbaden 34%, in Frankfurt 36% und in Fulda sogar 55% der von mir untersuchten kurzsichtigen Knaben nicht regelmäßig versetzt worden. —

Aus allem ist ersichtlich, daß recht verschiedenartige Momente ins Auge zu fassen sind — auch nicht zum geringsten die Verhältnisse, unter denen zu Hause gearbeitet wird —, wenn man der Schulkurzsichtigkeit mit Erfolg entgegentreten will. Aber daß wirklich etwas erreicht werden kann, erweisen eine Reihe von Untersuchungen. So zeigte v. Hippel, daß die günstigen hygienischen und pädagogischen Verhältnisse des Gießener Gymnasiums deutlich die Zahl der Kurzsichtigen eingeengt hat. Ich selbst fand einen beträchtlichen Unterschied zwischen dem hygienisch gebauten Frankfurter Gymnasium mit halbjähriger und regelmäßiger Schülerversetzung und dem alten Fuldaer Gymnasium mit jährlicher, oft noch unterbrochener Versetzung: in ersterem war eine Zunahme der Kurzsichtigkeit der früher untersuchten Schüler in 20%, in Fulda in 32% während der zwischen den beiden Untersuchungen liegenden drei Jahre eingetreten. Dabei hatte Frankfurt 65%, Fulda nur 34% erblich Belastete. Ebenso fand Kirchner einen Unterschied zugunsten des besser gebauten und hellbeleuchteten Leibniz-Gymnasiums in Berlin gegenüber dem ungünstiger eingerichteten Friedrichs-Gymnasium. Auch Seggel konstatierte eine Abnahme der Kurzsichtigkeit in den besser eingerichteten Schulen. Sich anschließend ergaben die neuesten Prüfungen von Greeff, daß in dem mangelhaft beleuchteten Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin die Grade der Kurzsichtigkeit durch-

schnittlich höhere waren als im Friedrichwerderschen und Wilhelms-Gymnasium. Natürlich ist es schwer, durch derartige Untersuchungen absolute Beweise für den durch die getroffenen hygienischen Maßnahmen erreichten Fortschritt zu liefern, da, wie wir gesehen, so verschiedenartige Dinge bei der Entstehung der Schulkurzsichtigkeit mitsprechen! Das trifft aber auch bei einer großen Zahl andrer prophylaktisch-hygienischer Vorschriften zu. Immerhin bieten die erwähnten Feststellungen und vor allem die rationelle Begründung der empfohlenen Bekämpfungsmittel Anlaß, auf dem betretenen Wege fortzufahren.

Aber auch in der Behandlung der Kurzsichtigkeit ist, zuerst von Förster angeregt, in den letzten Jahren eine Wendung eingetreten, durch die vielleicht ein Fortschreiten der Myopie zu immer höheren Graden während des Schulbesuches mehr als früher verhindert wird. Es ist dies das Bestreben, die Kurzsichtigkeit, auch in schwächerer Form, durch Konkavgläser voll zu korrigieren und diese Gläser beständig tragen zu lassen. Man hatte Bedenken, das für die Ferne vollkorrigierende Glas auch bei der Nahearbeit zu benutzen, da man fürchtete, daß die unter ihm — entgegengesetzt dem Sehen des Kurzsichtigen ohne oder mit schwächerem Glase — erforderliche stärkere Akkommodationsanstrengung das Auge schädigen könne; besonders nach der Richtung hin, daß hierdurch eine Steigerung des innern Augendrucks veranlaßt würde. Neuere Experimente von Heß und Heine haben jedoch die Unrichtigkeit dieser Annahme gezeigt. Dessen ungeachtet liegt die Möglichkeit vor, daß in einzelnen Fällen doch eine Schädigung durch die unter der vollkorrigierenden Brille notwendig werdende stärkere Akkommodation eintreten kann. Eine Reihe von Personen sind eben nicht imstande, mit ihrem Fernglase auch in der Nähe andauernd zu arbeiten: die Buchstaben werden undeutlich, die Augen beginnen wehzutun, selbst heftigere Kopfschmerzen gesellen sich hinzu. Die Mehrzahl der jugendlichen Kurzsichtigen gewöhnt sich allerdings bald an die stärkeren Gläser. Prinzipiell ist in der Tat danach zu streben, daß Kurzsichtige von über 2,0 bis 2,5 Dioptrie, deren Fernpunkt also näher als 50 oder 40 cm liegt, bei guter Sehschärfe dauernd die vollkorrigierende Brille tragen. Besonders im jugendlichen Alter bildet sich alsdann das kurzsichtige Auge mit seinem vollkorrigierenden Glase so um, daß es in seiner Brechung und den möglichen Veränderungen der Brechung durch die Akkommodation voll dem emmetropischen Auge gleicht. Hierbei scheint die Kurzsichtigkeit weniger fortzuschreiten. Man gebe demnach einem Kurzsichtigen, der für die Nähe ein Konkavglas zur Vermeidung starker Konvergenz der Augenachsen brauchen muß, wenn keine Hinderungsgründe, wie schlechte Akkommodationskraft oder Schwachsichtigkeit vorliegen, dasselbe Glas, dessen er für die Ferne bedarf. Nur bei sehr hochgradiger Kurzsichtigkeit, etwa über 10,0 Dioptrien, wird selbst im jugendlichen Alter die Vollkorrektion für die Nahearbeit meist nicht vertragen, da die Bilder auf der Netzhaut durch die Wirkung der Gläser zu stark verkleinert werden. Bei älteren Individuen verbietet sich die Vollkorrektion von selbst, da das Akkommodationsvermögen mit den Jahren immer mehr abnimmt und daher zur Überwindung des vollkorrigierenden Zerstreuungsglases bei der Nahearbeit nicht mehr ausreicht. Im übrigen sind die Verhältnisse individuell zu be-

urteilen. Es bedarf auch hier der Berücksichtigung der ganzen Persönlichkeit des Kurzsichtigen, nicht nur seiner Augen!

Wie alles Gute aber leicht der Übertreibung verfällt, so wollen einzelne Ophthalmologen sogar die geringsten Grade der Kurzsichtigkeit, selbst 0,75 D. — wo also bis auf $1^1/_3$ Meter Entfernung scharf gesehen werden kann und demnach eine schädliche Konvergenz der Augenachsen bei der Naheарbeit vollständig unnötig ist — durch eine dauernd zu tragende, vollkorrigierende Brille behandeln. Damit würde die Brille in noch massenhafterer Weise verbreitet werden als sie es jetzt schon bei uns ist. Der russisch-französische Karrikaturzeichner Caran d'Aches unterschied in seinen Bildern aus den Jahren 1870/71 bereits die deutschen Offiziere und Soldaten von den französischen durchgehends dadurch, daß er ihre Nasen mit Brillen und Kneifern verzierte. Die Vorliebe für das Tragen von Brillen scheint im übrigen gerade uns Deutschen eigentümlich zu sein. So sagte bereits Abraham a Santa Clara in einer seiner Predigten aus dem 17. Jahrhundert: „Es gibt allerhand Narren: Kleidernarren, Perückennarren, Brillennarren!" — Und doch hat das Konkavglas der Brille die Eigentümlichkeit, daß es das so schöne, große, kurzsichtige Auge sichtbar verkleinert. Bei starken Gläsern ist dieser Effekt außerordentlich auffällig, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man das freie und das mit dem Brillenglase bedeckte Auge des Kurzsichtigen betrachtet. Ob wohl dieser Umstand mit dazu wirkt, daß man das schöne Geschlecht so schwer zum Gläsergebrauch bringen kann? Fein beobachtende Maler tragen übrigens dieser Wirkung der Konkavgläser Rechnung: so sah ich in den Selbstporträts von Adolf Menzel den Unterschied in der Augengröße deutlich, je nachdem die Brille mitgemalt war oder fehlte. Sehr scharf erfaßt und dargestellt findet man die verkleinernde Wirkung des Brillenglases auch in einem der letzten Titelbilder der „Jugend", dem Kopfe Anzengrubers. In dem großmodellierten Gesichte mit dem mächtigen Bart erscheint das Auge hinter dem Brillenglase auffallend klein. Besonders deutlich sieht man den Unterschied an den Lidrändern: schmal und verkleinert hinter dem Brillenglas, breit und voll hervortretend, wo sie nicht von ihm bedeckt sind. Auch in der Skulptur bedarf diese Wirkung der Beachtung. Die Gesichter hochgradig Kurzsichtiger, die man stets mit einer scharfen, das Auge verkleinernden Konkavbrille gesehen hat, bekommen bei der Modellierung — abgesehen von dem Fehlen des Brillengestells — durch die natürliche Größe der Augen meist etwas Fremdes und Unähnliches. Ein einfaches goldenes Brillengestell, wie man es der im Berliner pathologisch-anatomischen Institut aufgestellten Büste Virchows aufgesetzt hat, hilft darüber nicht fort: man müßte auch das verkleinernde Konkavglas einschleifen!

Aber außer dem erwähnten schönheitsverringernden Effekt, wie ihn starke Konkavgläser durch ihre optische Wirkung hervorrufen, haben die Brillenträger noch den weiteren Nachteil, daß sie einzelnen sensiblen und zart empfindenden Individuen Mißbehagen verursachen. Selbst ein Goethe konnte sich darüber nicht fortsetzen. In seinen Gesprächen mit Eckermann heißt es:

Es mag eine Wunderlichkeit von mir sein, aber ich kann es einmal nicht überwinden. Sowie ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu mir herantritt, kommt sogleich eine Verstimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. Es geniert mich so sehr, daß es einen Teil meines Wohlwollens auf der Schwelle hinwegnimmt und meine Gedanken so verwirrt, daß an eine unbefangene natürliche Entwicklung meines eigenen Innern nicht mehr zu denken ist. Es kommt mir immer vor, als sollte ich den Fremden zum Gegenstande genauer Untersuchung dienen und als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimstes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichts erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit zwischen uns, indem sie mich hindern, zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen. Denn was habe ich von meinem Menschen, dem ich bei seinen mündlichen Äußerungen nicht ins Gesicht sehen kann und dessen Seelenspiegel durch ein Paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist.

Trotz alledem werden diejenigen, die es nötig haben, doch fortfahren müssen, Brillen zu tragen; und, wie erwähnt, wird sich die Zahl derselben noch mehren, wenn man nach den Erfahrungen der Neuzeit in den entsprechenden Fällen das dauernde Tragen vollkorrigierender Gläser als heilsam und nützlich zur Verhinderung des Fortschreitens der Kurzsichtigkeit empfiehlt. Vielleicht tröstet es manche, daß nach den Entwicklungsjahren das Glas, ohne direkte Schädigung für das Auge fürchten zu müssen, eher fortgelassen werden kann.

Schließlich möchte ich noch ein Verfahren erwähnen, das die operative Hebung hochgradiger Myopie erstrebt: es besteht in der Herausnahme der Kristalllinse. Die hierdurch bewirkte verringerte Brechkraft des Auges gibt Anlaß, daß Lichtstrahlen, die aus der Ferne kommen, ihren Vereinigungspunkt erst weiter hinten finden und so bei dem Langbau des kurzsichtigen Auges gerade auf der Netzhaut oder wenigstens in der Nähe derselben zu einem scharfen Bilde sich vereinen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß Kurzsichtige von ca. 20,0 Dioptrien nach der Linsenentfernung emmetropisch werden und ohne Glas in der Ferne deutlich sehen. Geringere Grade der Myopie werden demnach durch die Operation übersichtig. Durchschnittlich wird man keine Kurzsichtigkeit unter 15,0 Dioptrien als für die Linsenentfernung geeignet erachten. Die Operation, die als solche nur wenig Gefahr bietet, ist besonders durch den Augenarzt Fukala in Wien Ende der achtziger Jahre in die Praxis eingeführt worden. Die meisten Augenärzte sind seinem Beispiel gefolgt; je nach Temperament in verschiedener Weise: die heißblütigen und sanguinischen operierten ungefähr jeden Kurzsichtigen höheren Grades — man hat leider auch solche geringeren Grades hier und da operiert! — der ihnen unter die Finger kam; die vorsichtigen und bedächtigen entfernten die Linse nur in Ausnahmefällen, wenn mit Brillen kein ausreichendes und befriedigendes Sehen zu bewirken war. Andre lehnten das Verfahren ganz ab. Professor v. Michel, jetzt in Berlin, erklärte auf dem Kongreß 1892 in Heidelberg: „Ich halte die Entfernung der normalen Linse aus einem myopischen Auge einzig und allein zum Zwecke der Beseitigung der Kurzsichtigkeit für eine Verstümmelung des Organs. Wenn die Augenärzte dem Myopen die Entfernung seiner Linse anraten, so tun sie ähnliches, als wenn die Nasenärzte die Verödung der Nasengänge anempfehlen würden, um den Gebrauch des

Schnupftuches abzuschaffen." Ganz so verhält sich die Sache allerdings nicht, aber daß die Vorsichtigen recht behalten, hat die weitere Erfahrung zweifellos gelehrt. Trotz der oft erstaunlichen Sehverbesserung, die durch die Operation erreicht wird, trotz der überschwenglichen Dankesausdrücke, die der Operateur auf sich gehäuft sieht, sind wir von Jahr zu Jahr zurückhaltender mit der Operation geworden, da wir leider konstatieren mußten, daß von den operierten Augen später noch — oft erst nach vier bis fünf Jahren — ein ziemlicher Teil zugrunde geht. So fand ich beispielsweise vor ein paar Jahren in der Blindenanstalt zu Barby drei jugendliche Blinde, die nach der doppelseitigen Operation ihr Augenlicht verloren haben, während kein andrer der dort Verpflegten auf Grund einfacher Kurzsichtigkeit erblindet war. Natürlich läßt sich schwer entscheiden, ob die Erblindung, wenn sie nicht bald nach der Linsenentfernung sich entwickelt, wirklich als Folge der Operation anzusehen ist. Wenn man aber den Prozentsatz der danach beobachteten Erblindungen vergleicht mit dem, der ohne Linsenentfernung bei hochgradig Kurzsichtigen sich ergibt, so fallen die Resultate sehr zu ungunsten der Operation aus, wie erst neuerdings eine Untersuchung aus meiner Klinik gezeigt hat. Auch pflegt die Erblindung infolge hoher Kurzsichtigkeit meist erst in späterem Lebensalter einzutreten, während die Operationen vorzugsweise an jugendlichen Individuen ausgeführt werden. Dennoch sind, wie erwähnt, die in vielen Fällen erreichten Vorteile — und zwar dauernde, lange Jahre hindurch festgestellte — so erheblich, daß ich mich doch nicht den Kollegen — und ihre Zahl hat in letzter Zeit immer mehr zugenommen — anschließen möchte, die das Verfahren ganz aufgegeben haben. Dahin wird man jedoch bei ruhiger Betrachtung der Tatsachen gedrängt, daß man nur ausnahmsweise operiert, und zwar nie beide Augen in kurzer Zeit nacheinander. Es ist für den Arzt erforderlich, nicht nur den Grad der Kurzsichtigkeit und ihrer Korrektionsfähigkeit durch Brillen als Grundlage seiner Therapie zu nehmen, sondern weiter auch den Einfluß, den dieses Übel auf die einzelne Persönlichkeit hat: ob es ihm seine Existenzbedingungen raubt, ob das schlechte Sehvermögen ihn psychisch stark bedrückt, und ähnliche Umstände. Es gilt auch hier der nicht immer befolgte Hauptsatz zu der ärztlichen Betätigung: der kranke Mensch, nicht allein das kranke Organ ist zu behandeln!

König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen.

Herausgegeben und erläutert
von
Erich Brandenburg.

III.

Der ganze Gegensatz der Auffassungen, das ganze absolutistische Herrschergefühl des Königs und seine Bereitwilligkeit, es auf einen Konflikt mit dem Landtage ankommen zu lassen, wird uns von neuem bewiesen durch den abenteuerlichen Gedanken, den das folgende Billett ausdrückt. Vorauszuschicken ist, daß die in Berlin bereits eingetroffenen Abgeordneten die Eröffnung der Versammlung im Schlosse größtenteils mißbilligten und beim Ministerium vorgestellt hatten, daß dazu durchaus das regelmäßige Sitzungslokal gewählt werden müsse. Man fürchtete nun, eine große Zahl von Abgeordneten werde im Schlosse einfach nicht erscheinen, der König werde vor leeren Bänken reden müssen.

41. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 21. May 48.

Theuerster Camphausen — sollte die Opposizion gegen das Erscheinen im Schlosse eine irgendwie bedeutende Majoritait erlangen, so haben Sie ein Blatt mit dem Gesetzes-Eingange zu präpariren, welches etwa folgender Maßen lauten würde:

Wir F. W. v. G. G. ꝛc. entbiethen Alle Mitglieder der zur Berathung über die Landes-Verfassung erwählten und von uns berufenen Versammlung von Abgeordneten hiermit zu Morgen in der Mittagsstunde in den sogenannten weißen Saal unseres hiesigen königlichen Schlosses. Wir befehlen Einem jeden Mitgliede besagter Versammlung dies ihr Erscheinen kraft unserer königlichen Macht-Vollkommenheit und ihres Unterthanen-Eides hiermit ernstlich und ausdrücklich als ihr König und Herr. Gegeben in unserem k. Residenzschlosse zu Berlin am 22. May im Jahre 1848. gez. F. W.

Contrasignirt vom Ministerium C.

Friedrich Wilhelm.

Camphausen kam nicht in die Lage, sich über seine Stellung zu diesem Befehle äußern zu müssen, da die Eröffnung des Landtages am 22. Mai im Weißen Saale ohne Zwischenfall vor sich ging; nur ganz wenige Abgeordnete waren fortgeblieben.

Noch am 21. Mai richtete der König an Camphausen ein zweites Billett; das darin erwähnte Schreiben an Arnim scheint eine neue Mahnung enthalten zu haben, in der schleswig-holsteinischen Sache die englisch-russische Vermittlung anzunehmen und in die Zurückziehung der Truppen aus Jütland zu willigen.

42. Der König an Camphausen.

Sf. 21. May 48. 3 Uhr.

Bester Camphausen. Ich stürze Ihnen noch mit diesem Billet nach, und bitte Sie, meinen Briefträger für Arnim abzugeben, aber nicht nach § 18 der Verfassung[1]), sondern mit Verletzung des Brief-Geheimnisses, und zwar zu dem förmlich ausgesprochenen Zweck, Arnim zur Annahme meines Vorschlags zu bewegen. Alles sehnt sich nach Frieden, diesseits und jenseits vom Belt. Eine nobel ergriffene Veranlassung giebt ihn uns. Wer wollte dazu nicht beytragen? Friedrich Wilhelm.

Noch einmal tritt in den folgenden Tagen die uns bekannte Angelegenheit des Generals v. Colomb in unserm Briefwechsel auf; die Minister fürchteten eine Interpellation im Landtage, der König aber, inzwischen über die Harmlosigkeit der Vergehung des Generals unterrichtet, riet ihnen, sich nicht einschüchtern zu lassen und eventuell ausweichend zu antworten. Im übrigen bedürfen die folgenden Briefe keiner Erklärung.

43. Der König an das Staatsministerium.

Als ich das Gerücht erfuhr, der Gl. Lt. von Colomb habe gefangene Polnische Insurgenten auf schmerzhafte Weise Zeichen eingeätzt, fand ich mich bewogen, durch Cabinets-Befehl vom heutigen Tage den General zur Verantwortung aufzufordern. Dieser Befehl ist jetzt in den Händen des Kriegs-Ministers zum Contrasigniren. Auch hab ich den Minister autorisirt, mir denselben zurückzusenden und selbst, auf meinen Spezial-Befehl aber wohlzuverstehen, des Generals Rechtfertigung einzufordern. — Jetzt erst, (nach ½7 Abends) erfahr' ich aus dem Pfuelschen Bericht[2]), daß von schmerzlicher Operation, von Einätzen, Einbrennen (und wie die Gerüchte Alle lauteten) gar keine Rede ist, — sondern daß er die besagten Leute vor ihrer Freilassung mit „Indigo" gezeichnet hat, also ebenso schmerzlos und unschuldig als mit Brunnenwasser, und zwar in der gerechten und menschlichen Absicht, diesen Unglücklichen, Verführten einen Vorwand zu geben, dem erneuten Aufrufe zum Hochverrath von Seiten der Landjunker

[1]) „Das Briefgeheimnis ist unverletzlich."

[2]) Der Brief des Generals v. Pfuel an den König ist nicht bekannt: im Nachlasse Camphausens findet sich nur ein Privatschreiben des Generals an den Ministerpräsidenten vom 19. Mai.

und der Pfaffen hinfort nicht mehr zu folgen. So sind folglich die Umstände wesentlich andere als die, welche das Gerücht von den hochverrätherischen Clubs in Berlin ... berichtet hatte. Sollte nun der Landtag wirklich interpelliren ad vocem Colomb und im Sinne der Gerüchte, so hat das Ministerium eine schöne Gelegenheit, die Ansichten der Versammlung vorläufig zu berichtigen „nach bisher eingegangenen Berichten", und es hat die Satisfaczion und Auxilium noch hinzusetzen zu können: es sey nach Vernehmen der ersten Gerüchte Allerhöchsten Orts bereits die Verantwortung des Generals von Colomb verlangt worden. Sobald dieselbe einginge, werde das Ministerium fernere Mittheilungen an den Landtag und eventualiter Vorschläge an mich machen. Bis dahin erkläre dasselbe aber die Angelegenheit nicht reif zu entscheidendem Einschreiten. —

Das ist Parlamentarische Sitte, Parlamentarisches Verfahren, und eine Versammlung, die solchem parlamentarischen Betragen gegenüber tumultuarische Forderungen macht, ist keine parlamentarische, sondern eine tumultuarische, und entehrt sich vor dem ganzen Volke. So compromittirt sich auch ein Ministerium, wenn es einen andern als den vorgezeichneten Weg einschlägt. Ich habe das volle Vertrauen zu meinem Ministerium, daß es keinen andern Weg einschlagen wird. Der Weg der eigenen und der Königlichen Ehre ist hier scharf und deutlich vorgezeichnet; einen anderen kann und darf ich nicht gehen, und gewiß! meine treuen Minister werden und können keinen anderen betreten. Die Constituirung der Comités, die Ernennungen, Wahlen ꝛc., des Landtags nehmen ohnehin noch manchen Tag hin, und wir Alle haben Zeit, vor dem Sturm ruhig Athem zu schöpfen. Preußens Losung war von jeher „Muth und kaltes Blut". Vor Allem thut das jetzt noth. Der König geht voran. Folgen Sie, liebe Herren.

Sanssouci 23. May 1848. Friedrich Wilhelm.

44. Der König an Camphausen.

Sanssouci 23. May 1848 abends.

Theuerster Camphausen. Major Oelrichs ist aus London mit Briefen von meinem lieben Bruder Wilhelm eben angekommen. Ich beeile mich, Ihnen anliegend seine „Erklärung" zu senden[1]). Ich weiß nicht, ob sie ihm vom Ministerium gesendet worden ist, oder ob er sie selbst verfaßt hat. Sie entspricht (hoffentlich auch nach Ihrer Meinung) den Umständen, und wäre

[1]) Vom 18. Mai. Ich teile den Wortlaut nach dem in Camphausens Nachlasse befindlichen eigenhändigen Originale hier mit: „E. M. gnädiges Schreiben vom 11. d. M. habe ich erhalten, und werde dem darin mir ertheilten Befehl gemäß meine Abreise von London bald antreten und mich einige Tage in Belgien aufhalten. Die Gesinnungen, mit denen ich in die Heimath zurückkehre, sind E. M. bekannt. Ich gebe mich der frohen Hoffnung hin, daß die freien Institutionen, zu deren fester Begründung E. M. jetzt die Vertreter Ihres Volkes berufen haben, unter Gottes gnädigem Beistande sich zum Heile des theuren Preußischen Vaterlandes mehr und mehr entwickeln werden. Ich werde dieser Entwickelung mit voller Zuversicht und Treue alle meine Kräfte widmen, wie ich dies unter allen Verhältnissen gethan habe, wo es das

sie wohl recht bald zu publiziren. Major Laue[1]) war noch nicht in London, als Oelrichs fortgereist ist. Mein Bruder hat nach meiner Ueberzeugung eine ganz falsche Ansicht von den Absichten des Staats-Ministerii. Er nimmt an, es sey Ihrer Aller Absicht, eine Débatte über seine Rückkehr im Landtage zu veranlassen, und Sie wollten sich dann erst entscheiden, was für Rath Sie ihm über seine Rückkehr ertheilen wollen. Dieser Irrthum veranlaßt Wilhelm, in England diese Anweisung des Ministerii abzuwarten, und nur nach dem 27. d. M., falls diese Anweisung zu lange auf sich warten ließe, abzureisen; doch ungern, und ist er eher geneigt, London gar nicht zu verlassen, bis das „Resultat der Debatte" über ihn klar ist. !!! Das ist ein unseeliges Mißverständniß. Ich ersuche Sie, bester Camphausen, ihm zu schreiben, wie es keineswegs in der Absicht des Ministerii liege, irgend eine Débatte zu veranlassen, und möge er nur getrost abreisen und nach kurzem Aufenthalt in Brüssel hierher kommen. Ferner bitt' ich dringend, mir den Brief im Laufe des morgenden Tages zuzusenden, da ich spätestens Abends den Courier an Wilhelm absenden will. Ich werde ihm kurz dasselbe schreiben und ihn bitten, so schnell als möglich zu kommen, grade im Interesse des Ganzen, da seine längere Abwesenheit nur ärgerliche Debatten herbeyführen könne. Ein Tag in Brüssel reicht hin. Mein Brief trifft ihn erst am 27. Am 29. kann er in Brüssel sein, den 30. da zubringen, und am 1. oder 2. Juny hier in Potsdam eintreffen. — Er sehnt sich nach einer Zeile von Ihnen. Schreiben Sie ihm theilnehmend und senden Sie mir den Brief so früh als möglich. Ueber sein Erscheinen in Berlin habe ich keine klare Projekte. Haben Sie dergleichen, so bitt' ich dringend mir spätter Mittheilung davon zu machen.

Sie wissen durch Schwerin, theuerster Camphausen, daß ich dieser Tage den Kreutzbrunnen anfangen soll. Trotzdem, und darauf leg' ich ganz überwiegenden Werth, werde ich nicht zugeben, daß Sie und Ihre Collegen Ihre Zeit verschwenden und mich hier aufsuchen. Ich kann, wenn es nicht grade viermal wöchentlich ist, recht gut 1—2mal die Woche nach Berlin, aber etwa erst um 10 oder 12 Uhr. Ich mache

---

Wohl des Staates verlangte, und sehe dem Augenblicke entgegen, wo ich mit E. M. die Verfassung, welche Sie mit Ihrem Volke nach reiflicher Ueberlegung zu vereinbaren im Begriffe stehen, werde anerkennen können.

London 18. Mai 1848. Prinz von Preußen."

Übrigens hatte Minister von Auerswald am 21. Mai den König gebeten, er möge eine vom Prinzen etwa eingehende Antwort nicht ohne Besprechung mit dem Ministerium veröffentlichen (Original in Camphausens Nachlaß). Des Königs Erwiderung s. in der folgenden Anm.

[1]) Von wem Laue an den Prinzen gesandt ward, weiß ich nicht. Der König hat auf dem in der vorigen Anm. angeführten Schreiben Auerswalds darüber bemerkt: „Von Wilhelm erwarte ich keine Antwort, da die unbegreifliche Maaßregel beliebt worden ist, den Major Laue direkt aus Schleswig nach London zu senden, ohne mir ein Wort davon zu sagen, während ich meinem Bruder geschrieben hatte, daß ich ihm durch Laue die näheren Anweisungen wegen seiner Abreise und seines Weges zukommen lassen würde. Ich weiß folglich von garnichts, weder ob Laue eine Botschaft von wem überbracht hat, noch ob? und was? er für Wilhelm mitgenommen hat, was zu publiziren wäre."

es Ihnen hiermit zur Pflicht, wenn Dinge vorliegen, die nicht durch Costenoble hier abgemacht werden können, mich kurzweg Abends vorher zu avertiren, „es sey ein Conseil nothwendig". Dann komme ich; bauen Sie darauf, wenn ich nicht grade den Brunnen-Schwindel habe. Senden Sie mir aber Costenoble ein bis zweimal die Woche, um mich ganz genau vom Gang der Debatte zu unterrichten. Auch bitt' ich zu dem Zweck über General von Below zu disponiren. Nun Gott mit Ihnen, lieber Camphausen! Ohne Kampf kein Sieg, ohne Sieg kein rechter Friede!

Friedrich Wilhelm.

Zu bemerken ist, daß das Ministerium mit der Erklärung des Prinzen nicht zufrieden war, und daß Camphausen den Entwurf zu einer andern Erklärung nach London schickte, wie sich aus Nr. 49 ergibt.

45. Der König an Camphausen.

Sanssouci 26. May 1848.

Beyliegenden Bericht meines lieben treuen Thile[1]) send ich Ihnen, bester Camphausen. Er scheint mir mehr für Sie und Hansemann als für mich bestimmt und bezeichnet die Pflichttreue dieses seltnen Mannes, der, wenn er als Feind des jetzigen Ministerii hätte auftreten wollen, eine willkommene Veranlassung zur Hand hatte, um auf dem Wege directer Veröffentlichung oder durch Influenzirung und Instruiren von Opposizions-Parthey-Männern Ihnen und Ihren Collegen Verlegenheiten zu bereiten. Alles Glück für heut und morgen und Alle Zeit wünschend Friedrich Wilhelm.

46. Der König an Camphausen.

Sanssouci 27. May 1848.

An Sie, theuerster Camphausen, als an den Muthigen des Ministerii, richte ich eine Frage, die eigentlich an den Wenigstmuthigen gerichtet werden sollte, als in sein Département einschlagend. Ich fürchte jedoch, daß meine Frage da platt auf die Erde fallen könnte, und suche folglich durch Sie etwas einzuleiten, was mir wichtig für die Stimmung der Berliner Bürgerschaft erscheint. Die Frage ist: ob gewichtige Gründe vorhanden sind, daß man in Berlin nicht dasselbe thut, was in Breslau und anderen Orten zur höchsten Befriedigung der Bürgerschaft geschehen ist, nemlich „das Verbieten der Katzenmusiken"? — Als dieselben nur einigen Ministern galten, begreif' ich den edeln Stolz derselben, sich um so etwas nicht zu rühren. Jetzt, wo Allnächtlich vielen den Clubs mißliebigen Personen und namentlich von der Bürgerschaft diese Ruhestöhrung gilt, sollt' ich meinen, daß das Verboth unbedenklich für

[1]) Ludwig Gustav v. Thile (geb. 1781), war vortragender Adjutant für die militärischen Personalangelegenheiten unter Friedrich Wilhelm III., später Generaladjutant gewesen; unter Friedrich Wilhelm IV., dem er namentlich durch seine religiöse Gesinnung nahe stand, wurde er sofort Minister und später ein Mitglied der sogenannten Kamarilla, legte aber nach der Märzrevolution alle seine Ämter nieder. Er starb 1852. Auf welchen Bericht der König anspielt, habe ich nicht ermitteln können.

das Ministerium vor sich gehen könnte[1]). Wenn es geradezu von dem dazu Verpflichteten, von Minutoli, ausgeht, seh' ich nichts als die richtige Würdigung der Umstände und die rechte Berücksichtigung der erforderlichen Nachtruhe unserer guten Bürger darin, welche die Katzenmusiken **mehr als satt haben**, die Polizey-Unthätigkeit sehr bitter tadeln sollen.

Ich mache Sie noch darauf aufmerksam, daß jetzt entschieden ein neuer Coup montirt wird, wie der vom 18. März (der zu Stande kam) und der vom Gründonnerstage (der an der Feigheit des Gesindels scheiterte) gewesen ist. Ich weiß, daß Pulver aufgekauft und in gewissen Werkstätten verborgen wird, daß man im Geheimen Kugeln gießt ꝛc.

Ich wiederhole, daß ich jeden Tag mit Freuden bereit bin, falls ich in Ihrem Rathe vonnöthen seyn sollte, nach Berlin zu kommen. Lassen Sie mir nur rechtzeitig durch Costenoble einen Wink geben. Der Kreutzbrunn thut nichts dazu, wenns eben nöthig ist. Kämen Sie Alle hierher, so könnte sichs bey schönem Wetter leicht treffen, daß ich über Land bin, wie das schon zweimal leider! der Fall war. Ich ziehe sehr vor, trotz Marienbad nach Berlin zu fahren um Raths zu pflegen. Bleiben Sie mir nur gesund und muthig. Ich bins Gottlob! und werds mit Gottes Hilfe bleiben, bis sich die Dinge zum Guten wenden. Vale. Friedrich Wilhelm.

47. Camphausen an den König.

E. M. gnädiges Schreiben von gestern wird zum Theile durch die Bekanntmachungen des Magistrats, des Polizeipräsidenten und des Generalmajors Aschoff erledigt sein[2]). Der musikalische Klang der Volksstimme hat auch mich nicht sehr erquickt; hoffen wir, daß alle diese Dissonanzen die Vorbereitung zu einem harmonischen Schlußakkorde seien, und daß wir nicht gar zu lange die Septime anhalten.

Von morgen an wird die Versammlung wohl zu ernsteren Gefechten übergehen und unsere Zeit fürs erste in Anspruch nehmen. Daß E. M., wenn nöthig, die Berathung in Berlin vorziehen, lasse ich mir zur Richtschnur dienen. Wenn von S. K. H. dem Prinzen von Preußen eine Erklärung aus Ostende oder dem Haag eingeht, so werde ich wünschen, dieselbe baldigst zu kennen.

In tiefster Ehrfurcht E. M. unterthänigster
Berlin 28. Mai 1848. Camphausen.

48. Der König an Camphausen.

Sf. 28. May 48.

Herzlichsten Dank, theuerster Camphausen, für Ihren lieben Brief als Antwort auf meinen von gestern Abend. Hätte ich die Sachen ahnden können, die mich heut früh in den Berliner Blättern erquickten, so würde ich nicht geschrieben haben. Die Antwort Ihnen zu verbiethen wäre Christen-Pflicht gewesen, und ich klage mich selbst an, es vergessen zu haben. Ich wünsche

[1]) Über die damalige Lage in Berlin s. Wolff, Revolutionschronik, Bd. III, S. 40 ff.
[2]) Vom 27. Mai, gedruckt bei Wolff, Bd. III, S. 45.

mit Ihnen, daß die Septime nicht zu lang tönt und sich bald in die Octav lösen möge!!! Das „ob"? ist aber sehr ungewiß und dauert bey einigen Völkern sehr lange, und wohl immerdar, bis sie untergehen. Bey den Pohlen hat es 300 Jahre gedauert, bey den Franzosen hält es schon 60 Jahre an, in Spanien vierzig usw. und mag wohl, ohne daß sie es selbst merken, zur Sext mit ♯ oder ♭ oder gar zur Quint (dito ein scheußlicher Ton) oder noch tiefer herabgesunken seyn. Alles kommt darauf an, ob man nach der ersten Hitze des Fiebers die rechte Kur anwendet; das Schließen der radikalen Clubs würde die Hauptstadt mit dem loyal gesinnten Lande in eine harmonischere Verbindung bringen, und das Land **unblutig**[1]) über die Stadt siegen machen. Vale.

Friedrich Wilhelm.

Trotz der letzten Wendung hatte der König auch den Gedanken an eine gewaltsame Unterwerfung Berlins und Sprengung des Parlamentes keineswegs aufgegeben, wie uns schon sein nächstes Schreiben zeigen wird. Bemerkenswert ist darin auch, daß er von seinen früheren Verheißungen ausdrücklich sagt, nur an die „möglicherweise noch erfüllbaren" fühle er sich gebunden.

49. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 30. May 48.

Eben hab' ich einen Brief von meinem Bruder Wilhelm aus London vom 26. erhalten. Mein Courier war noch nicht angekommen, er sagt aber, falls derselbe am nächsten Tage käme, so wolle er in der Nacht nach Ostende fort und den 28. in Brüssel verweilen, am 29. nach dem Haag gehen und am 3. hier einzutreffen suchen. Eichmann[2]) habe ihn dringend ersucht, Cöln und Aachen zu **vermeiden.** Er will folglich vom Haag über Arnheim nach Duisburg und dort die Eisenbahn gewinnen. So berührt er nur alte (bisher) treue Länder. Von seiner „Erklärung" kann noch nicht die Rede sein, da der Courier noch nicht mit Ihrem Briefe, lieber Camphausen, in London war. Ich verberge Ihnen nicht, daß ich das Nichtbefriedigtseyn des Staats-Ministerii mit Wilhelms Erklärung[3]) mit allertiefstem Bedauern gesehen habe. Die Ursach ist einfach die, daß die von ihm gewählte Form möglicherweise als von ihm selbst verfaßt vom Publicum angesehen werden könnte, während die vom Ministerio gewählte ganz den Stempel eines Blattes an der Stirn trägt, welches von fremder Hand geschrieben ihm „zur Unterschrift" zugeschickt worden. Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich mich Ihrer Aller Wünsche in der Hinsicht in keiner Weise wiedersetzt habe. Jetzt also ist der Ausdruck meiner Ansicht sehr unverfänglich, glaubte denselben aber Ihnen schuldig zu seyn. Ich fürchte etwas den Eindruck des Gemachten auf unser argwöhnisches Publicum. —

Ich hoffe, daß Sie keinen Augenblick daran zweifeln, daß ersten Tages etwas Ernsthaftes, Revoluzionaires in Berlin ausbrechen wird. Ich vertraue

[1]) Dreimal unterstrichen.

[2]) Der Oberpräsident der Rheinprovinz, später Minister des Innern.

[3]) S. oben S. 230, Anm. 1.

Ihnen, daß Sie die möglichen Chancen im Voraus berechnet haben, und sich Alle über den Zeitpunkt Rechenschaft gegeben haben, wann Sie **zu mir**[1]) und **um mich**[1]) sich versammeln werden. — Dann muß die Loosung seyn: die Unterwerfung Berlins. Gewiß, wenn's gelingt, ein unermeßliches Glück für unser Land, seine Gegenwart und seine Zukunft. Ich wanke natürlich nicht einen Augenblick in Erfüllung aller meiner möglicherweise noch erfüllbaren Zusagen. Wir müssen aber auch die Chance berechnen, wenn eine namhafte Minoritait des Landtages an der Bewegung Theil nimmt. Ich halte die Rückkehr meines Bruders für das Signal des Ausbruchs der lange vorbereiteten Bewegung. An dieser Vorbereitung kann unmöglich Einer von Ihnen zweiffeln, wenn Sie sehen, daß der hiesige Bewegungs-Versuch gegen Sie mit den Pariser, Wiener und Napoletaner[2]) Rebellionen auf den Tag zusammentreffen. Merkwürdig ist, daß in Neapel sowie in Paris (vor Guizots Thür) sowie in Berlin am 18. März 3 Schüsse aus dem Volkshaufen das Zeichen zum allgemeinen Aufstande — oder was man übereingekommen **so**[1]) zu nennen!!! — gegeben haben. Verhüthet jetzt die Feigheit des Pöbels Aller Stände nicht den Ausbruch, so wird er auf ähnliche Weise herbeigeführt werden.

Wenn das Ministerium die Frage, ob? wann? und wie? mein Bruder sich in Berlin zu zeigen hat, erschöpfend berathen hat, erwart' ich durch Costenoble sofort die Anzeige. Wir müssen jetzt bei diesen Sturm-Anzeigen für Berlin sehr vorsichtig seyn; so scheint mirs wenigstens. — Im vollsten Vertrauen auf die, durch All diese Umstände gebothene Energie und Vorsicht des Ministerii erwarte ich bestimmt **keine**[1]) Antwort auf diese Zeilen. Vale.

Friedrich Wilhelm.

50. Der König an Camphausen.

Sf. 30 May 48.

Ich benachrichtige Sie, lieber Camphausen, daß ich einen 2ten Brief meines Bruders soeben, 9 Uhr Abends vorgefunden, nach welchem er den 29. fort wollte, den heutigen Tag in Brüssel bleiben, Morgen nach dem Haag, übermorgen nach Wesel, am 2. nach Hamm und am 3. hier einzutreffen gedachte, eine **„Erklärung" hat nicht** beygelegen. Ich erwarte Costenoble sehnsüchtig, um Ihre Ansicht über Wilhelms Erscheinen in dem todtkranken Berlin, und über sein „Verhältniß zu Wirsitz"[3]) zu erfahren. Doch hat das ja eigentlich Zeit bis zum 1. Juny. Vale.

Friedrich Wilhelm.

---

[1]) Dreimal unterstrichen.

[2]) Es haben in der Tat am 15. Mai auch in Paris, Wien und Neapel Straßentumulte stattgefunden, ohne daß jedoch irgendein direkter Zusammenhang unter ihnen nachweisbar oder auch nur wahrscheinlich wäre.

[3]) Prinz Wilhelm war als Abgeordneter für Wirsitz in die preußische Nationalversammlung gewählt worden.

51. Camphausen an den König.

Berlin, 31. Mai 1848.

E. M. erlaube ich mir gehorsamst zu berichten, daß ein Manöver von Linientruppen bei Schöneberg in diesen Tagen hier eine höchst traurige Wirkung äußern würde, daher ich, wenn eine solche Absicht besteht, dringend davon abrathen muß. Augenblicklich spricht man überall von Reaction, und die Vorfälle von heute Morgen wird Costenoble berichtet haben. Die Debatte in der Versammlung, in der wir eine offene Sprache geführt haben[1]), wird hoffentlich etwas beruhigen.

In tiefster Ehrfurcht E. M. unterthänigster Camphausen.

52. Der König an Camphausen.

Sf. 31. May 48 nachts.

Je mehr ich über Ihre Benachrichtigung an meinen Bruder Wilhelm (in Magdeburg auf fernere Nachricht zu warten) nachdenke, je ernstlicher fühle ich mich gedrungen, Sie, theuerster Camphausen, aufzufordern, diese Sache noch einmal recht scharf ins Auge zu fassen und mit All ihren Consequenzen abzuwägen. Wenn mein Bruder die Nachricht im Haag erhält und **dort** bis auf fernere Benachrichtigung, d. h. **jedoch nicht über 2—3 Tage**[2]), verweilte, so wäre dagegen nichts zu erinnern, denn es macht sich natürlich. In Magdeburg dagegen, von wo er bis Potsdam 3½ Stunde fährt, so nahe von uns Allen plötzlich Halt zu machen, ist etwas völlig Unnatürliches; ich muß es aussprechen (und gewiß, Sie fühlen es mit mir), es sieht ungeschickt aus — wie eine halbe Maaßregel, und wird von den Unwissenden als Unentschlossenheit, Furcht, Taktlosigkeit Wilhelms gedeutet werden, von Wissenden aber dem Ministerium als Inconsequenz im Vergleich mit dem muthigen Durchsetzen der Maaßregel seiner Rückkehr gedeutet und von Ihren Feinden schlimm ausgebeutet werden. Darüber kann es wohl keinen Zweifel geben. Der Landtag auch, der eigentlich ein Recht auf ihn, als auf sein Mitglied, hat, und der bereits zu ernstesten Maaßregeln gegen die Unordnungen in der Stadt und im Lande gerathen hat, dürfte dies vor Ankerliegen Wilhelms auf 4—5 Stunden Wegefahrt von Berlin schwerlich gut aufnehmen; d. h. er wird das Ministerium interpelliren. Wenn Wilhelm dagegen ruhig hier im Schooß seiner Familie weilt, ohne die Hauptstadt zu berühren, so ist das bei dem ärgerlichen Zustand der Hauptstadt ganz natürlich, und eine etwaige Interpellazion leicht und schlagend zu beantworten. — Dagegen, daß Wilhelm in Magdeburg schläft, statt nach Potsdam die Nacht durch zu fahren, hab ich natürlich nichts, wenn Sie nicht etwa bey einer Tagesfahrt ein Attentat besorgen. Dagegen schützen einige

[1]) Es handelte sich um eine Demonstration unbeschäftigter Arbeiter. Minister v. Patow hatte darüber in der Nationalversammlung gesprochen (Stenographischer Bericht, Bd. I, S. 71 f.), Camphausen selbst die Regierung gegen den Vorwurf der Reaktion verteidigt (a. a. O. S. 73).

[2]) Die Worte „nicht über 2—3 Tage" sind dreimal unterstrichen.

kleine Truppen-Commandos von Linie und Landwehr und in der Brandenburger Gegend von Cuirassieren auf den Stazionen. — Ich bitte Sie, theuerster Camphausen, und Ihre Collegen, diese recht sehr wichtige und folgenschwere Frage sich noch einmal zur Beantwortung vorzulegen. Bleiben Sie dabey, so geh' ich nach Magdeburg und empfange meinen Bruder dort und kehre gleich zurück, spätestens am andern Morgen früh.

Wenn Wilhelm Ihren Rat nicht befolgen sollte, und das Ministerium darum eine Cabinets-Frage aus der Sache machen wollte (wie Costenoble es meinte) so wäre das „**notorisch**[1]) Verfassungswidrig". Nur der Dissensus mit dem Souverain oder dem Landtage **kann** und **darf**[1]) überall eine Cabinets-Frage veranlassen. Darum bleib' ich dabey, daß Costenoble falsch gehört hat. **Ich**[1]) werde bestimmt meinem Bruder weder zu- noch abrathen. Daß übrigens der Gegenwärtige Augenblick jeden Vorwand zu einer Cabinets-Frage unmöglich macht, oder den Character des Ministeriums in ein furchtbares Licht für die Geschichte des Landes stellen würde, fühlt Ihr edles Herz, lieber Camphausen, fühlen die Minister Alle selbst zu lebhaft und zu pflichttreu, um darüber ein Wort zu verlieren.

Friedrich Wilhelm.

Das Ministerium suchte die Ankunft des Prinzen zu verzögern, weil es vorher die noch immer nicht eingegangene Erklärung Wilhelms über seine konstitutionelle Gesinnung veröffentlichen wollte. Ob daraus wirklich eine Kabinettsfrage gemacht worden ist, weiß ich nicht. Merkwürdig ist jedenfalls wieder die Ansicht des Königs, daß es für sein Ministerium kein Grund zur Demission sein dürfe, wenn der Thronfolger in einer wichtigen Frage gegen dessen Intentionen handle; als ob der Prinz dies hätte tun können ohne stillschweigende Genehmigung oder doch Zulassung des Königs selbst; wenn das Ministerium die Kabinettsfrage gestellt hat, so hat es dadurch eben den König zwingen wollen, seinem Bruder bestimmte Befehle in der gewünschten Richtung zu erteilen.

53. Der König an Camphausen.

Sf. Himmelfahrt [1. Juni] 48 Nachmittag.

Ich benachrichtige Sie, bester Camphausen, daß ich meinem Bruder Wilhelm geschrieben, und ihn aufgefordert habe, den 3. bis Mittag in Hamm zu verweilen, und dann auf einige Tage nach Münster zu gehen, in der Hoffnung, bald von Ihnen Kunde zu erhalten. So umgehen wir das Warten in Magdeburg, welches unmöglich weder ihm noch mir noch dem Ministerium noch der guten Sache gut thun **kann**! Ich hoffe durch meine Anweisung an Wilhelm etwas Ihnen und Ihren Collegen Angenehmes gethan zu haben, und wünsche Ihnen ein fröhliches Fest, so gut's eben geht. Gott wirds schon besser machen. Friedrich Wilhelm.

[1]) Dreimal unterstrichen.

54. Camphausen an den König[1]).

E. M. zeige ich gehorsamst an, daß Costenoble heute abgereist ist, um Seiner Kgl. Hoheit entgegen zu fahren. Ich rechne noch immer darauf, daß die Erklärung von Ostende oder vom Haag aus abgegangen ist, und daß die unhaltbare Lage, worin wir uns, kehrte S. Kgl. Hoheit ohne dieselbe zurück, befinden würden, vermieden werden wird. Ist diese Angelegenheit geordnet, so kann nach dem Verlangen E. M. der Aufenthalt in Magdeburg unterbleiben, und ist Geh. Rat Costenoble ermächtigt, dies S. Kgl. Hoheit mitzutheilen. Uebrigens wäre eine Verzögerung der Ankunft immerhin wünschenswerth, damit der erwartete Brief vorher bekannt würde. Militärischen Demonstrationen in Potsdam wird es nützlich sein vorzubeugen.

E. M. liegt das Entlassungs-Gesuch des General Colomb vor. Wir bitten um schleunige Genehmigung. Einestheils kann vorher General von Pfuel Posen nicht verlassen; anderntheils hat uns der Generalstabs-Chef von Colomb (Olberg[2]) neuerdings eine Verlegenheit dadurch bereitet, daß er direct (!) an die Nationalversammlung geschrieben[3]).

In tiefster Ehrfurcht
Berlin, 1. Juni 1848.

E. M. treugehorsamster
Camphausen.

Mit der Erwähnung der Angelegenheit des Generals v. Colomb kommt sofort wieder ein lebhafterer Ton in den Briefwechsel, da hier das Verhältnis des Königs zur Armee berührt wird. Der Brief Colombs, auf den Friedrich Wilhelm sich im folgenden Schreiben bezieht, ist mir nicht bekannt geworden. Aus welchen Gründen Camphausen und seine Kollegen auf der Verabschiedung Colombs glaubten bestehen zu müssen, zeigt ein Brief des ersteren an General v. Pfuel vom 24. Mai[4]), aus dem wir auch ersehen, daß Camphausen durch Pfuels Vermittlung Colomb zur Einreichung seines Abschiedsgesuches aufgefordert hatte.

---

[1]) Original im Königl. Hausarchive, gleichlautendes Konzept in Camphausens Nachlaß.

[2]) Generalmajor v. Olberg hatte am 27. Mai an das Präsidium der Nationalversammlung ein Schreiben gerichtet, worin er eine in der Versammlung gefallene Äußerung über parteiliches Vorgehen des Generals v. Pfuel richtig stellte (gedruckt Stenographischer Bericht, Bd. I, S. 69).

[3]) Der König hat das Original dieses Schreibens dem General v. Neumann zugeschickt mit folgender Anfrage: „Was ist das für eine Geschichte mit Olberg? Halten Sie seine Ernennung zurück. Sie dürfte in Abschied verwandelt werden müssen. Kanitz muß gleich berichten."

[4]) Ich teile ihn hier nach dem Konzept in Camphausens Nachlasse mit:

„E. E. beehre ich mich auf die hochgeschätzte Zuschrift vom 19. zu antworten, daß schon [das] Alter des General von Colomb dessen Rückzug erklären könnte, um so mehr, als der dortige Posten vorzugsweise Energie und Thatkraft verlangt. Die Anhänglichkeit der Deutschen scheint dem G. St[einäcker] mehr noch zugewandt zu sein, als dem General von Colomb. Wegen der Unbeliebtheit des letzteren bei der polnischen Bevölkerung würde m. E. der Friedensstand bedroht sein, wenn E. E. abreiseten, und General von Colomb als Kommandeur da bliebe. Baron Arnim wünscht aber aus bekannten Gründen dringend, E. E. bald hier zu sehen. Dem tritt nun hinzu, daß das Ministerium, wenn es von der Nationalversammlung interpellirt wird, unmöglich anders als die Färbung der Insurgenten desavouiren kann.

Ich habe heute noch Kollegen von der Einreichung ihrer Demission zurückgehalten und übernommen, bei E. E. anzufragen, ob der General Colomb selbst seine Entlassung beantragen

55. Der König an Camphausen.

Sf. Himmelfahrt [1. Juni] 48 abends.

Ich danke Ihnen, lieber Camphausen, für Ihren Brief. Costenoble könnte sich die Reise für heut und Morgen wohl sparen und abwarten, ob Wilhelm seine „Erklärung" nicht aus Brüssel oder dem Haag vorausschickt. Mein Brief hält ihn bis zum 5. incl. wohl gewiß in Münster. Ist Costenobles Reise durch das Ausbleiben der „Erklärung" dann noch nöthig, so kann er ja am 5. früh oder 4. Nachts abdampfen.

Von Colomb hab ich **kein**[1]) Abschiedsgesuch erhalten, wohl aber einen herrlichen Brief. Sollte gegen **Alle meine**[1]) **gerechteste**[2]) **Erwartung** das Ministerium seine Stellung gegen mich mißbrauchen und mich zwingen wollen, dem verdienten Mann den Abschied zu geben, so ist meine Conditio sine qua non, daß **der Brief** an **demselben Tage abgedruckt** und zugleich der Generalmajor von Willisen **verabschiedet** werde. — Doch giebt es noch ein anderes Mittel — meine Abdicazion. —

Friedrich Wilhelm.

P. S. Ich werde Colombs Brief dem Grafen Kanitz zur Copie und Vorlage beym Conseil anvertrauen.

Lassen Sie mich, bester Camphausen, durch Graf Kanitz benachrichtigen, was gegen das unerhörte Vergreifen des gebildeten und ungebildeten Pöbels an meinem Heergeräth, das gestern stattgefunden, geschieht? Ich verlange, so wahr ich König von Gottes Gnaden bin, **daß das Absenden der Gewehre,** die die Armée (d. h. 36 Füsilierbataillone und 8 Jägerbataillone) nothwendigsterweise gebraucht, von deren Ablieferung und Gebrauch vielleicht der Gewinnst der nächsten Schlachten abhängt, **vor sich gehe,** und daß **das geraubte Geschütz zurückgegeben werde.** Gestärkt durch die Erklärungen des Landtages kann man getrost vorwärts gehen und ein ernstes Wort mit diesem Pöbel reden. Berlin ist eine Eiterbeule, die, wenn der Staat in Freyheit aufstreben soll, wie es mein ernster Wille ist, aufgeschnitten werden muß über kurz oder lang.

Der Hinweis im Postskriptum bezieht sich auf Vorgänge, die am 30. Mai in Berlin stattgefunden hatten[3]). Durch Zufall hatte man entdeckt, daß aus dem Zeughause Gewehre in Wagen und Kähnen fortgebracht wurden. Nach den späteren offiziellen Erklärungen des Kriegsministeriums geschah dies hauptsächlich, um die Festungsdepots in den Provinzen zu ergänzen, die durch Waffenverteilung an die überall neu gebildeten Bürgerwehren in ihren Beständen geschwächt waren; ferner auch, um einige Truppenteile mit neuen

möchte. Können und wollen E. E. mir hierüber eine Aeußerung machen, so bitte ich, daß es recht bald geschehen möge, indem Sie zugleich diese Mitteilung als eine vertrauliche betrachten wollen. Berlin 24. Mai 1848."

Die Minister, die eventuell ausscheiden wollten, waren v. Auerswald und Hansemann. Vgl. Nr. 59.

[1]) Dreimal unterstrichen.

[2]) Fünfmal unterstrichen.

[3]) Näheres darüber s. Wolff, Revolutionschronik, Bd. III. S. 95 f.

Waffen an Stelle veralteter zu versehen. Die Berliner Bevölkerung aber sah darin den Versuch, das Zeughaus allmählich zu entleeren, um so bei einem etwaigen neuen Straßenkampfe dem Volke die Bewaffnung zu erschweren. Durch die Bürgerwehr wurde bei der schnell wachsenden Aufregung die weitere Absendung von Gewehren sistiert und eine schon unterwegs befindliche Ladung wieder in das Zeughaus zurückgebracht. Auch eine Kanone war gelegentlich dieser Tumulte von der Bürgerwehr aus dem Zeughause entführt worden.

56. Camphausen an den König.

Berlin, 2. Juni 1848.

E. M. sehne ich mich nach so langem Zwischenraume wieder zu sehen, und werde versuchen, mich heute um 5 oder für den darauf folgenden Zug loszureißen, in der Hoffnung, E. M. auf eine Stunde sprechen zu dürfen.

In tiefster Ehrfurcht E. M. unterthänigster Camphausen.

57. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 2. Juny 48.

Ich werde Sie mit Freuden heut Nachmittag um 6 Uhr empfangen. Ich habe das Herz und den Kopf voll von Dingen, die ich mit Ihnen durchsprechen und berathen muß. Lassen Sie sich zuvor, ich bitte Sie, theuerster Camphausen, vom Grafen Kanitz die Uebersetzung eines Memoires des Grafen von Westmorland über das Verhältniß des Englischen Souverains zum Heere und über das des Kriegs-Sekretairs (-Ministers) und des Befehlshabers der Armée (Comander in Chief) zum Parlament und zur Krone sammt meinen Anweisungen für den Kriegs-Minister mittheilen[1]). Das wird, so hoff' ich zu Gott! zwischen uns jede Discussion in **Colombiana ersparen**[2]). — Wie klein und unbedeutend ist diese Sache auch jetzt gegen die Gefahren, die Berlin biethet. Wir müssen da mit größerer Ruhe aber mit wo möglich noch größerer Bestimmtheit und Entschlossenheit zu Werk gehen. Ich wünsche dringend, daß der Bürgerwehr bekannt gemacht werde, daß das Schloß von Sonntag an wieder von meinen Truppen bewacht werden würde. Dann muß gleich Nachts mit der allmählichen Wegschaffung des Schatzrestes nach Spandau begonnen werden. — Noch ein Wort über mein Verhältniß zur Armée. Um Weitläuftigkeiten und Conzessions-Verlangen vorzubeugen erscheint es von **dringendster** Nothwendigkeit, daß das Verhältniß, so wie ich es am Ende des Westmorlandschen Memoires festgestellt habe, angenommen werde, als verstünde sich das von selbst in jedem constituzionellen Staate. So müssen alle Interpellazionen dieses und künftiger Landtäge vom Ministerium aufgenommen, beantwortet oder abgelehnt werden. Denn nur dann haben wir, hat die Krone festen Fuß bey uns an dem Orte, der unser Lebens Element enthält. Sonst hat der König von Preußen moralisch abdizirt, und die **factische Abdicazion** wird dann nicht auf sich warten lassen. Vale. Friedrich Wilhelm.

[1]) Weder dieses Memoire Westmorelands noch die Anweisung des Königs sind bisher bekannt geworden. [2]) „Ersparen" dreimal unterstrichen.

58. Der König an Camphausen.

Sſ., 3. Juny 1/2 11 Uhr.

Hier send ich Ihnen, bester Camphausen, die ersehnte Erklärung Wilhelms aus Brüssel. Er hat am Schluß eine Aendrung gemacht, die ich für ganz unverfänglich halte, nemlich der Annahme der Verfassung nach Vorschrift derselben über den Thron-Erben. Er schreibt mir, daß er den größten Werth darauf lege, und ich hoffe, daß das Conseil hier nicht in Rechthaberey sich gegen meinen Bruder ergehen wird. Die frühere Fassung des Ministerii, wonach Wilhelm sich „sehnte" oder des „Augenblicks freute", war doch wohl zu sehr gegen die Wahrscheinlichkeit, um dem Publicum nicht als gemacht zu erscheinen.

Er schreibt mir, daß das Streichen der Stelle „wie er immer dem Vaterlande gedient habe" ihn verletzt habe, und das Gefühl theil ich in vollem Maaße und bedaure sehr dieses Streichen. Könnts[1]) nicht noch eingeschaltet werden?

Wie ich mir früher schon die Freyheit genommen, es Ihnen zu sagen, theuerster Camphausen, so wiederhol' ich es Ihnen bey dieser Gelegenheit und wo möglich noch bestimmter: — Sie sind der Einzige, der gewissen Forderungen gewisser Ihrer Collegen, welche fast mit dem englischen Worte „troublesome„ zu bezeichnen sind, durch ein nobles Wort entgegentreten und solche Forderungen beseitigen, wenigstens verhüthen können, daß sie nicht damit „beschwerlich" werden, und zu Zwiespalt führen könnten. So etwas riecht (wenn es auch — wie ich wohl weiß — von Hochadlicher Seite kommt) nach schlechter Gesellschaft, und, so curios es klingt, ich rufe im Voraus Ihre Hülfe gegen Ungehörigkeit dreyer Ihrer adlichen Collegen an. Den 4. werden Sie gewiß immer auf Ihrer Seite, auf der wahrhaft edlen, haben.

Ich freue mich unserer gestrigen Unterhaltung. Nur in dem Einen Punkte kann ich nicht Ihrer Meinung beypflichten „daß eine Sendung nach Copenhagen und eine offene und für die Oeffentlichkeit berechnete Sprache von König zu König" nicht gut, rathsam ja noch jetzt nothwendig sei —! — Auf Wiedersehen. Friedrich Wilhelm.

Die hier erwähnte Erklärung des Prinzen ist vom 30. Mai datiert und wurde von dem Ministerium am 4. Juni im „Staats-Anzeiger" veröffentlicht[2]). Ihr Wortlaut schließt sich — von einigen äußerlichen Dingen abgesehen — eng an die früher vom Prinzen eingesandte Erklärung[3]) an, die den Ministern nicht genügt hatte. In dieser Erklärung hatte der Prinz nach der Versicherung, daß er auch dem neugestalteten Preußen seine Kräfte mit voller Zuversicht und Treue widmen werde, gesagt: „wie ich dies unter allen Verhältnissen gethan habe, wo es das Wohl des Staates verlangte." Diese Worte hatte das Ministerium gestrichen, weil es einen ungünstigen Eindruck davon fürchtete. Die vom Prinzen an dem Entwurfe der Minister vorgenommene Änderung ist ganz bedeutungslos; anstatt nur zu sagen, daß er die neue Verfassung

[1]) Die folgenden Worte sind vom Könige nachträglich zwischen den Zeilen eingefügt.
[2]) Ihr Wortlaut bei Wolff, Bd. III, S. 154.
[3]) S. oben S. 230, Anm. 1.

anerkennen werde, hatte er geschrieben, er werde ihr die Anerkennung erteilen, „welche die Verfassungsurkunde für den Thronfolger festsetzen wird." Das Ministerium hat sich denn auch mit dieser Fassung zufrieden gegeben.

Mit den drei adligen Kollegen meint der König wohl Schwerin, Auerswald und Arnim. Wodurch sein Zorn gerade jetzt besonders gegen sie erregt war, kann ich nicht sagen, da die Vorgänge im Schoße der Regierung während dieser Wochen noch ganz unbekannt sind. Aus dem Schlußsatze sehen wir, daß der König noch immer an seinem Plane, einen eigenhändigen Brief an den König von Dänemark zu schreiben, festhielt, um dadurch eine Verständigung über Schleswig-Holstein herbeizuführen, daß aber Camphausen in der Besprechung des 2. Juni sich entschieden dagegen erklärt hatte.

Am nächsten Tage mußte Camphausen dem Könige die Mitteilung machen, daß Auerswald und Hansemann aus dem Kabinett ausscheiden würden, wenn General v. Colomb nicht seinen Abschied erhalte. Friedrich Wilhelm war entschlossen, in dieser Frage nicht nachzugeben; er hat seinen Standpunkt in dem folgenden Schreiben dargelegt[1]).

59. Der König an das Staatsministerium.

Sanssouci, 4. Juny 1848.

Der Minister-Präsident hat mir heut eröffnet, daß die Staats-Minister von Auerswald und Hansemann die Fortführung Ihrer Ministerien von der Verabschiedung des Gl. Lt. von Colomb abhängig gemacht hätten. Ich erkläre dem Staats-Ministerio hiermit, daß ich an sich der Verabschiedung Colombs nicht zuwider bin, da seine abnehmenden Kräfte und seine 76 Jahre ihn berechtigen, die Ruhe zu suchen. Der Minister Camphausen hat die Gründe, die mich in der nächsten Zeit von seiner Verabschiedung abhalten, vernommen und wird sie dem Ministerio vorlegen. Sie sind dieselben wie die, welche ich vor einigen Wochen dem Staats-Ministerio mündlich mittheilte, und ich war berechtigt, zu erwarten, daß sich dasselbe dabey beruhigen würde. Um sie kurz zu recapituliren: 1. Ermuthigung der polnischen Rebellion. 2. Entmuthigung der teutsch-posnischen Bevölkerung, oder 3. gewaltsames Antreiben zum Bürgerkrieg und mindestens zu Gewaltthaten der Teutschen wider die Polen im Großherzogthum 4. höchst folgenschwere Verstimmung des kaiserlich russischen Cabinets und Ergreifung von Maßregeln gegen uns, die zu einem Bruche und dem zu Folge zu nicht abzuweisender Einmischung französischer Streitkräfte führen dürfte, d. h. zu Verhältnissen, die meine Ehre als Mensch, Preuße und König nicht zu ertragen vermag, und mich direct zur Abdicazion führen würden. Diesen 4 Gründen gesellt sich ein 5ter, der, da er nicht auf Eventualitäten, sondern auf Grundsätzen beruht, die andern an Wichtigkeit weit überragt. Es ist dies mein Verhältniß zum Kriegs-Heer und die erschütterte Frage: „ob der König von

[1]) Der König hat dies Schreiben Gerlach vorgelesen (Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 163 f.): dieser fand es sehr gut und riet, die Minister laufen zu lassen, da der eine ein Verräter, der andre unfähig sei.

Preußen der wahre und wirkliche Herr der Armée bleiben soll oder nicht?" Ich verlange von meinen Ministern die allerzarteste Berücksichtigung dieses Verhältnisses, die entschiedene Trennung desselben von meinen übrigen constituzionellen Verhältnissen zur Verwaltung, Rechtspflege, Gemeinderecht, Kirche ꝛc. ꝛc. Wird nun diese Linie in den Constituzionen sogar gehalten, die vom halbwahnsinnigen Liberalismus geschaffen sind, ist dieselbe scharf und deutlich in der brittischen Verfassung hervorleuchtend, welche für Preußen das **einzig** anzustrebende Beyspiel liefert, so **muß**[1]) sie um so schärfer und unübersteiglicher in Preußen festgehalten werden, welches ohne die absolute Einheit seines Königs mit seinem Heere gar nicht zu denken ist, weil jedes Antasten dieser absoluten Einheit das Todes-Urtheil Preußens im In- und Auslande, bey Volk und Heer, bey Freund und Feind seyn würde. — Nirgend aber **muß**[2]) diese Linie **unverletzlicher**[2]) gehalten werden, als gegenüber den Landtägen, und keine Zeit und keine Umstände befehlen das so gebietherisch, als diese Zeit und dieser außerordentliche Landtag. Eines Haares Breite Verletzung des gesunden Prinzipes in dieser Zeit hieße das Prinzip für Alle Zeiten gefährden. Die gewissenhafteste Beobachtung, die zarteste Berücksichtigung dieses Prinzipes mache ich meinem Staats-Ministerio zu unerleßlichster Pflicht. Ich sehe in diesem Prinzip so sehr die Lebensfrage unserer Zukunft, daß ich nicht anstehen **dürfte**, die Verletzung desselben feyerlich und öffentlich zu désavouiren.

Bey dem Drang und der Noth vielfachster Art, welche Zeit und Kräfte meiner treuen höchsten Kron-Räthe in Anspruch genommen haben, begreif' ich ganz, wie die Wichtigkeit des beregten Prinzips zweyen so ausgezeichneten Mitgliedern des Conseils, wie die Herren von Auerswald und Hansemann, augenblicklich entgangen ist. Ich zweiffle aber natürlich keinen Augenblick daran, daß meine Auseinandersetzung desselben die genannten Herren umstimmen wird. Die festbegründete, auf unumstößlichen Wahrheiten gebaute, gewissenhafte Ansicht ihres Königs wird die genannten Minister bewegen, von einem Schritte abzustehen, welcher nach Allen Verfassungen (die amerikanische nicht ausgeschlossen) Verfassungswidrig seyn würde. Ich appelire an den Patriotismus der Herren von Auerswald und Hansemann und weiß, daß ich da an keine leere Thüre klopfe.

Die feste Erklärung, daß die Vorkommenheiten im Großherzogthum streng untersucht würden und daß sie (infolge etwaiger Interpellazion) erneuert und gewissenhaft untersucht und bestraft werden würden, wenn sie sich als gegen das Gesetz und die Menschlichkeit streitend herausstellen sollten, wird Gemüther, die Beruhigung ertragen **können** und **wollen**[3]), zehnmal mehr beruhigen, als die der erfolgten Quieszirung des commandirenden Generals, weil die Antwort auf das Letztere inevitabel ist: das könne und werde zu nichts dienen, da jedes Kind in Posen wisse, daß **nicht** der Comman-

[1]) Fünfmal unterstrichen.
[2]) Dreimal unterstrichen.
[3]) Viermal unterstrichen.

direnden von Colomb, **sondern** der Divisionair **von Steinäcker**[1]) die Seele der Militairischen Maßregeln sey. Möge dieses treu- und wohlgemeinte Schreiben eine gute Stätte im Herzen meiner treuen und ausgezeichneten Minister finden. Friedrich Wilhelm.

Ich empfehle die Aufbewahrung dieses Blattes.

60. Der König an Camphausen.

Sſ., 5. Juny 48.

Ich benachrichtige Sie, theuerster Camphausen, daß mir mein Bruder Wilhelm gemeldet hat, daß er seine Abreise vom Haag etwas verzögert hat, den heutigen Tag (den Geburtstag des alten Onkels von Hannover)[2]) bey ihm zubringen wird, und morgen Abend mit dem gewöhnlichen Zug von Hannover hier einzutreffen gedenkt. Ich setze voraus, daß das Conseil nach Publizirung von Wilhelms „Erklärung" keine Ursach mehr hat, sein Nachtquartier in Magdeburg zu wünschen? Ich schreibe ihm dahin und schlag' ihm vor, hier bey Sanssouci am kleinen Bahnhof nächst dem neuen Palais abzusteigen, wodurch er Allem Empfang entgeht. Zu seiner Sicherstellung auf dem etwas exponirten Babelsberg hab ich von Potsdam aus Maßregeln befohlen. Sorgen Sie dafür, daß Minutoli besonders Wachsam gegen etwaige Unternehmungen gegen diesen Ort von Berlin aus sey. — Die gestrige unseelige Grabes-Manifestazion[3]) ist ja Gottlob in den erwünschtesten Grenzen der ihr innewohnenden Verruchtheit geblieben. Gott wird weiter helfen. Vale.

Friedrich Wilhelm.

61. Camphausen an den König.

E. M. benachrichtige ich gehorsamst, daß heute ein Antrag wegen der Rückkehr S. K. H. des Prinzen von Preußen an der Tagesordnung war, den ich ehrerbietigst beischließe[4]). Er sollte ohne Erörterung in die Abtheilungen gehen, um später debattirt zu werden, was mir nicht passend schien. Ich erklärte daher, der Antrag sei theilweise durch das gestern veröffentlichte Schreiben erledigt, und ich habe hinzuzufügen, daß der Prinz am 6. oder 7. im Kreise der Seinigen erwartet werde. Wolle nach dieser Erklärung der Abgeordnete seinen Antrag nicht völlig zurücknehmen, so möge er ihn in eine Interpellation verwandeln, auf die ich, wenn sie mir heute formulirt zugehe, morgen antworten werde. Er hat darauf die Interpellation formulirt und ich antworte morgen.

---

[1]) Christian Karl Freiherr v. Steinäcker (geb. 1781) war 1840—1850 Divisionskommandeur in Posen; er starb 1851.

[2]) König Ernst August von Hannover war am 5. Juni 1771 geboren. Als Onkel konnte der König ihn bezeichnen, da Ernst August in erster Ehe mit einer Schwester der Königin Luise, seiner Mutter, vermählt gewesen war.

[3]) Gemeint ist der Zug nach dem Friedrichshain am 4. Juni und die Demonstration an den Gräbern der am 18. und 19. März gefallenen Barrikadenkämpfer. Vgl. Wolff, Revolutionschronik, Bd. III, S. 128 f.

[4]) Gestellt vom Abgeordneten Hartmann. Er lautete: „Das Ministerium möge offen die Gründe darlegen, welche den Prinzen von Preußen fern vom Vaterlande gehalten haben."

Wir haben hiernach folgendes erreicht:

1. Die freie, offene Ankündigung des Tages der Rückkehr.
2. Die aus dem Stillschweigen zu folgernde Anerkennung der Versammlung, daß die Frage „Ob" nicht vor ihr Forum gehöre.
3. Die Verwandlung des Antrages in eine Interpellation, welcher keine Discussion folgen darf, so daß, um eine Debatte herbeizuführen, später ein besonderer Antrag gestellt werden muß, was hoffentlich unterbleibt, wenn es mir morgen gelingt, die Freunde und die Feinde einigermaßen zu befriedigen.

In tiefster Ehrfurcht E. M. unterthänigster
Berlin, 5. Juni 1848. Camphausen.

62. Der König an Camphausen.

Sſ., 5. Juny 48. Nachts.

Bester Camphausen! Ich danke herzlich für Ihre mir soeben zugegangene Benachrichtigung. Sie manövriren meisterhaft. Ich glaube besser, als es Thiers zu Pferde thun würde, der sich für die Fortsetzung Napoleons hält. Glück zu! Friedrich Wilhelm.

63. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 6. Juny 48.

Die Lage der Dinge wird so bedenklich, mein theuerster Camphausen, daß ich es als erste Pflicht betrachtet habe, mir Rechenschaft darüber zu geben, ob? und welche? Verschuldung dieselbe veranlaßt hat, und ob? und welche? Mittel vorhanden und gebothen sind, um dem Verderben entgegen zu treten. — In unserer vorletzten Unterredung haben Sie, lieber Camphausen, mir eigentlich schon die Antwort auf die erste Frage (wenn auch nicht ganz unumwunden) gegeben — Auerswalds Klein-Muth, sein Mangel von Glauben an den gegenwärtigen Zustand, ja (lassen Sie mich im engsten Vertrauen das rechte Wort in Ihr Ohr sprechen), seine Feigheit[1]) hat unsäglich viel Böses sich ungestraft gestalten lassen. Das Berliner Volk ist es gewohnt geworden, daß täglich ungestraft **grobe** Gottes-Lästerung, frechstes Antasten der irdischen Majestät, Zuchtlosigkeit, Aufruf zum Widerstand und Ungehorsam, scheußlichste Lüge, revoltante Placate, frevelhafte Club-Herrschaft, und seit einigen Tagen das Wort und der Ruf der Republik und des vollsten Umsturzes Aller Verhältnisse unsere Gassen entweihen. Heut haben die Clubs eine Versammlung ausgeschrieben, um die Provinzen „in die rechte (!) Stimmung" zu bringen — und Alles das Duldet Auerswald und hebt den Finger nicht dagegen, ja nicht einmal die Feder. Sie erinnern sich, bester Camphausen, wie warm ich in einer Conferenz zu Berlin dem Auerswald die Pflicht ans Herz legte, Alle erlaubte Mittel (und ihre Zahl ist Legion) anzuwenden, um

[1]) Nach Gerlach, Bd. I, S. 168, hat Camphausen dem Könige gegenüber die Unfähigkeit Auerswalds anerkannt und vorgeschlagen, ihn durch Eichmann zu ersetzen.

dem Verderben zu steuern. — Vergebens — Ganz Vergebens. Er ist ungehorsam gegen den Ausspruch meines Willens geblieben und kennt überhaupt keine anderen Mittel gegen das Verderben als „Nachgeben", „Concessionen". Dahin gehört z. B. die von ihm an mich gemachte Forderung des Fracktragens bei der Bürgerwehr-Parade und die Beseitigung Rauchs beym Gang zur Landtags-Eröffnung[1]) ꝛc. — !!!!!!! Und das Alles mit absoluter Verschweigung der Niederlage seiner Idéen im Conseil!

Doch zur Sache. Was ich heute fordre, ist nicht zunächst die Beseitigung Auerswalds, sondern die Annahme eines muthvollen, energischen Systems des Entgegen-Wirkens gegen jene Greuel-Menschen und Greuel-Dinge. Das ist aber Ihre glorreiche Rolle, theuerster Camphausen, das durchzusetzen. Gebrauchen Sie (das ist mein redlicher Rath) einmal gegen die Feigheit oder den bösen Willen im Conseil die Waffe, welche mir so oft zugekehrt worden ist. Drohen Sie fest und unerschütterlich mit dem Austritt aus dem Rath, und drohen Auerswald, Arnim und Hansemann ebendamit, so halten Sie sie nicht. Die Muthlosen hatten so schöne Gelegenheit, sich durch die zwiefache Aufforderung des Landtags, Ordnung und Zucht im Lande und in der Stadt zu schaffen[2]), Muth geben zu lassen! Da auch dies Mittel vergebens war, und Auerswald nur den curiosen Muth hat, durch weitere Verfolgung des Negativen Systems seinen Fall durch den Landtag zu veranlassen, so scheint mir die letzte Hoffnung verlohren, mit ihm etwas Ordentliches zu Wege zu bringen!!! Ich aber kann das Seyn oder Nichtseyn des Staates nicht von der Bekehrung eines Nichtreuigen Sünders abwarten.

Ich fordere und befehle also hiermit, daß das Staats-Ministerium Sorge trage, daß der Zuchtlosigkeit, dem Frevel, dem offen hochverrätherischen Beginnen, in Berlin und wo sich's zeigt, mit ernstestem Nachdruck entgegengetreten werde, und daß die dazu wirksamen Mittel (Wort, Schrift, Reden, Volksbearbeitung, Placate, Versammlungen, Bilder, Brochuren, Bildung guter Clubs, Beschickung der Provinzen, gute Besetzung vacanter Posten, Durchgreifen zur endlichen Restituzion der Berliner Wachen an das Militair, Verstärkung der Berliner Garnison, Aufforderung an Alle Geistliche (bei Strafe des Ungehorsams) nicht allein Friede, sondern auch Ordnung, Gehorsam und Treue zu predigen) endlich auf die lebendigste eifrigste Weise in die Hände genommen werden.

Ich beauftrage Sie, theuerster Camphausen, mein Organ im Conseil zu diesem Zweck zu seyn. Sollten Sie eine Cabinets-Ordre dazu für erforderlich halten, so lassen Sie dieselbe schnell aufsetzen und senden Sie sie mir.

[1]) General v. Rauch, Generaladjutant des Königs, stand zu den Gerlachs in sehr naher Beziehung. Auerswald muß gefordert haben, daß er den König nicht begleiten dürfe.

[2]) Ein derartiger Antrag war in der Sitzung vom 27. Mai durch den Abg. Abegg gestellt, aber abgelehnt worden; denselben Inhalt hatte eine Interpellation des Abg. v. Berg am 2. Juni; Minister v. Auerswald hatte mit einer Aufzählung aller im Interesse der Ordnung bereits getroffenen Maßregeln und mit der Mitteilung geantwortet, daß vom Ministerium eine besondere Kommission zur Erwägung weiterer Mittel niedergesetzt sei. Eine Debatte hatte nicht stattgefunden. Beschlüsse der Versammlung in der vom Könige bezeichneten Richtung lagen also nicht vor.

Was meint das Ministerium über Wilhelms Erscheinen in Berlin? Ich glaube, er kann nur dahin (und muß es bald), um als Mitglied seinen Sitz im Landtag zu nehmen. Aber ist er sicher in Berlin? Und welche Mittel giebts, ihn zu sichern, wenn's Noth thut?

Lassen Sie mich die Antwort bald durch Costenoble wissen. Leben Sie wohl. Muth! Vertrauen! Und Gott ist mit uns!

Friedrich Wilhelm.

P. S. Noch weiß ich nichts über Wilhelms Ankunft. Ich fürcht', er kommt nicht.

64. Camphausen an den König.

E. M. berichte ich unterthänigst, daß man meinem gestern angekündigten Wunsche gemäß rechts und links geklatscht hat[1]). Die Sache ist damit zu Ende; denn daß nun noch ein Antrag folgen werde, liegt außerhalb aller Wahrscheinlichkeit. Ich wünsche E. M. Glück zu diesem Ende; denn daß wir ohne eine jedenfalls verdrießliche Debatte vorbeikommen würden, ist mehr, als wir erwarten konnten. Der Zufall hat dabei geholfen. E. M. darf ich wohl bitten, da wir nicht bestimmt wissen, wohin wir eine Nachricht dirigiren sollen, die Minister benachrichtigen zu lassen, wann und wo S. K. H. der Prinz von Preußen den Ministern gestatten wollen, ihre Ehrfurcht zu bezeigen.

In Unterthänigkeit
E. M. treugehorsamster
Berlin, 6. Juni 1848.
Camphausen.

65. Der König an Camphausen.

Sf., 6. Juny 48 Abends 7 Uhr.

Ich rufe Ihnen aus Grund des Herzens Dank und Beyfall zu, mein lieber Camphausen. Bey Tisch erhielt ich die télégraphische Nachricht, daß mein Bruder um 4 Uhr in Magdeburg erwartet werde. Wir hoffen also, ihn nach 8 Uhr hier zu umarmen. Sein Stallmeister hat jedoch eben einem meiner Leute gesagt, man erwarte ihn heut noch nicht. Ich glaube, das ist auf Befehl der Prinzessinn, um das Publicum abzuhalten. Sie ist heut früh nach Magdeburg.

Würden Sie Bedenken haben, falls mein Bruder es wünschen sollte, daß er morgen gegen 1 Uhr von Charlottenburg (wo wir Alle den Trauertag[2]) begehen wollen) direct zur Singacademie führe, seinen Sitz im Landtage einnähme, und etwa erklärte, daß ihm sein Verhältniß als Thronfolger die fernere Einnahme seines Sitzes untersagte, er also darauf antrüge, seinen Stellvertreter einzuberufen? Etwaige Bedenken dagegen könnt ich um 11 Uhr Nachts heut noch durch Sie erfahren. Ist keins vorhanden, so erwart' ich keine Antwort. Ich bemerke jedoch, daß ich nicht ein Wort weiß, wie Wilhelm darüber denkt. Jedenfalls sollen Sie rechtzeitig avertirt seyn, um

[1]) Vgl. den Bericht über die Sitzung bei Wolff, Bd. III, S. 149 ff.
[2]) Der 7. Juni war der Todestag Friedrich Wilhelms III.

mit Milde[1]) die gehörige Abrede zu treffen. Der 8. wäre bequemer für alle Theile, das fühl' ich wohl[2]). Die Überraschung, die sein morgendes Erscheinen hervorbringen wird, kann aber auch sehr gut und besonders sehr sicher seyn. Denn daß die Clubs Mordgedanken gegen Wilhelm haben, ist für mich außer Allem Zweiffel.

Ihrem Wunsche gemäß werd' ich Wilhelm wegen des Tages und Ortes über den Empfang Ihrer Aller fragen. Auf Wiedersehen.

Friedrich Wilhelm.

In den folgenden Tagen spitzte sich der Zwiespalt zwischen der Regierung und der linken Seite der Nationalversammlung zu offenem Kampfe zu. Am 31. Mai hatte Camphausen die Kabinettsfrage gestellt und ein Vertrauensvotum erhalten; jetzt war der Prinz zurückgekehrt und hatte, ohne wesentliche Ruhestörungen, in der Versammlung sprechen können. Die Rechte und die gemäßigten Elemente wurden durch diese Erfolge ermutigt, die Linke aber fühlte sich gerade dadurch getrieben, einen wirkungsvollen Gegenschlag zu führen. Am 8. Juni beantragte der Abgeordnete Berends: „Die Hohe Versammlung wolle in Anerkennung der Revolution zu Protokoll erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März sich wohl ums Vaterland verdient gemacht haben." Noch an demselben Tage erfuhr der König dies und sandte dem Ministerium sofort folgenden Befehl:

66. Der König an das Staats-Ministerium.

Sanssouci, 9. Juny 1848.

Die revoluzionäre Parthey hat heut auf dem Landtage die „Anerkennung der Revoluzion" von der Versammlung gefordert. —

Ich mache das Staats-Ministerium auf das Allerdringendste auf dieses Begehren, auf seine Absichten, auf seine Folgen aufmerksam.

1. Fällt der Antrag durch Vereinigung des Centrums und der Rechten Seite, so wagt die Linke und ihr Schwanz in Berlin das Alleräußerste. Das Staats-Ministerium vermag dagegen **nichts**[3]). Aber dasselbe muß darauf und auf seine Maßregeln, sein Betragen, seinen ordentlichen Rückzug aus Berlin vollkommen vorbereitet seyn. Die Ruhe ist trügerisch und fängt an, sogar Besorgte Menschen zu täuschen. Ich bin kein besorgter Mann, aber ich sehe — und sehe die Gefahr nahe und fürchte sie nicht.

2. Geht der Antrag per majora durch, so befehle ich „die sofortige Auflösung (oder Verlegung) der Versammlung" — ich bin für die Auflösung.

Für den Rest lassen Sie mich sorgen. Verlassen Sie mich aber nicht.

Friedrich Wilhelm.

---

[1]) Karl August Milde, Präsident der Nationalversammlung (geb. 1805), schlesischer Baumwollfabrikant, war schon Mitglied des Vereinigten Landtages gewesen; er wurde im Ministerium Hansemann Handelsminister und starb 1861.

[2]) In der Tat ist der Prinz am 8. Juni in der Versammlung erschienen und hat nach nochmaliger Betonung seiner konstitutionellen Gesinnung in der vom Könige vorgezeichneten Art gesprochen. Vgl. Wolff, Bd. III, S. 156 f.

[3]) Dreimal unterstrichen.

Friedrich Wilhelm war also darauf gefaßt, daß die Diskussion über den Antrag Berends zum offnen Kampfe zwischen dem Königtum und der radikalen Partei führen werde; er war noch immer bereit, diesen Kampf anzunehmen und nachdrücklich zu führen, und hoffte dabei auf die Mitwirkung des Ministeriums. Zu Gerlach hat er damals geäußert, wenn die Minister nicht seinem Befehle gemäß Ordnung machten, werde er selbst es tun[1]). Der Verlauf der Verhandlungen ermöglichte es jedoch dem Ministerium noch einmal, den offnen Kampf zu vermeiden. Gewiß wäre es Camphausen und seinen Kollegen damals ein leichtes gewesen, den Bruch herbeizuführen, wenn sie von der Versammlung eine ausdrückliche Verwerfung der dem Antrage Berends zugrundeliegenden Anschauung verlangt hätten; aber wir wissen bereits, daß sie die Gefahren eines Konfliktes weit höher einschätzten als der König, und gerade die Vermittlung zwischen König und Nationalversammlung für ihre Aufgabe hielten. So begnügten sie sich, gegen die Fassung des Antrages zu sprechen, da diese den Anschein erwecken könne, als habe die Revolution die ganze bestehende Staatsordnung vernichtet, und als sei die Versammlung berechtigt, ohne Rücksicht auf den Monarchen und die Regierung eine neue Form des Staatslebens zu schaffen; dagegen erklärten sowohl Camphausen wie Hansemann, daß über die große Bedeutung der Märzereignisse zwischen dem Antragsteller und ihnen keine wesentliche Meinungsverschiedenheit bestehe. Der Beschluß über den Antrag wurde dann auf Hansemanns Begehren bis zum 9. Juni vertagt. Am Abend des 8. Juni hat dann, wie wir aus einer Mitteilung des Ministers v. Arnim[2]) erfahren, ein langer Ministerrat stattgefunden, in dem es zu heftigen Debatten gekommen ist. Es scheint, daß der Antrag Berends den letzten Anstoß zur inneren Auflösung des nie recht fest geschlossenen Ministeriums gegeben hat. Nach seiner eigenen Angabe hat Herr v. Arnim schon damals konstatiert, daß über die wichtigsten Fragen keine Einigkeit mehr bestehe und vorgeschlagen, die Nationalversammlung bis zur Rekonstruktion des „in der Auflösung begriffenen" Ministeriums zu vertagen. Einige Minister, darunter Arnim, scheinen eine schärfere Erklärung gegenüber dem Antrage Berends gewünscht zu haben. Da dieser Vorschlag abgelehnt wurde, beschloß Arnim, sein Amt niederzulegen, und nur noch in die nächste Sitzung der Versammlung zu gehen, um einige sein Ressort betreffende Interpellationen zu beantworten. Da auch der Justizminister Bornemann sich schon seit Wochen mit Rücktrittsgedanken trug, Auerswald und Hansemann wegen des Falles Colomb mit der Demission drohten und Graf Schwerin auch nur mit Mühe auf seinem Posten festgehalten wurde, so konnte man wohl von einer tatsächlichen inneren Auflösung des Ministeriums reden; unterlag es am nächsten Tage auch noch bei der Abstimmung, so war auch sein äußerer Zusammenbruch nicht mehr aufzuhalten.

Am 9. Juni wurde die Debatte über den Antrag Berends fortgesetzt. Sie endigt mit der Annahme eines von Camphausen gebilligten Kompromiß-

---

[1]) L. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 168.

[2]) Vom 12. Juni. Das Original befindet sich in Camphausens Nachlaß.

vorschlages: „In Erwägung, daß die Bedeutung der stattgefundenen Revolution und das Verdienst der Kämpfer um dieselbe unbestritten ist, und daß die Versammlung nicht ihre Aufgabe darin erkennt, Urteile abzugeben, sondern die Verfassung mit der Krone zu vereinbaren, geht die Versammlung zur Tagesordnung über." Diese motivierte Tagesordnung wurde mit 196 gegen 177 Stimmen angenommen, und damit dem Antrage die Spitze abgebrochen.

Dieser Ausgang erregte den heftigen Zorn der Volksmenge, die sich während der Beratungen vor dem Sitzungssaale angesammelt und schon durch eine Deputation an den Präsidenten die Abstimmung zu beeinflussen versucht hatte. Minister Graf Arnim und der Abgeordnete Sydow wurden, als sie die Sitzung verließen, tätlich mißhandelt, während die Bürgerwehr ruhig zusah; Camphausen entging einem gleichen Schicksal nur durch den Zufall, daß eine Droschke vorüberfuhr, in die er sich retten konnte; Hansemann, auf den es ebenfalls abgesehen war, gelangte über eine Hintertreppe in seine benachbarte Wohnung[1]). Unzweifelhaft stellten diese Vorgänge den ersten Versuch der Berliner Bevölkerung dar, durch physische Gewalt und Drohungen die Beschlüsse der Versammlung zu beeinflussen, und enthielten eine Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit ihrer Mitglieder.

Auf den ersten Bericht über die Abstimmung selbst und die ihr folgenden Szenen richtete der König folgendes Schreiben an Camphausen:

67. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 9. Juny 48[2]).

Lassen Sie sich Glück wünschen, Sie und Ihre Collegen, theuerster Camphausen, zum heutigen Siege im Landtage. Ich mache Ihnen auch mein Compliment zu dem kleinen Märtyrerthum, welches Ihnen Allen, mehr oder weniger, nachher zu Theil geworden ist. Ich halte den Haß und die Beleidigungen der Schlechten gegen mich für eine der höchsten Ehren, die mir auf dieser Erde zu Theil werden können, — et partant, pour mes amis aussi. Die Bedrohung der Freyheit des Landtags muß jetzt zu den Allerernstesten Maßregeln gegen die ehrlosen Rotten bewegen, welche Berlin schänden und unbewohnbar machen. Darauf rechne ich zuversichtlich. Vale.

Friedrich Wilhelm.

P. S. Ich wünsche Ihnen Allen von Herzen eine gute Nacht, muß aber gestehen, daß ich nicht ohne Besorgniß bin, und mit großer Spannung den ersten Nachrichten morgen früh entgegen sehe.

Gleich darauf erklärte sich der König noch genauer über die Maßregeln, die er ins Auge gefaßt hatte.

68. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 10 Juny 48.

Die gestrigen Vorfälle sollen in der Mehrzahl der Landtags-Mitglieder den Wunsch nach Verlegung des Landtages rege gemacht haben. Ich wünsche

[1]) Vgl. über diese Vorgänge Wolff, Revolutionschronik, Bd. III, S. 171 f.

[2]) Teilweise gedruckt Caspary, S. 223 f.

die Ansichten des Ministeriums darüber zu wissen. Findet man die Verlegung gut, so dürfte das Eisen geschmiedet werden, da es warm ist. Sonst kühlen die Pfingsten das Verlangen, und der Skandal erneuert sich. Andrerseits scheint mirs eigentlich besser, den Landtag dahin zu bewegen, daß er militairische Hülfe als die einzig efficace begehre. Geschähe das, so wäre die Verstärkung der Garnison und die Uebernahme der Schloß- und Haupt-Wache **nothwendig**[1]) damit zu verbinden, und dahin müssen wir kommen, und so kommen wir ohne Blut-Vergießen dazu. Vale.

Friedrich Wilhelm.

Während aber der König dieser Erregung in Berlin am besten durch strenge Maßregeln glaubte begegnen zu können, waren im Ministerium andre Schritte erwogen worden. Camphausen hielt es für nötig, daß ein Teil seiner bisherigen Kollegen ausscheide und durch der Majorität der Nationalversammlung angehörige Männer ersetzt werde; nur dann glaubte er die Regierung weiterführen zu können. Arnim hatte bereits seinen Rücktritt erklärt; er schob ein förmliches Gesuch nur deshalb noch hinaus, um nicht den Anschein zu erwecken, als weiche er infolge der Demonstrationen des Berliner Pöbels gegen ihn von seinem Posten. Dagegen reichte im Einverständnis mit Camphausen Graf Schwerin schon am 10. Juni sein formelles Entlassungsgesuch dem Könige ein[2]). Friedrich Wilhelm faßte aber jedes derartige Gesuch in diesem Augenblick als ein Zurückweichen vor der Revolution auf und bat, bevor er eine Entscheidung fällte, Camphausen, zu einer persönlichen Besprechung zu ihm zu kommen.

69. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 10 Juny 48.

Theuerster Camphausen. Ich theile Ihnen anliegenden Brief Schwerins mit. Es ist mir unmöglich, meine Verwunderung über seinen Inhalt auszusprechen. Mir erscheint nach den gestrigen Szenen das solidarische Zusammenhalten des Ministerii wichtiger als je. Schwerin sagt aber, Sie selbst seyen anderer Meinung. Es verlangt mich sehr, Sie zu sprechen und zu hören. Jede Stunde, die Sie dazu wünschen, soll mir recht seyn. Für Uebermorgen, 2. Festtag, hatten wir die Absicht, Sie zu uns zum Essen zu bitten. Können Sie, so kommen Sie ja, und wollen Sie, so können wir vor oder nach Tisch die Ereignisse, Befürchtungen und Hoffnungen dann besprechen. Auf Wiedersehen![3])

Friedrich Wilhelm.

Die Vorgänge des 9. Juni haben in der Tat nicht nur die inneren Gegensätze im Ministerium verschärft, nicht nur die Stellung des Ministeriums gegenüber der Berliner Bevölkerung und der Versammlung sehr geschwächt — denn die Majorität in der Kammer war doch sehr klein gewesen — sondern

[1]) Dreimal unterstrichen.

[2]) Das Original befindet sich in Camphausens Nachlaß.

[3]) Es sei hier eingeschaltet, daß der König am 11. Juni in einem sonst nichts enthaltenden Handbillett die Stunde der Besprechung auf etwa 5 Uhr nachmittags festsetzte.

auch sein Verhältnis zum Könige stark beeinflußt. Camphausen sah ja greifbar vor sich die Möglichkeit, daß diese unsichere Majorität ihm entschwinden, daß er bei einer der nächsten Abstimmungen in der Minderheit bleiben könne. Sobald er dem offnen Streben des Königs nach möglichster Aufrechterhaltung seiner alten Rechte noch in irgendeinem erheblichen Punkte nachgab, war ihm ein Mißtrauensvotum sicher. Da er den offnen Kampf gegen das Parlament nicht wagen, sondern den Versuch machen wollte, ein neues Ministerium zu bilden, das dem Könige und der Mehrheit der Versammlung annehmbar sei, so beschloß er, zunächst jede weitere dieser Mehrheit mißliebige Maßregel zu vermeiden. Nun wissen wir bereits, daß noch immer die Frage der Verabschiedung des Generals v. Colomb schwebte, und daß sie vom Könige selbst zu der Prinzipienfrage gestempelt war, ob ein konstitutionelles Ministerium auf Heeresangelegenheiten Einfluß nehmen dürfe oder nicht. Die Minister wußten, daß ihnen ein Nachgeben in diesem Punkte von der Mehrheit der Versammlung nicht verziehen werden würde, und da die Sache sich nicht mehr gut hinausschieben ließ, machten sie noch einmal den Versuch, den König von seiner Auffassung abzubringen.

70. Das Staatsministerium an den König[1]).

E. M. geruhten unterm 4. Juni ein allerhöchstes Handschreiben mit der Empfehlung der Aufbewahrung an das gehorsamst unterzeichnete Staatsministerium zu erlassen[2]), worauf wir uns ehrerbietigst vorzustellen gestatten, daß die Entlassung des Generals von Colomb seit mehreren Wochen wiederholt und einstimmig, jedoch vergeblich, von uns beantragt wurde, weil neben andern Gründen nach unserm Dafürhalten[3]) der General[4]) seiner Stellung nicht gewachsen und für die Beruhigung[5]) Posens ein Hinderniß[6]) ist, weil ferner in der letzten Zeit unter seinem Commando Verletzungen der Disciplin und Handlungen der Roheit und Grausamkeit stattgefunden haben, welche das Ministerium öffentlich mißbilligen muß. Was die von E. M. angeführten Gründe betrifft, so sehen wir in der Ermuthigung der polnischen und in der Dämpfung der jetzt leidenschaftlichen[3]) deutschen Bevölkerung Posens ein wirksames Mittel zur Beendigung und Verhinderung des Bürgerkrieges. Wir sind einverstanden, daß E. M. den Oberbefehl über das Heer zu führen und alle Stellen in demselben zu besetzen haben; ebenso sind wir der Meinung[7]), daß hierbei die Verantwortlichkeit des Kriegsministers eintreten, und daß das Staatsministerium abtreten muß, wenn es hinsichtlich wichtiger und als nothwendig erkannter Maßregeln — sie mögen das

[1]) Nach dem Konzept Camphausens in dessen Nachlaß.

[2]) S. Nr. 59.

[3]) Die gesperrten Worte sind im Konzept nachträglich eingeschaltet.

[4]) Im Konzept ursprünglich: „der General alt, unfähig, der Regierung widerstrebend“: diese Worte sind durchstrichen.

[5]) Ursprünglich: „Vermittelung“.

[6]) Ursprünglich: „ein Hinderniß, für die Armee und für Rußland gleichgültig ist.“

[7]) Ursprünglich: „ebenso sehr versteht es sich“.

Heer oder andere Angelegenheiten betreffen[1]) — E. M. Zustimmung nicht zu erlangen vermag.

E. M. bitten wir unterthänigst, nunmehr die anliegende Ordre betreffend die Entlassung[2]) des Generallieutenants von Colomb und die interimistische Übertragung seines Commandos an den Generallieutenant von Brünneck gnädigst vollziehen zu wollen.

Berlin, 10. Juni 1848. Das Staatsministerium.

Dieses Schreiben wird wohl bereits in des Königs Händen gewesen sein, als Camphausen am 11. Juni, wie ihm befohlen war, zu einer Besprechung in Sanssouci erschien. Er hatte vorher das Begehren Friedrich Wilhelms nach Ausnahmemaßregeln zum Schutze der Versammlung und zur Aufrechthaltung der Ordnung in Berlin mit seinen Kollegen erwogen. Gestützt auf einen förmlichen Antrag des Präsidenten der Nationalversammlung, daß die Regierung für ausreichenden Schutz der Beratungsfreiheit sorgen möge, hatte das Ministerium durch den Polizeipräsidenten und den Bürgerwehr-Kommandanten die Ansammlung größerer Menschenmengen vor dem Sitzungslokale sofort verbieten lassen[3]), und zugleich den Plan gefaßt, eine bewaffnete Schutzmannschaft neben der Bürgerwehr ins Leben zu rufen. Darüber hinaus war noch an ein besonderes Tumultgesetz gedacht worden.

Dem letzteren Plane hatte sich aber derjenige unter den Ministern widersetzt, dem die Ausarbeitung eines solchen Gesetzes hätte zufallen müssen, der Justizminister Bornemann. Als strenger und gewissenhafter Jurist war er gegen jede Maßregel, die den Anschein von Willkür oder von Durchbrechung des gemeinen Rechtes zugunsten politischer Rücksichten hätte erwecken können. Da nun aber im Ministerium beständig politische Erwägungen diese juristischen Gesichtspunkte durchkreuzten, hatte Bornemann bereits am 23. Mai sein Abschiedsgesuch eingereicht. Es scheint, daß Camphausen ihn damals noch hat beschwichtigen können; wenigstens findet sich kein Anzeichen davon, daß der König vor dem 11. Juni von Bornemanns Demissionsgesuch etwas erfahren habe. Jetzt aber erneuerte dieser sein Begehren. Seiner Meinung nach genügte kräftige Handhabung der bestehenden Gesetze zur Aufrechthaltung der Ordnung; im gegenwärtigen Zeitpunkte, meinte er, werde ein Tumultgesetz als nur auf bestimmte Vorkommnisse gemünzt erscheinen. Solle durchaus etwas geschehen, so möge man ein Gesetz vorbereiten, wonach die Zivilbehörden berechtigt sein sollten, im Notfalle die bewaffnete Macht zur Unterdrückung von Unordnungen zu requirieren[4]).

---

[1]) Die gesperrten Worte sind im Konzept nachträglich eingeschaltet.

[2]) Ursprünglich: „Abberufung".

[3]) S. Wolff, Bd. III, S. 184.

[4]) In Camphausens Nachlaß finden sich drei Schreiben Bornemanns. In dem ersten vom 23. Mai teilt er mit, daß sein Ausscheiden aus zwei Gründen notwendig sei. Erstens wolle er sich nicht zur Verfolgung politischer Verbrecher hergeben; man beschuldige ihn der Furchtsamkeit; das sei unrichtig; „gern will ich aber gestehen, daß ich nicht stark genug bin, das, was ich für Unrecht halte, dessenungeachtet im gouvernementalen Interesse auszuführen und meine bisher bewahrte Integrität dadurch zu vernichten. Meine Auffassung mag unrichtig

Von diesen Tatsachen hat Camphausen in jener Unterredung den König in Kenntnis gesetzt, wie wir aus zwei gleich darauf abgesandten Briefen Friedrich Wilhelms ersehen. Vermutlich wird er ihm auch bereits mitgeteilt haben, daß auch Herr v. Arnim seine Entlassung begehre.

71. Der König an Camphausen.

Sanssouci, Pfingsttag [11. Juni] 48 Nachmittag.

Theuerster Camphausen — ich habe mir Rechenschaft vom Eindruck unserer heutigen Unterredung gegeben. Mir erscheint das Wichtigste „die Befriedigung des Verlangens der Majoritait des Landtages nach Sicherheit" zu seyn; das Bedenklichste hingegen „die Weigerung des Justiz-Ministers ein dahinzielendes Gesetz zu gestatten."

Das Resultat meiner Beurtheilung ist: die ganz entschiedene Meinung „daß dem Verlangen der Landtags-Majoritait durchaus gewillfahrt werden muß[1])" und zwar à tout prix, sogar und unbedenklich für den Preis des Verlustes des Justiz-Ministers Bornemann.

Diese Meinung widerspricht in keiner Art meiner dringendsten heutigen Aufforderung an die Minister, in diesem Augenblick solidarisch zusammenzuhalten. Die Uneinigkeit nemlich, die ich bekämpfe, ist eine innere, eine Zerfallenheit, die in Nichts mit einem Zwiespalt des Ministerii mit dem Landtage zu thun hat. — Bornemanns Opposizion ist aber keine innere, sondern eine reine Opposizion gegen die Majoritait des Landtages. Dies ändert die Lage wesentlich. Solche Opposizion ist in **jeder Hinsicht**[1]) höchst bedenklich! Sie muß den Einfluß des Ministerii auf den wohlgesinnten Theil des Landtages schwächen, ja ihn vielleicht brechen. Hier darf, nach meiner Ueberzeugung, nicht geschwankt werden. Der Minister, der sich den wohlbegründeten und höchst willkommenen Begehren der guten Majoritait des Landtages widersetzt und so einen eminenten Grad von politischer und Raisonnements-Unfähigkeit an den Tag legt, muß **weichen.** Der edeln und klugen Meinung seiner Collegen und der Mehrzahl der Deputirten weichen. Und wenn er demzufolge austritt, so muß man sich dazu Glück wünschen. Diese Änderung im Ministerium geschieht dann zufolge eines gesunden politischen Gedankens und cimentirt die Solidarität des Conseils. — Die

sein, sie ist aber unwandelbar." Zweitens wisse er, daß der Plan bestehe, das Kultusministerium mit dem Justizministerium zu vereinigen, und er fühle sich einer solchen Arbeitslast nicht gewachsen. Sein Nachfolger würde wohl am besten dem Kreise der rheinischen Juristen zu entnehmen sein. — Das zweite Schreiben vom 2. Juni betrifft die Beantwortung der oben (S. 246, Anm. 2) erwähnten Interpellation über die Aufrechterhaltung der Ordnung und empfiehlt zu sagen, daß eine gemischte Kommission bereits darüber berate. — Das dritte ist undatiert und enthält die oben mitgeteilten Gedankengänge, sowie die ausdrückliche Verwahrung: „Der Staatsanwalt und die Gerichte dürfen durchaus nicht mit den Präventivmaßregeln behelligt werden." Auch meint er, jene Aufforderung der Zivilbehörden dürfe nur für das Einschreiten des Militärs gefordert werden, während die Bürgerwehr auch ohne eine solche vorgehen dürfe. Er schließt: „Alles dieses macht mich in hohem Maaße bedenklich. Die Sache wird erbittern und doch nichts rechtes fruchten." Das Schreiben kann wohl nur in diese Tage gehören. Daß Bornemann für den Fall der Ablehnung seiner Gesichtspunkte von neuem seinen Abschied gefordert hat, geht aus Nr. 71 hervor.

[1]) Dreimal unterstrichen.

andre Änderung, von der ich heut morgen sprach, beruht auf innere[n] Imcompatibilitäten, und ist eine durchaus beklagenswerthe, eine Kleinliche gegenüber den innersten Interessen, um die sichs handelt; mit einem Wort, sie ist eine Änderung, die auf Affeczionen beruht, welche bey der geringsten, richtigen Würdigung des Augenblicks durchaus unterdrückt werden müssen.

Summa — ich argumentire 1. daß Schwerin und Kanitz in den nächsten Wochen **nicht**[1]) austreten dürfen, 2. daß Bornemann **austrete**, wenn er bey seiner Weigerung beharrt. Vale. Friedrich Wilhelm.

72. Der König an das Staatsministerium.

Ich habe das Staats-Ministerium gestern mündlich und auf das Herzlichste und Eindringlichste zur Einigkeit und zum solidarischen Zusammenhalten aufgefordert.

Dasselbe thue ich heut schriftlich. Das Ministerium wird daraus sehen, wie ernst und lebhaft meine Aufforderung ist. Ich thue es in Erwägung unserer Lage gegenüber des Landtages und zum ganzen Lande. Der Augenblick ist critisch, die Gefahren nicht abzuläugnen. Der nicht klare, nicht solide constituirte Landtag, dessen Partheyen schwankend sind, kann allein durch ein einiges, ihm kräftig gegenüberstehendes Gouvernement zum Guten geführt werden. Der Eindruck des theilweisen Auseinandergehens des Ministeriums wird die Wohlgesinnten entmuthigen, die Bösen ermuthigen, die Masse der Confusen gänzlich ohne Steuer lassen. Das aber ist der gewisse Sieg der Republikaner.

Ein wesentlich anderes wäre es, wenn z. B. eine kleine Fraczion oder ein Individuum aus dem Ministerium sich Tendenzen des Landtages widersetzte, welche zugleich im Interesse des Gouvernements liegen. Der Theil, der alsdann das Ministerium verläßt, würde offenbar gut ausscheiden für das Ansehen der Regierung, denn das Gouvernement würde sich durch ein derartiges Ausscheiden geradezu consolidiren.

Ist die Dißkussion aber keine parlamentarische, sondern eine rein innere, persönliche, so schwächt der austretende Theil den übrig bleibenden. Das aber ist immer eine Gefahr in constituzionellen Zuständen. Bey unserer gegenwärtigen Lage aber eine sehr, sehr große. Es würde durch Schwächung des Gouvernements-Ansehens das Ministerium leicht stürzen können. Und ich habe kein Anderes.

Also im Namen Preußens und um der Sicherheit Willen des Vaterlandes und der Krone: „Geduld?!" „Nachsicht!" „Einheit!" „Zusammenhalten!" bis die nächste Gefahr überwunden ist. Keiner stelle Verlangen, welche andere Mitglieder nicht eingehen können. Keiner sträube sich, das zu thun, was sein Gewissen gestattet. Ich verlange das nur für die Dauer der Crisis. Dieselbe kann in 8—14 Tagen überwunden seyn. Dann wollen wir weiter sehen.

Sanssouci, 12. Juny 1848. Friedrich Wilhelm.

[1]) Dreimal unterstrichen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Über ästhetische Weltanschauung.

Von
Dr. **Julius Goldstein** (Darmstadt).

Von ästhetischer Weltanschauung will ich in diesem Aufsatze reden. Zuerst werde ich die Motive aufzeigen, die heute zu ihr hintreiben, dann will ich vier scharf unterschiedene Typen ästhetischer Weltanschauung zeichnen, deren Gedanken in die Bewegung der Gegenwart hineinwirken, um in einem Schlußabschnitte prinzipiell zu der Frage einer ästhetischen Weltanschauung Stellung zu nehmen. Dafür scheint mir der „psychologische Augenblick" gekommen zu sein; denn wer sich etwas auf die Stimmung des Zeitgeistes versteht, der spürt es an den verschiedensten Äußerungen der allgemeinen Literatur, daß eine starke Sehnsucht nach idealer Erneuerung der Kultur und der Weltanschauung Erfüllung sucht in der Kunst, in einer spezifisch ästhetischen Veredlung des Lebens. Viel Sturm und Drang, viel flatternde Unbestimmtheit ist in dieser Bewegung. Um so notwendiger erscheint es mir, sich über ihre treibenden Beweggründe klar zu werden. Es gibt ja nicht so etwas wie eine „Idee", die sich selbst entwickelt, indem sie ihre eigenen Folgerungen aus sich entläßt, auf einer höheren Stufe diese wieder in sich hineinzieht, um dann den Prozeß von neuem zu beginnen. Menschen sind es, die für eine neue Wertschätzung der Dinge das Ohr und das Auge ihrer Zeitgenossen gewinnen wollen, Menschen, die ihre Gedanken in die Kampflinie der Zeit nach vorwärts tragen.

I.

Ganz allgemein deutet das gebieterische Verlangen nach Schönheit, nach künstlerischen Formen darauf hin, daß in dem seelischen Leben der Gegenwart die ästhetische Empfindlichkeit verfeinerter, der ästhetische Sinn schärfer geworden ist. Wir sind in Deutschland endlich als Gesamtheit aus dem ästhetischen Unschuldszustand herausgetreten. Wir können nicht mehr zu unsrer Umwelt ästhetisch gleichgültig sein, wir haben sie „erkannt", wie Adam einstens Eva erkannte. Und nun uns die Augen geöffnet sind, sehen wir um uns jene Entfesselung dämonischer Kräfte, wie sie in Industrie und Technik unser

Leben umgestalten, und die alten Formen, in denen unser Dasein eingehegt war, zerbrechen. Wir fühlen uns mit unserm ästhetischen Lebensgefühl aufs Pflaster geworfen; denn unbekümmert um schön und häßlich fährt der industriell technische Entwicklungsprozeß mit seiner alles erdrückenden Walze über die Formen und Farben unsrer Welt hinweg. Dawider hat sich nun eine mächtige ästhetische Empörung erhoben. Der berechtigte Wunsch, wieder Herr der Geister zu werden, die wir gerufen haben, legt sich ganz in das Bestreben, von der ästhetischen Seite her Macht über sie zu gewinnen. Der „Wille zur Macht" wird hier zu einem wesentlich künstlerischen Willen. Den einheitlichen Lebensstil, den die älteren Kulturländer wie England, Frankreich, Italien, ihren Menschen und Erzeugnissen gegeben haben, den möchte dieser künstlerische Wille auch für das deutsche Volk in individueller Ausprägung gewinnen; es soll aus der Kulturbarbarei der Gegenwart zu einer von Schönheit durchleuchteten Kultur emporgeführt, es sollen seiner an allem Idealen irre gewordenen Weltanschauung durch die Kunst wieder erhebende, geisteskräftige Ziele gegeben werden. — Solcherlei Gedanken werden von Männern wie Kunowski, Dresdner u. a. begeistert verkündet.

Aber noch eine andre Erwägung verstärkt diese Richtung, eine Erwägung mehr politisch-ökonomischer Art. Man wirft die Frage auf, ob das deutsche Volk gegenüber den mächtigen, an Hilfsmitteln so viel reicheren Konkurrenten sich auf dem Weltmarkt wird behaupten können. Die typische Antwort hierauf gebe ich im Auszug mit den Worten eines Aufsatzes aus der Zeitschrift für „Deutsche Kunst und Dekoration":

> Es wird sich behaupten, wenn es ihm gelingt, sich von innen heraus neu zu erschaffen. Das ist die Quintessenz der Weltpolitik . . . Formen, Form des ganzen Lebens, Rhythmus in der Weise sich auszuleben, ist das Wesen der Kultur . . . Wenn einmal alle unsre Einrichtungen und Gewohnheiten das Siegel der Rasse tragen, wenn ein deutscher Stil deutsches Leben beherrscht, dann erst werden wir unabhängig sein vom Ausland. — Durch Schönheit, durch Kunst wird die neue Kultur werden und durch Kultur Zukunft und Größe.

So scheint auch der moderne Imperialismus und Nationalismus seine ideale Spitze in der Kunst zu finden.

Nun verbindet sich mit dieser Bewegung, das äußere Leben ästhetisch neu zu gestalten, die Reaktion gegen eine rein naturalistische Ausdeutung des Daseins. Und es sind jene der Sinnenwelt mehr zugeneigten Geister, bei denen diese Reaktion eine ästhetische Richtung nimmt. Was an religiöser Sehnsucht durch unsre Zeit geht, das erweckt bei ihnen keine verzehrenden Gluten, sondern nur den milden Wunsch, dem Leben einen fern verglänzenden Schönheitshorizont zu geben. Ihrem pantheistisch angelegten Gemüte fehlt das herbe Bewußtsein unausgeglichener und für uns unausgleichbarer Gegensätze. Sie werden nicht vorwärts getrieben durch die Unerträglichkeit letzter metaphysischer Fragen, ihre Gedanken wollen nur an weichen harmonischen Daseinsgefühlen freudvoll entlang gleiten.

Das ist der geistige Typus, den wir heute überall da antreffen, wo man nach einer die Wirklichkeit ideal verklärenden Weltanschauung verlangt. Dabei

bleibt man aber in den Voraussetzungen des Naturalismus befangen. Dem „neuen Glauben" im flachsten Sinne des alternden Strauß glaubt man sich als Resultat der Wissenschaft nicht entziehen zu können. Und wie Strauß sucht man einen Ersatz für die Religion in der Kunst. Sie soll dem Menschen das seelisch Wertvolle der Religion geben: den Frieden des Gemütes, die Weihe der Stimmung, den Aufschwung der Gefühle. Es hat sich so eine Art umgekehrter Orthodoxie gebildet. Die echte, alte suchte alles in den Dogmen, ihr galt die Stimmung nichts; die neue ästhetische Orthodoxie sucht alles in den Stimmungen, die Dogmen sind ihr gleichgültig, ja anstößig. Sie hält den Untergang des religiösen Glaubens für unvermeidlich. Nun sind bei Hunderttausenden viele ideale ethische Motive an diesen Glauben gelehnt, und man möchte verhüten, daß diese Summe idealer Kräfte mit in den Untergang der Religion hineinbezogen wird. Deshalb sucht man auch für diese idealen Motive eine neue Stütze, zum mindesten einen neuen Nährboden: die Kunst. Die Forderung des religionslosen Moralunterrichts nimmt eine ästhetisierende Wendung, sofern die Kunst jetzt als höchste, ethisch erbauende Macht gepriesen wird.

Auch zum Ersatz der Metaphysik soll die Kunst herangezogen werden. Albert Lange hat hierfür die Parole in oft wiederholten Worten ausgegeben. Jenes jahrtausendlange Streben des Menschengeistes, das Wesen der Dinge annähernd zu begreifen, war ein utopisches Unternehmen, hat letzten Endes nur zur „Begriffsdichtung" geführt. Nachdem wir dies erkannt haben, können wir getrost der Dichtung und der gestaltenden Phantasie des Künstlers die Fragen der Metaphysik überlassen.

So ergibt sich für Religion, Ethik und Metaphysik ein gemeinsames ideales Zentrum in der Kunst. Ein doppelter Vorteil scheint damit gewonnen zu sein: einmal glaubt man in der Kunst eine ideale Macht zu haben, in deren Verehrung sich alle Menschen zusammenfinden können ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, der philosophischen Überzeugungen und der ethischen Wertschätzungen. Und dann: die Kunst, das Schöne hat eine ganz andre werbende Kraft für das Ideale als Religion, Ethik und Metaphysik. Wie hartgesotten realistisch der moderne Mensch auch sein mag, die Schönheit greift doch an sein Herz, mit weichem Flügelschlage berührt ihn doch die Schwinge der Kraft, seinen Blick wegziehend von dem Getriebe des Alltags zu lichteren Höhen.

Daher, ihr Kämpfer für eine edlere Zukunft, bringt die Kunst dem Volke! Und nicht nur den Erwachsenen bringt die gute Botschaft von dem alles umwandelnden Segen der Schönheit, beginnt schon bei der Jugend. „In die Schulen mit der Kunst!" wird das Programm der kunstpädagogischen Bestrebungen.

Eine solche Fülle lebendiger Wünsche wird schließlich auch in der Weltanschauung zu prinzipieller Aussprache kommen. Die spekulative Ästhetik der Romantik, die zu neuem Leben wieder erwachte, wies den Weg zu einer Metaphysik, die dem Kosmos eine ästhetisch schaffende Weltkraft zugrunde legt. Von den verschiedensten Seiten her zucken Bewegungen auf, die eine

Art ästhetischen Mystizismus predigen. Man wähnt die Frühlingsstürme eines neuen Glaubens zu spüren.

Zu einem allgemein anerkannten, geschlossenen Gedankensystem haben sich alle diese Bestrebungen noch nicht verdichtet. Es sind Anweisungen an die Zukunft, es sind — vielleicht — nicht ungefährliche Experimente, die mit dem Kulturbestande der Gegenwart gemacht werden.

Aber sollen wir uns blindlings in diese Zukunft treiben lassen? Können wir nicht für das, was uns in der Zukunft von einer ästhetischen Weltanschauung erwartet, aus der Vergangenheit, aus der Geschichte lernen? Und können wir so nicht durch Aufweis der tieferen historischen Bezüge der Gegenwart über das Unstet-Leidenschaftliche des Augenblicks hinweghelfen? Sie zur Besinnung bringen über ihr eigenes Begehren und Beginnen? Ich glaube wohl; denn es liegt im verflossenen Jahrhundert eine Reihe philosophisch durchgeführter Versuche ästhetischer Weltanschauung vor. An diesen wirklich durchgeführten Versuchen kann man das Wesen ästhetischer Weltanschauung studieren, ihre Voraussetzungen und Folgerungen, ihre Einseitigkeiten und Vieldeutigkeiten. Vier unterschiedene Typen will ich unter diesem Gesichtspunkte behandeln: 1. den ästhetischen Idealismus Schillers; 2. den ästhetischen Pantheismus der Romantik; 3. den idealistischen Ästhetizismus Nietzsches; 4. den naturalistischen Ästhetizismus der „Moderne". Gerade die letzten drei Typen werden mir besonders wertvoll sein; denn das Wesen einer geistigen Erscheinung tritt in ihren extremen Verkörperungen schärfer und deutlicher zutage als in der gemäßigten Lage des Kompromisses.

Aus diesem Grunde glaubte ich auch der Darstellung andrer Vertreter einer ästhetischen Weltanschauung, wie z. B. Wagners und Ruskins, entraten zu dürfen. Von den oben angegebenen vier Typen aus gesehen, tragen sie zu sehr das Zeichen des Eklektizismus an der Stirn, so sehr sie auch durch den Schwung ihrer begeisternden Darstellung im Sinne einer ästhetischen Weltanschauung gewirkt haben.

Mit den Einsichten, die ich aus der Darstellung der vier Typen gewinne, werde ich dann zur Gegenwart zurückkehren, um in prinzipieller Weise zu ihr Stellung zu nehmen.

II.

Es handelt sich bei der ästhetischen Weltanschauung um ein eigenartiges Phänomen, das in der Geschichte erst am Ende des 18. Jahrhunderts erscheint. Wohl hat es Epochen gegeben, in denen die Kunst tiefer verwoben war mit dem Volksleben, nie aber hat vorher die theoretische Reflexion das Ästhetische zum leitenden Lebenswert aus dem Zusammenhang der übrigen herausgelöst; nie hat vorher die Kunst mit triumphierender Geste sich zum Selbstherrscher im Reiche der Kultur erhoben. Vom Ästhetischen als dem höchsten Werte aus eine Rangabstufung der Kulturwerte vornehmen, das blieb in prinzipieller Schärfe dem 19. Jahrhundert vorbehalten. Einen Vorläufer dieser ästhetischen Zentralisierung der Lebenswerte kann man vielleicht in Shaftesbury sehen, der die seelischen Gewalten der Kunst in den Dienst einer Veredlung der Kultur stellen wollte.

Zu voller Klarheit und philosophisch begrifflicher Durchbildung gelangt aber ein ästhetischer Idealismus zuerst bei Schiller.

Jene große geistige Bewegung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die in Deutschland die Herrschaft der Aufklärung brach, stand unter dem Zeichen der Kunst. Kritiker und Dichter waren es, die das zu philisterhafter Enge erstarrte Leben von innen her auflockerten.

Selten wohl sind die Probleme der inneren Bildung mit solcher Energie, mit solch heiligem Ernste ergriffen worden; selten wohl haben die Ideale der Dichtung einen so durchgreifenden und umwandelnden Einfluß auf die Geisteskultur einer Zeit ausgeübt. Diese Geisteskultur stand dem sozialen und politischen Leben fern; sie entging dadurch dem Schicksal, im Sande des Alltags zu verlaufen.

Jener Bewegung nun, die mit den Namen Klopstock, Lessing, Herder, Winckelmann, Goethe verbunden ist, schließt sich Schiller an. Wie er sich aus dem Sturm und Drang seiner Jugendwerke emporklärte zur Reife des Mannesalters, ist oft Gegenstand der Darstellung gewesen. Seine Beschäftigung mit Kant wird von der Literarhistorie als ein Umweg zu neuem dichterischen Schaffen bezeichnet; für uns bedeutet sie das entscheidende Ereignis für alle jene Bestrebungen, die im Ästhetischen den beherrschenden Zentralwert des Lebens und der Kultur haben wollen.

Herder hatte die Poesie als den Naturlaut des menschlichen Geistes gefeiert. Winckelmann hatte die griechische Kunst als lebengestaltende Macht seinen Zeitgenossen innerlich nahe gebracht. Schiller verknüpft das Ästhetische mit der tiefsten Bestimmung der Persönlichkeit. Er verflicht die Kunst mit der Aufgabe des Menschen als eines sittlichen Vernunftwesens.

Das Problem war ihm von Kant gestellt. Dem Königsberger Denker zerfiel der Mensch in ein sinnlichen Neigungen unterworfenes Naturgeschöpf und eine über alle Sinnenwelt erhabene sittliche Persönlichkeit. Zwischen beiden bestand nur das Verhältnis der Unterjochung.

Hier eine Versöhnung zu schaffen, dem Menschen die Harmonie zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden" zu geben, war Schillers Bestreben. Sich diese Aufgabe stellen, bedeutete zugleich ein neues Menschenideal aufstellen, in dem Natur und Geist zu höherer Einheit gebunden waren. Neigung und Pflicht, Notwendigkeit und Freiheit, bei diesen Gegensätzen war Kant stehen geblieben. Schiller überwindet diese Gegensätze im Ideal der „schönen Seele". Und der Weg zu diesem Ideal geht ihm durch die Kunst. Der rohe Naturtrieb soll durch die Kunst so veredelt werden, daß er der Pflicht keinen Widerstand mehr entgegensetzt. Die „schöne Seele" ist über die Sphäre des Konfliktes hinausgehoben. Alle Einzelhandlungen sollen aus der Totalität der durch das Ästhetische versöhnten Menschennatur fließen.

Das Auszeichnende dieser Schillerschen Position besteht darin, daß das Ästhetische den übrigen Werten ihre relative Selbständigkeit läßt. Nur sofern haben wir hier einen ästhetischen Idealismus, als alle andern Gebiete ihren rhythmischen Zusammenklang im Ästhetischen finden. Nach der Seite seiner Harmonie, des Ausgleichs der Gegensätze, wird das Kunstwerk ein Ideal.

Das Leben zum Kunstwerk adeln, bedeutet hier: die auseinanderstrebenden Kräfte der Menschennatur aus dem Zustand verletzender Einseitigkeit herausführen und sie in der Harmonie der „schönen Seele" zu seligem Gleichgewichte verschweben lassen.

Von der Verwirklichung dieses Ideals ästhetischer Humanität verspricht sich Schiller auch eine Lösung des politischen Problems, der Überführung des Notstaates in den Vernunftstaat. Die Briefe „über die ästhetische Erziehung" enthalten das Programm einer ästhetischen Staatspädagogik. Von der Kunst aus entwirft der Dichterphilosoph einen neuen Durchblick durch die Geschichte, in poetischer Form zuerst in den „Künstlern", mehr spekulativ in der Abhandlung über „Naive und sentimentalische Dichtung". — Dabei verblieb das Ästhetische selbst in einem gewissen metaphysischen Halbdunkel. Freilich — eine Tatsache, die einen idealen Vereinigungspunkt der Geisteswerte des Menschen bildete, eine Kunst, die als zehrende Flamme alles Unlautere im Menschen tilgen sollte, mußte mehr sein als eine nebensächliche, wenn auch erfreuliche Zugabe der Natur. Im Schönen war auch das Gute und das Wahre eingeschmolzen. Im Schönen hatte das Ideale seine übersinnliche Fremdheit für uns abgelegt; es war mit Lieblichkeit und Frieden angetan. Aber Schiller ließ sich nicht in dogmatische Spekulationen über den überweltlichen Charakter der Schönheit ein. Er feiert ihre Göttlichkeit nur in hehren Bildern („Macht des Gesanges", „Ideal und Leben"). — So fand er in seinem ästhetischen Idealismus ein neues Verhalten zum Leben, das in gleicher Weise ablag von der Unruhe des bloß idealen Strebens und der satten Trägheit des ästhetischen Genießens. — —

Bevor ich mich zur Romantik wende, möchte ich betonen, daß es nicht meine Aufgabe sein kann, die ästhetische Weltanschauung der Romantik genetisch aus den philosophischen Voraussetzungen ihrer Zeit zu entwickeln. Aus den bunt durcheinander schillernden Äußerungen der Romantiker greife ich diejenigen Momente heraus, in denen ein neuer Gedankenzusammenhang zu Worte kommt, ein Gedankenzusammenhang, der einen neuen Typus ästhetischer Weltanschauung darstellt.

Dieser neue Typus ist dadurch vor allem charakterisiert, daß das Ästhetische aus dem metaphysischen Halbdunkel, in dem Schiller es gelassen hatte, heraustritt und zur kosmisch schaffenden Weltpotenz erhoben wird. Es hängt das mit der Steigerung der philosophischen Bewertung der Ästhetik zusammen. Diese Steigerung ist ein interessanter Beweis für die Tatsache, daß jede Wissenschaft, deren Gegenstand dem Interesse der Zeit entgegenkommt, von sich aus zu einer Metaphysik drängt. Wir haben es an der metaphysischen Steigerung der Naturwissenschaft zum Naturalismus erlebt. In jener Zeit strömten alle Interessen in der Kunst zusammen. So sehen wir denn im Laufe einiger Jahrzehnte das Ästhetische alle Stadien der philosophischen Bewertung durchlaufen. Mit einer Entschuldigung, wie Lotze geistreich bemerkt, als spätgeborene Schwester der Logik tritt die Ästhetik ins Leben, und in der Romantik hat sie schon den Zauberstab in den Händen, dem sich die letzten Gründe des Seins öffnen.

Höffding hat sehr glücklich den Goetheschen Begriff des Urphänomens zur Charakteristik der verschiedenen Weltanschauungen verwandt. Das Urphänomen, nach dessen Analogie die Romantik sich den Weltprozeß ausdeutet, ist das künstlerische Schaffen. Die Welt ist ein Kunstwerk im großen. Die Kraft, die das Kunstwerk hervorbringt, ist nur ein Teil jener ästhetisch schaffenden Weltkraft, die sich in dem prächtigen Gliederbau des Universums den staunenden Blicken kundgibt. Das „Absolute" ringt sich durch Natur und Geschichte im Weltprozesse empor, um im Kunstwerk zur Versöhnung der in ihm liegenden Gegensätze zu gelangen. Schelling erscheint die Kunst „als die einzige und ewige Offenbarung, die es gibt, und als Wunder, das, wenn es auch nur einmal existiert hätte, uns von der absoluten Realität des Höchsten überzeugen mußte."

Bei dem allgemeinen Gedanken des ästhetischen Pantheismus bleibt aber die Romantik nicht stehen. Sie entwickelt eine Art metaphysischer Dogmatik, die aus dem obersten Prinzip theoretische und praktische Konsequenzen entwickelt. Unmittelbar von der ästhetisch schaffenden All-Einheit aus sollen alle Gebiete umgebildet werden. Was in der Geschichte sich konkret geschieden hat in Religion, Wissenschaft, Kunst und Künste, Moral und Recht, soll wieder zur Einheit und Ungeschiedenheit zurückgebracht werden; alles wird in den brodelnden Kessel des ästhetisch schaffenden Weltzentrums geworfen und entsteigt ihm wieder in seltsam unförmigen Zentaurgestalten. Sind Poesie und Kunst die bedeutsamsten Offenbarungen des Weltgrundes, dann müssen sie uns auch Aufklärung geben über die Natur. „Willst du ins Innere der Physik dringen, so laß dich einweihen in die Mysterien der Poesie." (F. Schlegel.) Die romantische Naturauffassung nimmt von hier aus ihren Weg.

Den Romantikern als ästhetischen Pantheisten gilt nur das Unendliche und Absolute etwas; diesem gegenüber verliert aber jede menschliche Tat an Bedeutung; für ein mühsames Hinaufkämpfen zum Ideal fehlt jede Voraussetzung, wo das Ideal in der blaß-blauen Unbestimmtheit des Unendlichen verschwimmt und unsrer endlichen Welt keine emporziehenden Hände entgegenstreckt. Das Problem von Ideal und Wirklichkeit hat deshalb auch bei den Romantikern eine für den ästhetischen Pantheismus charakteristische Lösung empfangen. Schiller glaubte an einer Versöhnung zwischen Ideal und Wirklichkeit arbeiten zu können, und gerade die Kunst galt ihm hier als Mittlerin. Hölderlin ging an der Spannung des Konfliktes zugrunde. Und die Romantiker machen den Konflikt zum Gegenstand ästhetischen Genusses und nennen das dann „Ironie". Die Sehnsucht nach dem Ideal setzt sich bei ihnen nicht in Taten um; sie bleiben bei ihr stehen, wühlen sich in ihr ein, machen sie zum ethischen Selbstzweck. Der ästhetische Genuß wird Lebensziel für das Genie — um andre Wesen kümmert sich die Romantik kaum. „Man hat so viel Moral als man Philosophie und Poesie hat." Der Künstler wird zum Propheten, zum Religionsstifter; ihm allein offenbart sich der Weltgeist; die Poesie soll Führerin des Lebens werden. Romanhaft, „romantisch", als eine freie Geschichte soll auch das Leben gestaltet werden. Für die schlichte Hoheit des Pflichtbegriffes fehlt hier der Sinn. Die wahre

Tugend ist Genialität. Der große Unterschied gegen Schiller tritt deutlich hervor.

Wie den Klassikern die schöne Kunst als die Seele des Lebens galt, so hatten sie möglichst alle Güter, im besonderen die Moral, daran auszuschließen gesucht; die Romantiker aber erklären die Kunst, namentlich das literarische Schaffen, für den allein wertvollen Inhalt des Lebens. (Eucken.)

Es versinken dem ästhetischen Pantheismus alle Ziele, die mit der äußeren politisch-sozialen Weltstellung des Menschen gegeben sind.

Mit Schiller verbindet aber die Romantik die optimistische Grundstimmung zum Dasein; Erhöhung und Vollendung des Lebens ist die Kunst; in ihr kommt wie in einem Jubelton die stumme Herrlichkeit des Universums zum Ausdruck. — Die Romantiker geben diesem Optimismus noch die metaphysische Begründung. Sie nehmen das Wort des Johannes-Evangeliums, „Gott ist die Liebe", für ihre ästhetisch schaffende Weltkraft in Anspruch. Diese ursprüngliche Liebe ist ihnen überall in der Wirklichkeit sichtbar „als heilige Lebensfülle der bildenden Natur".

Das sind die beiden älteren Typen ästhetischer Welt- und Lebensanschauung. Sie verhalten sich zueinander wie die Voraussetzung zur Folgerung. Sie stammen beide aus der gleichen Kulturstuation. Dieser Umstand schon trennt sie von den beiden andern Typen, denen ich mich jetzt zuwende. Ich fasse diese zwei modernen Typen unter dem Namen „Ästhetizismus" zusammen. Der Ästhetizismus läßt neben dem Ästhetischen keine andern Werte mehr gelten. Und dann trägt er im Gegensatz zu Schiller und der Romantik einen tiefen Pessimismus in sich. Die Kunst wird ihm entweder zu einer Erlösung vom Leben oder zu einem „Stimulans, das zum Leben weiter verführt". So viel zur vorläufigen Charakteristik.

Als Übergang von den beiden älteren Typen zum modernen Ästhetizismus kann man Schopenhauer betrachten. Dieser Denker wurzelt noch ganz in der romantischen Spekulation. So scharf sich auch die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts gegen die Romantik und die spekulative Philosophie kehrte, so stark wurde sie dennoch von den Stimmungen beeinflußt, die von Schopenhauer ausgingen. Als eine Verwirklichung der Unvernunft stellte sich diesem Denker die Welt dar. Ihr liegt ein blinder, vernunftloser Wille zugrunde. Daher die Millionentragödie des Daseins, daher die Nichtigkeit der Ideen von Fortschritt und Kulturentwicklung. Aufhebung des Willens zum Leben kann in einer solchen Welt nur das Ziel des Handelns sein. Auf Augenblicke kommen wir wohl von der ewig treibenden Lebensgier des Wollens los: im moralischen Erlebnis, in der philosophischen Kontemplation und vor allem im künstlerischen Schauen. Aber diese Augenblicke, in denen „das Wehen banger Erdgefühle schweigt", vermögen in keiner Weise das verneinende Gesamturteil über den Wert des Daseins aufzuheben.

Von dieser Schopenhauerschen Metaphysik geht Nietzsche aus. Er sah sich vor die Frage gestellt: Wie läßt sich bei Anerkennung einer pessimistischen

Metaphysik trotzdem das Leben bejahen? Schopenhauer, an Vorstellungen des Alten Testaments anknüpfend, erblickte in dem Dasein dieser Welt letzten Endes eine moralische Schuld. Diese Deutung hängt aber gar nicht mit den Grundprinzipien seines Systems innerlich zusammen. Gegeben ist für dieses nur ein naturhafter, blinder, lebensgieriger Wille, und alles Leid der Menschenwelt entstammt der Individuation, der durch Raum und Zeit herbeigeführten Zerfällung in Einzelwesen. Da der vernunftlose Weltwille keinerlei ethische Potenzen in sich trägt, so darf auch das Weltgeschehen nicht unter ethische Perspektiven gebracht werden. Von ihnen aus muß es als unwert und nichtig erscheinen. Wenn wir daher das Dasein rechtfertigen wollen, müssen wir dann nicht den Versuch einer außermoralischen Weltbetrachtung machen? Ist es nicht töricht, an elementare Naturereignisse moralische Wertmaßstäbe zu legen? Und ist nicht das Dasein der Welt ein elementares, irrationales Ereignis? Dieses sprühende, glühende Leben, ist es als etwas andres denn als Schauspiel gemeint, als lustvolle Vision einer künstlerisch schaffenden Gottheit? Für Schopenhauer drückte sich noch in der Behauptung, daß die Welt bloß eine physische, keine moralische Bedeutung habe, die eigentliche Perversität der Gesinnung aus.

Nietzsche lehnte sowohl die physische wie die moralische Bedeutung ab und lehrte eine neue: die ästhetische. „Nur als ästhetisches Phänomen ist die Welt, ist das Leben ewig gerechtfertigt." Bei Schopenhauer war das Ästhetische ein Wert unter andern. Bei Nietzsche wird es zum einzigen, alles beherrschenden Werte. Damit charakterisiert sich diese Weltanschauung als Ästhetizismus, genauer als ein idealistischer Ästhetizismus. In den Folgerungen ist dieser Ästhetizismus über den ästhetischen Pantheismus hinausgegangen. Bei den Romantikern kam das Antiethische mehr in den praktischen Konsequenzen ihrer Weltanschauung zutage. Das Gute und das Schöne waren noch nicht prinzipiell auseinandergetreten. Im Glanze der Liebe erblickten die Romantiker ihr ästhetisch schaffendes Weltprinzip. Ihr Pantheismus trug noch ein christliches Gewand. Bei Nietzsche ist das alles anders geworden. Wer durch Schopenhauer hindurchgegangen ist, der vermag nicht mehr leichten Herzens von der Schönheit der Welt auf eine liebende Gottheit zu schließen [1]). Nietzsche faßt den Weltgrund rein dynamisch; alle ethischen Werte gehören nur der Erscheinungswelt an. Damit hat der pessimistische Ästhetizismus den Bruch mit dem Christentum vollzogen, denn das tiefste Wesen des Christentums liegt in der Verknüpfung des Guten mit dem Gottesbegriff. Jetzt aber wird Ernst gemacht mit dem alten romantischen Gedanken, daß sich Gott und die Welt zueinander verhalten wie Künstler und Kunstwerk. Was ist das aber für ein Gott?

[1]) Es gibt für den modernen Menschen wohl überhaupt keine schwerere Behauptung als der Satz: „Gott ist die Liebe". Selbst einem so glaubensinnigen Geiste wie Richard Rothe pressen sich die Worte aus: „Es ist leicht gesagt, daß Gott die Liebe sei, aber wer, der nur den natürlichen Lauf des irdischen Daseins sieht, soll auch darauf verfallen."

(„Stille Stunden".)

Ein gänzlich unbedenklicher, unmoralischer Künstlergott, der im Bauen wie im Zerstören, im Guten wie im Schlimmen seiner gleichen Lust und Selbstherrlichkeit inne werden will, der sich — Welten schaffend — von der Not der Fülle und Überfülle der in ihm gedrängten Gegensätze löst.

Ist die Welt nur als ästhetisches Phänomen gemeint, nur so in ihren Gegensätzen und Leiden verständlich, so soll sich auch der Mensch nur ästhetisch zu ihr verhalten, soll er in kunstschöpferischer Tätigkeit seine Erlösung suchen, um der Kunst, um des schönen Scheines willen Ja sagen zum Leben — zum Leiden. Dieser pessimistische idealistische Ästhetizismus ist kein Epikuräismus, er läßt es sich nicht genügen an der vorliegenden Kultur. Er will kulturschöpferisch wirken. Dem tragischen Weltzustande entspricht nur eine ästhetisch tragische Kultur. Für eine solche gilt Nietzsche die Blütezeit der griechischen Tragödie bis Euripides. An diese Epoche müssen wir wieder anknüpfen. Durch Kant, Schopenhauer und Wagner ist der Boden für eine neue ästhetisch-tragische Kultur vorbereitet. Ihr Träger ist der deutsche Geist, ihr erster Künder Friedrich Nietzsche[1]). —

Ich glaubte Nietzsche direkt hinter der Romantik und Schopenhauer behandeln zu müssen, weil in ihm die letzten Konsequenzen eines spekulativen Ästhetizismus zum Durchbruch kommen. — — —

Der vierte Typus ästhetischer Weltanschauung, dem ich mich jetzt zuwende, entspringt jenem Gedankenzusammenhang, der von der sensualistischen, englisch-französischen Aufklärung ausgeht, weiterschreitet über Comtes Positivismus, um schließlich im Naturalismus resp. Materialismus auszumünden. Dadurch bekommt dieser Ästhetizismus ein eigenes Gepräge. Wie derjenige Nietzsches ist er durchaus pessimistisch, aber zugleich — und das ist das Neue — naturalistisch.

Ich will diesen naturalistischen Ästhetizismus charakterisieren an dem „Journal des Goncourts“. Es sind neun Bände von Tagebuch-Aufzeichnungen der beiden Brüder Edmond und Jules de Goncourt. Das geistig und politisch so bunte Leben der Jahre von 1851—1895 rollt hier an uns vorüber, manchmal nur in der Form der bloßen Notiz, manchmal auch in breitausholenden Reflexionen, deren Kern am Schluß meistens noch einmal in geistreich pointierter Wendung zum Ausdruck kommt. Ich benutze hauptsächlich die Bände aus den sechziger Jahren. Sie enthalten die typischen Stimmungen und Überzeugungen nicht nur der Goncourts, sondern auch jenes die allgemeine Literatur beherrschenden Kreises von Schriftstellern des zweiten Kaiserreiches, wie Gautier, Sainte-Beuve, Flaubert, Renan u. a. Ich stimme dem Urteil Georg Engels zu, wenn er in seiner französischen Literaturgeschichte von dem „Journal“ sagt, „daß es für das 20. Jahrhundert eine ähnliche Fundgrube des Geisteslebens unsrer Zeit sein wird, wie die Grimmsche „Correspondance“ für das 18. Jahrhundert“.

---

[1]) Über die Wandlungen, die Nietzsche in der Schätzung des Ästhetischen durchgemacht hat, vgl. meinen Aufsatz in der „Frankfurter Zeitung“, Nr. 12, Dezember 1904: „Die Bedeutung des ästhetischen Phänomens für Weltanschauung und Kultur“.

Irgendwo las ich einmal, daß die Engländer den Materialismus am tüchtigsten, die Deutschen am dümmsten und die Franzosen am geistreichsten vertreten haben. Die letzte Bemerkung trifft jedenfalls für das „Journal“ zu. Hier ist die herrschende Weltanschauung der Materialismus in seiner schroffsten Form. „Qu'est ce que la vie? l'usufruit d'une aggrégation de molécules.“ Dabei ist dieser Materialismus mit tiefstem Pessimismus verbunden. Die Sinnlosigkeit eines rein mechanistisch aufgefaßten Universums hat sich diesen Menschen tief in die Seele geprägt. Überall grinst ihnen der hohle Totenschädel entgegen. Und ebenso pessimistisch verzweifelnd stehen sie zu ihrer politischen und sozialen Wirklichkeit. Es fehlt ihnen jeder Glaube an neue Ziele. Die Ereignisse wälzen sich weiter und bringen immer wieder dieselben Enttäuschungen; Gesinnungslosigkeit und Nepotismus wuchern nach jeder Revolution nur üppiger empor. Daher verstärkt sich die Überzeugung immer mehr von der Lächerlichkeit aller Überzeugungen, alles Wollens überhaupt. „Toute conviction est bête comme un pape.“

Auch die Geschichte gibt ihnen nichts. Sie ist ihnen nur ein peinlich quälendes Schattenspiel von Nichtigkeiten. Diese Menschen besitzen ein großes historisches Wissen; aber es fügt ihrem Materialismus nur noch jenen skeptischen Historismus hinzu, der den Geist wie Ahasveros durch die Jahrtausende treibt und ihn weder bei einer Tat noch einer Persönlichkeit zur labenden Ruhe kommen läßt. Man hat kein inneres Verhältnis zu den geistigen Schöpfungen der Menschheit. Man genießt sie als Kulturepikuräer und plaudert über sie mit lächelnd überlegener Grazie. Und der Weisheit letzter Schluß ist dann natürlich: „Ah, il faut avoir fait le tour de tout et ne croire à rien. Il n'y a de vrai que la femme“.

In dieser allgemeinen Wert- und Sinnlosigkeit des Kosmischen und des Menschlichen, woran soll man glauben, um welchen Wertes willen soll man leben? Da stellt sich die Kunst ein. „Ne croire à rien qu'à l'art et ne confesser que la littérature. Tout le reste est mensonge et attrapenigauds.“ Das Leben ist ein ewiges Welken und Verfaulen ohne die Kunst. „Tout pourrit et finit sans l'art; c'est l'embaumeur de la vie morte et rien n'a un peu d'immortalité que ce qu'il a touché, décrit, peint ou sculpté.“ So bleibt im Zusammenbruch aller Werte nur die Kunst. Aber sie hat weder etwas metaphysisch noch etwas menschlich Bedeutsames zum Inhalt und zum Zweck. Und wenn wir fragen, welche Bedeutung denn die Kunst für das Kulturleben, für den Menschen hat, so erhalten wir als Antwort: Gar keine. Die Kunst ist Selbstzweck — l'art pour l'art. Aus den geschilderten sozialen und geistigen Zusammenhängen ist dieses moderne Schlagwort entstanden. In diesem Ursprung liegt zugleich seine Kritik.

Es steckt in „l'art pour l'art“ eine negative und eine positive These.

Die negative These richtet sich gegen jede moralisierende Einengung der Kunst. L'art pour l'art heißt dann, wie Nietzsche einmal sagt: „Der Teufel hole die Moral!“ Nun hat es ja Literaturperioden gegeben, in denen die Kunst den Acker der Moral zu pflügen hatte. Man denke nur an die englische Romanliteratur des 18. Jahrhunderts. Fielding beginnt die Vorrede zu

seinem Roman „The History of Amelia“ mit den Worten: „The following book is sincerely designed to promote the cause of virtue.“ Auch bei uns gab es eine Zeit, in der man von den kühneren Affekten des menschlichen Herzens nur mit mildernden Moralzusätzen zu schreiben wagte. Gottscheds „Atalanta“ schließt mit den Worten: „Ein tugendhaftes Herz darf man vernünftig lieben.“

Die positive These des l'art pour l'art läuft darauf hinaus, daß alles in gleicher Weise Gegenstand der Kunst werden kann, daß es in der Kunst *nur* auf das *Wie* ankommt. Nun ist das in gewissem Sinne selbstverständlich. Daß es aber in der Kunst *nur* auf das Wie ankommt, daß es für die künstlerische Darstellung keine wertvolleren und minder wertvollen Dinge gibt, daß der *Inhalt* für den Wert eines Kunstwerkes *völlig* gleichgültig ist, dieser artistische Demokratismus enthält doch eine heimliche Schwäche. Weshalb? Weil es in dieser materialistisch aufgefaßten und deshalb jedes inneren Sinnes baren Welt keine an sich wertvollen und bedeutungsvollen Zusammenhänge gibt. Alles kann Gegenstand der Kunst werden, nicht weil alles gleich wertvoll und bedeutungsvoll ist, sondern weil alles gleich wertlos und bedeutungslos ist. Wenn so die innere Wertabstufung der Dinge verloren gegangen ist, dann wird die Kunst zu einem technisch formalen Virtuosenprinzip, das sich eben so gut in den Dienst des Guten wie des Bösen stellen kann. Dann läßt sich schließlich kein Unterschied mehr machen zwischen den widerwärtigen, aber höchst formvollendeten Perversitäten einer Doloroſa und einem Goetheschen Gedicht. Und in der Malerei wird dann, wie Delacroix einmal sagt, „eine alberne Geschicklichkeit der Hand das höchste Ziel“.

Wenn also die Kunst objektiv weder für den Zusammenhang mit dem Göttlichen noch für die Kultur irgendeine wertvolle Bedeutung hat, so hat sie doch ein subjektiv erstrebenswertes Ziel: die Emotion. „Maintenant il n'y plus dans notre vie qu'un grand intérêt: l'émotion.“ Der Mensch — ein Körper unter Körpern — verschafft sich an der Oberfläche der Dinge ästhetische Emotionen mittels der Nerven. „Les premiers nous avons été les écrivains des nerfs.“ Das Leben des naturalistischen Ästheten wird ein Problem der Nerven. Bahr hat das einmal in seiner pointierten Weise so ausgedrückt:

> Wenn der Klassizismus Mensch sagt, so meint er Vernunft und Gefühl, und wenn die Romantik Mensch sagt, so meint sie Leidenschaft und Sinne, und wenn die Moderne Mensch sagt, so meint sie Nerven.

So wächst sich der naturalistische Ästhetizismus zu einer Lebensanschauung aus, in der die Kunst ein Mittel wird, sich durch Emotionen, Impressionen, Sensationen, „frissons“ über den Ekel, die Öde und die Nichtigkeit eines materialistisch gedeuteten Lebens hinwegzuhelfen.

Nun ist das nicht bloß theoretisches Programm geblieben; in Oskar Wilde und den Gestalten D'Annunzios hat der naturalistische pessimistische Ästhetizismus konkrete Form angenommen. Hier hat er alle seine Konsequenzen nach

der Seite der Lebensgestaltung gezogen, ja er hat selbst neue Lebensideale aufgestellt. Wilde tritt für eine neue Art ästhetischen Hedonismus ein.

Zuerst ein paar Worte über diesen englischen Schriftsteller. Er ist in den letzten Jahren stark bei uns emporgekommen. Man schätzt ihn wegen seines Geistreichtums. Ich muß bei diesem Lobe immer an das Wort Goethes denken: „Es ist keine Kunst geistreich zu sein, wenn man vor nichts Respekt hat." Wilde hat den Ästhetizismus „radikal bis zum Verbrechen" durchgeführt. Und zwar auch in seinem Leben, dessen Ausgang man nicht zum Gegenstande sentimentaler Betrachtungen machen sollte. Auch wenn er der öffentlichen Anklage entgangen wäre, trug sein Dasein den Keim des Unterganges in sich. Jene ästhetische Selbstbespiegelung, die mit Goethe anhebt und in der Romantik zum Kultus erhoben wird, führt bei Wilde zu vernichtender Tragik. „De Profundis" gibt davon wohl am gewaltigsten Zeugnis: eine Konfession, die zeigt, wie eine beinahe mittelalterlich religiöse Zerknirschung sich im Geiste eines modernen Ästheten gestaltet. Er will vor Gott niederfallen und fällt doch immer nur vor sich selber auf die Knie. Man darf Wilde nicht in der Geste Platos darstellen, weil ihm die Schönheit alles war. Die Schönheit hat bei ihm alles Emporziehende verloren. Sie ist ihm zum Moloch geworden, dem er die Welt und die Menschen, dem er sich selbst opfert; denn die Schönheit entflammt in ihm keine Sehnsucht nach den Idealen, sie verstrickt ihn nur in die sinnlichen Reize der Dinge; und ist er müde der alten Reize geworden, so treibt es ihn auf zur Jagd nach neuen, selteneren, perverseren.

Ich war es müde geworden, auf den Höhen zu wandeln — da stieg ich aus freien Stücken in die Tiefe hinab und fahndete nach neuen Reizen. Was mir das Paradoxe in der Sphäre des Denkens war, wurde mir das Perverse in der Sphäre der Leidenschaft. („De Profundis".)

Im naturalistischen Ästhetizismus fällt das Leben in ästhetische und unterästhetische Emotionen auseinander. Darin drückt sich der Dekadencecharakter dieser ganzen Richtung aus.

Ich gebrauche hier den Begriff „décadence" ohne jedes moralische Wertgefühl nur als Bezeichnung eines bestimmten Seelenzustandes, sofern sich dieser in der Begleitung des naturalistischen Ästhetizismus einstellt. Mir scheint nun das psychologische Hauptkennmal des dekadenten Ästheten in dem Mangel der übergreifenden Willenskraft zu liegen, welche die einzelnen psychischen Prozesse zu innerer Einheit zusammenhält. Die Persönlichkeit des Dekadenten ist ein bloßes Nebeneinander psychischer Prozesse. Nietzsche hat sich im Fall Wagner über das stilistische Gegenbild dieser psychischen Verfassung ausgesprochen:

Womit kennzeichnet sich die literarische Dekadence? Damit, daß das Leben nicht mehr im Ganzen wohnt. Das Wort wird souverän und springt aus dem Satz heraus, der Satz greift über und verdunkelt den Sinn der Seite, die Seite gewinnt Leben auf Unkosten des Ganzen — das Ganze ist kein Ganzes mehr.

Da die zentrale Willensgewalt dem Ästheten mangelt, so beherrscht ihn der jeweilige Eindruck vollkommen; er ist diesem ausgeliefert auf Gnade und

Ungnade; er ist deshalb niemals seiner selbst sicher. Wilde läßt den Lord Henry im „Bildnis des Dorian Gray" die bezeichnenden Worte sprechen:

Das Leben ist eine Sache von Nerven und Fibern, von langsam aufgebauten Zellen, in denen der Gedanke sich birgt, in denen die Leidenschaft träumt. — Du magst dich sicher wähnen und für stark halten. Aber ein zufälliger Farbton in einem Zimmer oder am Morgenhimmel, ein eigener Duft, den du einst liebtest, eine Zeile aus einem vergessenen Gedicht, das du einmal lasest . . . glaube mir, Dorian, das sind die Dinge, von denen unser Leben abhängt.

Mit dieser Schwäche ist nun zugleich eine Inbrunst nach Leben verbunden. Und da die einzige Form des Lebens für den Ästheten im Genuß liegt, so wird ein Maximum von seltenen, sich ins Perverse steigernden Sensationen letztes Ziel. Diese Sucht nach neuen Sensationen hat bei Baudelaire, Barbey d'Aurévilly, Huysmans wahre Orgien gefeiert[1]).

Alle diese Züge finden sich nun zusammen in den Gestalten D'Annunzios. Ich denke dabei hauptsächlich an die beiden Romane „Lust" und „Triumph des Todes". D'Annunzio hat hier Menschen geschildert, die er selbst einmal als „inbrünstige, unfruchtbare Asketen der Schönheit" bezeichnet hat. Bei ihnen ist an die Stelle der Moral die Ästhetik getreten. Sie leiden an einem tiefen Gefühl verlorener Einsamkeit, denn kein gemeinsames Ziel verbindet sie mit der Welt; sie vermögen nicht aus dem Gehege ihrer ästhetischen Sensationen herauszutreten. Daher ist ihnen auch die Liebe keine Erweiterung ihres Wesens, denn sie suchen in der Liebe nur das ihre, nur neuartige Zustände ihres Ichs. Alle Leidenschaft ist bei ihnen nur ein Verbrennen im Eise. Sie hassen das Weib, d. h. genauer ihre eigene Schwäche gegenüber dem Weib, denn sie sind jedem ästhetischen Reize wehrlos preisgegeben. Ihre sensitive Schwäche erzeugt in ihnen eine Furcht vor der Realität der Dinge wie der Handlungen.

Es gibt einen inneren Zusammenhang zwischen dem auf Ästhetik aufgebauten Leben und der seelischen Verfassung des Dekadenten.

Die ästhetische Erfassung der Wirklichkeit beruht auf dem Herauslösen des Gegenstandes aus seinen naturgegebenen Zusammenhängen. Ästhetisch einen Gegenstand genießen, bedeutet ihn für sich nehmen, ihn gleichsam in einen Rahmen setzen, der ihn von der übrigen Welt trennt, das Wirklichkeitsinteresse an ihm im willenlosen Anschauen verschweben lassen.

Wer, wie der dekadente Ästhet, dem Leben nur ästhetisch gegenübersteht, dem werden die einzelnen Lebensmomente selbständig, sie treten aus der Kette der Voraussetzungen und Folgerungen heraus. Während in der ethischen Lebensführung der Endzweck die Fülle der Erlebnisse durchgliedert und abstuft, gibt es für die konsequent durchgeführte ästhetische Lebensführung keinen Endzweck, der die einzelnen Momente zusammenbindet. Wenn ich einmal das Bild vom Seelenhaushalt gebrauchen darf, so ist in der ethischen Lebensführung eine das Ganze durchwaltende feste Organisation vorhanden, die dem

[1]) Kierkegaard hat schon vor einem halben Jahrhundert in seinem Buche „Entweder — Oder" die bei diesen Schriftstellern praktisch durchgeführten Konsequenzen einer ästhetischen Weltanschauung in dialektisch spekulativer Form entwickelt.

einzelnen Stellung und Bedeutung anweist; bei der rein ästhetischen Lebensführung herrscht völlige Anarchie im Seelenhaushalt, da jeder singuläre psychische Akt sich zwischen seinem Auf- und Niedergang in individualistischer Selbstherrlichkeit gebärdet.

Mir ist vor keinem meiner Triebe bange,
Ich lausche nur, was jeglicher verlange!
Da will der eine in Askese beben,
Mit keuschen Engeln Giottos sich umgeben,
Der andre will des Lebens reife Garben,
Des Meisters von Cadore heiße Farben;
Des dritten tolle Laune wird verlangen
Nach Giorgioneskem Graun, Dämonenbangen;
Der nächste Tag wird Amoretten wollen,
Mit runden Gliedern, Händchen, rosig vollen;
Und übermorgen brauch ich mystisch Sehnen
Mit halben Farben, blassen Mädchen, Tränen . . .
(Aus der dramatischen Studie „Gestern".
Von Hugo v. Hoffmannsthal.)

So sehr dieser Ästhetizismus dem Realismus der Gegenwart als etwas merkwürdig Fremdes und Exotisches erscheinen mag, so zeigt sich dem tieferen Blick auch hier die innere Beziehung. Man kann diesen alle festen Zusammenhänge auflösenden Ästhetizismus als die äußerste Reaktion ansehen gegen die immer enger werdende Umschnürung, mit dem das komplizierte Zwecksystem der modernen Kultur die Individualität bedroht. Und diese Umschnürung geschieht in gleicher Weise durch jene starre mechanische Naturordnung, in die der bis zur Selbstverständlichkeit herabgesunkene Determinismus den Menschen ganz hineinbezogen hat. Der Ästhetizismus sprengt die beiden den Menschen einschließenden Ordnungen der Natur und der Kultur. Er ist eine antikausale, antiteleologische und antiethische Macht.

Im „Zarathustra" hat Nietzsche das kosmische Gegenbild zur Verfassung der ästhetizistischen Seele zu poetisch philosophischem Ausdruck gebracht. In dem Gesang „Vor Sonnenaufgang" heißt es:

Von ungefähr — das ist der älteste Adel der Welt, den gab ich allen Dingen zurück. Ich erlöste sie von der Knechtschaft unter dem Zwecke.

Alle Dinge leben hier für sich; es ist wohl der größte Gegensatz zum Christentum, den die occidentalische Philosophie hervorgebracht hat; denn aller Dinge Wirken war im Christentum auf einen Plan bezogen; bei Nietzsche ist es die Planlosigkeit, der Zufall, die Unvernunft, die ihm aus allem in jauchzendem Freiheitsgefühl entgegentönt.

Der naturalistische Ästhetizismus unterliegt aber einer merkwürdigen Dialektik: er setzt eine hohe, überreife Kultur voraus, um sie von innen her zu zerstören. Und eine neue zu schaffen, ist ihm von seinen Voraussetzungen aus unmöglich.

III.

Ich fasse jetzt die Resultate zusammen, die sich aus der kurzen Darstellung der vier Haupttypen ästhetischer Weltanschauung ergeben. Die beiden

großen Gedankenrichtungen der Neuzeit: die idealistische und die naturalistische haben im 19. Jahrhundert zu einem idealistischen und einem naturalistischen Ästhetizismus geführt. Allen vier Typen ist die zentrale Stellung des Ästhetischen im Kreise der Lebenswerte gemeinsam. Aber mit der Wandlung der allgemeinen Weltanschauung wandelt sich auch das Wesen des Ästhetischen. Bei Schiller bleibt es noch in einem metaphysischen Halbdunkel, in der Romantik, und bei Nietzsche nimmt es gegenüber den andern Werten eine gnostisch metaphysische Ausnahmestellung ein. Im naturalistischen Ästhetizismus sinkt es zu einem bloßen Nervenphänomen herab und hat jede spezifische Eigentümlichkeit des Inhalts verloren. Die idealistischen Typen wollen eine neue Kultur schaffen; dem naturalistischen Typus fehlt jede kulturschöpferische Kraft. Mit seiner dumpfen Lebensskepsis vermag er einem innerlich wertlosen Dasein nur den Glanz der Fäulnis zu geben, vermag er nur den Leichengeruch verwesender Ideale zum prickelnden Parfüm für dekadente Kulturepikuräer umzuwandeln.

Der naturalistische Ästhetizismus ist die zentrifugale Gewalt unsrer Kultur, er zerschleudert alles Feste und Substantielle des Lebens. Er ist ein Auflösungsphänomen.

Eine Kritik der ästhetischen Weltanschauung kann leicht dem Vorwurf ausgesetzt sein, als ob man sich gegen die Bedeutung der Kunst an sich wende. Wer diesen Vorwurf erhebt, der vergißt, daß zwischen der Wertschätzung eines Lebensgebietes und seiner Brauchbarkeit zum erklärenden Weltprinzip ein weiter Abstand besteht. Das 19. Jahrhundert hat den Versuch gemacht, von der Kunst aus Welt und Leben zu gestalten. Wenn ich diesen Versuch auch, aus später zu erörternden Gründen, ablehnen muß, so messe ich ihm doch vom historischen Gesichtspunkte aus eine dauernde Bedeutung bei. Das geistige Leben bewegt sich stets in Einseitigkeiten. Und die Einseitigkeiten ästhetischer Weltbetrachtung haben für immer den gewaltigen ideellen Wert der Kunst für Kultur und Leben uns zum Bewußtsein gebracht. Auf alles das, was Schiller, was die Romantik, was Nietzsche und selbst was der naturalistische Ästhetizismus als Leistung der Kunst gelehrt haben, auf alles das läßt sich das geistreich doppelsinnige Wort Hegels anwenden: „Alles wird aufgehoben".

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen kehre ich zur Gegenwart zurück. Ich finde in ihr zwei begrifflich zu trennende Bewegungen zu einer ästhetischen Weltanschauung. Die eine möchte unter Festhaltung des Naturalismus für alle idealen Werte in der Kunst ein Zentrum schaffen, dabei aber alle Fragen nach dem Recht und der Gültigkeit dieser Werte, also die eigentlich metaphysischen Fragen, unerörtert im Hintergrunde lassen. Strauß hat hier vorbildlich gewirkt. Die andre Bewegung knüpft an die Romantik und an Nietzsche an.

Die Vertreter der ersten Bewegung glauben in dem Ästhetischen einen Wert gefunden zu haben, der jenseits aller Konflikte der Weltanschauung liegt. Nun sahen wir aber in unsrer historischen Darstellung, wie verschieden das Wesen und die Bedeutung des Ästhetischen ausfällt, je nach der Weltanschauung, in die es gestellt ist. Überhaupt ist jener agnostische Schwebezustand, der scheinbar auf keine Seite metaphysischer Behauptungen sich stellen

will, in einer Kultur nicht mehr möglich, in der alle geistigen Werte schon durch das Medium einer geschichtlich entwickelten Religion oder einer Metaphysik hindurchgegangen sind. Wir können uns nicht mehr des Urteils enthalten über das Verhältnis unsrer letzten Werte zum Universum. Wir können keine philosophische Kirchturmspolitik mehr treiben. Und dann: wenn ich die ganze Idealität meines Wesens an das Ästhetische hänge, dann stellt sich für jeden energischer Denkenden — und für den Stumpfsinn existieren ja diese Probleme überhaupt nicht — die Frage ein: was bedeutet das Ästhetische? Ist es nur ein peripheres Phänomen am Saum der Dinge? Oder gehört es zum Grundbestande der Wirklichkeit?

Ich halte daher jeden Versuch, mittels der Kunst unter Umgehung aller metaphysischen Fragen, eine ideal gerichtete Weltanschauung zu schaffen, für hinfällig. Dieser künstlerische Idealismus wäre wie eine Art neutraler Pufferstaat zwischen feindlichen Gedankenmächten. In der Politik ist eine solche Einrichtung wohl möglich, in der Philosophie jedenfalls nicht.

Zum Widersinn steigert sich aber diese Bewegung, wenn sie prinzipiell den Naturalismus hervorkehrt und dennoch für die Religion einen Ersatz in der Kunst finden will. Voraussetzung der Religion in jeder höheren Form ist eine geistige, von der empirisch gegebenen Weltlage unterschiedene Ordnung der Dinge, die in unser Leben hineinwirkt. Nun negiert der Naturalismus diese Voraussetzung im Prinzip. Ihm erschöpft sich die Wirklichkeit in der sichtbaren raum-zeitlichen Welt, wie sie das Objekt der Naturwissenschaft bildet. Und in einer solchen Welt soll die Kunst einen Ersatz für die Religion bilden? Zehrt man da nicht im Grunde von den Nachwirkungen der geschichtlich gegebenen Religion, in der man zufällig aufgewachsen ist? Wir ziehen, wie Nietzsche einmal sagt, immer noch die Folgerungen „von Urteilen, die wir für falsch halten, von Lehren, an die wir nicht mehr glauben — durch unsre Gefühle". Und dieser ungesunde, zu innerer Unwahrhaftigkeit führende Zustand soll durch die Religionsersatztheorie verewigt werden. Dabei kann es sich doch nur darum handeln, höchstens eine dem religiösen Erlebnis ähnliche Stimmung durch die Kunst hervorzurufen, nicht um die Religion alten großen Stils, die den Menschen unerschütterlich im Glauben ausharren läßt, „selbst wenn die Welt voll Teufel wär'". Wo das Illusionäre der religiösen Behauptung von vorneherein zugestanden wird, durch die Kunst dennoch etwas der Religion äußerlich Ähnliches festhalten zu wollen, das führt notwendig zu einem Epikureismus feinerer Art, den auf diesem Gebiete ehrliche Gottbekenner und ehrliche Gottleugner in gleicher Weise als unwürdig verdammen müssen.

Die Religion ist entweder ein Jahrtausende altes Wahngebilde, oder in ihr liegt das tiefste und letzte Urteil über das Leben. Und die Bedeutung der Kunst ist abhängig von der Bedeutung des Lebens. Wenn dieses — wie im Naturalismus — keinen inneren Sinn hat, dann wird auch die Kunst uns über die Nichtigkeit eines metaphysisch wertlosen Lebens nicht hinweghelfen. Es ist eitel Wind, von der Kunst aus dem Leben Vernunft geben zu wollen, es ist vergebliches Unterfangen, mittels des schönen Scheines die Menschheit über ihre metaphysische Lage hinwegzutäuschen.

Die Wahrheit kann wohl ohne die Schönheit leben, aber die Schönheit nicht ohne die Wahrheit; und die Kunst ist das Eitelste unter der Sonne, wenn sie sich nicht an das, was die tiefste, innerste Wahrheit des Menschen ist, hängt. (R. Rothe.)

Man vernimmt so oft: „Ich bin beim Anhören einer Symphonie oder beim Anblick eines großen Kunstwerkes mehr religiös ergriffen als in der Kirche". Das beweist aber nichts gegen meine obigen Ausführungen; denn es handelt sich hier nur um die individuell verschiedene Auslösung des religiösen Erlebnisses. Es können der Schmerz oder die Freude, es können aber auch Natur und Geschichte, das Wort des Predigers oder das Gebilde des Künstlers den Menschen zu Gott bringen. Die Beziehungen der Kunst zur Religion waren im Lauf der Geschichte sehr mannigfaltige. Die Kunst vermag wohl die Formen des religiösen Glaubens uns seelisch näherzubringen, aber die Religion selbst vermag sie nicht zu ersetzen.

Ich komme jetzt zu jener viel konsequenteren Bewegung, die mit dem Gedanken einer ästhetischen Weltanschauung Ernst macht. Alle übrigen Lebenswerte werden hier vom Ästhetischen aufgesogen; die Wirklichkeit wird gedeutet als Darstellung einer nur ästhetisch schaffenden Kraft.

Diese Weltanschauung, die in der Romantik und bei Nietzsche aus den Zusammenhängen des spekulativen Idealismus entsprang, hat ihre tiefsten Quellen in einem eigentümlich modernen Erlebnis, das zuerst wohl bei Goethe durchklingt, um im Laufe des 19. Jahrhunderts in immer verstärkterer Form wiederzukehren.

In der ästhetischen Weltanschauung ist der Blick des Menschen eingestellt auf den bunten Gestaltenreichtum der Dinge; aus den quellenden, schwellenden Formen strömt uns etwas vom Schaffensrausche einer künstlerisch gestaltenden Weltmacht entgegen. Wer hätte nicht schon jene Stimmung durchlebt, die uns etwa an einem warmen Juniabend erfaßt, wenn die Welt sich uns in Blüteschauern heiß ans Herz drängt? Da scheint sich in der strotzenden Fülle, dem üppigen Überfluß, in der verschwenderischen Pracht jener Gott zu offenbaren, den Goethe anbetet, jener Gott, „der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionste Teil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen".

Gott als rein dynamische Potenz — dahin führt notwendig eine Betrachtung, die in der Welt ein wesentlich ästhetisches Phänomen sieht. Nietzsche hat konsequent diese Folgerung in seiner „Geburt der Tragödie" gezogen. Und wenn auch heute die besonderen Voraussetzungen von Nietzsches Erstlingswerk gefallen sind, die dynamische Auffassung vom Wesen der Dinge ist nicht nur geblieben, sondern hat sich noch verschärft. Wir stehen heute mehr denn je unter dem Eindruck der ungeheuren Gleichgültigkeit der Naturmächte gegenüber allen menschlichen Werten und Idealen. In der Macht der Technik bändigen wir die Natur, und auf eine immer weitergreifende Technik der Macht ist das Sinnen der Völker gerichtet, die den Erdkreis mit ihren Flotten umstreichen. Selbst die Illusion, ich möchte sagen die fable convenue, daß ethische Momente das politische Leben mitbestimmen, hat man in einer sog.

Realpolitik lächelnd aufgegeben; und die weiche Unbestimmtheit des humanen Kulturbegriffes hat man zum straffen, drohenden Ideal einer „Machtkultur" verschnürt.

Die Stimmung, von der eine Zeit beherrscht ist, projiziert sich stets in ihre Weltanschauung; und verbindet sich mit der Verherrlichung der Macht noch die Freude an der Form und Farbe der Wirklichkeit, so haben wir als Grund der Dinge ein nur ästhetisch schaffendes, rein dynamisches Prinzip, das „Welten schaffend, seiner eigenen Lust und Selbstherrlichkeit inne werden will". Es kommt dieser ästhetische Dynamismus auch dem philosophischen Lieblingsvorurteil der Zeit entgegen, dem Monismus.

Aus den treibenden Zeitmächten heraus eine Weltanschauung begreifen, bedeutet aber in keiner Weise sie gutheißen. Ich halte vielmehr diesen ästhetischen Dynamismus philosophisch für durchaus unzulänglich und kulturell für mißleitend.

Man muß es sich nur zum Bewußtsein bringen, daß der ästhetische Dynamismus nach der Analogie *eines* Lebensgebietes — der Kunst und des künstlerischen Schaffens — das Wesen der Welt bestimmt. Darin liegt zugleich beschlossen, daß die andern Äußerungen des Menschengeistes, wie sie im religiösen, ethischen und wissenschaftlichen Leben vorliegen, keinerlei Anspruch auf einen Weltcharakter haben und deshalb jenes erhabenen Ernstes verlustig gehen, den allein die Verbindung mit dem Metaphysischen gewährt. Oder anders gewendet: Weshalb liegt *nur* im Ästhetischen ein übergreifender Zug ins Metaphysische? Auch ich teile den Glauben, daß unsre ästhetischen Ideale irgendwie mit den Tiefen der Wirklichkeit zusammenhängen. Aber weshalb tun das nicht auch das religiöse, ethische und wissenschaftliche Ideal? Daß die Wirklichkeit *nur* dem ästhetischen Ideal nicht fremd gegenübersteht, sind wir von vorneherein in keiner Weise berechtigt anzunehmen.

Behauptet das aber dennoch der ästhetische Dynamismus, so ist ihm entgegenzuhalten, daß die gegebene menschliche Erfahrung — unser einziger Ausgangspunkt — von seinem Prinzip aus in keiner Weise gerechtfertigt, ja nicht einmal verstanden werden kann. Weder ist Religion noch ein kräftiges ethisches Handeln vom Boden des ästhetischen Dynamismus aus möglich.

Zu diesem Künstler-Gott, dem wir nichts weiter sind als Stoff für seine Künstler-Träume, der uns in übermütiger Schöpferlaune ins Dasein jagt und spottend unsrer knirschenden Ohnmächtigkeit im Schmelztigel des Alls wie eine abgegriffene Münze zu neuen Formen umschmilzt, zu einem solchen Gotte können wir kein religiöses Verhältnis mehr gewinnen. Und wofür haben denn die großen religiösen Persönlichkeiten der Weltgeschichte gerungen? Haben sie wirklich Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um die Menschenseele in Einklang zu setzen mit einem ästhetisch schaffenden Weltprinzip? Was ist diesem die Menschenseele? Was ist ihm Hekuba? Was bedeuten hier Begriffe wie Sünde, Erlösung, Herzensreinheit? Was bedeuten die Mahnungen zur Buße und Umkehr, der Donnerruf nach Gerechtigkeit und nach Recht, „das fließen soll wie Wasser" — ich frage, was bedeutet das alles gegenüber einem unpersönlichen, ästhetisch schaffenden Absoluten, das zu allen menschlichen

Leiden und Siegen, zu allem herzdurchglühenden Emporringen zu Idealen, zu allem wagenden Heroismus nicht die geringste innere Beziehung hat?

Damit habe ich eigentlich schon dargelegt, daß dem ästhetischen Dynamismus jede Begründungsmöglichkeit des ethischen Lebens mangelt. Es liegen in ihm keine Antriebe zu einem die Wirklichkeit ethisch umwandelnden Handeln. Gegenüber einem ästhetischen Absoluten verschwinden die ethischen Gegensätze als bedeutungslos.

Diese Weltanschauung läßt nur zwei Stellungen zum Leben zu. Entweder ein traumhaftes Versinken in die Dinge oder eine fatalistische Unterordnung unter zufällig gegebene Machtverhältnisse.

Für das erste kenne ich kein besseres Beispiel als Hugo von Hoffmannsthal. Seine Poesie ist auf einen Grundgedanken gestimmt: alle Dinge sind gleich wertvoll, gleich nah und gleich fern dem einen unendlich künstlerisch schaffenden Leben, das funkelnd und glitzernd uns wie ein Ozean von unergründlicher Tiefe umrauscht. Vom ästhetischen Weltzentrum aus gesehen, sinken die inneren und äußeren Beziehungen der Dinge zur Zufälligkeit herab; die Welt verliert alles Starre, jede geschichtliche Belastung; alles ist gelockert und liegt da zum Ballspiel für die Phantasie; jedes kann Symbol von jedem werden; dieser ästhetische Mystizismus ist nicht mehr handelnd an der Welt interessiert; sein Interesse an ihr gleicht dem des Kindes an der bunten Seifenblase.

Als Traum will Hoffmannsthal die Welt:

Zum Traum sag ich: bleib bei mir, sei wahr!
Und zu der Wirklichkeit: sei Traum, entweiche.

Zwischen dem Ich und der zum Traum verflüchteten Welt sind die Schranken gefallen. Wir selber sind

Nur der Raum
Drin Tausende von Träumen buntes Spiel
So treiben, wie ein Springbrunn Myriaden
Von immer neuen, immer fremden Tropfen.
All unsere Einheit war ein bunter Schein,
Ich selbst mit meinem eignen Selbst von früher,
Von einer Stunde früher grad so nah,
Vielmehr so fern verwandt als mit dem Vogel,
Der dort hinflattert . . .

So haben wir in unsrer Persönlichkeit kein eigenes Zentrum mehr, von dem aus wir mit sicherer Ruhe außer uns wirken können. Wir haben die Zügel des Lebens aus der Hand gelassen und sind zum Zuschauer geworden, zum kalten, teilnahmslosen Zuschauer. Im Gedicht „Der Kaiser und die Hexe" läßt der Dichter den Kaiser sich rühmen:

Daß ich Menschenschicksal
So gelassen ansehn kann
Wie das Steigen und Zerstäuben
Der Springbrunnen.

In dieser Weltanschauung gibt es freilich keine Konflikte mehr, und der ästhetische Dynamismus mag sich erhaben dünken über die Gegensätze gut und

böse. Aber er vergißt, daß er noch nicht einmal bis zu den Gegensätzen des ethischen Lebens vorgedrungen ist. Er steht nicht über ihnen, sondern unter ihnen.

Auf politisch-sozialem Gebiete kann dieser ästhetische Dynamismus zu einer fatalistischen Unterordnung unter die gegebenen Machtverhältnisse führen. Jene moderne Freude an der Buntheit und Mannigfaltigkeit der historischen Erscheinungen, jene bei Ranke schon spürbare ästhetische Verzärtelung gegenüber den Partikularitäten des geschichtlich Gewordenen läßt dann die zum Fortschritt aufrüttelnden Fragen nach Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge in Staat und Kirche gar nicht aufkommen. — Kräftigeren Naturen setzt sich die dynamische Weltauffassung in ein brutal rücksichtsloses Behaupten der einmal gegebenen Machtposition um. Wir haben dann die ideallose, moderne Lebensbejahung, die nichts Höheres kennt als das Leben, die hohnlachend sich von Recht und Billigkeit abwendet und in die Wagschale der Gerechtigkeit das Brennusschwert der rohen Gewalt wirft[1]).

Die ästhetische Weltanschauung gilt mir als ein Symptom für eine tiefgehende Wandlung in der Grundstruktur des europäischen Geisteslebens. Wer bei einer dynamisch ästhetischen Auffassung vom Grunde der Dinge stehen bleibt, hat dem Christentum das Todesurteil gesprochen. Man muß diesen Gegensatz zwischen Dynamismus und Christentum nur weiter zurückverlegen als bloß bis zur Feindschaft gegen die Kirche und die einzelnen Dogmen. In diesem Gegensatz recken sich ganze Weltalter menschlicher Geistesgeschichte wieder empor. Theologisch ausgedrückt, repräsentiert der ästhetische Dynamismus das Heidentum. Er bringt die ethischen Werte wieder unter die Natur zurück.

Ob wir den Gottesbegriff rein dynamisch fassen, wie es die ästhetische Weltanschauung tut, oder ob wir das Gute als ethische Potenz auch in den Gottesbegriff aufnehmen, ist scheinbar eine rein akademische Frage. Und doch enthält diese Frage nur die prinzipielle Zuspitzung des ungeheuren Problems, unter dem die tiefere Kulturarbeit des beginnenden Jahrhunderts steht, des Problems nämlich: ob wir letzten Endes einem gegen alle ethischen Werte gleichgültigen Naturprozeß ausgeliefert sind und sich deshalb unsre ethischen Ideale nur wie ein bunter Regenbogen von Illusionen über dem Sein ausspannen; oder ob wir des Glaubens sein dürfen, daß wir einer moralischen Ordnung der Dinge angehören, in der unser Handeln und unsre Entscheidungen mitbestimmende Mächte der Wirklichkeit sind. Nur an dem Erz dieser Überzeugung zersplittern alle Widerstände der Welt. Nur ein Gottesbegriff, in dem auch das Gute ein wesentliches Moment ist, vermag die Wertschätzung des Handelns und des geschichtlichen Lebens, vermag den Glauben an die allmähliche Verwirklichung von Ideen und Idealen zu rechtfertigen. Vielleicht ist es heute schwerer denn je, an einer Weltmacht des Guten festzuhalten, schon deshalb, weil die ethische Gegenbewegung schlaffer geworden ist. Aber gerade das sollte uns aufrütteln, auch im Reiche der Gedanken die klare Entscheidung ernst zu nehmen.

[1]) Vgl. meinen Aufsatz über „Naturalistische Lebensbejahung" in der seit kurzem leider eingegangenen Wiener Wochenschrift „Die Zeit", Nr. 522, 1. Oktober 1904.

Professor Abbe in Jena.

Geboren 1840 — gestorben 1905.

Am Nachmittag des 17. Januar 1905 fand in dem Volkshause zu Jena die Trauerfeier für den drei Tage zuvor, am 14. Januar, verstorbenen ordentlichen Honorarprofessor Dr. Ernst Carl Abbe statt. Gleich einem Fürsten ward er geehrt. Die vorausgegangene Nacht hindurch hatten Pechfeuer von hohen Kandelabern herab ihr flackerndes Licht auf die leicht beschneite Trauerdekoration des Carl Zeiß-Platzes, über eine vielköpfige, sich schweigend um das Volkshaus scharende Menge geworfen. Drinnen an dem in einem Hain von Lorbeerbäumen aufgebahrten, unter Blumengewinden und Kränzen fast verschwindenden Sarge hatten Arbeiter der Zeißwerke, in der Uniform der Fabrikfeuerwehr oder in langen schwarzen Mänteln regungslos dastehend, feierliche Totenwacht gehalten. In ununterbrochenem Zuge waren viele Hunderte, Männer und Frauen aus allen Kreisen der Bevölkerung, von dem Verewigten Abschied nehmend, an seinem letzten Ruhebette vorbeigezogen.

Vor der den großen Saal bis auf den letzten Platz füllenden, auf Vorplatz und Treppen stehenden Trauerversammlung hielten Freunde und Mitarbeiter des Dahingeschiedenen, ein Vertreter der Arbeiterschaft der Zeißwerke, der Kurator und der Prorektor der Universität, die Dekane der juristischen und philosophischen Fakultät, die Leiter der zahlreichen Universitätsinstitute, die dem Verstorbenen neue Gebäude und sonstige wertvolle Förderung zu verdanken hatten, der Oberbürgermeister der ihm so manche Wohltat schuldenden Stadt Jena ergreifende Ansprachen. Die vier Durchlauchtigsten Erhalter der Universität Jena ließen an der Bahre durch besondere Abgesandte Kränze niederlegen, und fast unübersehbar waren die Kranzspenden, die gelehrte Gesellschaften, Arbeitervereine, Vereine zur Verfolgung wohltätiger und gemeinnütziger Zwecke überreichen ließen.

In der Trauer um diesen Toten vereinigten sich sonst unüberbrückbare Gegensätze. In gleicher Ergriffenheit umstanden seine Bahre Vertreter der widerstreitendsten religiösen und politischen Glaubensbekenntnisse: Geistliche und Dissidenten, Konservative und Sozialdemokraten, Militärs und Bürger, Bodenreformer und Hausbesitzer, Abgesandte von Fürsten und Handarbeiter. Hier schwieg auf einen Augenblick der sonst so laute Kampf zwischen Besitzenden und Besitzlosen, zwischen den Verteidigern und den Feinden der bestehenden Gesellschaftsordnung. In überwältigender Einhelligkeit suchte die allgemeine Verehrung und der allgemeine Schmerz nach Form und Ausdruck, soweit dies ohne allzu großen Verstoß gegen die letztwilligen Anordnungen des Dahin-

geschiedenen möglich war, der gemäß einem vor Jahrzehnten gegebenen Versprechen seinen Körper der Anatomie verschrieben hatte und die Überreste ohne allen Prunk, ohne Reden und Gesänge eingeäschert wissen wollte.

Diese einmütige elementare Teilnahme und Dankbarkeit galt allerdings nicht sowohl dem akademischen Forscher und Lehrer als vielmehr dem über alle Erwartung erfolgreichen Leiter der Zeißwerke, dem genialen Autor eines vervollkommneten Arbeiterrechtes, dem Begründer der Carl Zeiß-Stiftung, dem hochherzigen Gönner der Universität und Wohltäter der Stadt Jena, dem kaum einer seiner Bewohner nicht in irgendeiner Weise zu Dank verpflichtet war.

Und doch war Professor Abbe seinem ganzen Wesen nach, äußerlich und innerlich, auch in der zweiten, zu glänzenden Erfolgen führenden Hälfte seines Lebens durchaus das geblieben, was er in der ersten Hälfte gewesen war: ein schlichter, ganz in seinen Studien aufgehender deutscher Gelehrter von altem Schlag, dem von dem Geschick nur das Geschenk eines durchdringenden und hochstrebenden Geistes und eines brennenden Durstes nach Wahrheit mitgegeben worden war, der sich aber im übrigen aus den ärmlichsten und engsten Verhältnissen, in stetem Kampfe mit der Unzulänglichkeit seiner äußeren Lage, allmählich hatte emporarbeiten müssen.

Ernst Abbe war als einziger Sohn eines Fabrikaufsehers der Eichel-Streiberschen Kammgarnspinnerei, Adam Abbe, am 23. Januar 1840 in Eisenach geboren. Der Vater entstammte einer Lehrerfamilie aus dem Eisenacher Oberland, wo der schon im Althochdeutschen inschriftlich bezeugte Name „Abbe“ oder „Abe“, wahrscheinlich aus „Adelbert“ oder „Adelbold“ verkürzt, noch häufig vorkommt. Die in der Familie bestehende Überlieferung, daß sie französischen Ursprungs und zur Zeit der Hugenotten nach Deutschland ausgewandert sei, beruht wohl nur auf der falschen Aussprache der Namen: „Abbé“ statt „Ábbe“. Im übrigen wies die äußere Erscheinung Abbes, seine Kopfform, die bräunliche Tönung seiner Haut, die schwarzen Augen, das dunkle Haar auf eine starke Beimischung slawischen Blutes hin.

Schon die Eindrücke seiner ersten Kindheit, die den ärmlichen Verhältnissen entsprechend hart und beengt war, waren in mancher Beziehung für seine spätere Entwicklung bestimmend. Bis in seine letzten Jahre erinnerte er sich der peinlichen Empfindung, die er hatte, wenn er mit seinem Schwesterchen die Mittagssuppe in einem Henkeltopf in die Fabrik trug und der Vater seine Mahlzeit hastig, in einem Winkel stehend, zu sich nehmen mußte, damit nur ja so wenig wie möglich von der oft fünfzehnstündigen Arbeitszeit verloren ginge. Schon damals gelobte er sich, für die Besserung des Loses der in Fabrikarbeit stehenden Klassen einzutreten, wo er nur immer dazu in der Lage sein würde. Im übrigen war seine Kindheit und erste Jugend so von elterlicher Liebe umhegt und behütet, daß er, wie er wiederholt versichert hat, damals und auch später, als Student, eigentlich nichts entbehrte und immer heiter und zufrieden war. In der Volksschule zeichnete sich der Knabe durch besondere Geweckteit so aus, daß ihm der Vater mit Unterstützung seines Arbeitgebers den Besuch des Realgymnasiums ermöglichte. Auch hier trat seine ungewöhnliche Begabung, namentlich für Mathematik, deutlich hervor,

und es ist ein Verdienst des damaligen Direktors, Hofrat Koepp, daß er diese Veranlagung erkannte und die Eltern zu bestimmen wußte, ihren Sohn, nachdem er das Abiturium mit der ersten Zensur abgelegt hatte, studieren zu lassen. Mit Koepp redete auch der Stadtrichter Trunk in Eisenach zu, der sich in seinen Mußestunden mit Mechanik beschäftigte, und dem das besondere Geschick und Verständnis des ihm zuweilen zur Hand gehenden jungen Abbe ebenfalls aufgefallen war. Der Vater hielt mit seinen Angehörigen eine lange Beratung ab, deren Ergebnis war, daß er bei äußerster Sparsamkeit und unter Heranziehung aller Hilfsmittel dem Sohne 85 Taler jährlich auf die Universität mitgeben konnte, wozu dann später noch ein Stipendium von 5 Talern hinzukam. Alles übrige mußte sich der Siebzehnjährige durch Stundengeben, Repetitorien, Assistentenarbeit, Lösung von Preisaufgaben usw. hinzuverdienen — eine Notwendigkeit, die er später nicht hoch genug preisen konnte. Namentlich glaubte er die Geschicklichkeit, schwierige mathematische Probleme in leichtverständlicher Weise vortragen zu können, als eine Folge des Umstands ansehen zu sollen, daß er häufig zurückgebliebenen Schülern Nachhilfeunterricht in Mathematik hatte erteilen müssen. Charakteristisch ist es, daß der Vater, dem Abbe besonders geistesverwandt gewesen zu sein scheint, in starrem Arbeiterstolz die von seinem Arbeitgeber von neuem angebotene, früher nur widerwillig angenommene Unterstützung von nun an ablehnte.

Abbe bezog zunächst die Landesuniversität Jena, wo ihn der Ordinarius Snell in die Physik und der Extraordinarius Schäffer in die Mathematik einführte. Bereits im dritten Semester — also mit achtzehn Jahren — errang er den Preis der Altenburgischen Josephinischen Stiftung durch „Darstellung des Zusammenhangs, der zwischen Volumen- und Temperaturänderungen von Gasen besteht, wenn Wärme weder zu- noch abgeführt wird". Von Ostern 1859 an setzte er seine Studien in Göttingen fort und wurde dort 1861 auf Grund einer Dissertation über die „Äquivalenz zwischen Wärme und mechanischer Arbeit" promoviert. Für das Kolloquium suchte er sich den als Examinator gefürchteten Physiker Riemann aus, den er auch noch ausdrücklich bat, nicht allzu leichte Fragen zu stellen. Eine kurze Zeit war der junge Doktor Assistent des bekannten Astronomen und Wetterpropheten Klinkerfueß. Sein Vater bestand jedoch darauf, daß er die Stelle aufgab, weil ihn die nächtliche Arbeit sichtlich angriff. Im Herbst 1861 übernahm Abbe die Stelle eines Sekretärs der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. Die ihm hiermit zugewiesene Aufgabe, das gebildete Laienpublikum der freien Reichsstadt durch volkstümliche Vorträge für Mathematik und Physik zu interessieren, sagte ihm jedoch auf die Dauer nicht zu. Er zog vor, sich im Sommer 1863 — dreiundzwanzigjährig — mit einer Arbeit über „Die Gesetzmäßigkeit in der Verteilung der Fehler bei Beobachtungsreihen" als Dozent der Mathematik und Physik neben Snell und Schäffer an der Universität Jena zu habilitieren. Dieser blieb er dann bis an sein Lebensende — 42 Jahre lang — trotz mancher an sich verlockender Anerbietungen, z. B. eines Rufs an die Universität Berlin als Nachfolger Helmholtz', in dankbarer Anhänglichkeit treu.

In ruhiger Gleichmäßigkeit floß fortab, wenigstens äußerlich, sein Leben dahin: 1871 verheiratete er sich mit der jüngsten Tochter seines früheren Lehrers und nunmehrigen Kollegen und Freundes, Elsa Snell, mit der er 33 Jahre in zärtlicher Liebe verbunden war. Sie schenkte ihm zwei Töchter, von denen die ältere an einen Gymnasiallehrer, die jüngere an einen Arzt verheiratet ist. Abbe hat es oft rühmend anerkannt, daß ihn ganz wesentlich erst die aufopfernde Pflege seiner Frau zu seinen Leistungen befähigt habe, indem sie die im Anfang so beengte und unsichere Lebenslage mutig mit ihm teilte, alle Widerwärtigkeiten sorglich von ihm fernhielt und sich in rührender Selbstverleugnung allen seinen Anschauungen, besonders auch in kirchlicher und sozialer Beziehung, unterordnete. Mit kluger, humorvoller Freundlichkeit wußte sie den oft unbequemen und temperamentvollen Anforderungen ihres Eheherrn zu begegnen, der, so sehr er im öffentlichen Leben für die Freiheit der Bewegung eintrat, doch in seinen vier Pfählen Widerspruch nicht recht vertragen konnte. Im übrigen konnte man sich kein behaglicheres und wohltuenderes Bild denken als Professor Abbe im Kreise seiner Familie, inmitten seiner Kinder und Enkel.

1870 — also erst sieben Jahre nach seiner Habilitation — wurde Abbe zum außerordentlichen Professor, 1877 zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt. Gleichzeitig mit der letzteren Beförderung übertrug man ihm die Leitung der von Goethe begründeten, damals aber sehr vernachlässigten Universitätssternwarte, die man ohne sein Eintreten wohl hätte eingehen lassen müssen. Er übernahm sie nach dem von ihm auch sonst immer betonten Grundsatz, daß man ein einmal bestehendes wissenschaftliches Institut nur im Falle zwingender Not wieder aufgeben dürfe.

Das Gebiet der Lehrtätigkeit Abbes war namentlich während der ersten beiden Jahrzehnte seines Lehramts von erstaunlicher Vielseitigkeit. Von mathematischen Vorlesungen kündigte er solche über Theorie der Funktionen einer komplexen Variablen, elliptische Funktionen, bestimmte Integrale, analytische Geometrie, algebraische Analysis und Zahlentheorie an; von mathematisch-physikalischen solche über Mechanik, Theorie der Gravitation, der Elektrizität und des Magnetismus, Elektrodynamik, absolute Masse, Methode der kleinsten Quadrate, Theorie der Instrumente, geographische Ortsbestimmungen. Außerdem veranstaltete er physikalische und astronomische Übungen (letztere meist auf dem Galgenberg, wo ein aufgemauerter Pfeiler noch daran erinnert) und hielt zeitweise — wahrscheinlich in Vertretung seines zum Landtagsabgeordneten gewählten Schwiegervaters Snell — Experimentalphysik ab. Vom Jahre 1874 an macht sich auch die in der Mitte der sechziger Jahre beginnende intensivere Beschäftigung mit der Optik in seiner Lehrtätigkeit geltend. Er las von da ab noch über Dioptrik und Theorie der optischen Instrumente. Auf Bitten seiner Hörer ließ er sich auch herbei, über besondere aktuelle astronomische Fragen, z. B. über den Durchgang der Venus durch die Sonne, vorzutragen.

Seine Vortragsweise scheint im Anfange seiner Dozentenlaufbahn insofern mangelhaft gewesen zu sein, als er, wie dies bei Menschen häufig ist, denen

Gedanken in reichem Maße zuströmen, in dem Bestreben, die treffendste Bezeichnung zu wählen, oft mit dem Ausdruck rang und seine Darstellung für das Verständnis seiner Hörer mitunter zu hoch war. Einige Male, namentlich in einem öffentlichen Vortrag im Rosensaal, soll er auch den Faden gänzlich verloren haben. Inhaltlich aber waren seine Ausführungen stets in hohem Maße fesselnd und geistreich. In seinen späteren Jahren wuchs seine Rednergabe auch äußerlich. Die Stenogramme seiner bedeutenderen Reden, die er meist ganz frei, unter Zugrundelegung nur einer kurzen schriftlichen Disposition, zu halten pflegte, erwiesen sich ohne weiteres als druckfertig. Seine schwungvolle Diktion, seine scharfe Prägung der Ausdrücke, seine nie versagende Dialektik, die beim Lesen noch mehr hervortraten, als dies beim Hören der Fall war, gewähren einen ganz besonderen Genuß.

Übler stand es mit der schriftstellerischen Betätigung Abbes. Es war eine seiner Eigentümlichkeiten, daß ihn theoretische Probleme meist nur so lange interessierten, bis er sie für sich gelöst hatte, und daß er infolge des Ansturms immer neuer Aufgaben und Ideen zu einer schriftlichen Darstellung der Ergebnisse seiner Forschungen nur selten gelangte. Wegen des Ausbleibens eines „größeren wissenschaftlichen Werks", das die Universitätsstatuten fordern, ließ deshalb auch die Beförderung zum außerordentlichen Professor länger als sonst auf sich warten. Ja es war sogar ohne Wirkung, daß ihm auf Wunsch seines Schwiegervaters geradezu eröffnet wurde, daß ihm erst nach einer größeren Veröffentlichung jene Ernennung zuteil werden könne. Trotz häufiger Ansätze, trotzdem er sogar mehrfach das Erscheinen größerer Werke ankündigen und mit dem Druck beginnen ließ, kam die Arbeit meist bald ins Stocken. Einmal ließ er ein schon halb fertiggestelltes Buch wieder einstampfen. Namentlich waren es die weitausholende Gründlichkeit, die übermäßigen Ansprüche an Vollständigkeit, folgerichtigen Aufbau und Klarheit der Darstellung, die für ihn verhängnisvoll wurden. Es blieb bei der Veröffentlichung gelegentlicher, praktische Zwecke verfolgender, bald kürzerer, bald längerer Aufsätze, die in den verschiedensten deutschen und englischen Zeitschriften zerstreut sind und erst jetzt im Zusammenhange herausgegeben werden.

Im übrigen hing Abbe an seiner Stellung als Mitglied des akademischen Lehrkörpers und an der mehr durch Ehrenpflicht als äußeren Zwang vorgezeichneten rein wissenschaftlichen Arbeit mit der Innigkeit einer Jugendliebe. Er fühlte sich auch später, als ihn äußere Umstände seinem ursprünglichen Berufe immer mehr entfremdeten, im Grunde immer als Gelehrter und wendete sich bis in das Alter, so oft es die Umstände irgend erlaubten, immer wieder, als ob ihn ein Gelübde bände, seinen akademischen Studien zu. Erst 1889 ließ er sich von der Verpflichtung zum Lesen endgültig entbinden.

Und trotzdem hat es eine Zeit gegeben, in der der junge Dozent, da ein Ruf zunächst ausblieb und seine Einnahmen zum Lebensunterhalt schlechterdings nicht ausreichen wollten, an der Möglichkeit der Fortsetzung der akademischen Laufbahn zu verzweifeln anfing und ernstlich erwog, ob er sich nicht als Mathematiklehrer an eine höhere Schule melden sollte. Den mathematischen Unterricht an der Stoyschen Erziehungsanstalt hatte er bereits über-

nommen. Wie eine Fügung erscheint es, daß ihm gerade zu diesem Zeitpunkt durch den Universitätskurator Seebeck eine unerwartete Vergütung von 600 Mark vermittelt wurde, die ihn in den Stand setzte, noch ein Vierteljahr auszuharren, und daß gerade in diesem Vierteljahr seine Bemühungen um die Verbesserung der Konstruktion des Mikroskops von Erfolg begleitet waren. Wohl nie hat eine staatliche Unterstützung reichere Zinsen getragen!

Mitte der sechziger Jahre nämlich war der Universitätsmechaniker Carl Zeiß, der seit 1846 in der Wagnergasse ein Brillengeschäft betrieb und sich daneben auch mit der Herstellung von optischen Instrumenten, namentlich von Mikroskopen, abgab, mit Abbe in Verbindung getreten. Er war der Meinung, daß es möglich sein müsse, das bis dahin übliche unsichere Tatonnement, bei dem er übrigens auch ganz auf den guten Willen seiner oft widerspenstigen beiden Gehilfen angewiesen war, durch wissenschaftliche Vorausberechnung der Wirkungsweise des Instruments und seiner einzelnen Teile zu ersetzen. Er hatte schon im Verein mit einem Physiker Barfuß dieses Ziel vergeblich zu erreichen gesucht. In Abbe, der zuweilen in seine Werkstatt gekommen war, um bei der Herstellung der von ihm benötigten physikalischen Instrumente selbst mit Hand anzulegen, glaubte er den richtigen Mann gefunden zu haben. Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit und Gründlichkeit nahm sich Abbe der ihm gestellten Aufgabe an, indem er sich nicht nur in die einschlagenden Gebiete der theoretischen Optik vertiefte und diese zum Teil auf ganz neuer Grundlage aufbaute, sondern sich auch mit allen Einzelheiten der Fabrikation, dem Material, den Hilfswerkzeugen usw. vertraut machte. Zunächst freilich führten seine Bemühungen von neuem zu Mißerfolgen. Die auf Grund seiner Berechnungen hergestellten Mikroskope erwiesen sich als weniger leistungsfähig als die im Wege des Probierens zusammengesetzten, und es muß dem Mechaniker Zeiß hoch angerechnet werden, daß er, der sich sonst um 3 Mk. bis aufs Blut streiten konnte, der wegen einer Brille für 1 Mk. 80 Pfg. die Sonntagsruhe unterbrechen ließ, und dessen Frühstück aus einem schwarzen Brötchen und einem Schnaps bestand, sich trotz der schweren Kosten ohne Zaudern zu der Fortsetzung der Versuche bestimmen ließ. Im Jahre 1868 endlich konnte das Problem als gelöst angesehen werden. Die nach Abbes berichtigten Angaben konstruierten, immer wieder verbesserten, gemäß genauer Vorausbestimmung auf rein mechanischem Wege hergestellten Mikroskope erreichten bald eine früher kaum gehoffte Stufe der Vollendung, erregten in wissenschaftlichen Kreisen sogleich das größte Aufsehen und erwarben der Firma Carl Zeiß den Vorrang vor allen andren optischen Anstalten. Von der Abbeschen Verbesserung des Mikroskops datiert ein ungeahnter Aufschwung der Naturwissenschaften, insbesondere aber der Medizin. Erst durch diese vervollkommneten Instrumente ist der Forschung die Welt der kleinsten Lebewesen erschlossen, erst durch sie ist die tiefere Einsicht in viele bis dahin unerklärliche Vorgänge, namentlich in das Wesen der Übertragung der ansteckenden Krankheiten, vermittelt; ohne sie wäre die ganze Entwicklung der modernen Bakteriologie, wären die Entdeckungen Kochs und seiner Mitarbeiter nicht möglich gewesen. Wenn auch nur diese eine Leistung Abbes vorläge, wäre

seine Unsterblichkeit gesichert. Daneben bezog Abbe aber auch andre ihm gelegentlich entgegentretende optische Aufgaben in den Bereich seiner Studien ein. Abgesehen von zahlreichen feinen Hilfswerkzeugen, die er ersann, z. B. einem Spektrometer, Total- und Kristallrefraktometer zur Bestimmung des Brechungs- und Farbenzerstreuungsvermögens, einem Fokometer zu Ermittlung von Brennweiten, einem Dickenmesser, Komparator und Sphärometer, welche Längenmessungen bis zu einem Tausendstel Millimeter gestatten, verdanken wir ihm ganz wesentliche Verbesserungen der photographischen Objektive, die Erfindung eines Entfernungsmessers, die Konstruktion eines Zielfernrohrs, eines stereoskopischen Feldstechers des auf dem gleichen Prinzipe beruhenden sogenannten Scherenfernrohrs, Instrumente, mit denen jetzt alle modernen Heere und Marinen ausgerüstet sind, und die in den letzten Kriegen eine keineswegs untergeordnete Rolle gespielt haben. So groß und so beweglich war seine Erfindergabe und der Reichtum seiner Ideen, daß noch jetzt fast alle in der Optischen Werkstatt herausgekommenen neuen Erzeugnisse direkt oder mittelbar auf seine Anregungen zurückzuführen sind.

In der Folge wendete sich das Interesse und die Schaffenskraft Abbes immer mehr auch der äußeren Organisation der ZeißschenOptischen Werkstatt zu. Aus dem rein theoretischen Studien hingegebenen Gelehrten wurde der Mitleiter zuerst einer kleinen, dann einer mittelgroßen, schließlich einer sich zum Weltgeschäft auswachsenden Fabrik. 1875 trat er auf das dringende Bitten des alten Zeiß auch formell als Teilhaber in dessen Firma ein. Nach Zeiß' Tode (1888) und dem Ausscheiden seines Sohnes Roderich Zeiß, der bald in einen unausgleichbaren Gegensatz zu dem sich immer mehr mit sozialpolitischen Ideen erfüllenden Professor Abbe geriet, wurde der letztere 1889 alleiniger Inhaber der Firma.

Außer der Optischen Werkstatt begründete Abbe, und zwar in gemeinsamer Arbeit mit dem Glastechniker Dr. Schott aus Witten in Westfalen, Anfang der achtziger Jahre noch das Jenaer Glaswerk. Bei seinen optischen Arbeiten hatte er meist mit einem idealen Glasmaterial gerechnet. Da die vorhandenen Glassorten diesem niemals ganz entsprachen, ergab die praktische Ausführung oft eine sehr unbefriedigende Wirkung. Angeregt durch einen von Abbe über die Ausstellung optischer Apparate in London (1876) erstatteten Bericht, in welchem jener Mißstand und die Notwendigkeit der Herstellung neuer optischer Glasarten hervorgehoben worden war, hatte sich Dr. Schott mit dieser Frage näher beschäftigt. Auf Wunsch Abbes siedelte er 1882 nach Jena über. Dort stellten die beiden nun zuerst in einem leerstehenden Schuppen, dann in einem gartenhausartigen Laboratorium, das jetzt noch erhalten ist, und den Mittelpunkt des Jenaer Glaswerks bildet, zwei Jahre lang, meist mit ganz kleinen Glasmengen von 20—60 g, Schmelzversuche mit all den Wechselfällen an, welche die Unzulänglichkeit der Einrichtungen und Mittel im Gefolge zu haben pflegt. Im Jahre 1884 ermöglichte es die preußische Regierung auf Betreiben des Professors Förster und des Geheimen Oberregierungsrats Wehrenpfennig in Berlin unter dem Kultusminister von Goßler durch Bewilligung von 30000 Mark, die Versuche in größerem Maßstabe fortzusetzen. Als einige

Zeit darauf eine nochmalige Unterstützung angeboten wurde, erklärten — gewiß auch ein seltener Fall — die beiden Forscher, ihr Unternehmen sei inzwischen so weit gediehen, daß sie weitere öffentliche Beihilfen dazu nicht mehr annehmen zu dürfen glaubten. Auch das Glaswerk hat sich inzwischen zu einem Weltgeschäft entwickelt, welches den größten Teil des in den Handel kommenden optischen Glases, daneben aber auch Zylinder, Glasröhren und Glasgeräte aller Art erzeugt.

Folgende Zahlen mögen das schnelle Aufblühen der beiden Fabriken erweisen: 1866 bestand das Personal der Firma Carl Zeiß aus 3 Köpfen, 1888 aus 350, jetzt aus 1500, darunter über 30 wissenschaftliche Mitarbeiter. An Lohn und Gehalt wurden 1881: 100000 Mark, 1900 über 2 Millionen gezahlt. 1877 betrug der Nettoumsatz 300000 Mark, 1900 3½, jetzt über 5 Millionen.

Das Glaswerk beschäftigt über 700 Personen und hat einen Nettoumsatz von über 2 Millionen.

Zu Beginn der neunziger Jahre konnten die Unternehmungen Abbes als vorläufig abgeschlossen gelten. Er durfte sich sagen, daß die beiden industriellen Betriebe, von denen ihm der eine ganz, der andre zur Hälfte gehörte, allein schon auf der ihnen bis dahin gegebenen Grundlage einer verheißungsvollen Zukunft entgegengingen. Er hätte nunmehr, wie es wohl neunhundertneunundneunzig von tausend getan haben würden, ausruhen, sich seines Besitzes freuen und ihn gesichert und vermehrt seinen Erben hinterlassen können. Dementgegen vollbrachte er aber jetzt in fast übermenschlicher Charakterstärke die größte Tat seines Lebens, indem er, den Seinigen nur den gesetzlichen Pflichtteil vorbehaltend, sich seines gesamten übrigen Vermögens zugunsten einer von ihm gleichzeitig ins Leben gerufenen Stiftung, der Carl-Zeiß-Stiftung, entäußerte und so die beiden Unternehmungen gleichsam zu ihrem eigenen Eigentümer erhob, damit sie in unpersönlichem Besitz vornehmlich zwei Aufgaben verfolgten: einmal die materielle Hebung der Arbeiterschaft der beiden Betriebe und der in Handarbeit stehenden Bevölkerung Jenas überhaupt, sodann die Pflege der Wissenschaft, hauptsächlich durch Förderung der ihm so wert gewordenen altehrwürdigen Sachsen-Ernestinischen Hochschule. Die Verwaltung der Stiftung überwies er dem Kultusdepartement des Staatsministeriums zu Weimar. Da, wo er unumschränkt hätte herrschen und befehlen können, verzichtete er im Interesse der künftigen Sicherstellung seiner Schöpfung auf seine Selbständigkeit — ein Verzicht, der für ihn noch wesentlich mehr bedeutete als die Hingabe seines Vermögens — und begnügte sich mit der Stelle eines einfachen Mitgliedes in den kollegialen Vorständen der beiden Stiftungsbetriebe.

Der Antrieb zur Zuweisung der ersteren Aufgaben war, neben der sein ganzes Wesen erfüllenden Menschenfreundlichkeit, namentlich die Erwägung, daß das Fortschreiten der Industrie und damit die Zunahme der Industriearbeiter auf Kosten des selbständigen Handwerks und Kleingewerbes in den Kulturstaaten nicht aufzuhalten sein werde, und daß deshalb behufs Gesunderhaltung des Volkskörpers dafür gesorgt werden müsse, daß die Industriearbeiter nicht in eine Art Helotentum und Halbsklaverei versinken, sondern daß sich wenigstens die Höherstehenden unter ihnen als vollberechtigte Mit-

glieder des Bürgertums behaupten und zu Vertretern des Mittelstands aufsteigen. Um dies für die Arbeiterschaft der beiden Stiftungsbetriebe zu erreichen, hatte er lange vor dem Inkrafttreten der die Arbeiterfürsorge betreffenden Reichsgesetze und in weit umfassenderem Maße Unfall- und Krankenversicherung, Invaliditäts- und Altersspensionen sowie Hinterbliebenenversorgung vorgesehen. In dem Stiftungsstatut erließ er weiter eine Anzahl wohldurchdachter und besonders vorsichtig gefaßter Vorschriften über den Höchstbetrag der Arbeitszeit — es gilt jetzt der Achtstundenarbeitstag —, über Arbeitslosenversicherung in Gestalt reichlicher Abgangsentschädigungen für unverschuldet Entlassene, über die Lohnregelung — es ist Stücklohn unter Gewährleistung eines Mindestlohnes eingeführt —, über Gewinnbeteiligung, über Weitergewährung des Lohnes an solche Geschäftsangehörige, die öffentliche Ehrenämter bekleiden, über Anspruch auf bezahlten Urlaub, Vorschriften, die sehr wohl als erstes praktisches, allerdings örtlich begrenztes Beispiel einer fortgeschrittenen Arbeitergesetzgebung vorbildlich werden können. Wie er den Arbeitern einen Mindestlohn gesichert wissen wollte, setzte er anderseits für die Gehälter der Betriebsleiter und -beamten Höchstbeträge fest, die in einem Mehrfachen des Durchschnittslohns eines erwachsenen Arbeiters bestehen. Ganz besonderen Nachdruck legte er auf die Hebung und Sicherung der persönlichen Rechtsstellung der Arbeiter, indem er das Geschäftspersonal nur den durch das unmittelbare Interesse des Betriebs geforderten Pflichten unterworfen, im übrigen aber die persönliche Freiheit, besonders auch in bezug auf Politik und Religion, in keiner Weise beschränkt wissen wollte. Der Koalitionsfreiheit der Arbeiter trat er nicht nur nicht entgegen, sondern er gab der Arbeiterschaft eigene, selbstgewählte Organe, die über bestimmte Maßnahmen der Geschäftsleitung gehört werden müssen und in manchen Beziehungen (z. B. bei der Verwaltung von Darlehns-, Kranken- und Unterstützungskassen, Ausschließung unehrenhafter Elemente usw.) selbständig entscheiden. Von selbst versteht es sich, daß er daneben in reichem Maße für Wohlfahrtseinrichtungen aller Art: Kantinen und Schlafräume, namentlich für jugendliche Arbeiter, billige Arbeiterwohnungen, Erleichterung des Erwerbs eigener Häuser, Fabrik-Spar- und Darlehnskassen, unentgeltliche Bäder, unentgeltlichen fachlichen Fortbildungsunterricht für Jugendliche und Erwachsene, usw. sorgte. Er unternahm auf diese Weise für seine Betriebe den Versuch einer teilweisen Lösung der sozialen Frage, wobei er sich darüber durchaus klar war, daß er die völlige Zufriedenheit seiner Arbeiter allerdings nicht erringen würde, wie es ja völlig zufriedene Menschen überhaupt nicht gibt. Sehr energisch verwahrte er sich aber gegen den ihm von Besserwissern und Philistern im Beginn oft gemachten Vorwurf eines utopistischen Idealismus mit dem Hinweis darauf, daß er sich durch die erfolgreiche Leitung zweier industrieller Unternehmungen in allen Phasen der Entwicklung, von unscheinbaren Anfängen bis zur höchsten Blüte, über seine praktische Veranlagung genügend ausgewiesen zu haben glaube. Nur das hat er sich vielleicht nicht immer genügend vergegenwärtigt, daß gleiche Opfer für die Arbeiterschaft regelmäßig nur solchen Unternehmungen möglich sein werden, die dank ihrer genialen Leitung oder andren ausnahmsweise günstigen Um-

ständen einen weiten Vorsprung vor ihrer Konkurrenz haben, daß sie aber von den im Existenzkampf stehenden Betrieben, die wohl stets die Mehrzahl bilden werden, schwerlich werden getragen werden können.

Außerhalb der Stiftungsbetriebe soll die Carl-Zeiß-Stiftung nach der Absicht des Stifters die ihr gestellte Aufgabe der geistigen und materiellen Hebung der handarbeitenden Bevölkerung Jenas hauptsächlich in der Unterstützung gemeinnütziger Bestrebungen suchen. „Wir wollen jeden als unsern freiwilligen Mitarbeiter willkommen heißen, der für eine gute, gemeinnützige Idee Geld von uns verlangt," wiederholte er oftmals. So hat denn die Carl-Zeiß-Stiftung während der zehn Jahre ihres Bestehens durch Gewährung namhafter einmaliger und wiederkehrender Zuschüsse an Kinderbewahranstalten, Kochschulen und Volksküchen, an die Jenaer Baugenossenschaft, zur Einrichtung von Flußbädern und Erbauung eines noch in der Vorbereitung befindlichen großen Volksbads, durch Unterstützung von Krankenanstalten aller Art, namentlich der Lungenheilstätte bei Berka a. J. und der Nervenheilanstalt in Jena, durch Schaffung eines zugleich ein botanisches Paradies darstellenden Volksparks im Rosental bei Jena, durch Veranstaltung unentgeltlicher kunstgewerblicher und künstlerischer Lehrkurse, durch Förderung von Bewegungsspielen, Volkskonzerten und Unterhaltungsabenden u. a. m. Erhebliches geleistet. Als ihre hervorragendste Leistung auf gemeinnützigem Gebiete ist aber das Volkshaus mit seinem 2000 Personen fassenden Saal, seiner öffentlichen Lesehalle, der besteingerichteten und großartigsten des Kontinents, seiner Volksbibliothek und seinen Gesellschaftsräumen anzusehen, dessen Erbauung rund eine Million beansprucht hat, und dessen jährliche Erhaltung weit über 20000 Mark kostet.

Der Beweggrund dazu, daß Abbe seiner Stiftung als zweite Aufgabe die Pflege der Wissenschaft, und zwar hauptsächlich durch Förderung der Universität Jena, zuwies, war neben der Dankbarkeit gegen die Alma mater, die ihn herangebildet, an der er gelehrt, und in deren Schoß er sich immer am wohlsten gefühlt hatte, vor allem die Überzeugung, daß Eigenart und Stärke der Zeiß-Werke besonders in der darin verwirklichten engen Verbindung von Wissenschaft und Technik liege, und daß ihre gedeihliche Weiterentwicklung ohne stete Berührung mit akademischen Kreisen nicht möglich sein werde. Auch wollte Abbe, der infolge seiner praktischen Pflichten immer mehr seiner akademischen Tätigkeit entfremdet wurde, der Universität durch reichliche Gewährung äußerer Hilfsmittel die Schuld dafür abtragen, daß er seiner Meinung nach zu wenig zur Bereicherung der Wissenschaft in Lehre und Forschung beigetragen habe. So ist denn aus Mitteln der Carl-Zeiß-Stiftung der Universität Jena ein überaus reicher Segen zugeflossen. Kaum *eine* Universitätsanstalt wird man namhaft machen können, der nicht in irgendeiner Weise die Unterstützung der Stiftung zuteil geworden wäre. Dabei war fast mehr noch als die *Höhe* der Zuwendungen das *Verständnis* und die *Umsicht* zu bewundern, womit Abbe immer die nutzbarste Verwendung, die förderlichsten Zwecke auszumitteln wußte. Vor allem ermöglichte er durch rechtsverbindliche Übernahme eines fortdauernden Zuschusses von 47000 Mark jährlich die dringend

notwendige, wegen der beengten Finanzlage der Universität aber immer wieder verschobene Reform der akademischen Besoldungen und die Beseitigung der verhaßten akademischen Steuerbefreiungen. Daneben stiftete er einen Fonds zur Unterstützung bedürftiger Akademiker und ihrer Hinterbliebenen. Hauptsächlich seinem Eintreten ist die Verwirklichung des so erwünschten Neubaus eines würdigen Universitätshauses mit den erforderlichen Versammlungs- und Hörsälen, Museumsräumen und Dienstzimmern für die akademischen Behörden zu danken, wofür von der Zeiß-Stiftung Beiträge von zusammen etwa 400 000 Mark bewilligt worden sind. Die physikalische, die hygienische und die mineralogische Anstalt verdanken ihm geräumige, allen Ansprüchen genügende, wohleingerichtete Institutsgebäude. Die baufällige Sternwarte ersetzte er durch einen Neubau, den er später durch unterirdische Anlagen für seismische Beobachtungen noch erweiterte. Durch Umbau eines vorhandenen Hauses schuf er dem pharmazeutischen Institut eine angemessene Unterkunft. Er begründete und dotierte eine physikalisch-technische Anstalt. Zahlreiche Universitätsinstitute erhielten durch ihn ihre Ausrüstung mit vorzüglichen Instrumenten und sonstigem Inventar. Die Bibliothek erfreute sich durch seine Fürsorge mancherlei umfassender Vervollständigungen ihres Bestandes. Wo Mittel zur Anstellung wissenschaftlicher Versuche oder zur Verwertung der Ergebnisse solcher fehlten, konnte man seiner Hilfe sicher sein. Wenn die Wegberufung hervorragender Dozenten drohte, hat er zu wiederholten Malen die Mittel zu ihrer Erhaltung herbeigeschafft. So ist es wesentlich seinen Bemühungen mit zuzuschreiben, daß die Universität Jena den Wettbewerb mit ihren neunzehn deutschen Schwestern auch weiterhin mit Erfolg zu bestehen vermag, und daß sie sich in der letzten Zeit sichtlich gehoben hat. Mit Recht hat man deshalb auch Abbe den Beinamen des fünften Nutritors der Hochschule beigelegt, was der allen Lobeserhebungen sonst so abholde Mann zuweilen lächelnd geschehen ließ.

Neben seiner Wirksamkeit als Gelehrter und Dozent, als Organisator und Großindustrieller fand Abbe noch Zeit und Kraft zu intensiver politischer Betätigung. Sowohl die Sozialdemokratie als auch der Freisinn hat ihn für sich beansprucht. Aber ein so selbständiger und scharf ausgeprägter Charakter läßt sich nicht in eine Parteischablone zwängen. Nur so viel kann man sagen, daß Abbe seiner eigenen Angabe nach der süddeutschen Volkspartei nahestand. Ein Zug tritt bei ihm vor allen immer wieder unverkennbar hervor: seine Sympathien gehörten stets den Schwachen und Notleidenden. So war er auch in dem Kampfe zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft immer auf seiten der letzteren zu finden. Aber es ist wiederholt von ihm erklärt worden, daß er die Sozialdemokratie, insoweit sie ein revolutionäres Antlitz trage und den Umsturz der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung anstrebe, ohne etwas Besseres an die Stelle setzen zu können, mit allen Mitteln — allerdings auf seine Art — bekämpfe. Er erstrebte die Besserstellung der Arbeiter, deren Nöte er aus unmittelbarster Anschauung genau kannte, auf streng gesetzlichem Wege und auf dem Boden des Rechts. An der monarchischen Organisation des Reichs und der Bundesstaaten wollte er festgehalten wissen.

Er war ein durchaus loyaler Staatsbürger und seinem Landesfürsten, dem Großherzog Carl Alexander, zu dem er in persönliche Beziehung getreten war, besonders ergeben. Den sozialdemokratischen Zwangsstaat lehnte er vollständig ab. Im Gegenteil wollte er die Freiheit des Individuums auf das strengste gewahrt und nur den Leitern der organisierten Arbeit größere Pflichten auferlegt wissen. Er haßte die hohle Phrase, den Chauvinismus in jeder Form, die Verquickung egoistischer Tendenzen mit patriotischen und religiösen Bestrebungen. Vor allem aber widersetzte er sich der Unterdrückung der freien Meinungsäußerung. Er war der Überzeugung, daß im offenen Kampf der Ansichten, im freien Spiel der geistigen Kräfte schließlich stets die Wahrheit siegen werde, und daß nur der die öffentliche Kritik zu scheuen brauche, der ein schlechtes Gewissen habe. Aus diesem Grunde gewährleistete er den Professoren der Universität Jena volle Lehrfreiheit und das Recht unbeengter politischer Betätigung, indem er bestimmte, daß im Falle der Beeinträchtigung dieses Rechtes die Leistungen seiner Stiftung für die Universität hinfällig werden sollten. Weil er die Erfahrung gemacht zu haben glaubte, daß die Interessen der Arbeiter in der örtlichen Presse nicht genügend zu Worte kämen, begründete er das „Jenaer Volksblatt". Der Umstand, daß den Sozialdemokraten in Jena öfter die Säle für ihre Versammlungen vorenthalten wurden, gab ihm die erste Anregung zur Erbauung des Volkshauses. Im übrigen verwarf er, wie jeden Terrorismus, so auch den der Massen und wies z. B. alle Einmischungsversuche der Gewerkschaften in die Stiftungsbetriebe mit Entschiedenheit zurück. Wohl stand er zu einigen Führern der Sozialdemokratie, z. B. zu Liebknecht und Bebel, in näherer Beziehung. Aber ihre Programme und Reden weckten in ihm stets den stärksten Widerspruch. Auch in andrer Hinsicht unterschied sich Abbe sehr augenfällig von der Mehrzahl der sozialdemokratischen Führer. Denn während diese in betreff ihrer Lebenshaltung, ihres Strebens nach Erwerb und Besitz den Vertretern der Bourgeoisie eigentlich vollkommen gleichen, brachte Abbe auch darin das Opfer seiner Überzeugung, daß er sich seines Vermögens für seine Ideale entäußerte und zudem noch einen großen Teil seines verhältnismäßig bescheidenen Beamtengehaltes für solche gemeinnützige Zwecke verausgabte, die von der Carl-Zeiß-Stiftung statutengemaß nicht berücksichtigt werden konnten. —

Eine so unausgesetzte, aufreibende Anspannung aller Kräfte mußte allmählich einen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit Abbes ausüben. Um so mehr, als man gewohnt war, alle Angelegenheiten der Betriebe sofort an ihn zu bringen, und als er es verschmähte, zwischen sich und der Arbeiterschaft Zwischeninstanzen einzuschalten. Dazu kam noch die seit seiner astronomischen Tätigkeit immer mehr angenommene Gepflogenheit, umfänglichere und schwierigere Arbeiten der größeren Ruhe wegen nachts zu erledigen. Es zeigte sich, welch scharfen Blick der alte Spinnmeister gehabt hatte, als er seinem Sohn diese Nachtarbeiten verbot. Von der Mitte der vierziger Jahre an stellte sich bei Abbe eine quälende und hartnäckige Schlaflosigkeit ein, die er durch immer gesteigerte Dosen von Schlafmitteln — und zwar sechzehn Jahre lang, wie es schien, ungestraft — zu bekämpfen suchte. Dann aber brach seine bis dahin

so widerstandsfähige zähe Natur zusammen. Immer häufiger bedurfte er der Ausspannungen und Erholungsaufenthalte. Schließlich wollten auch diese die erhoffte Besserung nicht mehr bringen. Am 1. April 1903 legte er sein Amt als Vorstandsmitglied der Stiftungsbetriebe nieder und überließ mit harter Selbstverleugnung die Fortführung seines Werkes schon bei Lebzeiten denjenigen, die er zu diesem Amt für seinen Tod ausersehen hatte. Schweigend und auch andern kein Wort des Abschieds gestattend, verließ er zur gewohnten Stunde das Geschäftsleitungszimmer der Optischen Werkstatt, um es nie wieder zu betreten. Er hoffte, noch als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Firma durch Vollendung einiger früher zurückgestellter Untersuchungen nützlich sein zu können. Auch diese Hoffnung ging leider nicht in Erfüllung. Die fortschreitende Verschlimmerung seines Zustandes fesselte ihn zuerst an das Haus, dann an die Stube, zuletzt an das Bett, bis ihn nach zweijährigem Siechtum der Tod erlöste.

Die Sektion ergab die Gesundheit aller vitalen Organe, keine Spur von Adernverkalkung und ein ungewöhnlich kräftiges Herz; nur das Rückenmark wies krankhafte Veränderungen auf. Allen, die seine Totenmaske sahen, fiel auf, daß sie zum Teil die Züge trug, die bei Darstellung des Ecce-homo-Antlitzes typisch geworden sind.

Wer Wesen und Charakter dieses einzigartigen Mannes zu umschreiben unternimmt, wird neben seiner vorbildlichen Sittenreinheit namentlich drei Eigenschaften hervorzuheben haben: seine große persönliche Genügsamkeit und Aufopferungsfähigkeit, seinen überaus empfindlichen Gerechtigkeitssinn und seine unbeugsame Wahrheitsliebe.

Seine Genügsamkeit ließ ihn durch allen Wechsel der Zeiten und Verhältnisse die spartanischen Lebensgewohnheiten seiner Jugend beibehalten. Jahraus, jahrein trug er seine altväterische, zum Teil zu größerer Bequemlichkeit von ihm selbst vereinfachte Kleidung: einen langschößigen grauen Rock, eine bis zum Hals schließende, die ihm lästige Krawatte entbehrlich machende graue Weste, Latzhose, Schlapphut und wehenden Havelock, ein Anzug, der seine Erscheinung nicht nur nicht beeinträchtigte, sondern seine hohe, schlanke Gestalt, seinen von dunkeln Locken und Vollbart umrahmten feingeschnittenen Kopf noch imponierender hervortreten ließ. Frack und Zylinder hat Abbe nie besessen.

Im Anfang seiner Ehe teilte er die bescheidene Dienstwohnung seines Schwiegervaters, und auch weiterhin begnügte er sich mit den engsten Räumen. Von 1878 ab bewohnte er das zum Sternwartengrundstück gehörige ehemalige Sommerhaus Schillers, in dem die „Wallenstein"-Trilogie, „Maria Stuart", die „Glocke" und die meisten Balladen des Dichters entstanden sind: ein Umstand, der bereits wiederholt zur Anstellung von Vergleichen zwischen den beiden in mancher Beziehung allerdings auch ähnlichen Männern Anlaß gegeben hat. Zuletzt kaufte er ein kleines freundliches Haus gegenüber dem Eingang der Optischen Werkstatt, das seine Freunde, als einmal eine Wand bedenklich auszuweichen begann, während seiner Abwesenheit ohne sein Wissen wiederherstellen und vergrößern ließen.

Vom Komfort und Kunstgewerbe hielt Abbe nicht viel. Von seiner ersten sehr schlichten Einrichtung vermochte er sich nicht zu trennen. Für die bildenden Künste war er wenig empfänglich. Er beklagte es selbst, daß in den Jahren, in denen der Sinn dafür sich auszubilden beginnt, strenge Verstandesarbeit seine ganzen Kräfte verzehrt habe. Unterhaltungslektüre hat er sich erst in den letzten Jahren, und da nur in geringem Maße, gegönnt.

Seine liebste Zerstreuung war eine zwanglose, äußerst behagliche Geselligkeit und im letzten Jahrzehnt die jährliche Erholungsreise in die Schweiz, die immer den gleichen Verlauf nahm (Lugano, Meiringen, Grimsel), und während deren er immer in denselben Gasthöfen, am liebsten in denselben Zimmern, wohnte.

Ein großes Bedürfnis hatte er nach Licht und Sonne. In Lugano, wo er zuletzt ein Häuschen mietete, rückte er auch an heißen Tagen seinen Arbeitstisch mit Papier und Bleistift — mehr bedurfte er meist nicht zu seinen Arbeiten — in den hellen Sonnenschein.

Hand in Hand mit dieser Einfachheit der Lebensführung ging eine fast krankhafte Bescheidenheit. Selbst ein abgesagter Feind jedes Heroenkultus, tilgte er mit seltsamer Geflissenheit alle auf seine Person zurückweisenden Spuren seines Wirkens, Wir besitzen von ihm nur drei Bilder: eine für ein Festgeschenk nötig gewesene Photographie, eine ohne sein Wissen hergestellte Momentaufnahme und ein Ölbild, zu dem er einem jungen Maler saß, um ihm zu seinem Fortkommen behilflich zu sein. Es wird deshalb der Künstler, dem die Herstellung des für ihn geplanten Denkmals übertragen werden wird, wegen der Porträtähnlichkeit in einige Verlegenheit geraten.

Wohltaten erwies er meist unter Verheimlichung seines Namens. Bei seinen Verwilligungen für die Universität machte er ursprünglich die strengste Verschwiegenheit bezüglich der Herkunft zur Bedingung, und die allgemeine Verwunderung der Professoren über die infolge seiner Zuschüsse plötzlich eingetretene, bis dahin unerhörte Liberalität der Regierungen diente sehr zu seiner Belustigung. Ein besonderes Vergnügen bereitete ihm, wenn seine Bestrebungen zuweilen von solchen angegriffen wurden, denen Unterstützungen aus seinen Fonds zuflossen. In bezug auf die Verwendung der bewilligten Mittel, die nähere Gestaltung der durch ihn gestifteten Gebäude und Anstalten begab er sich meist zugunsten der ordentlichen Instanzen im Vertrauen auf deren Sachkenntnis jeden weiteren Einflusses. Bei den von ihm bestrittenen zahlreichen Bauten pflegte er zwar bezüglich des Bauplatzes und des Bauprogrammes seine Wünsche geltendzumachen, entsagte dann aber aller Mitwirkung und liebte es, als ein gänzlich Unbeteiligter bei der Inangriffnahme der Arbeiten sich unter die übrigen Zuschauer zu mischen. Danksagungen wich er ängstlich aus. Gegen Ehrungen verhielt er sich völlig ablehnend. Es bedurfte der ganzen Beredsamkeit seiner Freunde, zu verhindern, daß er ihm verliehene Orden zurückschickte. Auf Ernennungen zum Ehrenmitglied gelehrter Gesellschaften u. dgl. pflegte er nicht zu antworten. Als er zum Ehrenbürger Jenas ernannt wurde, nahm er das nur unter der diese Ehrung wieder aufhebenden Bedingung an, daß bei seinen Lebzeiten niemand ein Sterbenswort davon er-

fahren dürfe. Seine Stiftung trägt nicht seinen Namen, sondern den seines früheren Sozius, dessen er sich auch sonst als einer Art von Pseudonym überall da bediente, wo die Namensnennung nicht zu vermeiden war. Wie er mit fester, nie bereuter Entschlossenheit sich eines Vermögens von wenigstens fünf Millionen entäußerte, wie er daneben noch mindestens ein Drittel der ihm verbliebenen Einnahmen mit freigebiger Hand weggab, so trat seine Selbstverleugnung auch darin zutage, daß er alle seine Erfolge und Verdienste, wo es irgend ging, andern zuschob und die Urheberschaft nur da mit Lebhaftigkeit für sich beanspruchte, wo ein Unternehmen mißglückt, eine Maßnahme verfehlt gewesen war.

Der empfindliche Rechtssinn Abbes zeigte sich besonders darin, daß er sich für verpflichtet erachtete, unerschrocken und rücksichtslos, ein moderner Volkstribun, in Reden und Flugschriften überall da für Recht und Gesetz eintreten zu müssen, wo er solches, namentlich im öffentlichen Leben, für verletzt ansah. Nicht selten bot er den seiner Meinung nach rechtswidrig Geschädigten aus eigenem Antrieb seinen Beistand an. So führte er mit großer Ausdauer einen Rechtsstreit für eine durch den Renommierhund einer Studentenverbindung zu Schaden gekommene alte Dame. Das Vertrauen auf seine Unparteilichkeit war so groß, daß er namentlich im Anfang seiner industriellen Tätigkeit von seinen Arbeitern, aber auch von ganz Fremden oft als Vertrauensmann und Schiedsrichter bei Vermögensstreitigkeiten, Familienzwisten, Eheirrungen usw. angerufen wurde, und daß man sich seinem Schiedsspruch unweigerlich fügte. Keine Beschwerde seiner Arbeiter dünkte ihm aber auch zu geringfügig, als daß er sie nicht eingehend untersucht hätte. Ja seine ganzen Bemühungen um die Besserstellung der in Handarbeit stehenden Klassen entsprangen im letzten Grunde seinem Gerechtigkeitsgefühl. Denn nicht als Ausfluß der Menschenfreundlichkeit, einfacher Caritas, wollte er diese Bestrebungen betrachtet wissen: er sah darin den Versuch der Herstellung einer jedem das Seine gebenden, vervollkommneteren Rechtsordnung. Nicht erst den Armen und Alten, den Kranken und Gebrechlichen wollte er geholfen wissen: als eine viel wichtigere Aufgabe betrachtete er, die Gesunden und Leistungsfähigen vor dem Herunterkommen und der Verelendung zu schützen, ihnen freie Bahn zur Entfaltung ihrer Kräfte, die Möglichkeit eines gesicherten und auskömmlichen Daseins zu verschaffen.

Vor allem aber ist für sein Wesen seine rückhaltlose Wahrhaftigkeit charakteristisch. Nirgends begnügte er sich mit einer nur oberflächlichen Kenntnis der Dinge. Immer suchte er ihnen ganz auf den Grund zu kommen. So hielt er es, als er seine optischen Arbeiten begann, für nötig, sich monatelang selbst an die Schleifbank zu setzen, und es werden noch jetzt in der Optischen Werkstatt einige von ihm selbst geschliffene Linsen aufbewahrt. Ehe er die Statuten seiner Stiftung entwarf, nahm er erst einen juristischen Kursus und arbeitete alle in Frage kommenden Materien des Bürgerlichen Gesetzbuchs sorgfältig durch. Es stellen deshalb aber auch diese Statuten nach Ordnung, Sprache und Inhalt ein juristisches Meisterwerk dar, wegen dessen ihn die juristische Fakultät zu Jena durch Verleihung des Doctor juris honoris

causa auszeichnete. An keine Aufgabe trat er heran, kein Urteil wagte er abzugeben, ohne sich dazu auf das eingehendste vorbereitet zu haben. Nie beruhigte er sich bei den feststehenden landläufigen Ansichten. Stets untersuchte er selbst alle Prämissen seiner Schlüsse und ließ nur das gelten, von dessen Richtigkeit er sich selbst überzeugt hatte. Dabei übertrug er freilich zuweilen die naturwissenschaftliche Untersuchungsmethode, die nur anerkennt, was sich zu jeder Zeit und an jedem Ort sinnlich wahrnehmbar als richtig erweist, auch auf Erkenntnisgebiete, für die diese Methode nicht zutrifft und ausreicht. Er unterschätzte zuweilen die Logik der Geschichte, die fortwirkende Kraft einmal bestehender Zustände. Daher seine Neigung zu oft radikalen Anschauungen.

Was er aber einmal auf Grund ernster Prüfung für wahr und unanfechtbar erkannt hatte, daraus zog er dann auch unerbittlich die letzten Folgen, gleichviel, welche Ergebnisse für ihn und andre daraus entstanden. Kaum je haben seine Freunde an ihm eine bewußte Inkonsequenz gefunden, es sei denn die, daß von den Erfindungen dieses Gegners des Krieges, dieses abgesagten Feindes des Militarismus, drei: der Feldstecher, die Scherenfernrohre und der Entfernungsmesser, vorzugsweise und zwei weitere: das Zielfernrohr und das Standgeräte, ausschließlich militärischen Zwecken dienen. Im übrigen war ihm ganz unmöglich, anders zu handeln, als er urteilte, und ich bin keinem Lebenden begegnet, bei dem Überzeugungen und Taten sich stets und überall in so vollkommenem Einklang befunden hätten. Diese kompromißlose Folgerichtigkeit führte ihn, da er seine naturwissenschaftliche Weltanschauung mit der Lehre der Kirche nicht zu vereinigen vermochte, dazu, daß er kirchliche Bestrebungen und die theologischen Lehrfächer von der Unterstützung durch seine Stiftung ausschloß und für seine Person aus der evangelischen Kirche austrat. Und doch stimmen alle, die ihn näher gekannt haben, darin überein, daß eine tiefe Religiosität sein ganzes Wesen durchdrang, und daß ihm ein reichliches Teil von dem Stoffe beigemengt war, aus dem sich Propheten und Märtyrer zu bilden pflegen. Bezeichnend für ihn ist das Wort, daß ihm noch verhaßter als die kirchlichen Proselytenmacher die Apostel des Unglaubens seien.

Alles in allem lassen die merkwürdigen Wendungen in dem Geschick Abbes, besonders sein Aufsteigen von einem Fabrikarbeitersohn zu einem Multimillionär, und zwar mittels der gemeinhin doch meist brotlosen Wissenschaft der reinen Mathematik, und sein freiwilliger Rücktritt in sehr bescheidene Verhältnisse behufs Verwirklichung seiner sozialpolitischen Ideen das Lebensbild Abbes als ein sehr interessantes erscheinen. Und es machte die Vereinigung so vieler seltener, scheinbar gegensätzlicher Eigenschaften: außerordentlicher Strenge gegen sich selbst mit weitestgehender Nachsicht und Freigebigkeit gegen andre; abstrakten Gelehrtentums mit erfolgreichster Betätigung als gewerblicher Organisator und Großindustrieller; eines hochfliegenden Idealismus mit einem sehr nüchternen praktischen Sinn, die Persönlichkeit Abbes zu einer so eigenartigen und anziehenden, daß alle, denen vergönnt war, in nähere Beziehung zu ihm zu treten, dem Schicksal für diese Gunst zeitlebens dankbar sein werden.

M. V.

Ein ungedrucktes Gedicht Theodor Storms.

Mitgeteilt
von
Gertrud Storm.

Es war in den ersten Tagen des April. Von den Feldern hörte man den Gesang der Lerchen, der Garten war von Veilchenduft erfüllt, und abends, wenn die Dämmerung herniedersank, erfreute wieder der süße Gesang der Drossel das Menschenherz.

Draußen, gerade vor meinem Fenster, steht ein Strauch der rotblühenden Johannisbeere. Er war in diesem Jahre ganz von lichtrosa Blüten übersäet. Mittags, wenn die Sonne auf ihn herniederschien, sah und hörte man die Bienen gar emsig um ihn herumsummen.

Das ist bei uns die Zeit, in der das große Frühjahrsreinmachen seinen Anfang nimmt. Dann ist alle Behaglichkeit aus den sonst so trauten Räumen entflohen, und Besen und Scheuerbürste beginnen ihr Regiment. Ein Geruch von Seife, Soda und Putzwasser erfüllt das ganze Haus. An einem solchen Tage war es, daß ich vor meinem offenen Bücherschrank stand, um meine geliebten Bücher, wie alljährlich, abzustauben, und sie danach fein säuberlich in den frisch ausgewaschenen Schrank zurückzustellen.

Während ich die Bücher der Reihe nach aus dem Schranke nahm, nicht ohne mich für eine Weile in das eine oder andre zu vertiefen, sah ich, einen Blick durch die offenen Fenster werfend, wie draußen leise und sanft große, weiße Schneeflocken sich auf die schon grünenden Sträucher senkten. Gar lieblich sah es aus, wie bald unter dem mit blendend weißem Schnee bedeckten Strauch der Johannisbeere die roten Blüten ihre Köpfe hoben. So unter dem Schauen, geteilt zwischen meinen Büchern und dem Wunder, das sich draußen in der Natur vollzog, hielt ich ein altes Buch in Händen. Es hing nur noch lose im Einband, und niemals noch war es mir zu Gesicht gekommen. Ich erkannte, daß es eines von denen war, die ich von meinem verstorbenen Bruder Karl geerbt hatte, eine alte Ausgabe der „Alemannischen Gedichte" von Hebel.

Ich schlug es auf und sah auf dem ersten Blatt die Handschrift meines Vaters. — Es war ein Gedicht. Während der Wind die Schneeflocken durchs geöffnete Fenster trieb, mir ins Gesicht, daß ich ihre sanfte Kühle fühlte, las ich:

„Wiederkommen bringt Freud" —
So schrieb in längst erblühtem Mai,
Du kannst es lesen, es steht dabei,
Eine Braut ihrem Bräutigam.

Die Braut nicht wurde sein Weib —
Er hat gelebt, ein einsamer Mann.
Aus seinem Nachlaß kaufte ich dann
Das Buch mit dem hoffenden Wort.

Nun geb ich's dir, mein Kind —
Es trägt dies Blatt ein Menschengeschick;
Wir aber hoffen noch auf Glück —
Ja, Wiederkommen bringt Freud.

Über dem von Vaters Hand geschriebenen Gedicht las ich einen Frauennamen . . . und unter dem Datum „22. Mai 1857" von derselben Handschrift: „Wiederkommen bringt Freud". Die Tinte war fast verblaßt, kaum noch konnte man die Worte lesen. Ich sah auf das Buch in meinen Händen — ich sah auf die immer dichter fallenden Schneeflocken draußen vor den Fenstern; — allmählich kam mir wie aus nebelgrauer Ferne die Erinnerung an eine kleine Geschichte, die Vater uns erzählte, wie er mit diesem Buch heim kam, das er aus dem Nachlaß seines Freundes gekauft hatte. Ich war wohl noch sehr klein damals und begriff kaum, was ich hörte; aber die kleine, traurige Geschichte drang wie eine Melodie in meine Kinderseele.

Sie erzählte von dem Glück und dem Leid der Liebe. Dieses Mal waren es zwei Menschen, die sich von ganzer Seele geliebt hatten, die da glaubten, daß dies sonnige Glück der Liebe und der Jugend nimmer enden könne. Sie gingen wie in einem Traum, sich nur einer des andern bewußt in seligem Vergessen.

An seinem Geburtstag — es sollte der letzte sein, den er ohne die Geliebte feierte — sandte sie ihm ein Buch seines Lieblingsdichters, „Hebels alemannische Gedichte". Unter ihrem Namen schrieb sie die schönen, hoffnungsreichen Worte: „Wiederkommen bringt Freud".

Es war ja im Mai — im Liebesmonat.

Und ein Frühling, so erzählte mein Vater, wie er ihn kaum je wieder erlebt habe. Im Lichte der Sonne blühten in den Gärten die Birnen- und Kirschbäume. Millionen von Blüten erglänzten wie Schnee, die dornigsten Hecken waren damit überfäet, der Wald und die Wiesen schimmerten im zartesten Grün, und Frau Nachtigall kam und sang freudetrunken ein Frühlings- und Liebeslied. Es war so ganz die Zeit, um einen jungen Herzensbund zu schließen.

Ja — „Wiederkommen bringt Freud" — aber sie kam nicht wieder — es kam der Tod und riß sie vom Herzen des Geliebten mitten aus all der

lichten Frühlingsfreudigkeit und ihrem jungen Lieben. So hat er gelebt, ein einsamer Mann; aber immer doch war ihre Liebe bei ihm, sie gingen Hand in Hand bis an sein Lebensende. Und so war es doch, wie der Dichter Eichendorff einmal so schön singt: „Und fest zu glauben im seligen Traum, daß es ewig, ewig so bliebe." Sie war ihm nicht gestorben, denn die Erinnerung an sie wanderte mit dem alternden Mann und warf goldene Strahlen auf seinen einsamen Weg.

Tief ergriffen, legte ich das Buch still zu den andern. Heute waren sie ja alle tot — die hoffende Braut, der einsame Mann, mein Vater, mein Bruder Karl, an den das Gedicht gerichtet war. Mein geliebter Bruder — viel Liebe und viel Freundschaft war ihm im Leben geworden. Aber das Glück, wie man es sich in der Jugend erträumt, hat auch ihm nicht geblüht. Und wieder wollte es Frühling werden, die roten Blüten da draußen und der Gesang der Lerchen, der von den Feldern zu mir herüberdrang und mich aus meinen Träumen weckte, erzählte davon.

Neuere Literatur über Japan und Rußland.

I.

Über den japanischen Charakter ist im Laufe des letzten Jahres so viel und zum Teil in so aufdringlicher Weise geschrieben worden, daß man es wirklich als eine Erquickung empfindet, sich einmal an dem, was den Charakter eines Volkes wie einer Zeit vielleicht am besten wiedergibt, seiner Literatur selbst, eine Ansicht bilden zu können. Dr. K. Florenz gibt in seiner „Geschichte der japanischen Literatur“ jedem die Gelegenheit dazu. In dem bis jetzt veröffentlichten ersten Halbband wird freilich nur die Zeit bis 1186 behandelt, aber diese umfaßt die drei interessantesten Perioden der japanischen Literatur, die der Verfasser wie seine Vorgänger auf diesem Gebiete als die archaische, die vorklassische und die klassische bezeichnet. Was die erstere an Gebeten, Ritualen (der Shintodienste), Gesängen und Liedern in Prosa und Poesie hervorgebracht, war nur durch mündliche Überlieferung erhalten, bis es im 8. Jahrhundert im Kojiki (712) und Nihongi (720) mit chinesischen Zeichen phonetisch niedergeschrieben wurde. Die äußeren Formen der japanischen Poesie, wie sie sich damals schon ohne Rhythmus und Reim nur auf dem Prinzip der Silbenzählung entwickelt hatten, sind noch für die späteren Zeiten maßgebend geblieben. Die Zahl der Verssilben schwankte zuerst zwischen drei und elf; am gewöhnlichsten waren Fünf- und Siebensilber, danach Vier- und Sechssilber; die ersteren gewannen aber immer mehr die Oberhand, bis sich das Prinzip, Fünfsilber mit Siebensilbern abwechseln zu lassen, dauernd Bahn brach; mit den kürzeren wurde begonnen und dann am Ende noch ein überschüssiger Siebensilber als Schlußeffekt hinzugefügt. So erhielt man den Kata uta (5—7, 7) und den Mijika uta, oder Tanka, auch schlechthin „Uta“, das „Lied“ genannt (5—7, 5—7, 7), die allmählich alle andern Formen verdrängten, zum Schaden der japanischen Dichtkunst ganz besonders den Naga uta (Langgedicht), der aus einer regelmäßigen Folge von fünf- und siebensilbigen Zeilen mit eingestreuten überschüssigen siebensilbigen bestand. In der ältesten Zeit war diese Form eine sehr häufige; die Sammlung Manyōshū (760 oder später), die „Myriaden-Blättersammlung“, enthält unter 4496 Gedichten noch 262 Naga uta, darunter das längste von 149 Versen; die nächstfolgende Sammlung, das Kokinshu, (922), dagegen unter mehr als 1100 Stücken nur noch fünf. Seit dem Ende des 8. Jahrhunderts ist das Naga uta ausgestorben, und das Tanka gewinnt und bewahrt die Alleinherrschaft. Eine andre archaische Form, das Sōdo-ka — das den ersten Teil wiederholende Gedicht, oder Futa-moto no uta, zweistimmiges Gedicht, eigentlich aus zwei Kata uta zusammengesetzt — war häufig ein Wechselgesang, von dem die beiden Teile von verschiedenen Personen verfaßt und vorgetragen wurden. Der Sieg der kurzen Form gab der ganzen japanischen Dichtkunst ihre Signatur;

[1]) Erster Halbband. Leipzig, C. F. Amelang. 1905.

„das japanische Kurzgedicht verhält sich", wie der Verfasser sehr treffend sagt, „zu den lyrischen Gebilden der abendländischen Literaturen wie eine Skizze zu einem ausgeführten Gemälde; sein Dichter zeigt sich als den innigsten Geistesverwandten des japanischen Malers, der seine Gemälde auch nicht minutiös ausführt, sondern mit wenigen kühnen Strichen hinwirft". „Diese Übereinstimmung der dichterischen und malerischen Ideale ist kein bloßer Zufall; sie liegt tief in der geistigen Veranlagung des japanischen Volkes begründet, das vielleicht, aus Mangel bedeutender schöpferischer Kraft, darauf ausgeht, mit den kleinstmöglichen Mitteln etwas künstlerisch Vollkommenes zu schaffen." Die Mittel, von denen die Dichter Gebrauch machten und machen, sind die Vergleichung, die Allegorie, Anrede und Ausruf, die Wiederholung, Inversionen und Ellipsen, die Alliteration und in den längeren Gedichten der Parallelismus der Glieder. Das alles ist auch dem Fremden verständlich und in der einen oder andern Form auch bei ihm gebräuchlich; was aber der japanischen Dichtkunst eigentümlich ist, sind die Makura-kotoba, „Kissenwörter", die Jo, „Einleitungen", und die Kenyōgen, „doppelsinnig gebrauchte Wörter". Unter den ersteren versteht man zur stehenden Phrase gewordene attributische Beiwörter, wie z. B. bei Homer der „Donnerer" Zeus, der „ferntreffende" Apollo, das „schöngebordete" Schiff. So gebraucht der Japaner die „hochscheinende" Sonne, das „sich umwälzende" Jahr, „wie Seile aus Papiermaulbeerrinde" weiße Arme, die Reise, „bei der man Gras zum Kopfkissen nimmt", d. h. die „herberglose"; viele von diesen Kissenwörtern haben ihre ursprüngliche Bedeutung längst eingebüßt, so „weißtuchig", das ursprünglich zur Bezeichnung von Kleidern gebraucht wurde und jetzt einfach als „weiß" Verwendung findet. Solcher Kissenwörter gibt es mehrere Hunderte, und da sie alle fünfsilbig sind, verringern sie den überhaupt schon knapp zugemessenen Raum, und ihre Anwendung wird oft zur denkfaulen und geistlosen Manier. Die „Jo" sind aus ganzen Satzverbindungen bestehende, oft nur wegen des Gleichklangs zweier Worte zugefügte Attribute zu einem Wort, die nur zu diesem Wort, nicht zum Sinne des Gedichts, in Beziehung stehen. Die „Kenyōgen", doppelsinnig gebrauchte Wörter, dienen zu allen möglichen Wortspielen, die der Japaner aber nicht komisch, sondern durchaus ernst nimmt, und die häufig wirklich ein anmutiges Schmuckmittel bilden. Trotz dieser Hindernisse, die sich der Entwicklung der Poesie hindernd in den Weg stellen, muß man anerkennen, was der Japaner aus seinen Kurzgedichten zu machen verstanden hat; viele derselben sind feinst ausgearbeitete wahrhafte Perlen der lyrischen Poesie, aber freilich auch nur das, und die japanische Dichtkunst hat nichts andres aufzuweisen.

Wenn die Dichtungen der archaischen Periode als rein japanisch bezeichnet werden können, machen sich in der vorklassischen Literatur, d. h. der aus der Zeit, in welcher der Hof in Nara residierte (710—784), und etwas vor- und nachher chinesische und buddhistische Einflüsse stark bemerkbar. In der dritten klassischen, auch Heian genannten Epoche, so bezeichnet, wegen der Verlegung der Residenz nach dem Dorfe Uda (794), dem späteren Kyoto, der Heian kyo, d. h. die Residenz des Friedens, unterscheidet der Verfasser vier Perioden: die der gänzlichen Hingabe an die chinesische Literatur und Vernachlässigung der vaterländischen (794—890), die der Reaktion des nationalen Geistes in der Literatur (890—990), die politisch mit der Gewinnung des ausschlaggebenden Einflusses der Familie Fujiwara (Glycinienfeld) auf die Leitung des Staates zusammenfällt, die Blütezeit der Frauenliteratur (990—1070) und endlich die Anfänge des historischen Romans (1071—1185). Der Bruch mit der chinesischen Literatur fiel mit dem Abbrechen der politischen Beziehungen zu dem damals am Ende der Tang-Dynastie von inneren Kämpfen zerrissenen großen Nachbarreiche zusammen, mit dem von da an auch die früher ziemlich regelmäßig durch Gesandtschaften unterhaltenen diplomatischen Verbindungen aufhörten. Gleichzeitig trat aber auch in Japan selbst der Gegensatz zwischen dem Hofadel, den „Kuge", und dem Schwertadel, den Buke, immer schärfer hervor; die letzteren rissen zuerst die Ämter in den Provinzen an sich und machten sich dort

immer unabhängiger von der kaiserlichen Autorität, bis sie diese schließlich auch in der Hauptstadt vollständig lahmlegten. Auch die Dichtkunst wurde durch diese politischen Vorgänge beeinflußt; die Dichter und Dichterinnen gehörten mit wenigen Ausnahmen zum kaiserlichen Hofe oder standen ihm nahe; ihre Erzeugnisse tragen den Stempel des sorglosen Leichtsinns und der verweichlichenden Genußsucht, die das damalige Hofleben kennzeichneten. Dr. Florenz charakterisiert die Dichtkunst dieser Periode scharf und treffend dahin, daß das Gedichtmachen zum Sport wurde und man mit schwärmerischen, tränenschweren Gefühlen paradierte, während das Herz oft eiskalt blieb. Besonders schädlich wirkten die zur selben Zeit sehr Mode werdenden Uta awase, „Liederwettkämpfe", bei denen die Teilnehmer sich in Künstelei überboten und ihre Produktionen dem Geschmack des Richters anzupassen suchten. Dies führte bald zur Bildung von einzelnen Schulen mit strengen Regeln, die nur den Zweck hatten, „das Dichten zu einem schwierigen Handwerk zu machen". So entstand „ein japanischer Meistergesang, der sich an Nüchternheit mit dem deutschen Meistergesang getrost messen kann".

Dieser Niedergang der Poesie mag zum Aufblühen der Prosa beigetragen haben, wenn auch der allgemeinen Einführung der bequemen phonetischen national-japanischen Silbenschrift (Hiragana und Katakana), an Stelle der schwierigen chinesischen Zeichen der hauptsächlichste Anteil an dieser Entwicklung zugeschrieben werden muß. Seit dem Ende des 9. Jahrhunderts bei Frauen und weniger Gebildeten in Gebrauch, brach sich diese Schrift bei den Männern nur langsam Bahn, bis sie wegen ihrer bequemeren Anwendung auch von ihnen bevorzugt wurde. Trotzdem hatten die Frauen an der Entwicklung der japanischen Prosa in dieser Zeit einen viel hervorragenderen Anteil als die Männer. Wenn in der vorklassischen Zeit nur die an die große Masse des Volks gerichteten „Semmyo", „Kündungen der erlauchten Reden" (des Kaisers), ganz japanisch geschrieben wurden, und in den Geschichtswerken, den Beschreibungen von Sitten und Land (Fudoki) und den Familienschriften (Ujibumi) hauptsächlich chinesische Zeichen mit dazwischen eingestreuten phonetisch geschriebenen japanischen Wörtern Verwendung fanden, ist dies in der Heian-Periode gerade umgekehrt. In den Prosaproduktionen dieser Zeit werden fünf Arten unterschieden. 1. Mono-gatari, freierfundene Erzählungen, Novellen und Romane, 2. Nikki, Tagebücher und Kiko, Reisebeschreibungen, 3. Ka-jo, Vorreden zu Liedern, 4. Zuihitsu oder Soshi, Skizzenbücher, 5. Zasshi (vermischte Geschichte), romantische Historien oder historische Romane, welche Einteilung freilich nicht ausschließt, daß diese verschiedenen Gattungen oft ineinander übergehen und schwer auseinanderzuhalten sind. Sie enthalten aber alle für die Kenntnis der japanischen Kultur dieser Zeit nicht zu entbehrende Beiträge. Der beschränkte Raum gestattet nicht, Proben aus den in dem Florenzschen Werke sehr zahlreich enthaltenen Zitaten aus der Poesie und der Prosa der behandelten Zeiten zu geben; das Buch, von dem hoffentlich bald der zweite Teil erscheinen wird, mag daher allen, die sich für Japan wie für Dichtkunst überhaupt interessieren, warm empfohlen sein.

Wenn Dr. Florenz uns nur bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts führt, gibt Otto Hauser in „Die japanische Lyrik von 1880—1900"[1]) eine Skizze ihrer Entwicklung seit ihrer Berührung mit der westlichen Literatur. Die Einleitung, soweit sie sich mit der alten Dichtkunst beschäftigt, ist vorzüglich; sie trifft durchaus das Richtige in dem Vergleich der japanischen Tanka mit dem Distichon und der Literatur in Distichen mit der in Sonetten. Ebenso zutreffend ist, daß mit dem Dramatiker Chikamatsu (geb. 1653) und dem Romandichter Bakin (1767—1848) sich auf diesen Gebieten eine neue Entwicklung vollzogen habe; beide sind aber zeitlich zu weit getrennt, als daß man ihr Auftreten und ihren Einfluß denselben Ursachen zuschreiben könne. Die neue Schule, als deren Vertreter Hauser u. a. Toyama Masakazu, Shiwoi Uko, Yatabe Ryokichi und Nakamura Akika nennt, zeigt

[1]) Eine Studie und Übersetzung. Großenhain, Baumert & Ronge. 1904.

bis jetzt mehr ein tastendes Suchen als eine bestimmte Richtung und hat der alten Schule gegenüber noch keine bedeutenden Erfolge zu verzeichnen gehabt, dagegen schon eine scharfe Reaktion hervorgerufen. Doch soll nicht in Abrede gestellt werden, daß z. B. Toyama mit einem, auch von Hauser wiedergegebenen Gedicht „Das Erdbeben von 1855", einen Weg eingeschlagen hat, der ihn, wenn er sich von der den Gang des Gedichtes zu sehr hindernden Reflexion freimachen kann, zu weiteren Erfolgen führen dürfte. Nakamuras „Auf dem Schlachtfelde von Oke-Hazama" schlägt dem gegenüber den wahren Balladenton an. Jedenfalls wird man die Versuche der neuen Schule mit Aufmerksamkeit und Interesse verfolgen können. Bei der Übertragung der „Bambusflötenlieder" von Shiwoi hat der Übersetzer wohl manches eigene hinzugefügt; wenigstens stimmt das dritte nur teilweise mit der von Aston in „A history of Japanese literature" gegebenen Prosaübertragung.

Lafcadio Hearn ist so vollständig Japaner geworden, daß man die soeben erschienene deutsche Übersetzung seines „Kokoro"[1]) (Herz) wohl, ohne einen Solözismus zu begehen, zur japanischen Literatur zählen darf. Von Hearn selbst zu sprechen, dürfte überflüssig sein; er ist schon 1900 an dieser Stelle bei den Lesern der „Deutschen Rundschau" eingeführt worden. Die Übersetzung ist so gut, wie der eigentümliche Stil Hearns dies nur gestattet. Das Buch selbst, das 1896 erschien, zeigt alle Vorzüge und Fehler der Hearnschen Behandlung japanischer Fragen; erst in seinem letzten Werk „Japan, an attempt at interpretation" hat er, nach schweren Enttäuschungen und wohl nach schwereren innern Kämpfen, das abgeklärte Urteil gefunden, das diesem seiner Werke als einer unübertroffenen psychologischen Studie des japanischen Volks dauerndsten Wert sichern wird. Doch auch „Kokoro" mit seiner Fülle von Beobachtungen und Anregungen, die sich über eine Menge von Gegenständen erstrecken, ist der Beachtung sehr wert; vielleicht wird es sogar, wegen seiner vielfachen Überschwenglichkeiten, mehr Beachtung und Freunde finden als das vorerwähnte, ernstere und nüchternere Buch. Hoffmannsthals Vorrede mit ihrem Wortgeklingel wird auch dazu beitragen; wenngleich es manchem Leser zu erfahren, daß Hearn vor seinem Tode aus seiner Stellung als Lehrer an der Universität in Tokyo von den Japanern selbst verdrängt worden ist und durch diesen Undank an gebrochenem Herzen gestorben sein dürfte, vielleicht interessanter gewesen wäre, als daß er nun den Brief nicht erhalten wird, den der Verfasser der Vorrede ihm zu senden während seines Lebens ersichtlich nie gedacht hatte. Der Buchschmuck, aus japanischen Motiven zusammengesetzt, scheint zu schwer für den leicht hinfließenden Stil Hearns; er erinnert in Farbe und Ausführung mehr an altdeutsche Schnitte als an solche aus dem Lande der aufgehenden Sonne.

II.

Die Zeit vor dem Ausbruch des Krieges behandeln zwei Werke: „World Politics at the and of the nineteeth century as influenced by the oriental situation"[1]), von Dr. Paul S. Reinsch[2]) und „L'Estremo Oriente e le sue lotte", von Prof. Enrico Catellani[3]). Das erstere knüpft an die Frage des nationalen Imperialismus an, in dem der Verfasser eine weitere Phase der Entwicklung des Nationalgefühls sieht und in letzter Linie auf den den Pessimismus der größeren Hälfte des 19. Jahrhunderts ersetzenden Optimismus Nietzsches zurückführt, der in der siegreichen Energie die Vorbedingung einer glück-

[1]) Übersetzt von Bertha Franzos. Mit Vorwort von Hugo v. Hoffmannsthal. Buchschmuck von Emil Orlik. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1905.

[2]) New York, The Macmillan Co.; London, Macmillan & Co. 1902. Aus: The Citizen's Library of Economics, Politics and Sociologies. Herausgegeben von R. T. Ely. Der Verfasser des Werkes ist Assistant Professor of political science in the University of Wisconsin.

[3]) Con 6 carte geografiche. Milano, Fratelli Treves. 1904. Der Verfasser ist Professor des Völkerrechts an der Universität Padua.

lichen Existen sieht. Wenn sich über diese philosophische Auffassung der Geschichte streiten läßt, ist eine andre Behauptung des Verfassers, daß England als dasjenige Land anzusehen sei, dessen Beispiel andre Staaten veranlaßt habe, jenseits der Meere eine Stärkung ihrer nationalen Macht und Hilfsmittel zu suchen, ebenso wie es das gewesen sei, das zuerst die Prinzipien des Nationalismus entwickelt und ein nationales Reich gegründet habe, unzweifelhaft richtig. Auch was der Verfasser über die „Eröffnung Chinas" sowie über „Orient und Occident" sagt, ist im allgemeinen als zutreffend zu bezeichnen; weniger glücklich ist er, wenn er an die Schilderung deutscher innerer Zustände und äußerer Bestrebungen geht. So ist es Kaiser Wilhelm II. nie eingefallen, ein allgemeines religiöses Protektorat in Palästina und Syrien anzustreben, und die schärfere Betonung des Deutschland selbstverständlich zustehenden Rechts, seine Angehörigen zu beschützen, auch wenn sie Missionare geworden sind, ist bereits unter der Regierung Wilhelms I. erfolgt (S. 33). Kaiser Wilhelm II. den Wunsch zuzuschreiben, für sich und sein Haus besondere Heiligkeit und Göttlichkeit (sanctity und divinity) in Anspruch zu nehmen (S. 76), ist eine ebenso große Verdrehung der Tatsachen, als wenn (S. 303) gesagt wird, daß ein Licht auf seine Handlungsweise durch die angedrohte Entlassung von „einigen zwanzig Richtern" geworfen würde, die als Mitglieder des preußischen Parlaments gewagt hätten, „gegen die Ausdehnung der kaiserlichen Kanalpolitik zu stimmen". Bei dem Vorfall handelte es sich, wie dem Verfasser hätte bekannt sein müssen, nicht um richterliche Beamte, die nach der preußischen Verfassung unabsetzbar sind, sondern um politische Beamte, von denen allerdings nach dem jetzt überall gültigen Staatsrecht verlangt werden konnte, daß sie der Regierung, deren Beamte sie waren, keine Opposition machten. Die falsche Beurteilung deutscher Verhältnisse durch den Verfasser mußte besonders betont werden, weil sie leider eine für viele englische und amerikanische Schriftsteller charakteristische Eigenschaft ist, die darauf zurückzuführen sein dürfte, daß sie ihre Kenntnisse deutscher Zustände und innerpolitischer Fragen aus den Organen extremer Parteien schöpfen, die ein Interesse daran haben, die Tatsachen in ihrem Sinne darzustellen und zu färben. Eine bessere Kenntnis der deutschen Zustände würde manchen Irrtum vermeiden helfen und sehr wesentlich zu einer besseren und gerechteren Beurteilung deutscher Verhältnisse beitragen.

In Prof. Catellanis Buch: „Der ferne Osten und seine Kämpfe" erhalten wir zuerst eine eingehende Schilderung Chinas als Staat und Staatensystem, des öffentlichen Rechts, des idealen und täglichen Lebens, der Religion und Religionen des Volks, seiner Kultur und Gesellschaft, worauf dann die Beziehungen Chinas zu den andern Staaten in Frieden und Krieg eingehend erörtert werden. Einzelne entschuldbare Irrtümer abgerechnet, enthält die Arbeit wohl das Beste, was in dieser Hinsicht bis jetzt geschrieben worden ist; manches ist durch die jüngsten Ereignisse bereits überholt worden, aber das Werk wird auch nach denselben seinen Wert behalten, denn Gegenwart und Zukunft sind nicht von der Vergangenheit zu trennen und ebenso wenig ohne sie zu verstehen.

Von den Ursachen des russisch-japanischen Kriegs handelt eine ursprünglich in englischer Sprache erschienene Broschüre des früheren japanischen Ministers Baron Suyematzu „Rußland und Japan"[1]). Der Verfasser war während des Krieges in England und Frankreich mit Geschick und Erfolg als Preßagent tätig. Ob er seinem Lande dadurch einen Dienst erwiesen hat, daß er sich ganz mit den Anschauungen und dem Gebaren der englischen Jingo-Presse identifizierte, mag dahingestellt bleiben; aber seine Äußerungen müssen im Licht seiner Sympathie beurteilt werden. Das vorliegende Schriftchen enthält, soweit die dem Ausbruch der Feindseligkeiten vorangehenden diplomatischen Verhandlungen zwischen Japan und Rußland in Betracht kommen, Bekanntes und Zutreffendes; von dem, was über die Tragweite des im Oktober 1900 abgeschlossenen englisch-deutschen Abkommens gesagt wird,

[1]) Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Franz Müller. London, Probsthain & Co. 1904.

können wir ein gleiches nicht zugeben. Der Verfasser mußte doch wissen, was Lord Landsdowne selbst im Unterhause erklärt hatte, daß sich das Abkommen von vornherein nicht auf die Mandschurei, sondern nur auf das eigentliche China, die achtzehn Provinzen, bezog. Wenn Baron Suyematzu dann (S. 7) sagt, daß England und Japan in diesem Abkommen später die Grundlage für eine förmliche Bündniserklärung in Hinsicht auf die chinesischen und koreanischen Angelegenheiten gefunden hätten, so widerspricht er dieser Behauptung selbst schon auf Seite 14, in der er dort den Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses durch die Gleichartigkeit der beiderseitigen Interessen im fernen Osten motiviert. Auch „Der russisch-japanische Krieg, seine Vorgeschichte, sein Ausbruch, seine Folgerungen", dargestellt von Dr. Franz Müller[1]) behandelt in seiner ersten Hälfte die Vorgeschichte des Krieges auf Grund der Zusammenstellung des Barons Suyematzu in demselben Sinne und mit denselben Irrtümern. Neu sind die Verteidigung Japans gegen den Vorwurf, Rußland unerwartet überfallen zu haben, und ein Abschnitt über den japanischen Verein des Roten Kreuzes. Was den ersteren Punkt anbetrifft, so gehen die Ansichten über die Notwendigkeit einer vorhergängigen Kriegserklärung so weit auseinander, daß der Angriff der japanischen Flotte gegen die russische in der Nacht vom 8. auf den 9. Februar 1904 sich immerhin rechtfertigen lassen wird; die Vorgänge in und vor dem Hafen von Chemulpo und später in Tschifu, die der Verfasser nicht erwähnt, scheinen aber darauf zu deuten, daß wenigstens japanische maritime Befehlshaber nicht anstehen, die internationalen Rechte der Neutralen hintanzusetzen, wo es sich um kriegerische Vorteile handelt.

Daß der Kampf selbst, der sich zu einem gewaltigen Ringen zwischen den beiden Nationen entwickelte, vielfach Gegenstand der Darstellung geworden, ist selbstverständlich. Die beiden darüber vorliegenden Werke: „Der Krieg zwischen Rußland und Japan, von Walter Erdmann von Kalinowski"[2]) und „Der russisch-japanische Krieg. In militärischer und politischer Beziehung dargestellt von Immanuel[3]), sind fleißige Arbeiten, deren Verfasser bemüht sind, gewissenhaft und unparteiisch zu berichten. Daß trotzdem Lücken und Irrtümer zu verzeichnen sind, ist durch das Fehlen amtlicher zuverlässiger Nachrichten sowie durch eine zu Beginn des Krieges wohl zu entschuldigende zu günstige Beurteilung der russischen Armee und Flotte wohl zu erklären. Wenn Hauptmann Immanuel z. B. schreibt (I, 88, 89): „Die russische Flotte des Stillen Ozeans verfügt über Material, welches in bezug auf Panzerung, Schnelligkeit, Geschütz und Torpedoausrüstung durchaus auf der Höhe der heutigen Ansprüche steht. Die russische Flottenbemannung ist vorzüglich ausgebildet und mit ihrem Dienst vertraut, das Offizierkorps ausgezeichnet geschult, wenn ihm auch die eigentliche Kriegserfahrung fehlt" und dies Urteil durch die Ansicht eines Fachmannes zu begründen sucht, so haben die Ereignisse an einer solchen Auffassung eine so vernichtende Kritik geübt, wie selbst der übelwollendste Beurteiler sich gescheut haben würde sie auszusprechen. Mit dem Fortschreiten des Kampfes werden, nicht nur in den vorliegenden Werken, die Urteile über die Russen ungünstiger, über die Japaner immer anerkennender, bis sich die öffentliche Meinung heute vor Bewunderung der letzteren kaum noch zu lassen weiß. Auch darin wird mit der Zeit eine Abschwächung eintreten, die nur der historischen Wahrheit zugute kommen kann, und es ist interessant, daß es gerade Engländer sind, die den Schleier zu lüften beginnen. W. Richmond Smith, in seinem vor kurzem veröffentlichten Buche „The siege and fall of Port Arthur" gibt über die Vorgänge bei der Belagerung der Festung Aufschlüsse, für die ihm die Verantwortung

[1]) Berlin, Hermann Walther. 1905.

[2]) Königl. preußischer Hauptmann a. D. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet. Mit Karten und Skizzen. Heft 1—5. Berlin, Militärverlag der Liebelschen Buchhandlung. 1904—05.

[3]) Hauptmann, zugeteilt dem Großen Generalstabe, Lehrer an der Kriegsakademie. Mit Kartenskizzen und Übersichtskarte. Heft 1—2. Berlin, Richard Schröder. 1904—05.

überlassen bleiben muß, die aber den Kritiker der „Times“ (in dem „Litterary Supplement“ derselben vom 17. November 1905) zu der Äußerung veranlassen, es sei bis zu einem gewissen Grade beruhigend, zu finden, daß schließlich die japanischen Truppen, die, durch die beschränkten, nur wenigen fremden Beobachtern zugänglicher Öffnungen gesehen, als unbesiegbar gerühmt wurden, nicht alle die mythischen Tugenden des alten Rittertumes besitzen und selbst bis zu den Verbrechen herabsinken können, die auch von den besten westlichen Truppen unter der Zügellosigkeit und den starken Leidenschaften eines verlängerten und unentschiedenen Krieges begangen worden sind.

„En Mandchourie“, von Georges de la Salle[1]), ist mehr feuilletonistisch gehalten, aber es besitzt trotzdem ein gewisses über die bloße Plauderei hinausgehendes Interesse, denn es zeigt die tiefe Zerrüttung der Disziplin und jeder Ordnung, die von Anfang an in der russischen Armee herrschte und nach jedem Mißerfolg zunahm. Der Verfasser hat am 23. April 1904 bei Wirballen die russische Grenze überschritten und ist Ende Dezember auf demselben Wege zurückgekehrt; er hat der Schlacht am Cha-ko (Scha-ho) am 11. und 12. Oktober beigewohnt, in der das Korps Stakelberg so schwere Verluste erlitt, und hat während der ganzen Zeit seines Aufenthalts, „ob man sich schlug oder nicht, alle Orte, wo man aß und trank, überfüllt von Offizieren gesehen, die sich bis zur Besinnungslosigkeit betranken (s'alcoolisaient à mort). Und ich habe schließlich in diesen Gewohnheiten die Erklärung vieler der begangenen Fehler, vieler der Niederlagen gefunden, die man vielleicht hätte vermeiden können.“ Die Betrunkenen brüllten die Marseillaise, alles wimmelte von Frauenzimmern, und nur der Chinese ging seinen Geschäften nach, ohne das zu beachten, was um ihn herum vorging. Der Krieg gefällt dem Verfasser nicht, er ist nicht mehr heroisch, und der Beobachter findet nach seinen eigenen Erfahrungen, daß man beim Militär im Frieden ungeheuer viel Dinge lernt, die man im Kriege nicht gebrauchen kann. Das Buch ist in manchen Beziehungen lehrreich, besonders für den, der aus ihm lernt, welche Rolle gute Sitten und Manneszucht in einem Kriege spielen, und wie „faire la noce“ zu den Dingen gehört, die am schärfsten verpönt sein sollten.

Mit den Fragen des Krieges beschäftigt sich, wie schon erwähnt, teilweise auch die Schrift Dr. Franz Müllers: „Der japanische Krieg“, in deren Schlußkapitel „der Ausblick in die Zukunft und die Gelbe Gefahr“ behandelt wird. Der Verfasser läßt die Frage offen, ob Japan nach dem damals noch nicht beendeten Kriege sich für eine friedliche Entwicklung und Verbindung mit dem Westen entscheiden oder in einen kriegerischen Gegensatz zu dem Westen setzen werde; er neigt zu der ersteren Ansicht, schon weil China bei einem solchen Gegensatz viel mehr ein Hindernis als eine Hilfe für Japan sein werde und er warnt davor, sich durch die Besorgnis vor der gelben Gefahr zu Rassenvorurteilen hinreißen zu lassen, die nur zu einem Kampfe, aber nicht zu einer Verständigung führen könnten. Europa wüßte noch viel zu wenig von Japan, um zu einem abschließenden Urteile kommen zu können — eine Ansicht, der man zustimmen kann, wenn man statt Europa Westen und Osten setzt, denn wenn die Kenntnis Japans den Europäern abgeht, so ist das noch in viel höherem Maße in Japan hinsichtlich Europas der Fall. Die Frage nach den Folgen des Krieges behandelt auch Julius Meurer in dem beachtenswerten Buche: „Der russisch-japanische Krieg in seinen Rückwirkungen auf den Weltfrieden“[1]). Die hier in maritimen Fragen aufgestellten Lehrsätze dürften indessen kaum allgemeine Zustimmung finden, und die politischen Erörterungen des Verfassers sind von den Ereignissen bereits vielfach überholt worden. Nach unsrer Ansicht wird die Entwicklung der Zustände in Ostasien wesentlich durch wirtschaftliche Bedingungen bestimmt werden. Der kaum beendigte Krieg hat Japan

[1]) Paris, Armand Colin. 1905.
[2]) K. k. Offizier a. D. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1905.

ungeheuere Verluste an Menschen und Geld zugefügt; es wird aus eigenen Mitteln die letzteren nur schwer oder gar nicht ersetzen können. Das Kapital ist zwar international, aber es wird doch abzuwarten sein, inwieweit es sich der japanischen Konkurrenz zur Verfügung stellen wird, besonders nachdem man, wie das in England am schnellsten eintreten wird, diese Konkurrenz am eigenen Leibe zu spüren begonnen hat. Jedenfalls wird sich empfehlen, allen ostasiatischen Fragen ruhig und ohne Voreingenommenheit, die eine schlechte Ratgeberin ist, entgegenzutreten. E. Fitzers „Die Rückwirkung des ostasiatischen Krieges auf das Volksrecht. Die Notwendigkeit einer neuen Seerechtskonferenz“ [1]) beschäftigt sich mit diesen durch die Vorgänge während des Krieges, namentlich mit Bezug auf die Pflichten und Rechte der Neutralen brennend gewordenen Fragen. Der Verfasser, der sie mit Objektivität und Sachkenntnis behandelt, trifft vielfach das Richtige, und die Zusammenberufung einer internationalen Seemachtkonferenz, für die er eintritt, erscheint zum mindesten sehr wünschenswert. Man muß aber, um hier nach allen Richtungen gerecht zu werden, nicht nur die Interessengegensätze zwischen Kriegführenden und Neutralen ins Auge fassen, sondern auch die zwischen den Kriegführenden selbst. Das letztere ist, was bei Deutschland hauptsächlich ins Gewicht fällt. Der Verfasser erörtert den Punkt auf Seite 13 ff., aber er legt dem Schaden, den selbst wenige Kreuzer in kurzer Zeit der englischen Handelsmarine zufügen können, unsrer Ansicht nach zu wenig Bedeutung bei. Wer da weiß, welchen Schaden die wenigen südstaatlichen Kreuzer der Handelsmarine der Nordstaaten zu tun imstande gewesen sind, einen Schaden, der noch heute nicht verwunden ist, der wird die Verwüstung, die selbst wenige Kreuzer unter den 17 Millionen Tonnen der englischen Handelsmarine bei einiger energischer Rücksichtslosigkeit anzurichten imstande sein dürften, sehr viel höher veranschlagen müssen, als der Verfasser annimmt. Jedenfalls wird Deutschland wohltun, sich bei einer etwaigen Konferenz der Seemächte nicht nur von humanitären Grundsätzen leiten zu lassen.

M. v. Brandt.

---

[1]) Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1904. Aus „Volkswirtschaftliche Zeitfragen“. Herausgegeben von der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft zu Berlin.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Der russisch-japanische Krieg, der Friede zu Portsmouth und die russische Revolution haben das Jahr 1905 zu einem welthistorischen gemacht. Unberechenbar ist die Fernwirkung dieser Ereignisse; nur dies empfinden die Zeitgenossen, daß eine neue Ära sich von ihnen herschreiben wird. Vor allem für die Entwicklung Ostasiens, für die Bedeutung des Stillen Ozeans im Weltverkehr und die Umwandlung Rußlands zu einem modernen Staate. In diesen Prozeß ist gerade an dem Jahreswechsel ein entscheidender Augenblick eingetreten. Die Regierung hat in Moskau nach mehrtägigen Kämpfen den bewaffneten Aufstand niedergeschlagen. Am 15. Dezember noch bot Rußland das Bild eines scheinbar gestaltlosen und unentwirrbaren Chaos. Überall lokale Ausstände, Tumulte und Plünderungen, die Ostseeprovinzen eine Beute des lettischen Bauernaufstandes, der sich auch der Städte zu bemächtigen drohte, dabei in der Regierung wie in der revolutionären Partei derselbe Mangel einer durchgreifenden Leitung und eines zielbewußten Plans. Da ermannte sich in der letzten Stunde die Regierung, der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen. Man kann sagen: mit dem bloßen Entschluß, wieder als Regierung aufzutreten, war das Spiel gewonnen. Denn die Revolution hatte in dem Generalstreik aller Klassen und Berufe während des Monats Oktober, in den Meutereien der Flotte und des Heeres im November, in dem Ausstand der Post- und Telegraphenbeamten in der ersten Hälfte des Dezember, der zeitweilig jeden Verkehr innerhalb des Reiches und über die Grenzen hinaus hemmte, sowohl ihre materiellen Mittel wie ihre moralische Kraft verzettelt und erschöpft. Alles, was an politischen und sozialen Rechten vernünftigerweise gefordert werden konnte, war durch das Manifest des Zaren vom 30. Oktober, weit über jede Grenze des für das russische Volk Förderlichen und Wünschenswerten hinaus, bewilligt worden — alle weiteren Begehren und Gelüste verloren sich in leere und wüste Phantastik. Die Gebildeten und die Wohlhabenden, die bisher willenlos, von dem Rausch der Revolution hypnotisiert, im Gefolge der Radikalen mitgelaufen waren, fingen an sich langsam zurückzuziehen; die Arbeiter wurden, da sie die Streikgelder nicht mehr regelmäßig empfingen, des Müßiggangs und der Entbehrungen, die der Ausstand ihnen auferlegte, müde; die Bauern erkannten in dem Ausstand der Post und der Eisenbahn die schwere Schädigung ihrer Interessen. Diesen sich vorbereitenden Umschwung in der öffentlichen Meinung und der Volksstimmung wußte die Regierung geschickt zu benutzen. Mit kräftiger Hand griff sie durch und verhaftete rasch nacheinander alle Rädelsführer der revolutionären Partei in Petersburg. Nirgends wurde in der Hauptstadt Widerstand geleistet; die Drohung mit einem neuen Generalstreik fiel gegenüber der Truppenmacht, welche die Regierung in den Straßen und auf den Plätzen entfaltete, ins Wasser. Nach Möglichkeit hatte man den materiellen Beschwerden der Soldaten über schlechte Kost, mangelnde Soldzahlung und harte Behandlung abgeholfen und ihren Korpsgeist durch Besuche des Kaisers bei den einzelnen

Garderegimentern und eindringliche Ansprachen an die Offiziere zu heben gesucht. Mit welchem Erfolg, hat sich in Moskau gezeigt. Hier glaubte die revolutionäre Partei den Handschuh aufheben und den bewaffneten Aufstand wagen zu dürfen. Offenbar im Vertrauen auf die so lange und so eifrig betriebene Wühlerei im Heere. Sie sollte in erbitterten Kämpfen die Enttäuschung erfahren. Gerade das Rostowsche Regiment, das schon wiederholt gemeutert hatte, auf dessen Untätigkeit, wenn nicht gar Beistand, die Aufständischen rechneten, ging am kräftigsten gegen die Barrikaden vor. Am dritten Tage kam den erschöpften Truppen Hilfe aus Petersburg, die Gardedragoner und das Ssemenowsche Garderegiment. Mit wilder Tapferkeit und zäher Ausdauer behaupteten die Aufständischen, Arbeiter, Eisenbahner, Studenten und Schüler, viele Frauen darunter, ihre Stellungen, die mit großer Umsicht gewählt und in Verteidigungsstand gesetzt waren, in den Vorstädten, in mächtigen Fabrikgebäuden und auf den Bahnhöfen Moskaus, bis das Artilleriefeuer und die Maschinengewehre die Barrikaden und Häuser zerstörten und die Kämpfer in die Flucht trieben. Regierung und Revolution hatten das Gefühl, daß es sich um eine Entscheidung handelte. Die Wut des Kampfes erinnerte an manchen Stellen an die Junischlacht im Jahre 1848, welche die Pariser Arbeiter der Bürgerschaft lieferten. Das Ende war die völlige Niederlage der Revolution; viele sind geblieben, viele gefangen, noch mehr geflüchtet. Und die Regierung hat nicht nur gesiegt, es hat sich auch gezeigt, daß sie in der Armee, trotz aller Behauptungen der Radikalen und den überall ausgestreuten Gerüchten, eine zuverlässige und noch ungebrochene Waffe besitzt. Von allen verständigen Menschen ist der Erfolg der russischen Regierung als eine Befreiung von einem Alpdruck begrüßt worden. Die Beruhigung der Provinzen, die Wiederkehr der Ordnung, des Friedens und der Sicherheit kann jetzt, wenn die Regierung die geeigneten Persönlichkeiten für ihre Maßregeln findet, nur noch eine Frage der Zeit sein. Für Europa drohte die siegreiche Anarchie und die Diktatur des Proletariats in den Städten und Dörfern Rußlands, bei ihrem ansteckenden Charakter, zu einer allgemeinen Gefahr zu werden. Überall rüstete sich die Sozialdemokratie, ähnliche Szenen wie in Rußland herbeizuführen; die Ernüchterung wird nach dem Scheitern des Aufstandes in Moskau nicht ausbleiben.

Welche Folgen dagegen der rasche Erfolg der Regierung auf die freiheitliche Entwicklung Rußlands ausüben wird — das erscheint in einem weniger günstigen Lichte. Der Sieg der Gewalt ist in den seltensten Fällen den Reformen förderlich gewesen. Man braucht nicht an dem redlichen Willen der leitenden Männer, die feierlichen Versprechungen des Zaren aufrechtzuerhalten, zu zweifeln, man sieht sie unwillkürlich durch die Umstände in die Wege und zu den Mitteln des alten autokratischen Systems gedrängt und zu der Notwendigkeit gezwungen, die Berufung der Reichsduma zu vertagen. Es ist unmöglich, daß dieselbe, wie am 19. August verheißen wurde, im Laufe des Monats Januar zusammentritt. Nicht nur weil die Unterdrückung der Anarchie die ganze Kraft des Staates in Anspruch nimmt und die Wahllisten kaum fertiggestellt sind: zumeist weil die Regierung sich vergebens nach einer Partei in dem Reiche umsieht, die überhaupt die Reformtätigkeit unterstützen, die politische Arbeit im praktischen Sinne beginnen könnte. Der russische Liberalismus, Gesellschaft wie Bürgerschaft, hat seit dem August des vergangenen Jahres nichts getan, sich zu organisieren und die Anarchie abzuwehren. In seinem unausrottbaren Mißtrauen, in seiner Gleichgültigkeit und Zweifelsucht gegenüber allen Maßregeln und Proklamationen der Regierung hat er den Radikalen und Sozialisten die Führung der Bewegung überlassen und ist als Machtfaktor so gut wie ausgeschieden. Innerhalb weniger Wochen, von dem Sturm der Bastille am 14. Juli 1789 bis zum 4. August, war es der Pariser Bürgerschaft gelungen, die Nationalgarde einzurichten, eine Anzahl von Kompagnien mit Gewehren und Kanonen, die andern mit Piken auszurüsten und in dem General Lafayette einen Führer und eine weithin sichtbare Standarte zu gewinnen — nichts dem Ähnliches, auch nur

im schwächsten Abbild, ist dem russischen Liberalismus geglückt, obgleich seine Notlage zwischen Reaktion und Nihilismus viel schlimmer ist, als es die des französischen Bürgerstandes im ersten Jahre der Revolution war. Auch jetzt, während der Schreckenstage in Moskau, hat man von einem Versuche der Stadtduma, zwischen den Aufständischen und den Truppen zu vermitteln und ihre Autorität in der Stadt zur Geltung zu bringen, nichts gehört. Daß sich unter diesen Verhältnissen die Regierung mit der Berufung der Duma nicht beeilt, begreift sich. Sie hat ein Wahlgesetz erlassen, das auch die Arbeiterklasse genügend berücksichtigt: aus den Urwahlen sollen Wahlmänner hervorgehen, denen die Ernennung der Deputierten zusteht. Der besonnenen Überlegung, dem verständigen Urteil ist damit die Möglichkeit einer Auslese gegeben. Aber auch mit solchen Sicherheitsvorrichtungen wird eine russische Volkswahl immer ein Sprung ins Dunkle bleiben. Stattfinden kann sie selbstverständlich erst nach der Beruhigung des Landes und der Aufhebung des Kriegszustandes, der über viele Provinzen verhängt ist. Nach den letzten Nachrichten sollten Versammlungen zur Vorbereitung der Wahlen von dem 28. Januar an in den Städten erlaubt sein, der Zusammentritt der Duma wäre für den Ausgang des Aprils beabsichtigt. Dagegen hatte die Ernennung Durnowos zum Minister des Innern, nach dem Empfinden Aller, die autokratische Note in der Regierung verstärkt.

Neben der Ungewißheit der russischen Dinge ist es die Spannung der allgemeinen politischen Lage, die der Stimmung Europas bei dem Jahreswechsel den Zug des Verdrossenen und Unmutigen gegeben hat. Die marokkanische Angelegenheit läßt die Gemüter in Frankreich und England noch immer nicht zur Ruhe kommen. Die Veröffentlichung der französischen Aktenstücke und die Rede des Reichskanzlers im deutschen Reichstage über den Gang der Angelegenheit haben die Erörterungen und die Phantastereien über die Möglichkeit eines Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich aufs neue erweckt. Die einen erinnern an die angebliche Prophezeiung Lord Salisburys, der nächste europäische Krieg werde über Marokko ausbrechen, die andern weisen zwischen Sorge und Schadenfreude darauf hin, daß gerade vor hundert Jahren der Zusammenbruch Preußens bei Jena erfolgt sei. Wie die Pessimisten im Sommer und Herbst des vergangenen Herbstes nicht an den glücklichen Verlauf der deutsch-französischen Verhandlungen glauben wollten, so bezweifeln sie jetzt den friedlichen Ausgang der Konferenz von Algeciras. Ihnen kommt bei allen Abergläubischen der Unstern zu Hilfe, von dem die Konferenz ersichtlich verfolgt wird. Ursprünglich war ihre Eröffnung auf den 5. Dezember 1905 festgesetzt. Da führte eine spanische Ministerkrisis eine erste Verzögerung herbei. An die Spitze des neuen Ministeriums trat Moret, und der ehemalige Minister Montero Rios, der nach den früheren Abmachungen Spanien auf der Konferenz vertreten sollte, weigerte sich, diese Vertretung jetzt noch zu übernehmen. Statt seiner wird nun der Herzog von Almodovar, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in der neuen spanischen Regierung, an den Verhandlungen der Konferenz teilnehmen. Die bevorstehende Vermählung der Schwester des Königs Alfons XIII., Maria Teresa mit dem bayrischen Prinzen Ferdinand machte einen weiteren Aufschub nötig und ließ den Wunsch auftauchen, die Konferenz, unter dem Vorwande, daß es in Algeciras an den wünschenswerten Räumlichkeiten und Bequemlichkeiten fehle, in Madrid abzuhalten. Diese Verzögerungen verstimmten das Publikum, es witterte hinter ihnen allerlei Intrigen, bösen Willen und friedens-feindliche Absichten. Die Konferenz ist nun am Dienstag, den 16. Januar eröffnet worden.

Deutschland denkt nicht daran, die gerechten Ansprüche, die Frankreich als unmittelbarer Nachbar Marokkos hinsichtlich der Grenzpolizei erheben kann, abzulehnen, es will nur verhindern, daß es aus dieser seiner geographischen Lage ein Recht der Polizeigewalt und eines Handelsmonopols über ganz Marokko herleite — ein Recht, welches die Souveränität des Sultans und die Gleichberechtigung der andern Mächte aufheben würde. Frankreich darf nicht nur von England eine Unterstützung seiner Wünsche erwarten, auch Spanien und Italien werden ihm entgegenkommen. Denn die Spanier

und Italiener stehen sich bei der Herrschaft der Franzosen in Algier und Tunis nicht schlecht. Die wenigen Franzosen, die nach den nordafrikanischen Gebieten auswandern, machen den Italienern und Spaniern, die sich immer zahlreicher dort niederlassen, keine ernstliche Konkurrenz. Selbst die italienischen Schulen, für deren Bestand die Italiener fürchteten, als die Franzosen das Protektorat in Tunis übernahmen, gedeihen vortrefflich und erwecken den Neid und die Eifersucht der Franzosen. Die Meinung in Spanien und Italien geht dahin, daß auch in Marokko die Dinge nicht viel anders verlaufen würden, wenn die Franzosen jemals die Herren im Lande werden sollten. Sie hätten dann durch eine große Beamtenschaft und die nötigen Truppen für Ordnung und Sicherheit zu sorgen, italienische und spanische Kaufleute und Auswanderer aber würden die Früchte der Erschließung des Landes ernten. Der Abgeordnete Italiens für die Konferenz in Algeciras, Visconti Venosta, hat sich, während er die auswärtigen Angelegenheiten Italiens leitete, sowohl als Freund des Dreibundes wie als Freund einer Annäherung zwischen Frankreich und Italien bewährt, um die tiefe Verstimmung zu beseitigen, welche die Abneigung Crispis gegen Frankreich und der Ausschluß des italienischen Weins und der italienischen Seide durch hohe Zölle von dem französischen Markt in den ersten neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zwischen beiden Völkern erzeugt hatten. Visconti Venosta gehört zu den italienischen Staatsmännern, die in der Aussicht einer dereinstigen Erwerbung der Stadt und Landschaft von Tripolis nicht abgeneigt sind, den Franzosen eine freiere Hand in Marokko zu gestatten. Wie Deutschland sind die Vereinigten Staaten dagegen willens, in Marokko das Prinzip der offenen Tür unter allen Umständen aufrechtzuerhalten, und die Vertreter des Sultans werden die vollkommene Unabhängigkeit ihres Landes zu wahren wissen. An Gegensätzen und vermutlich auch an Zusammenstößen, wenn auch in höflichster Form, wird es also der Konferenz nicht fehlen. Aber aus diesen unbestimmbaren Möglichkeiten kann man doch keinen Schluß über den Erfolg oder den Mißerfolg der Konferenz herleiten. Wie oft wurde während der Verhandlungen in Portsmouth zwischen Rußland und Japan die Mitteilung verbreitet, daß der Abbruch derselben in der nächsten Stunde zu erwarten sei, und unmittelbar darauf ist der Friede zustande gekommen. Dabei ist hinsichtlich der Konferenz nicht zu vergessen, daß Beschlüsse bindender Art nur einstimmig gefaßt und keine Macht durch eine Mehrheit „besiegt“ werden kann. Tritt keine Einigung ein, bleibt das Verhältnis der einzelnen Staaten zueinander und zu Marokko in dem bisherigen Stande, wie ihn die letzten internationalen Beschlüsse von 1880 geregelt haben. Trotz aller Verschiedenheit der Ansichten und der durch die langwierigen Verhandlungen getrübten und verdrossenen Stimmung in Paris und Berlin wird die Vernunft und die Klugheit, die Gerechtigkeit und die Friedensliebe Marokko nicht zu einem Zankapfel zwischen den europäischen Mächten werden lassen. Wie hoch die Phantasie auch den Wert des Apfels veranschlagen mag, er würde niemals dem Einsatz des Spiels gleichkommen. Die Lektüre der am 8. Januar in einem Weißbuch veröffentlichten Aktenstücke der deutschen Regierung über die Marokko-Angelegenheit bestärkt die Zuversicht zu der friedlichen Beilegung der Streitsache durch den versöhnlichen Ton des Reichskanzlers und die Festigkeit, mit der er, alle besonderen Ansprüche Deutschlands von sich weisend, für die offene Tür im Handel mit Marokko und die internationale Regelung des Polizei- und Finanzwesens eintritt.

Auch für die innere Politik Frankreichs wird das Jahr 1906 ein bedeutungsvolles sein. Die Amtsdauer des Präsidenten Loubet ist in diesen Tagen abgelaufen, und am Mittwoch, dem 17. Januar, ist nach der Verfassung in Versailles die Nationalversammlung — die Vereinigung des Senats und der Deputiertenkammer — zur Wahl eines neuen Präsidenten der Republik zusammengetreten. Der plötzliche Tod Felix Faures rief Loubet im Jahre 1899 unter schwierigen Verhältnissen an die Spitze Frankreichs. Die Wahl des bescheidenen, streng republikanisch gesinnten Mannes, der damals Präsident des Senats war, erregte in allen monarchischen und

klerikalen Kreisen den heftigsten Unwillen, die Ehrgeizigen und die Verschwörer hielten den Zeitpunkt für einen Staatsstreich gekommen. Nach dem Leichenbegängnis Faures suchte Deroulède einen militärischen Putsch zu veranstalten und sich des Elyséepalastes zu bemächtigen. Die Sache scheiterte bekanntlich an dem Widerspruch der Generale und der Offiziere. Aber der Übermut der aristokratischen Gesellschaft war in den ersten Monaten der Präsidentschaft Loubets so groß, daß der Staatsgerichtshof gegen die Führer einschreiten mußte, und der Präsident wiederholt öffentlichen Beschimpfungen ausgesetzt war. Aber allmählich gewann Loubet durch die Festigkeit und Ruhe seines Auftretens die Gunst der Hauptstadt und des Landes. Bei den verschiedensten Gelegenheiten, bei dem Empfange des Zaren, der Könige von England, Italien und Spanien, bei den Gegenbesuchen, die er ihnen machte, vertrat er trotz seiner Schlichtheit die Republik mit ebenso großer Würde wie Geschicklichkeit; seine Persönlichkeit flößte Sympathie, sein Charakter Vertrauen ein. Wenn er nicht erklärt hätte, daß er sich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen wolle, würde seiner Wiederwahl nichts im Wege gestanden haben. So aber war die Bahn für alle Streber und Kandidaten frei. An ihrer Spitze standen die beiden Präsidenten, der Deputiertenkammer: Paul Doumer, und des Senats: Armand Fallières. Paul Doumer ist im Kolonialdienst, in den indisch-chinesischen Provinzen Frankreichs bekannt geworden; er gilt für einen Mann von großen Kenntnissen und organisatorischen Talenten, aber zugleich für einen rücksichtslosen, ehrgeizigen Streber, dessen republikanische Gesinnung nicht über jeden Zweifel sicher sein soll. Fallières hat seinem Lande schon in verschiedenen politischen Stellungen als Minister und Senator gedient, noch zuletzt in der Leitung der Verhandlungen über das Gesetz der Trennung zwischen Staat und Kirche; sich aber besonders bemerkbar zu machen hat ihm bisher Gelegenheit oder Fähigkeit gefehlt. Auf ihn, als den sichersten Mann für die Zukunft der Republik, ist denn auch am 17. Januar die Wahl der Nationalversammlung in Versailles gefallen. Gleich bei dem ersten Wahlgang ist er mit 449 Stimmen gewählt worden; auf Doumer fielen nur 371 Stimmen. Die Entscheidung bestätigt aufs neue den festen Entschluß der Volksvertreter, die Ausführung des Gesetzes über die Trennung von Kirche und Staat durch keine Verzögerungen und Machenschaften in Frage stellen zu lassen. Der neue Präsident, der sein Amt am 18. Februar antreten wird, verbürgt dem französischen Volke die Aufrechterhaltung der Republik und den inneren Frieden. Nach der Präsidentenwahl wird im Frühjahr die Neuwahl der Deputiertenkammer die Wähler beschäftigen. Schon jetzt läßt sich ein leidenschaftlicher Wahlkampf voraussehen, denn seine Entscheidung wird das endgültige Urteil über die Trennung von Kirche und Staat fällen. Zunächst ist sie, nachdem der Senat mit großer Mehrheit am 6. Dezember dem Gesetze, wie es aus den Beschlüssen der Kammer hervorgegangen war, zugestimmt hatte, nur auf dem Papier beschlossen worden. Bis zu zehn Jahren Frist ist die völlige Durchführung des Gesetzes hinausgeschoben und allen kirchlichen Gemeinden ausreichend Zeit zu ihrer neuen wirtschaftlichen Organisation gegeben. Die Kirchen und Pfarrhäuser bleiben bis dahin mietsfrei im Gebrauch der Gemeinden, in den meisten Fällen übernimmt der Staat nach wie vor die Erhaltungspflicht für die Gebäude. Irgendwelche Störung oder auch nur Beeinträchtigung des Gottesdienstes und der kirchlichen Zeremonien ist ausgeschlossen. Nur statt des Staates werden fortan die Gläubigen für die Besoldung ihrer Geistlichen vom Kirchendiener bis zum Erzbischof aufkommen müssen. Für die protestantischen und jüdischen Gemeinden hat die Änderung nicht entfernt die Bedeutung wie für die katholischen, denen seit dem Konkordat, seit gerade hundert Jahren, jede materielle Sorge für ihre kirchlichen und religiösen Bedürfnisse genommen war. Für sie ist das Gesetz, so wie es zur Ausführung gelangt, in der Tat eine in die Tiefe gehende Revolution, die im Verein mit der Laienschule und der Ausschließung des Religionsunterrichts aus der Schule in einem Menschenalter Sitten, Anschauungen und Lebensgewohnheiten des französischen Volkes umwandeln muß. Schon die erste Folge des Gesetzes — die

Abwesenheit des Erzbischofs von Paris und aller andern Geistlichen von dem Neujahrsempfange des Präsidenten — erregte allgemeines Aufsehen.

Obgleich das Unterhaus erst am Nachmittag des 8. Januar formell aufgelöst und die Neuwahlen angeordnet wurden, steht England doch schon seit dem Beginn des neuen Jahres unter dem Zeichen des Wahlkampfes, der diesmal mit besonderer Leidenschaftlichkeit und satirischer Schärfe geführt wird. Es ist Zug und Schwung darin, versichern die englischen Zeitungen. Die Minister wie die Führer der nunmehrigen Opposition, Balfour und Joseph Chamberlain, haben in ihren Wahlreden die gegenseitigen Losungen ausgegeben. Für das liberale Ministerium kommen weder der Imperialismus noch Home-Rule für die Irländer ernstlich in Frage. In dem Ministerium sitzen eifrige Imperialisten, wie Edward Grey, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und den Irländern ein selbständiges Parlament in Dublin zu bewilligen, dürfte nicht einmal Sir Campbell-Bannerman geneigt sein. Die Entscheidung der Wahl wird allein über Schutzzoll oder Freihandel fallen; ja, man darf sagen, sie sei schon gefallen. Daß Chamberlain mit seinem Vorschlage, Schutzzölle sowohl zur Hebung des Handels und der Industrie Englands wie zur Stärkung des Imperiums einzuführen, die Mehrheit der Wähler nicht gewinnen würde, galt als sicher, ungewiß erschien einzig die Größe des Sieges der Freihändler. Nach den bisherigen Ergebnissen wird ihre Majorität eine erdrückende und damit die Gefahr der schutzzöllnerischen Bewegung auf absehbare Zeit beseitigt sein. Während Campbell-Bannerman in Stirling ohne Opposition gewählt wurde, erlag Balfour in Manchester seinem liberalen Gegner, der ihn mit einer Mehrheit von 2000 Stimmen schlug. Neben den Wahlsiegen der Liberalen schreiten in erfreulicher Weise die Bemühungen hervorragender Männer fort, die friedlichen Beziehungen zu Deutschland zu fördern, die Vorurteile des englischen Volkes gegen die deutsche Flotte zu zerstreuen und die Ränke und Verleumdungen der Kriegspartei zu bekämpfen. Die imposante Versammlung, welche die Kaufmannschaft Berlins am Sonntag, den 17. Dezember in den Börsensälen vereinigt hatte, um eine Kundgebung zugunsten eines freundschaftlichen Einvernehmens zwischen Deutschland und England zu veranstalten, der Inhalt der Reden, die begeisterte Zustimmung, die sie fanden, haben weithin ein sympathisches Echo erweckt. In Hamburg und Köln, in Frankfurt am Main, in München und Breslau hat sich die Bürgerschaft im Sinne der Berliner Resolutionen ausgesprochen, und die englischen Kreise, an die sich diese Kundgebungen zunächst richteten, haben sie mit offener und ehrlicher Freude aufgenommen. Niemand wird in dem schweren Konkurrenzkampf der Völker und bei der empfindlichen Überreizung des nationalen Selbstgefühls, welche die Politik der Gegenwart beherrscht, das Gewicht solcher Veranstaltungen allzu hoch anschlagen, aber sie halten doch den wilden Lauf gegenseitiger Anklagen und Verdächtigungen auf und lassen die Vernunft und Billigkeit auch einmal zu Worte kommen. Für eine zweite Friedenskonferenz im Haag, die in diesem Jahre abgehalten werden soll, gibt es keine bessere Vorarbeit und Grundlage als eine freimütige Aussprache und Annäherung zwischen den Nationen, nicht durch Diplomaten und Berufspolitiker, sondern von Männern ausgehend, die im praktischen und wissenschaftlichen Leben allgemeines Ansehen und Vertrauen genießen. Der demokratische Zug der Gegenwart findet in ihnen seinen lebendigsten und eindringlichsten Ausdruck und verbürgt ihnen im Vergleich zu den Verhandlungen der Regierungen die größere Wirkung auf die Massen.

Literarische Rundschau.

Das Brautpaar Humboldt.

Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna v. Sydow. Erster Band: Briefe aus der Brautzeit. Mit den Nachbildungen zweier Briefe. Berlin, Mittler & Sohn. 1906.

Wilhelm v. Humboldt ist eine so einzige Erscheinung, daß man ihn als ein Wunder bezeichnen möchte. Denn bei einem Genie sehen wir ja das Unbegreiflichste durch seine Begabung selbst als erklärt an:

Dann ist's kein Wunder, daß ihm viel gelingt . . .

Ein Genie aber darf Humboldt kaum heißen; mindestens dann nicht, wenn man in diesen Begriff eigentliche Produktivität als wesentliches Merkmal einschließt. Vielmehr stellt er den Gipfel jener Talente der Aneignung und des Verständnisses dar, deren Reihe von dem guten Eckermann mit seiner reinen Fähigkeit der Aufnahme über den kritischen Verstand Chr. Körners aufsteigt und eben in Humboldt fast die Bedeutung selbsttätiger Genialität erreicht.

Auf ein leidenschaftliches Lernen, auf ein großartiges Aneignen aller toten Güter war der Sinn jener Männer gerichtet, auf deren „flachen Rationalismus" ein selbstzufriedenes Geschlecht heut mit wunderlicher Geringschätzung glaubt herabblicken zu dürfen. Der Kampf um die Wahrheit ward zur Muse Lessings; die Sehnsucht, in die tiefe Brust der Natur wie in den Busen eines Freundes zu schauen, erfüllte Goethes unendlich reiches Leben. Aber in diesem Sehnen war nichts von der leeren Habgier des alten Polyhistors, nichts von der trockenen Sammelwut eines Famulus Wagner. Alles Hohe und Schöne, was die Welt leitet, sollte vielmehr nur Mittel sein, Mittel zu einem großen Zweck: vollkommene Menschen zu bilden. Niemals ist die Pflicht, sich strebend zu bemühen, heißer und wirksamer empfunden worden; es war etwas aus der Glut religiöser Erweckungszeiten in diesen äußerlich oft so trockenen und sachlichen Naturen. Was beglückt Winckelmann an dem Anblick der Antike? Nicht einfach ihre Schönheit, sondern die besänftigende und veredelnde Macht ihrer edlen Einfachheit und schönen Stille. Was fesselt Humboldt an die Sprachwissenschaft? Er spricht es selbst aus: „das ist mir überhaupt beim Sprachstudium fast allein wichtig, daß man die vielfältigen Arten kennen lernt, in welchen die Ideen ausgedrückt werden können". Selbstbeherrschung will der Begründer der Kunstgeschichte, intellektuelle Toleranz der Meister der Sprachphilosophie erobern.

In diese Epoche nun grenzenlosen Verlangens nach Selbstvervollkommnung hat die Natur ein Individuum gestellt, an dem sie erproben wollte, wie weit diese Ideale erreichbar seien. Sie nahm eine Seele von großer Weichheit und fast weiblicher Empfindsamkeit, einen Geist von größter Aufnahmefähigkeit und ungemeiner Arbeitslust und stattete ihn äußerlich mit allem aus, was ihn fördern konnte. Eine Jugend, die ihn zwang, in die Anspannung der eigenen Kraft einzukehren, weil der Vater früh verstarb, die oberflächlich elegante Mutter den Kindern fern blieb, der hochbegabte Bruder vielfach ganz andre Wege schritt. Tüchtige Erzieher, die aber doch nicht durch ihre Stärke erdrückend wirkten; eine glückliche Mischung von Landleben und Stadtluft; eine zarte, aber doch bei vorsichtiger Handhabung ausreichende Gesundheit. Weiterhin, um an die Peripherie seiner Existenz zu gelangen, eine sorgenlose Lage, ein vornehmer Name, beste Beziehungen, eine sympathische Erscheinung. Schließlich, was ihn vielleicht am allerstärksten vorwärts brachte: das unschätzbare Glück, den Größten seiner Zeit wohl als Schüler, aber als hochgeachteter, wie ein mitstrebender

Freund geschätzter Schüler angehören zu dürfen. Dies alles legten die gütigen Feen einem in die Wiege: Kraft und Zartheit, Lernbegier und Lebensfreude, Begabung und Rang, und die Freundschaft von Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller. So ward Wilhelm v. Humboldt.

Und nun — dieses Schoßkind des Glückes fühlte sich doch nicht glücklich. Die aussichtsvolle Laufbahn des Beamten schien ihm ein zweckloses Vergeuden der Zeit, und mehr noch scheute er das, „was sie Ruhe nennen und was Leere ist". Durchaus von dem überzeugt, was in ihm Größtes versprach, war er doch durch den Anblick genialerer Naturen, so auch der seines Bruders Alexander, scheu und schüchtern geworden: „Mir gab die Natur wenig, was ich von ihr empfing, zerstörte das Schicksal früh. Sie hat alles in mir durch eigene Anstrengung gemacht oder durch Lage und Umstände hervorgebracht." Er treibt sich in den geistreichen Kreisen Berlins umher, die damals eine nie wieder erreichte Harmonie der Aristokratien darstellte; aber indem er einen Freundschaftsbund mit der schönen Henriette Herz, mit der ernsten Dorothea Veit-Mendelssohn, mit dem liebenswürdigen Carl von La Rode schließt, fühlt er sich innerlich kühl, und selbst die reizende Erfahrung, wahre Liebe zu erwecken, wird ihm (wie Grillparzer) durch die fast krankhafte Objektivität vernichtet, mit der er Menschenkenntnis und Seelenstudium übt. Er liest und lernt, und fühlt: das ist nur Ersatz für Höheres. „Ich hatte so eine traurige, frühe Jugend. Die Menschen quälten mich, ich hatte keinen, der mir etwas war, oder wenn ich mir auch einmal einen so idealisierte, so konnte ich nicht mit ihm umgehen. Das gab mir so eine eigentliche Liebe zu den Büchern, und in das trockenste Studium mischte sich so eine Empfindung, so eine Anhänglichkeit, die aus Bitterkeit gegen die Menschen entsprang und oft nicht ohne Tränen war." Wie der junge Ibsen neben dem jungen, sieghaften, vorstürmenden Björnson, stand er neben dem Bruder. Er war mit allen Freuden und Büchern und Wünschen einsam. „Ich war gut von Natur und einfach und willig, alles zu tun, was andre beglücken konnte. Ich war glühend und oft romantisch und kannte kein Ziel, wenn ich mich andern aufopfern sollte. Ich achtete nicht zumal auf mein Denken und Tun und hatte doch auch keinen Sinn, mich in Fremdes zu schmiegen."

„Meine Existenz", schrieb Goethe in ähnlicher Stimmung, „starrt zum kalten Fels." Der bestimmt schien, das vollkommene Muster der humanen Selbsterziehung darzustellen, der fühlte sich als verfehlte Natur und sein Dasein als zwecklos.

Plötzlich geschieht das Wunder. Der Mythus Platons wird Wahrheit: Wilhelm v. Humboldt findet in Caroline v. Dacheröden die andre Hälfte seines Seins. Nicht müde kann er werden, der Geliebten, der Braut zu versichern, in immer neuen Worten zu versichern, daß erst sie seinem Leben Sinn und Zusammenhang gab. „Wir hätten beide mit manchem andern Wesen glücklich sein können, aber das Leben, wozu die Natur uns schuf, konnten wir nur miteinander leben! Die höchste Kraft und der höchste Genuß des Weibes schien mir immer darin zu liegen, von schönen, reinen, idealischen Empfindungen erfüllt, den Streit der äußern Wirklichkeit damit nicht aufzuheben, aber doch mehr zu ebnen. Die Möglichkeit daraus ahndete ich. Einen, aber großen, erhabenen, alles was Menschen Wert gibt, umfassenden Zweck vorlegen; höchste Mannigfaltigkeit in der Umbildung, Sinn für Gabe und Genuß jeglichen Grades und jeglicher Art, und dann, Kraft genug, die höchste Mannigfaltigkeit aufs höchste zu vereinfachen, das viele immer auf das eine zu beziehen, in jedem einzelnen immer Seiten zu finden, wo es mit allem zusammenschmilzt — das war mein Ideal . . . Du durchschautest mich ganz, wenn du sagtest, daß ich nie unglücklich sein würde — aber das alles war so tot, so kalt in mir; es fehlte ihm das Leben, die Energie, die Glut — und was wären alle Wunder der Schöpfung, wenn auf einmal die rege Kraft stille stände, die sie belebt? Diese belebende Kraft, diese alles durchströmende Wärme gab mir deine Liebe, Lina!" Und wieder: „Es gab nur ein Mittel, wie ich glücklich werden, wie ich einer sehr schwarzen Zukunft entrissen werden konnte. — Liebe, die mit ihrem Reichtum meine Armut übergoß!

und dann sich selbst täuschend die eigene Fülle für die meinige hält, Liebe, die sich durch mich glücklich fühlte und mir den Gedanken, die Gewißheit gab, daß mein Dasein dennoch nicht zwecklos war." Und ein andermal: „Wahrlich, Lina, wir kennen die Seligkeit selbst noch nicht, die wir einander zu reichen vermögen und reichen werden. Dein Wesen ist so unerschöpflich, deine Empfindung so reich, und mein Herz mußt du noch so jugendlich, manchmal so kindisch unerfahren finden. Oft ist's mir unbegreiflich, wie es sich so zu erhalten vermochte, aber dann faß ich's doch wieder leicht, weil mein Herz in seinen vollsten, besten Kräften eigentlich wenig beschäftigt war, weil sie lange auch da noch ruhten, da mein Verstand schon viele Verhältnisse kannte, die bei andern gewöhnlich früher das Herz empfindet . . . Das Bewußtsein, ganz verstanden zu werden, halt ich von niemand als von dir, und so erhältst du jugendlich und unentweiht, was in mir liegt."

Hier scheint nun das Individuelle der Erscheinung Humboldts in durchaus typische Verhältnisse einzumünden. Es ist gut bezeugt, daß auch früher schon (und ebenso später) verliebte Brautleute sich von Ewigkeit für einander vorbestimmt glaubten, daß sie von ihrer Bekanntschaft eine neue Ära datierten — und sogar datieren durften. Gewiß bleibt ja auch in letzter Linie das Geheimnis unlösbar, was gerade diesen Mann und diese Frau zusammenführt; vergeblich hat der unselige Otto Weininger es mit seinem mathematischen Kalkul lösen wollen, die beiden müßten sich immer zu zwei „ganzen Menschen" ergänzen, und was dem einen Teil an Mannheit abgehe, müsse der andre im Überschuß besitzen. . . . Wir gestehen, daß wir in Caroline v. Dacheröden hervorstehende Eigenart nicht zu finden vermögen; und wenn sie da wäre, bliebe das Rätsel Schillers:

Meine Laura, nenne mir den Wirbel,
Der zu Herzen Herzen mächtig reißt.

Vor allem muß doch jene Erfahrung als wirksam angesehen werden, daß sie eben tatsächlich den kühlen, trockenen Jüngling aufs leidenschaftlichste zu entflammen wußte. Er ist, sagt eine Freundin wunderhübsch, „so lieb verliebt": es beglückt ihn, daß er volle Liebe empfinden kann, daß er in einem Menschenbild ein Ideal zu erblicken vermag. Auch Johanna v. Puttkamer war keine hervorragende Erscheinung; aber der große Staatsmann, der sich selbst das Organ der Verehrung absprach, hat in der treuen Lebensgenossin bis über ihren Tod hinaus die geliebt, der er sich einst ganz zu ergeben vermochte. Immerhin kann man noch sagen, daß die liebenswürdige Beweglichkeit und offene Redlichkeit des schönen Mädchens Humboldts eigene gelehrte Schwerfälligkeit besonders glücklich ergänzte. Immerhin aber, daß sich zwei junge Leute verlieben, bleibt ein Wunder, aber ein typisches; daß sie glücklich werden, daß sie glücklich bleiben, sind weitere, größere Wunder, aber auch zu ihnen bedarf es keines Humboldt. Danach erst fängt wieder das Einzige an: in der großartigen Weise, wie beide auch dies ihr Glück unter dem Gesichtspunkte der Pflicht, sich höher zu entwickeln, auffassen. Daß er nun erreichen werde und erreichen müsse, was er allzeit erstrebt, woran er verzagt, das spricht er immer wieder aus; aber ganz ohne die Pedanterie, mit der der arme Heinrich v. Kleist den Kursus des gegenseitigen Unterrichts unter Verlobten betrieb, in einer freien, poetischen Weise. Es ist nicht nur Überschwang des Gefühls in der Seele der Schiller-Freundin, wenn sie ihn am liebsten als „heiligen Mann" anredet: es ist wirklich etwas von der Seligkeit der Frommen, in denen der „Durchbruch der Gnade" erfolgt ist, von der Gewißheit der Erlösung in dem Gefühl, das sie teilen und so verdoppeln. „Alle dienen der einzigen Göttin, der Erhöhung des Menschengeschlechts, dem Wachstum menschlicher Kraft und menschlichen Genießens . . . Vieles kann man nehmen an vielen, aber werden und wachsen kann man nur durch Übergehen in einen."

So vollendet erst diese Verbindung die Persönlichkeit Humboldts; nun erst ist er ganz, wozu ihn die Natur schuf: der vollkommenste Zögling des Zeitalters der Humanität, das unerreichte (selbst von Goethes so unendlich stärkerem Naturell nicht erreichte) Muster bewußter harmonischer Selbsterziehung.

Daß uns die anderthalbhundert Briefe dies Schauspiel genießen lassen, daß wir durch sie dem unendlich seltenen Beispiel vollsten Aufblühens reicher Kräfte beiwohnen dürfen — darin seh ich die Hauptbedeutung der vornehm ausgestatteten Sammlung. Literarisch ist der Wert der Herzensergießungen natürlich ungleich; als Proben schwärmerischen Stils aus der Umgebung Schillers, als Muster anmutiger Porträtierkunst, wie Humboldt sie so eifrig pflegte, haben viele Bedeutung, andre sind nur ihr schwächeres Abbild. Noch weilt die Betrachtung und die Liebe der beiden Korrespondenten fast zu ausschließlich auf ihnen selbst. Die eigenen Verwandten kommen nicht zum besten weg; „Lis" Vater wird mit gutmütiger Überlegenheit, „Bills" Mutter fast mit verletzender Ironie behandelt; die Brüder, Carolinens geschwätziger mit dem Beinamen „das Sternbild" und Wilhelms noch unreifer mit dem sonderbaren Necknamen „Kies", gelten als Erziehungsobjekte. Eine gewisse sichere Kühle allen Fernestehenden gegenüber wird beiden merkwürdig leicht, und fast bedenklich mutet das vergnügte Gesicht an, mit dem sie andern ihre Verbindung als eine reine Vernunftehe vorstellen. Jeder hatte eben seine Leidenschaft, so weit er eben Leidenschaft besaß, so völlig dem andern Teil zugewandt, daß für die übrigen von Wärme kaum noch etwas übrig blieb.

Nur zwei Menschen machen noch eine Ausnahme: Schiller und seine Frau. Wie der große Dichter seiner Lotte aus dem Nebenzimmer zuruft: „liebe Frau," das macht auch ihnen warm ums Herz. Hatten doch gerade sie den seltsamen Liebeswirren Schillers aus nächster Nähe zugesehen, wußten sie doch aus seinem eigenen Munde, wie nahe Schillers geistreiche Schwester, auch eine Caroline (und sogar eine gedoppelte „Lili" neben Humboldts „Li!") ihm gestanden hatte. Sie waren froh über seine Entscheidung, die ihnen die richtigere schien. Denn an seinem Glück nehmen sie innersten Anteil; seine Erkrankung erregt sie; und Humboldt fürchtet sogar auch für das Geistige in dem großen Freund, das Charlotte („Lolo") herabgestimmt habe: „Daß man die schönsten Wesen hinwelken, die größten Menschen herabsinken sehen muß. Wenn ich ihn mir denke, wie er war, als ich die vier Tage mit ihm in Jena lebte. Wie voll der glühendsten Entscheidungen, wie beschäftigten Herzens, und nun will er, daß man sich einengen, hemmen soll, was die Natur ungehemmt wollte, nun lächelt er über tiefempfundene Wahrheit wie über ein freundliches Wahnbild." Das volle Glück der idealen Ehe, wie er es besaß, hätte Humboldt dem Mann, den er am meisten verehrte, so gern gegönnt.

Mit herzlicher Freundschaft, obwohl um manchen Grad kühler, wird auch noch der trotz seiner Schwäche liebenswürdige Dalberg von beiden genannt. (Auch ihm fehlt nicht der stehende Neckname: „Goldschatz" heißt der zärtliche Freund.) Wohltuend berührt auch die menschliche Teilnahme, mit der Caroline nach der unglücklichen Verehrerin ihres Humboldt fragt, der sie die letzten Hoffnungen geraubt hat.

Einmal entwischt dem jugendlichen Bräutigam ein merkwürdiges Geständnis: „Das höhere Alter war von jeher ein Gegenstand meiner sehnlichsten Wünsche. Man nennt mit Unrecht das Alter des Greises das Alter der Untätigkeit. Der Wirkungskreis mag enger, eingeschränkter sein, aber vielleicht ist er auch schöner, vielleicht ist das Gute auch reiner, das Gute, das man wirkt und das man genießt." Es ist etwas gefährlich Frühreifes in solchen Wünschen; und ungestraft wandelt man nicht unter Palmen. Um eine antike Statur, freilich von höchster Reinheit der Form, zu werden, mußte Humboldt auf die Vielfarbigkeit temperamentvollen Lebens verzichten. Er ist doch ein zärtlicher Vater, ein treuer Freund, ein aufopfernder Patriot geworden. Aber wir erkennen doch, daß es nicht nur Hypochondrie war, wenn er vor der rettenden Bekanntschaft mit Lili als der rechte humanistische Pietist, der er war, über „Trockenheit des Herzens" klagte. In mancher modernen Dichtergestalt sehen wir die Gefahren verwirklicht, die dem „Kultus des Ich" auch in seiner edelsten Form drohen; in dem Brautpaar Humboldt sehen wir sie überwunden durch die Macht, die über der Weisheit ist: die hingebende Liebe.

Richard M. Meyer.

Das Tier Jehovahs.

Das Tier Jehovahs. Ein kulturhistorischer Essay. Von Ernst Heilborn. Berlin, Georg Reimer. 1905.

„Was ist und gibt dem Menschen das Tier?“ Das ist die Frage, mit der der Verfasser an die Schriften des Alten Testaments herantritt. In der Tat ein ebenso originelles und reizvolles, wie nach den verschiedensten Seiten hin ergiebiges Problem. Die Entwicklung der Kultur, der Religion, der Kunst, die ganze Geistesgeschichte eines antiken Volkes spiegelt sich irgendwie in dem, was es von seinen Tieren zu sagen weiß. Man vergleiche etwa das alte Gebot: „Am siebenten Tage sollst du feiern, damit dein Rind und Esel sich ausruhen können und der Sohn deines Sklaven und der Fremde auch einmal aufatmen“ mit dem Spruch des Sirach: „Die Weisheit des Schriftgelehrten bedarf der Muße. Wie kann weise werden, ... wer die Ochsen antreibt und sich mit dem beschäftigt, was sie zu tun haben?“ Die Art, in der hier von den Tieren gesprochen wird, läßt in dem ersten Worte die Hürden eines alten, von Viehzucht lebenden Volkes, in dem zweiten die Schreibstube eines priesterlichen Gelehrten, der den Ochsenbauern verachtet, vor uns emporsteigen. Also den Anfangspunkt und das Endziel einer langen Entwicklung der Kultur. Welche Geschichte des religiösen Lebens liegt zwischen der Zeit, in der Stierbilder in Jahwes Tempel standen und „das Fett der Mastkälber und das Blut der Farren“ auf seine Altäre kam, und dem Worte, das der Psalmdichter Jahwe sprechen läßt: „Mein ist alles Wild des Waldes und die Tiere auf den Bergen ... Esse ich denn Fleisch von Stieren und trinke ich der Böcke Blut? Opfere Gott Dank. Damit bezahle deine Gelübde.“ Und sicher ist es für die Beurteilung der künstlerischen Aufnahmefähigkeit und Gestaltungskraft eines Volkes wichtig, zu erwägen, welche Tiere es für wert gehalten hat, sie als Bilder für die Geliebte, für seine Freunde und seine Feinde zu verwenden: „Wie schön bist du, mein Lieb, wie schön! Deine Augen lugen wie Tauben hinter deinem Schleier hervor. Dein Haar ist wie eine Ziegenherde, die vom Berge Gibeon herniedersteigt.“

Der Verfasser hat das Material aus den kanonischen Schriften des Alten Testaments und einigen Apokryphen mit großer Sorgfalt, man darf wohl sagen, vollständig zusammengestellt. Schon das erscheint mir als verdienstlich. Aber auch seine einzelnen Beobachtungen und seine das Ganze überschauenden Bemerkungen sind aller Beachtung wert.

Aus manchen Einzelheiten erkennt man freilich, daß wir es hier nicht mit der Arbeit eines alttestamentlichen Fachgelehrten zu tun haben: Einem solchen würde es nicht gestattet sein, die irrige Lesart Jehova und die wissenschaftlich allein begründete Jahwe für den alttestamentlichen Gottesnamen manchmal in demselben Satzgefüge abwechselnd zu gebrauchen. Ernst Heilborn scheint auch des Hebräischen nicht kundig zu sein: er zitiert nach der Übersetzung, die von Kautzsch herausgegeben ist. Natürlich hat das aber auch für die ihn beschäftigende Frage manchen Nachteil. Um nur zweierlei hervorzuheben: der Verfasser meint, daß der hebräischen Poesie

die Klangmalerei fremd gewesen sei. Eine Untersuchung der für die verschiedenen Tierstimmen gebrauchten Ausdrücke dürfte ihm dieses Urteil, das auch sonst zu bestreiten ist, sofort zweifelhaft gemacht haben: vergleiche z. B. das Wort ziphzeph für das Zirpen des geängstigten Vogels und naham für das dumpfe Knurren des Löwen. Sodann ist es für die Art, wie ein Volk die Tiere beobachtet und beurteilt, doch nicht unwichtig, die Ausdrücke zu studieren, mit denen es die einzelnen Tierarten benennt: Wenn das wilde Tier im Hebräischen als „das Lebendige", das große Haustier aber (insbesondere Rinder, Esel, Kamele) im Gegensatz zu dem Menschen, mit dem es lebt, als „das Stumme" bezeichnet wird, so hat schon Herder die Feinheit gerühmt, mit der hier ein charakteristischer Zug zur Bezeichnung geprägt ist.

Ich könnte solche Einwände noch mannigfach erheben [1]), aber da der Verfasser, dem wir z. B. eine Ausgabe von Novalis' Schriften verdanken, darüber keinen Zweifel gelassen hat, daß das Alte Testament nicht sein eigentliches Forschungsgebiet ist (vergl. S. 103 und andre Stellen), so wäre es wohl unbillig, sein Buch mit Maßstäben zu messen, die einer fachwissenschaftlichen Arbeit gebühren.

Es ist doch etwas Erfreuliches und Bewundernswertes, daß hier ein „Laie" seiner Übersetzung des Alten Testaments mit einer eigenen und ertragreichen Fragestellung gegenübertritt und sie aufs gründlichste durchforscht. Man darf vermuten, daß ihm nicht allein der Gegenstand seiner Untersuchung, sondern auch manches Wichtigere die Liebe zu jenem alten Schrifttum gegeben hat, die auf jeder Seite seines Buches so sympathisch berührt.

Was den Gesamteindruck betrifft, mit dem ich das Buch aus der Hand lege, so scheint mir der Verfasser nicht ganz der Versuchung widerstanden zu haben, die Aussagen des Alten Testaments durch moderne Fragen in ein falsches Licht zu rücken. Das Mitleid mit dem leidenden Tier z. B. sucht er, so sicher es im Alten Testament nicht ganz fehlt, bei diesem derben und durchaus nicht sentimentalen Volk zu oft. Sodann erscheint es mir auch als eingetragen, wenn der Verfasser zuweilen, z. B. bei der Sintflut Seite 24, auf den ästhetischen Eindruck der Landschaft verweist. Er verdirbt sich damit meines Erachtens eine Beobachtung, für die er das Material selbst aufs beste an die Hand gibt. Nämlich: es ist gerade auffallend, daß der alttestamentliche Dichter selbst an Stellen, wo es uns fast unerläßlich erscheint, jede Landschaftsschilderung vermeidet. Wenn ein Prophet sagen will, daß eine Stadt in Trümmer sinken wird, so spricht er nicht von dem schrecklichen Anblick der ragenden Trümmer oder der weiten öden Steppen, sondern er nennt die Wüstentiere, die dort hausen werden, wo einst fröhliche Menschen waren. Das Landschaftliche als solches vermochte das Auge dieser antiken Künstler noch nicht zu fassen; erst die Renaissance hat uns wohl dazu fähig gemacht. Jesus Christus hat, wenn dieses Beispiel gestattet ist, die Schönheit „der Lilien auf dem Felde" gerühmt, aber von den Kreidefelsen des Libanon und dem Sonnenuntergang am See Genezareth hat er nicht gesprochen.

Der Titel des Buches sollte lauten: „Das Tier im Alten Testament". Den vom Verfasser gewählten Ausdruck empfinde ich als gekünstelt und der Sache nicht entsprechend. Vielleicht tun wir gut, in dieser Beziehung von der edeln Einfalt hebräischer Prosa zu lernen.

Das Buch dürfte kaum die endgültige und einzige Antwort auf die von seinem Verfasser aufgeworfene Frage bleiben; aber es darf beanspruchen, als eine interessante und originelle Einzeluntersuchung namentlich zur Ästhetik im Alten Testament beachtet und gewürdigt zu werden. Hans Schmidt.

[1]) Namentlich bezüglich der chronologischen Äußerungen des Verfassers, die an einzelnen Stellen verhängnisvolle und leicht vermeidbare Irrtümer aufweisen; vgl. z. B. S. 31.

p. 1. **Gesammelte Schriften.** Von Eduard Mörike. In vier Bänden. Volksausgabe. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1905.

2. **Eduard Mörikes sämtliche Werke.** In sechs Bänden. Von Rudolf Krauß. Mit vier Bildnissen, zwei Schattenrissen und einem Brief als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesses Verlag. O. J.

Langsam, aber stetig hat Eduard Mörike sich seinen Platz im Herzen des deutschen Volkes gewonnen, den er sicherlich nie mehr verlieren wird. Dennoch kann man ihn „populär" im landläufigen Sinne dieses Wortes nicht nennen: für die Masse hat er nicht gedichtet, dafür war seine Muse zu subtil und wohl auch nicht produktiv genug. Lange ist er nur der Dichter der wenigen gewesen, die den großen Lyriker in ihm erkannten, und er selbst hat es kaum noch erlebt, daß aus diesen wenigen viele wurden; und wie sehr dieser Kreis der Verstehenden und Genießenden sich immer mehr von Jahr zu Jahr erweitert hat, geht allein schon aus der Tatsache hervor, daß hier zwei Gesamtausgaben seiner Werke vorliegen: eine Volksausgabe, die nicht auf Vollständigkeit Anspruch macht, und eine umfangreichere, die, nach kritischen Gesichtspunkten veranstaltet, alles umfaßt, auch das, was in früheren Sammlungen nicht enthalten war (Gelegenheitsgedichte, dramatische Arbeiten). Dieser Ausgabe voran geht eine vortreffliche Biographie des Dichters, in welcher der um die Mörike-Forschung sehr verdiente Herausgeber, Rudolf Krauß, Leben und Schaffen Mörikes liebevoll darstellt und seinen Entwicklungsgang durch eine Reihe zum größeren Teil noch ungedruckter Jugendbriefe illustriert. (Ein Teil davon ist vor einigen Jahren in der „Rundschau" erschienen.) Immer wird der Roman „Maler Nolten" ein wertvoller Besitz der deutschen Literatur sein; immer werden am „Stuttgarter Hutzelmännlein" und „Mozart auf der Reise nach Prag" neue Geschlechter sich ergötzen und erfreuen. Mörikes Ruhm und Unsterblichkeit aber beruht auf seinen Gedichten: mit Recht sagt Julius Klaiber in den einleitenden Seiten zur Volksausgabe, daß man den vollen Herzschlag des deutschen Volksliedes in Mörikes Liedern finde, wie, außer bei Goethe, kaum noch irgendwo. Die erste Sammlung erschien 1838 und in spärlicher Verbreitung brachte sie es, immer vermehrt, im Jahre 1867 zur vierten Auflage. Die achte erschien 1889; aber schon sechzehn Jahre später und ein Jahr nach Mörikes hundertstem Geburtstage konnte die 22. Auflage ausgegeben werden. Wenn etwas, so bestärkt dies uns in der frohen Zuversicht, daß auch in unsrer Zeit, allen Widerständen zum Trotz, der Sinn für echte Poesie sich siegreich behauptet.

pσ. **Wieland der Schmied.** Dramatische Dichtung. Von Fritz Lienhard. Mit einer Einleitung über Bergtheater und Wielandsage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1905.

Es gibt weite Volksschichten, in denen das Wort „Heimatkunst" und alles, was sich damit verknüpft, einen großen Zauber ausübt. Man knüpft bewußt oder unbewußt wieder bei Herder an und tritt, mit Übergehung einzelner Phasen in Goethes Leben, in die Bahnen ein, die den Weg der volks- und altertümlich gewandten Romantik bezeichnen. Auf den Gebieten der bildenden, der dichtenden, der darstellenden Kunst und auch sonst sind die Folgen bereits wieder sichtbar. Man belebt ältere deutsche Stoffe von neuem, man sucht eine Art volkstümlicher Bühne zu schaffen. So hat Ernst Wachler sein offenes Bergtheater auf dem Felsen des Herentanzplatzes bei Thale am Harz eingerichtet, wo er hauptsächlich Stücke, deren Stoff der deutschen Vorzeit oder Romantik entnommen ist, spielen läßt. Für dieses Bergtheater zunächst hat Fritz Lienhard seine dramatische Dichtung „Wieland der Schmied" getrieben. Er folgt im wesentlichen dem Wielandliede der Edda, das Wielands Feindschaft mit Nidhod und seine schreckliche Rache besingt. Lienhard wendet den Stoff aber so, daß alles Leid aus der Feindschaft mit Nidhod, alle Freude aus der Verbindung mit der göttlichen Schwanenjungfrau Allwiß dazu dient, Wieland aus der Dumpfheit seines zwergischen Daseins zum Adel eines freien Menschentums, das sich zum göttlichen Ursprung siegreich aufschwingt, emporzurichten. Die Dichtung ist edel und rein, sie entbehrt nicht der dramatischen Spannung, was ihre mehrfache Aufführung auf dem Bergtheater überzeugend dargetan hat, und bedeutet für Lienhard selbst eine Steigerung seiner bisherigen Leistungen.

p. **Märchen.** Von Lili v. Baumgarten. Straßburg i. E., Josef Singer. 1906.

Diese Märchen sind das erste Werk einer jungen Dichterin — zarte Gebilde einer Phantasie, für die das Wunderbare doch nur ein Symbol und die Natur selber ein Spiegel ist. Die Schauer, die sich im Dunkel des rauschenden Waldes bergen, der goldene Duft, der über dem wogenden Kornfeld weht, leihen ihr Klang und Farbe: Königskinder, Spielleute, Hirtinnen, böse Geister und Zwerge sind ihre Gestalten, hier an die germanische Göttersage, dort an die Romantik erinnernd: doch hinter diesen steht das Schicksal, das nur der Mensch begreift und nur der Dichter zu deuten weiß. Es ist ja die eigne Geschichte, die er erzählt: des Dichters, der, wie es in dem schönen Kapitel „zum Anfang" heißt, sich emporschwingen möchte zu den seligen Höhen, von denen das Licht kommt, und dem doch nur die Sehnsucht bleibt, die nie gestillte, nie ersterbende. Doch „das Ende" bringt die Lösung: der Zauber der Waldeinsamkeit ist dahin; wo die Feen im Mondenschein den Ringelreihen tanzten, glänzen jetzt Schienenstränge, der Lärm der Eisenbahn und der Strom der Menschen haben all den bunten Spuk vertrieben — das Märchen ist tot. Aber wir glauben, Lili v. Baumgarten hat es in diesem liebenswürdigen Büchlein noch einmal aufgeweckt: und wenn wir in ihr ein neues Talent begrüßen dürfen, macht es uns besondere Freude, in diesen Tagen, da die weibliche Jugend vielfach auf ganz andern Wegen geht, aus so reinen Händen eine so verheißungsvolle Gabe zu empfangen.

μτ. **Der Dom zu Aachen und seine Entstellung.** Von Josef Strzygowski. Ein Protest. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1904.

Der Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses ist nicht das einzige Opfer, das dem Wahn „stilgemäßer" Erneuerung dargebracht worden ist. Die Phylloxera renovatrix, von der einst Thausing sprach, ist noch nicht unschädlich gemacht. Doch kann es nicht mehr lange dauern, bis die Architekten aus dem Rausch der Stilfexerei erwachen und das als Mummenschanz, Theaterempfindung und üble Meiningerei erkennen, was sie Restauration im Stil der Zeit nennen. Leider gehört auch das ehrwürdige Aachener Münster Karls des Ersten in diese unglückliche Reihe. Man hat das Pfeileroktogon mit Marmorinkrustation bekleidet, ohne zu wissen, ob und wie eine solche Dekoration im Beginn des 9. Jahrhunderts stattgefunden hat; man hat auf Grund einer flüchtigen Zeichnung des 17. Jahrhunderts die Kuppelmosaiken erneuert und solche im Umbau der Kuppel in einem imaginären römisch-ravennatischen Stil hinzugefügt, und man täuscht mit solcher Theatermalerei dem Publikum eine pseudohistorische Stimmung vor. Prof. Strzygowski in Graz, der unsre Monumentenkenntnis des christlichen Orients unermüdlich und glücklich bereichert hat, deckt in einer Streitschrift die absolute wissenschaftliche Unzuverlässigkeit dieser ganzen Art Restauriererei auf. Er teilt bei diesem Anlaß seine persönliche Ansicht mit, nach der die stilistischen Urbilder der Aachener Kirche in Rundbauten des inneren Kleinasien zu suchen seien, die vom orientalischen Mönchstum getragen in Gallien eingewandert seien. Man wird einstweilen diese Hypothesen den andern anzureihen haben, die seit einiger Zeit die Stilfrage des Aachener Münsters hervorgerufen hat. Von der einen Seite ist angelsächsischer, über Utrecht kommender Einfluß vermutet worden; von der andern ist auf nordgermanischen Ursprung und Verwandtschaft mit nordischem Rundbau geraten worden. So viel bleibt gewiß, daß diese unter sich so verschiedenen Erklärungsversuche das gemeinsame haben, daß sie die Basis der naiven Einfalt völlig zerstört haben, mit der man ein so einzigartiges Werk restaurieren, d. h. in seinem dokumentarischen Wert zu nichte hat machen wollen.

βλ. **Ernst Moritz Arndt und das kirchlich-religiöse Leben seiner Zeit.** Von Dr. phil. Ernst Müsebeck. Tübingen, Mohr. 1905.

Des Verfassers Empfindung, daß nicht fünfzig Jahre nach seinem Tode das Andenken des wahrhaften deutschen Patrioten Ernst Moritz Arndt dem Volksbewußtsein der Gegenwart entschwunden, die lebendige Fühlung mit ihm „dem modernen Bildungsphilister" verloren gegangen sei, hat mit dazu beigetragen, seiner Untersuchung über Arndts Werdegang innerhalb der geschichtlichen Formen des Christentums und des kirchlich-religiösen Lebens seiner Zeit Schwung und Wärme zu verleihen. Dennoch hat auch Müsebeck auf dem von ihm gewählten Gebiet nur gescheiterte Hoffnungen zu verzeichnen. Man schrieb 1805, als Arndt sich berechtigt glaubte, mit dem Katholizismus als einer Weltanschauung, die für die Zukunft noch etwas zu bedeuten habe, nicht mehr zu rechnen. Es war der Irrtum eines Optimisten, der Verständigung zwischen katholischer und protestantischer Weltanschauung erstrebte, eine deutsche nationale Kirche für möglich hielt und dennoch zur religiösen Polemik gedrängt wurde, nicht nur gegen Rom, sondern gegen die lutherische Orthodoxie und ihren Versuch der Begründung einer unbedingt herrschenden Theologenkirche. Die einst von Arndt geträumte, als Abschluß der nationalen Wiedergeburt gedachte Kirche der Germanen entschwand seinem Gesichtskreis ebenso wie die Wiedervereinigung der Konfessionen, „eine himmlische, überirdische, unsichtbare Idee, welche auf Erden nimmer gesehen noch verwirklicht werden kann." Persönlich hat er sich ein frommes, inniges, werktätiges Christentum gerettet, auf dem festen Grunde des Glaubens an die Gottheit Christi, den er nie lauter als nach dem Erscheinen des „Lebens Jesu" und mit der charakteristischen Bemerkung betonte, „er wolle weder mit den Pietisten wimmern noch mit Straußfedern fliegen."

βλ. **Briefe der Königin Sophie Charlotte von Preußen und der Kurfürstin Sophie von Hannover an hannoversche Diplomaten.** Herausgegeben von Dr. Richard Doebner. (Publikationen aus den Königl. Preußischen Staatsarchiven.) Leipzig, Hirzel. 1905.

Offener, geistreicher und liebenswürdiger hat selten eine königliche Frau geschrieben als Sophie Charlotte, Königin von Preußen, deren früher Tod von den Zeitgenossen, die ihren Wert erkannten, als ein unersetzlicher Verlust beklagt wurde. Sie habe ihresgleichen in der Welt nicht gehabt, schreibt einer derselben, Graf Schulenburg: an Tugend, Verstand und Güte sei sie unübertroffen gewesen. Leibniz, der ihr Vertrauen besaß, spricht in den gleichen Worten von ihr. Sie hatte von der Mutter, Kurfürstin Sophie von Hannover, den Frohsinn geerbt, den ihr auch der Gemahl, der erste Preußenkönig Friedrich, nicht trübte: „Ich sehe die Dinge von den Sperrsitzen aus und laß andre Komödie spielen," schrieb sie kurz vor ihrem Tode. Sie teilte auch mit der Mutter die rege Aneignungsfähigkeit und das Interesse an allen intellektuellen, politischen und religiösen Problemen der Zeit. Der reiche Briefwechsel der Kurfürstin Sophie ist auch in der vorliegenden Publikation durch eine Reihe von Korrespondenzen vermehrt, die ihrerseits ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte, aber auch zur Kenntnis der gesellschaftlichen Zustände sind, deren Chronik zu verzeichnen beide fürstliche Damen nicht verschmähen. Der Versuch, das etwas erratische Französisch, in dem sie geschrieben, der modernen Schreibweise anzubequemen, läßt zu wünschen übrig.

γ. **Dugommier** (1738—1794). Par Arthur Chuquet. Paris, Collection „Minerva", Albert Fontemoing. 1904.

Einer der tüchtigsten französischen Historiker

der Gegenwart hat es in diesem Buche unternommen, seinen vielen Verdiensten um die Geschichte der Revolutionskriege ein neues hinzuzufügen, indem er aus den Archiven das Bild eines bisher nicht entsprechend gewürdigten Mannes erstehen ließ: des Generals Dugommier. Dieser war am 1. August 1738 in Basse-Terre auf der Antilleninsel Guadeloupe geboren, schlug die militärische Laufbahn ein und wurde auf seiner Heimatinsel der Führer der „patriotischen" konstitutionellen Partei. In Gegensatz zu allen politischen und richterlichen Behörden der Insel geraten, die ihn als „bête noire" betrachteten, begab er sich nach Frankreich, wo er Brigadegeneral wurde und sich in Italien so hervortat, daß er zum Oberbefehlshaber der sogenannten Revolutionsarmee ernannt wurde, der die Belagerung der Stadt Toulon zufiel, dieser „ville infâme", die sich gegen die Schreckensherrschaft erhob und die Hilfe der Engländer annahm. Dugommier ist mindestens der Mitbezwinger der Stadt, obschon er es noch erleben mußte, daß schon die Zeitgenossen Bonaparte diesen Ruhm allein zuschrieben; in Wahrheit hat Dugommier das Verdienst, die Bedeutung Bonapartes begriffen, seinen Plan zu dem seinigen gemacht und ihn kraftvoll ausgeführt zu haben; unter einem weniger fähigen General wäre Bonaparte unbeachtet geblieben. Später focht Dugommier gegen die Spanier in Perpignan und den Ostpyrenäen; er warf sie zurück und brachte die Madrider Regierung zu Angeboten des Friedens, die freilich auf Abtretung der südlichen Provinzen an Ludwig XVII. hinausliefen. Dugommier lehnte das ab, focht weiter, so daß er, der in der Schlacht am Schwarzen Berge den Heldentod fand, als der wahre libérateur du midi in den französischen Annalen fortleben wird. Persönlich war er nach Bonapartes Zeugnis äußerst tapfer, voll Leben und Tätigkeit, kaltblütig, unbeugsam, dabei gütig und gerecht.

βλ. **Inquisition et Inquisitions.** Conférences. Par S. A. Gaffre et A. Desjardins. Paris, Plon. 1905.

Von allen geistigen Verirrungen eine der schlimmsten ist unzweifelhaft der Versuch, der eigenen Sache dadurch dienen zu wollen, daß man die von ihren Anhängern begangenen Sünden und Missetaten entschuldigt, verschleiert, in ihrer Tragweite verändert und, wenn möglich, ableugnet. Einer solchen Fälschung der Geschichte, und zwar der der Inquisition, hat sich leider wieder einmal ein katholischer Priester, Herr Abbé Gaffre, schuldig gemacht. Weil Protestanten, Hugenotten, Jakobiner und Andre Andersdenkende und -glaubende grausam und scheußlich verfolgt haben, wagt er kühn die Verneinung der Tatsache, daß die Kirche des Mittelalters sich dem Verfolgungssystem verpfändete. Es steht jedermann frei, mit dem großen englischen Historiker des Papsttums, Bischof Creighton, zu schließen, daß, wenn das Prinzip der Verfolgung unbedingt als Verbrechen gegen das moralische Gesetz zu verwerfen ist, so doch in bezug auf die Verfolger Unterscheidungen gerechtfertigt erscheinen. „Der Irrtum Calvins," sagt Creighton, „war sträflicher als der Innocenz III., denn Calvin wußte, daß die kirchliche Einheit aufgegeben war, während Innocenz für ihre Aufrechterhaltung kämpfte. Ich kann nicht anders: ich bin immer wieder versucht, in bezug auf Verbrechen Abstufungen gelten zu lassen." Und er unterscheidet zwischen der Verfolgung, die aufgeboten wurde, um ein bereits bestehendes System aufrecht zu erhalten und der, die ein neues System durch ein derartiges Mittel begründen oder verbreiten wollte. Die ersten Urheber einer Gesetzgebung wie der der Inquisition u. a. erscheinen ihm schuldiger als die Nachgekommenen, die bereits bestehende Gesetze mit Zustimmung der öffentlichen Meinung ausführten. Das ist die äußerste Grenze, so dünkt uns wenigstens, für die Zulassung von Milderungsgründen in bezug auf einzelne Menschen. Die Apologie der Inquisition durch Abbé Gaffre ist, wie gesagt, einfach eine Geschichtsfälschung, vor der wir warnen und von deren Unwürdigkeit wir uns mit der Zuversicht abwenden, daß sie keinen urteilsfähigen, wahrheitsliebenden Menschen, sei er Katholik oder nicht, mehr ernstlich zu beschäftigen oder gar zu täuschen vermag. Die Pflicht des Christen vor allem besteht darin, ein begangenes Unrecht zu beklagen und mit allen Kräften dafür zu sorgen, daß es sich nie mehr wiederhole. Jede Beschönigung desselben käme einer Mitschuld nahe.

βλ. **A Register of National Bibliography.** By William Prideaux Courtney. 2 Vols. London, A. Constable. 1905.

Diesem bibliographischen Werk ist als Motto vorausgeschickt, was vor allem nottue, sei eine Bibliographie der Bibliographien. Mit unendlichem Fleiß hat der Verfasser vier Jahre hindurch an der Herstellung einer solchen gearbeitet. Der ursprüngliche Plan, sich lediglich auf englische Quellen zu beschränken, mußte aufgegeben werden. Es erwies sich zweckentsprechend, alles einzuschließen, was in fremden Literaturen über englische Autoren und ihre Werke vorliegt, mit der Einschränkung, daß nur das Beste berücksichtigt werden konnte und nur die Arbeiten genannt sind, die Bibliographien geben. Wo Zeitschriften solche enthalten, sind sie berücksichtigt. Mr. Courtney verweist auf die Notwendigkeit, in einzelnen Fällen auf Spezialbibliographien zurückzugreifen. Vollkommenes zu erreichen, sagt er bescheiden, sei auf diesem Gebiet unmöglich. Unter „Shakespeare", unter „Chemie", unter „Egypten" z. B. wird man Proben dessen, was er bezweckte, finden und seiner Leistung die verdiente Anerkennung nicht versagen. Sein Wert wird sich fortan in Bibliotheken und zum Privatgebrauch nicht nur nützlich, sondern unentbehrlich erweisen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adam. — Der Natursinn in der deutschen Dichtung. Von Julie Adam. Leipzig und Wien, Wilhelm Braumüller 1906.

Andrea. — Die Rhätierin. — Ein Apostel. Zwei Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit. Von Silvia Andrea. Buchschmuck von M. Honegger. Schkeuditz, W. Schäfer. 1905.

Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschliefslich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. — Zweiter Jahrgang, fünftes und sechstes Heft. Berlin, Verlag der Archiv-Gesellschaft. 1905.

Au. — Glauben und Wissen. Eine Erzählung von Albert Au. Mit Buchschmuck von Hertha Gerber. Schkeuditz, W. Schäfer. 1905.

Baedeker. — Oberitalien mit Ravenna, Florenz und Livorno. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 30 Karten, 30 Plänen, 10 Grundrissen und einem Panorama. Siebzehnte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1905.

Balzacs ausgewählte Werke. — Übersetzt von Alfred Brieger. Achter bis zehnter Band. Berlin, Franz Ledermann. 1905.

Beardsley. — Unter dem Hügel. Eine romantische Novelle. Von Aubrey Beardsley. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Bennecke. — Das Hoftheater in Kassel von 1814 bis zur Gegenwart. Beiträge zur Bühnengeschichte von Wilhelm Bennecke. Kassel, Karl Bietor. 1906.

Bettelheim-Gabillon. — Amalie Haizinger, Gräfin Louise Schönfeld-Neumann. Biographische Blätter, gesammelt von Helene Bettelheim-Gabillon. Mit drei Porträts und einem Faksimile. Wien, Carl Konegen. 1906.

Bielschowsky. — Friederike und Lili. Fünf Goethe-Aufsätze von Albert Bielschowsky. Mit einem Nachruf und dem Bildnis des Verfassers. München, C. H. Beck. 1906.

Brockhaus. — Die Firma F. A. Brockhaus von der Begründung bis zum hundertjährigen Jubiläum. — 1805 — 1905 . Von Heinrich Eduard Brockhaus. Mit 16 Tafeln. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1905.

Brahms-Bilderbuch, Ein. — Herausgegeben von Viktor von Miller zu Aichholz. Mit erläuterndem Text von Max Kalbeck. Wien, R. Lechner. O. J.

Burgherr. — Im Werden. Dichtungen von R. A. Burgherr. Buchschmuck von Max Honegger. Schkeuditz, W. Schäfer. 1905.

Caricatures. Les. de Puvis de Chavannes. — Préface de Marcelle Adam. Paris, Ch. Delagrave.

Castries. — Les sources inédites de l'histoire du Maroc de 1530 à 1845. Par le comte Henry de Castries Tome I. Paris, Leroux. 1905.

Cohn. — Weltausstellung St. Louis 1904. Die chemische Industrie. (Unter Rücksichtnahme auf das Unterrichtswesen.) Bericht von Paul Cohn. Wien, Alfred Hölder. 1905.

Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. — Zweiter Neuabdruck. Zum hundertsten Todestage Palms. Eingeleitet von Richard Graf du Moulin Eckart. Stuttgart, Fritz Lehmann. 1906.

Dilthey. — Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing. — Goethe. — Novalis. — Hölderlin. Vier Aufsätze. Von Wilhelm Dilthey. Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Eichelmann. — Die Wasserstrafsen in der elsafslothringischen Volkswirtschaft. Von Karl Eichelmann. Strafsburg i. E., Eduard van Hauten. 1905.

Eichfeld. — Die Blitztoni, eine Hofgeschichte und andere Humoresken. Von Rudolf Eichfeld. München, Carl Haushalter. 1906.

Erler. — Leipziger Magisterschmäuse im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Von Georg Erler. Leipzig, Giesecke und Devrient. 1905.

Falch. — Das Nibelungenlied. Dem deutschen Volke erzählt von E. Falch. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Fischer. — Spielermoral. Eine irrenärztliche Studie über die Spielsucht und ihr Verhältnis zu Trunksucht und Morphiumsucht für Staatsanwälte, Richter und andere Laien. Von Hanns Fischer. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Forbes-Mosse. — Das Rosentor. Gedichte von Irene Forbes-Mosse. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Franke. — Iris. Gedichte. Von Ilse Franke. Hamburg, W. Gente. O. J.

Friedländer. — Erinnerungen, Reden und Studien von Ludwig Friedländer. Zwei Teile. Strafsburg, Karl J. Trübner. 1905.

Frimmel. — Beethovens äufsere Erscheinung. Von Th. v. Frimmel. Mit einer Heliogravüre und zahlreichen Abbildungen im Text. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Gamper. — Gedichte von Gustav Gamper. Schkeuditz, W. Schäfer. 1905.

Gamper. — Prüfung und Ziel. Von Gustav Gamper. Schkeuditz, W. Schäfer. 1905.

Gansberg und Eildermann. — Unsere Jungs. Geschichten aus der Stadt Bremen. Von F. Gansberg und H. Eildermann. Mit Buchschmuck von Th. Herrmann. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Gilmour. — Abyssinia: The Ethiopian Railway and the Powers. By T. Lennox Gilmour. London, Alston Rivers. 1906.

Goeringer. — Das Wunder. Eine Geschichte aus dem Schwarzwald. Von Irma Goeringer. Mit 14 Textillustrationen, zahlreichen Zierleisten und Vignetten von Hertha Garbe. Schkeuditz, W. Schäfer. 1905.

Goetz. — Klerikalismus und Laizismus. Das Laienelement im Ultramontanismus. Von Leopold Karl Goetz. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. 1905.

Grottewitz. — Sonntage eines grofsstädtischen Arbeiters in der Natur. Von Curt Grottewitz. Berlin, Buchhandlung „Vorwärts". 1906.

„Hansa". — Hamburg und Bremen in Gefahr! Sind unsere Hansestädte Hamburg und Bremen in einem Seekriege mit England in Gefahr und können sie auf genügenden Schutz durch unsere Flotte und die Küstenbefestigungen rechnen? Von „Hansa". Altona, J. Harder. 1906.

Hardung. — Kybippe. Ein Lustspiel von Viktor Hardung. Buchschmuck von M. Honegger. Schkeuditz, W. Schäfer. 1905.

Hartwig — Aus dem Leben eines deutschen Bibliothekars. Erinnerungen und biographische Aufsätze. Von Otto Hartwig. Mit dem Bildnis des Verfassers. Marburg, N. G. Elwert

Harmonie-Kalender 6. Jahrgang. — Musikalischer Haus- und Familien-Almanach für das Jahr 1906. Berlin W., Harmonie-Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Hasse. — Deutsche Grenzpolitik. Von Ernst Hasse. München, J. F. Lehmann. 1906.

Heim. — Bilden ungelöste Fragen ein Hindernis für den Glauben? Vortrag von Karl Heim. Zweite Auflage. Ascona, C. v. Schmidtz. 1906.

Hennig. — Der moderne Spuk- und Geisterglaube. Eine Kritik und Erklärung der spiritistischen Phänomene Von Richard Hennig. Mit einem Vorwort von Max Dessoir. Hamburg, Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze. 1906.

Hesses Volksbücherei — Nr. 287—290. Eduard Mörike. Gedichte. Idylle vom Bodensee. Mit einer biographischen Skizze und mit Einleitungen herausgegeben von Rudolf Krauß. — Nr. 291—295. Mörike: Maler Nolten. Mit einer Einleitung von Rudolf Krauß, dem Vorwort von Julius Klaiber und Mörikes Bildnis. — Nr. 296—297. Mörike: Novellen und Märchen. Mit Einleitungen von Rudolf Krauß. Mit einem Bildnis Mörikes. - Nr. 298—299. Mörike: Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Märchen. Mit einer Einleitung von Rudolf Krauß. - Nr. 3000. Mörike. Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle. Mit einer Einleitung von Rudolf Krauß. Leipzig, Max Hesse.

Hief-Hayward. — Drei historische Erzieher: Pestalozzi, Fröbel, Herbart. Von F. H. Hayward. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Gustav Hief. Leipzig, A. Owen & Co. 1906.

Hilfsbuch für schriftstellerische Anfänger. Herausgegeben von der Redaktion „Feder". Berlin, Federverlag. O. J.

Hinnerk. — Gedichte. Von Otto Hinnerk. Zürich, Arnold Bopp. 1906.

Hoeft. — Befreite Seelen. Novellen von Bernhard Hoeft. Zahna, Albert Stötzner. 1906.

Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg. Herausgegeben von dem Oldenburger Verein für Altertumskunde und Landesgeschichte. Vierzehnter Band. Oldenburg, Gerhard Stalling. 1905.

Jespersen. — Growth and structure of the English Language. By Otto Jespersen. Leipzig, B. G. Teubner. 1905.

Kalinowski. — Der Krieg zwischen Rußland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet von Walter Erdmann von Kalinowski. Mit Karten und Skizzen.

Sechstes (Schluß-)Heft. Berlin, Liebelsche Buchhandlung. 1905.

Kapp. — Die Paraffin-Injektion, eine neue Methode zur Verbesserung der Gesichts- und Körperformen. Von J. Kapp. Berlin, Alfred Marchwinski. 1906.

Kinderheil. — Zeitschrift für Mütter zur leiblichen und geistigen Gesundung und Gesunderhaltung der Kinder. Herausgegeben von Johanna Elberskirchen und Max Below. Erster Jahrgang. Drittes Heft. München, Seitz & Schauer.

Koltan. — E. Haeckels monistische Weltansicht. Von J. Koltan. Zürich, E. Speidel. 1905.

Kraepelin. — Naturstudien in der Sommerfrische. Reiseplaudereien. Ein Buch für die Jugend. Von Karl Kraepelin. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1906.

Kramer. — Von der Höhe des Lebens. Gedichte von Sigmund Freiherrn von Kramer. München, Carl Haushalter. 1906.

Krauss. — Der Völkertod. Eine Theorie der Dekadenz. Von Franz Krauss. Zweiter Teil. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1906.

Laban. — Heinrich Friedrich Füger. Der Porträtminiaturist. Von Ferdinand Laban. Berlin, G. Grote. 1905.

Lehmann-Schiller. — Geschichten aus Homers Odyssee. Dem deutschen Volke und seiner Jugend erzählt von Paul Lehmann-Schiller. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Loewenberg. — Geheime Miterzieher. Studien und Plaudereien für Eltern und Erzieher. Von J. Loewenberg. Dritte, verbesserte Auflage. Hamburg, Gutenberg-Verlag, Dr. Ernst Schultze. 1906.

Mauthner. — Totengespräche. Von Fritz Mauthner. Berlin, Karl Schnabel (Axel Juncker). 1906.

M. K. G. — Städtische Lusthäuser. Von M. K. G. Mit einem Vorwort von C. Fraenkel. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1905.

Meyer. — Gesammelte Reden und Aufsätze. Von Alfred Gotthold Meyer. Berlin, Edmund Meyer. 1905.

Mörikes gesammelte Schriften. Mit einer biographischen Skizze und Einleitungen herausgegeben von Rudolf Krauß. Mit des Dichters Bildnis und Faksimile. Vier Bände in einem Bande gebunden. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Münsterberg. — Japanische Kunstgeschichte. Von Oskar Münsterberg. Zweiter Band. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Multatuli-Briefe. — Herausgegeben von Wilhelm Spohr. Mit fünf Bildern in Mezzotintogravüre. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1906.

Otto. — Unser Besuch im Kieler Kriegshafen. Von Berthold Otto. (Hauslehrer-Schriften 4.) Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1905.

Pfennig. — Wilhelm Fliefs und seine Nachentdecker: O. Weininger und H. Swoboda. Von Richard Pfennig. Berlin, Emil Goldschmidt. 1906.

Pichler. — Allerlei aus Italien. Von Adolf Pichler. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Pochhammer-Staffen. — Ein Dantekranz aus hundert Blättern. Von Paul Pochhammer. Mit 100 Federzeichnungen von Franz Staffen. Erste Lieferung. Berlin, G. Grote. 1905.

Prehn. — Die Jahreszeiten. Ein Leben in Stimmungen. Von August Rameri Prehn. Mit 6 Titelbildern, zahlreichen Vignetten und Zierleisten von Hertha Garbe. Schleudit, W. Schäfer. 1905.

Prins. — De l'esprit du gouvernement démocratique. Par Adolphe Prins. Bruxelles et Leipzig, Misch & Thron. 1906.

Ratzel. — Kleine Schriften von Friedrich Ratzel. Ausgewählt und herausgegeben durch Hans Helmolt. Mit einer Bibliographie von Viktor Hantzsch. Erster Band. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1906.

Riezler. — Das glücklichste Jahrhundert bayerischer Geschichte 1806—1906. Von Sigmund Riezler. München, C. H. Beck. 1906.

Ritter des Lichtes. — Band V. Im Haram oder Beit-ul Mukadis, d. h. im heiligen Tempel zu Jerusalem. Von Muhammed Adil Schmitz du Moulin. Leipzig, Rudolf Uhlig. 1905.

Rignano. — Los von der Erbschaft. Von Eugenio Rignano. Mit einem Vorwort von Eduard Bernstein. Nach der französischen Ausgabe des Adolphe Landry übersetzt von Otto Südetum. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Salten. — Das Buch der Könige. Von Felix Salten. Mit Zeichnungen von Leo Kober. München und Leipzig, Georg Müller. O. J.

Schaukal. — Grofsmutter. Ein Buch von Tod und Leben. Herausgegeben von Richard Schaukal. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1906.

Schiller. — Études sur Schiller, publiées pour le centenaire de la mort du poète, par la Société pour l'Étude des Langues et de Littératures modernes et la Société d'Histoire moderne. Paris, Felix Alcan. 1905.

Scholz. — Kunst und Notwendigkeit. Vier Thesen von Wilhelm von Scholz. Berlin, Verlag der „Schaubühne", G. m. b. H. 1906.

Schroeder. — Vom papiernen Stil. Von Otto Schroeder. Sechste durchgesehene Auflage. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Schücking. — Eines Kriegsknechts Abenteuer. — Der Nachrichter. Kulturhistorische Novellen. Von Levin Schücking. Dritte Auflage. Münster i. W., E. Obertüschen. 1905.

Schultz. — Vom Meisterbuch. Eine schlichte grundlegende Literatur-Betrachtung von Karl Alfred Schultz. Berlin, Conrad Skopnik. 1905.

Schur. — Der Fall Meier-Graefe. Betrachtungen über die deutsche Kunst und Kultur der Gegenwart. Von Ernst Schur. Grofs-Lichterfelde, im eigenen Verlage 1905.

Schwartz. — Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Fünf Vorträge von Eduard Schwartz. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1906.

Spiero. — Fontane-Brevier. Von Olga und Heinrich Spiero. Zweite Auflage. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Spruchwörterbuch. — Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften an Haus und Gerät usw. Unter Mitwirkung deutscher Gelehrter und Schriftsteller herausgegeben von Franz Freiherrn von Lipperheide. Dritte Lieferung. Berlin, Expedition des Spruchwörterbuches. 1906.

Tei-San. — Notes sur l'art japonais. La peinture et la gravure. Par Tei-San. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Thirion. — Madame de Prie (1698—1727). Par H. Thirion. Avec deux héliogravures. Paris, Plon, 1905.

Tod und Teufel und noch manches Andere. — Gedanken über Allerlei. München, Carl Haushalter. 1905.

Torrund. — Ein dunkler Punkt. Novelle von Jaffy Torrund. Berlin, Albert Goldschmidt. 1906.

Treller. — Athene parthenos. Novelle von Franz Treller. Kassel, Friedr. Scheel. 1906.

Urbas. — Das Jahr der Liebe. Sonette von Emanuel Urbas. Wien, in Kommission bei L. W. Seidel & Sohn. 1905.

Waldschmidt. — Dante Gabriel Rosetti, der Maler und der Dichter. Von Wolfram Waldschmidt. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs. 1905.

Wallace. — Rufsland. Von Sir Donald Mackenzie Wallace. Vierte deutsche Auflage. Nach der vollständig umgearbeiteten und durch fünf neue Kapitel vermehrten Originalauflage vom Jahre 1905 übersetzt von Friedrich Purlitz. Zweiter Band. Würzburg, A. Stüber. 1906.

Weber. — Eine ungeheure Umwälzung! Allvater (Wodan) oder Jehova? Das deutsche Glaubentum. Von einem Verfluchten. (J. Weber.) Berlin, Hermann Walter. 1906.

Wendland. — Schlußrede der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner nebst einem Zukunftsprogramm. Von Paul Wendland. Leipzig, B. G. Teubner. 1905.

Wiesen. — Die Spielgefährten. Roman in zwei Bänden. Von B. Wiesen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1906.

Wilamowitz-Moellendorff. — Griechische Tragödien. Übersetzt von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Dritter Band. Berlin, Weidmann. 1906.

Wilde. — Das Gespenst von Canterville und fünf andere Erzählungen. Von Oskar Wilde. Leipzig, Inselverlag. 1905.

Wilde. — Das Granatapfelhaus. Von Oskar Wilde. Zweite Auflage. Leipzig. Inselverlag. 1905.

With. — Aus voller Seele. Gedichte von Fritz With. München, Karl Haushalter. 1906.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Kirche und Orgel.

Eine Dorfelegie.

Von

Holger Drachmann.

(Schluß.)

XVIII.

Die Vorlesung war zu Ende.

Niemand sagte etwas. Man hätte, wie während der Schachpartien der beiden Herren, die Totenuhr in dem morschen Paneele picken hören können.

Greti stand gegen den Fensterrahmen gelehnt; sie blickte starr in den goldenen Lenzabend hinaus; sie dachte und dachte — und erinnerte sich, wie die Stille des Hofes ihr doppelt feierlich und vornehm erschienen war, als sie den Organisten das erstemal sah.

Sie konnte sich ihm nicht zuwenden, obgleich eine Welt von Gefühlen sie zu ihm zog.

So stand sie am Fenster an dem stillen, goldig dämmernden Frühlingsabend, selbst umstrahlt von dem gedämpften Scheine. In ihrer Hand hielt sie ein kleines Buch, in Oktav, mit rötlichem Goldschnitt, das sie Rahel geborgt und das diese ihr heute zurückgegeben hatte.

Greti kannte dieses Buch beinahe auswendig, wie ihre Mutter es gekannt hatte. Es war ein Geschenk vom Appellationsrat Birger für seine Braut: „Faust. Eine Tragödie von Johann Wolfgang von Goethe. Erster Teil."

Greti blätterte zerstreut in dem Buche und hielt dann inne bei Gretchens Worten:

> Ich weiß zu gut, daß solch erfahrenen Mann
> Mein arm Gespräch nicht unterhalten kann.

Sie hörte die Stimme der beiden Herren. Meister Ollivier hatte sich zum Stuhle des Gutsherrn hingesetzt und legte seine Hand leicht über den Arm des kranken, müden Mannes.

„Das Frühjahr ist eine schwierige Zeit," erklang des Organisten Stimme, „weil es die schwierige Zeit der ganzen Erde ist, und weil wir allgemach alt werden, wie die Erde. Hat man aber die schwere Tag- und Nachtgleiche überstanden, so beginnt es sich in uns zu regen von Hoffnungen auf den Frühsommer. Und eines schönen Tages fällt gleichsam ein Glanz über uns, ein

leuchtendes Meteor von der Wolke herab, und wir stutzen wie ein Kind, wie ein junger Mensch, der nicht gewohnt ist, daß der Himmel sich offenbare."

„Nein, Monseigneur," antwortete der Gutsherr mit einem Versuch zu lachen, aber die Stimme klang erloschen: „Die Meteorlehre hat keinen Trost mehr für mich. Mein gebrechlicher Himmelskörper hat zu viele Volten geschlagen, er stieß an gegen Gott und ist in Stücke gegangen. Sie brauchen mir nicht vorzuspielen ‚Wer weiß, wie nah mir schon mein Ende', denn ich weiß es!"

Es war für Greti, als ob die beiden Männer scherzend den letzten Abschied voneinander nähmen.

Nun stand der Organist hinter Greti.

„Lesen Sie?" fragte er mild.

Sie antwortete nicht.

„Darf man sehen?" und er nahm das Buch.

„Ah, ‚Faust' — das ist die kleine Tübinger Ausgabe — die von 1808 — ein seltenes Exemplar?" —

„Es ist das Brautgeschenk meines Vaters für die Mutter," sagte sie.

Er beugte die klaren blauen Augen tief auf das Buch nieder, es mit Kennerblick untersuchend. Sie hielt das Buch in ihrer Hand. Er hielt seine Hand um die ihrige, welche zitterte.

„Darf ich Ihnen danken," flüsterte sie, „für das, was Sie uns vorgelesen haben. Es war so — es war so neu!"

Er überhörte es oder stellte sich, als ob er es überhört hätte, indem er in dem Buche blätterte.

„Hier vorne steht ein Gedicht geschrieben," sagte er; „darf ich's lesen?"

Sie nickte.

„Können Sie sehen?" fragte sie.

Er nickte.

„Der Vater hat das Gedicht geschrieben," sagte sie. „Mutter erzählte mir oft, daß sie das Buch mit einem Brautbukett geschickt erhielt, als sie sich eben ankleidete, um in die Kirche zu gehen. Der Vater hielt unter ihrem Fenster in einem Wagen, ungeduldig, ganz gegen Brauch und Sitte; sie las das Gedicht, schickte die Mädchen einen Augenblick aus dem Zimmer hinaus, löste ein Stück von ihrem Brautkranz ab, öffnete das Fenster halb und warf ihm das kleine grüne Geflecht hinunter. ‚Ich hätte mich selbst aus dem Fenster zu ihm hinabwerfen können,' erzählte sie mir. Und so oft sie davon sprach, strahlten ihre Augen. — Ich werde wohl der Mutter gleichen," fügte Greti unwillkürlich hinzu; aber sie sah dabei nicht auf Meister Ollivier.

Er jedoch sah auf sie und auf diese Schriftzeichen, die groß, offen, rund, etwas unsicher waren, wie der Brief eines aufgeregten Jünglings, der in hastiger Bewegung geschrieben ist.

„Nun lese ich's Ihnen laut vor — darf ich?" fragte er gedämpft, weich.

Sie antwortete, indem sie ihre Augen erwartungsvoll auf seinen Mund richtete.

Das Gedicht lautete:

Alles, was lebt —

Alles, was lebt muß vergehn —
Aus Blumen die Früchte entstehn.
Die Küsse, der Tränen feuchtendes Naß,
Der Name, den zitternd wir schrieben ins Glas —
Alles, was lebt, muß vergehn;
So soll's nun einmal auf der Welt schon geschehn.

Und doch will man lieben, verlangen,
Umfangen werden, umfangen,
Will Glück nur haben, will haschen nach Glück:
Denn immer erneut sich das alte Stück:
Romeo — Julie, Gretchen und Faust.

O Liebste, feuchte die Hände!
Salb deine Schulter und leuchtende Lende!
Dein Herzblut lösche des Herzens Brände!
Wart ab des Besuches Stunde;
Die Flöte führe zum Munde!
Ihr Rufen erfülle den lauschenden Wald,
Du weißt, es wird still — nur zu bald!

XIX.

Greti fühlte, daß seine Hand wieder die ihrige umfaßte, und daß es nun seine Hand war, die zitterte.

Sie wurde verlegen; sie machte sich frei — recht behutsam. Er blieb stehen und blätterte in dem Buche . . . und nun lag der Goldglanz des Abendscheins über ihm.

Greti suchte die kleine Babli auf. Sie konnte es an Rahel bemerken, daß der Gutsherr schon in hohem Grade der Ruhe bedurfte.

Sie fand Babli im Nebenzimmer, in der Ecke sitzend, wo Greti dem Spiele des Organisten zugehört hatte.

Die kleine Babli hatte sich hineingeschlichen, während die Vorlesung stattfand.

Sie schlief ruhig.

Rahel und der Organist halfen zusammen, um den Gutsherrn in sein Schlafzimmer zu bringen; er war stark hergenommen, wollte jedoch Hilfe ausschlagen; allein der Kopf sank auf Rahels Schulter nieder.

Rahel flüsterte zu Greti:

„Wir behalten Babli die Nacht über, sie kann in meinem Bette schlafen — ich bleibe hier."

Hierauf sagten Greti und Meister Ollivier gute Nacht. Sie hatten ja denselben Weg zu gehen.

Noch einmal fragte der Organist: „Soll ich nicht bei Ihnen bleiben, Rahel? Ich setze mich in den Stuhl am Fenster — ich bin's gewohnt, zu wachen!" . . .

Aber Rahel streichelte nur seinen Arm, fuhr Greti über das Haar, blinzelte mit den langen, dunklen Augenwimpern und nickte: „Gott segne euch beide! Es wird schon noch so werden, wie es sein soll!"

Sie gingen zusammen durch die Allee hinab, jeder auf einer Seite des Weges, längs der Linden, die von Wurzelsprossen, mit Schierling und wildem Fenchel dazwischen, so überwachsen waren, daß dadurch die Aussicht abgesperrt wurde.

Sie sprachen nichts.

Aber der Abend sprach für sie. Und der Abend war durchzittert von dem rosa-goldigen, träumerischen Halblichte, das die Luft still macht, die Tiere still macht, die ganze Natur still macht, wie in einer Ahnung vom Übernatürlichen.

Nur in der Ferne, vom Bach in der Talsenkung unten, meldeten sich die Schaufeln der Wassermühle, als wollten sie Schweigen gebieten für eine nützliche Rede. Und selbst diese entfernte Rede schwand hin in ein Sausen.

Dann gibt es eine Stelle, wo die Allee des Edelhofs aufhört, in einen kleinen Hain ausmündet, den letzten Abschluß des Hochwaldes, der von der alten Burg zum Kirchenhügel hinabgeht.

Dort blieben sie beide stehen, Greti und der Organist.

Durch das junge, durchsichtige Laub wurde der allerletzte Glanz und Schein des Sonnenunterganges gesogen mit einer fast sichtbaren lebenden, leidenschaftlichen Energie, als ob das kleine Wäldchen das Wunder der großen Welt nicht loslassen und seine eigene zarte Schönheit der Nacht nicht ausliefern wollte, die in ihrer rätselhaften Umarmung alles verwischt, verbirgt und verfinstert.

Greti stand in diesem Glanz und Schein, blickte hinein in die zitternde Herrlichkeit des Westens, und sah zurück gegen Osten, wo der blaugraue Schatten der Nacht emporstieg, streng und hart wie eine Mauer.

Das Dorf lag gegen Osten.

Da befiel ein Zittern das junge Mädchen, und sie führte die Hand, in der sie das Buch hielt, vor ihre Augen.

Meister Ollivier trat zu ihr hin, ergriff die Hand, die sie frei hatte, und fragte still:

„Sind Sie besorgt um unsern armen Freund? Ja, wir werden wohl bald seinen Verlust zu beklagen haben — und uns dann noch vereinsamter fühlen!"

Greti ließ ihn ihre beiden Hände nehmen und das Buch dazu; sie blickte ihm ins Gesicht und fragte:

„Glauben Sie an Gott — und an eine Fortsetzung?" . . .

Er suchte — und seine Augen blickten hinaus auf die große Landschaft in der beinahe göttlichen Ruhe des Frühlingsabends:

„Der Gott, dessen Bild mir bisweilen vorschwebt, er streckt seine goldene Hand, die niemals gezittert hat, über die ganze Welt aus, die niemals stille steht; und es ist, als streiche er milde hin über uns alle und sagte: ‚Ich werde euch einmal alles erzählen, wie es zugegangen ist, und wie es werden wird . . . laßt mir nur Zeit! — habt Geduld!'"

Greti kehrte sich gegen ihn. Er legte ihren Kopf an seine Schulter.

So standen sie, ohne zu sprechen. Ihre Augen kamen gleichsam wie eine Fackel aus einem Walde heraus. Der Schein blendete ihn; aber sein Arm war fest, sein Atemzug beherrscht; nur in die Tiefe seiner blauen Augen kam die Zärtlichkeit, die männliche Zärtlichkeit, wie in der Verwunderung und der Frage der sixtinischen Sibylle.

Greti sagte, fragend, aber gleichsam an sich selbst gewendet:

„Ist es unmöglich — sollte es unmöglich sein?"

„Ja!“ lautete es kurz — und seine Augen wurden fester.

„Ich würde ja alles für Sie sein können,“ sagte Greti leise, daß er sich niederbeugen mußte — „Sie sollten nie mehr einsam sein — ich würde Ihnen folgen, wohin Sie gehen, und was da auch mit uns geschehen könnte — ich würde Sie pflegen, wenn Sie krank werden — für Sie arbeiten — Ihnen Behaglichkeit und Frieden schaffen. Ich kann arbeiten — ich bin jung und stark ... und Sie könnten ja sagen, daß ich Ihre Tochter sei! Ach!“ — brach sie aus, und ihre Augen brannten — „fühlen Sie denn nicht das Bedürfnis nach einer Tochter — — einem kleinen Mädchen, das gut gegen Sie sein will? Ich fühle es — ich muß fort — ich habe das Bedürfnis nach einem Freunde — verzeihen Sie, verzeihen Sie mir — gehen wir fort von hier — denn ich halte es nicht aus, hier zu sein .... aber am wenigsten ertrage ich den Gedanken, daß kein Mensch sich um Sie kümmert — um Sie, der Sie der klügste, der edelste — der schönste Mann sind, den ich je gesehen habe!“

Und sie verbarg ihr Gesicht, ihr Feuer, ihre Beschämung an seiner Brust.

Er beugte sich tief über sie, als wollte er das hübsche Wesen schonen, bewahren, beruhigen. Ihre kleine Haube war herabgefallen; er küßte ihr rauschendes Haar und flüsterte: „Es ist unmöglich, mein liebes, liebes Kind!“

„Sagen Sie das nicht — o, sagen Sie es nicht!“ bat sie.

„Greti!“ erklang seine Stimme, mit einer Betonung, die verursachte, daß sie ihren Kopf von ihm entfernte und den Blick abwandte. „Wissen Sie denn nicht, fühlen Sie nicht, daß ich die baufällige Kirche bin — und Sie die starke Orgel? Und man soll den Herrn nicht versuchen!“

Schnelle kleine Fußtritte wurden hörbar, das rasche Atmen eines Kindes.. durch den Hain kam die kleine Babli von der Allee her gelaufen — blieb einen Augenblick stehen und brachte die Worte hervor: „Ich laufe ins Dorf — zu Aldubrand — der Gutsherr stirbt!“

Dann lief sie weiter.

Die beiden gingen eiligst durch die Allee hinauf und zurück, Greti voraus.

Das goldige Licht erlosch über den Hügeln und dem Walde. Der blaugraue Schatten kam vom Dorfe herauf und lag über der Burgruine.

In dieser Nacht starb der Gutsherr in den Armen seiner treuen Rahel und seines letzten Freundes.

Greti saß in dem öden Musikzimmer und stützte ihr schweres Haupt in die Hände. Und der erste grelle Sonnenstreifen des Morgens glitt an dem gekrauften Haar vorbei und bohrte sich wie ein Schmerz in das schmächtige Klavier.

XX.

In der kleinen Anlage auf der Südseite unter dem Kirchenhügel brach die Sonne unter dem lichten Laub hervor und besprengte die sandige Erde mit goldenen Licht- und Schattenflecken.

Die alten Bäume streuten zwischen die goldenen und bläulichen Vierecke ihren wollseidenen Überfluß an Troddeln und Quasten: der weichste bunte Teppich, auf den die jungen Mädchen des Dorfes ihre beschuhten oder gestiefelten Füßchen setzen konnten.

Sie waren hier, alle beisammen, in einem Halbkreis vor der Bank unter dem sandigen Abhang, an dem sich der Kirchenstieg hinaufschlängelte.

Die beiden Töchter des Müllers, die bereits breitkrempige Sommerhüte mit zitronengelben Bändern aufgesetzt hatten; die lange Schmiedstochter, des großen Kaufmanns kleine Mädchen, des kleinen Kaufmanns einzige Tochter, des Wagners, des Schneiders, des Schusters Tochter — alle mit beschriebenen Notenblättern in den weißen oder roten Händen, und zunächst der Bank, in einem kleinen Abstand von den andern, standen Greti Birger und die kleine Babli, beide in dasselbe Notenblatt sehend.

Greti war blaß; sie sah nicht von dem Blatte auf. Babli, wie gewöhnlich, eifrig und rot, mit den kleinen, funkelnden Augen allgegenwärtig.

„Die letzten Takte noch einmal!" erklang Meister Olliviers Stimme, ruhig und doch bestimmt.

Er saß barhaupt auf der Bank, im Schatten des Abhangs und leitete den Gesang. Den Hut hatte er von sich gelegt, den Stock ebenfalls. Es war Johann Sebastian Bachs „Pfingstkantate" — einige von den jungen Mädchen hatten den Organisten in feierlich-geheimnisvoller und etwas befangener Weise gebeten, sie mit ihnen einzustudieren.

Die Takte wurden immer aufs neue wiederholt. Er sang selbst leise mit, während seine linke Hand Takt und Kadenz angab. Wenn er sich unbemerkt glaubte, suchte sein Blick den Gretis, traf aber nur den Bablis.

Die Sonne begann zu blinzeln. Kugelwolken begannen sich über der alten Pappel zu wölben, welche die vielen Winterstürme ausgestanden hatte. Hoch oben in der noch dünn belaubten Krone des Baumes hörte man das Gezwitscher der Vögel, als ob sie ebenfalls einen Gesang einstudierten zu dem bevorstehenden Feste für das Leben, für das Licht, für den Geist.

Aus der Ferne hörte man zunächst den Lärm des Rades von der Wassermühle im Bache unten, und in diesen Laut mischte sich ein andrer, weniger harmonisch, den nur die feinen Ohren der kleinen Babli auffingen . . . einen Laut wie hastige Tritte von mehreren Menschen über die Mühlbrücke am Damm, der hierher nach der Anlage führte.

Bablis Fuß stieß den Gretis.

Greti sah nicht auf, hörte nichts.

Der Organist erhob die Hand. Die Stimmen schwiegen. Die jungen Mädchen räusperten sich, sahen ein wenig auf einander, dann auf Greti hin.

Das Notenblatt zitterte leicht in ihrer Hand.

„Jetzt kommt die Arie für Mezzosopran", sagte der Organist. „Wollen Sie beginnen, Jungfer Birger!"

Und leise sang sie:

Mein gläubiges Herze,
Frohlocke, sing, scherze,
Mein gläubiges Herze . . .

Gretis Stimme zitterte, als sie begann — zwei Töne zu tief:

Mein gläubiges Herze . . .

In diesem Augenblick ertönte eine scharfe, trockene Stimme, vor der die ganze Mädchenschar aufgeschreckt zurückwich.

„Was soll das bedeuten? Was geht hier vor?“

Es war Herr Peer Pommerenck, gefolgt von seinem Stabe, den Spitzen des Kirchenrates: dem Müller, dem Schmiede, den beiden Kaufleuten, und außerdem von den Ältesten im Gemeinderat: dem Pantoffelmacher, dem Schneider, dem Schuster . . .

Peer Pommerenck hatte den Kopf stark auf der Seite. Er steuerte direkt auf die Bank los, wo Meister Ollivier ruhig, abwartend saß, mit einem fast unmerklichen Lächeln um die feinen, schmalen Lippen. Das Notenheft hatte er von sich gelegt; den dreispitzigen Hut setzte er fest auf den Kopf, mit einem bestimmten Druck.

„Wollen Sie mir sagen, Sie dort — was sind das für Künste?“ fragte Peer Pommerenck gereizt. Und er fügte hinzu: „Hier, mitten am Nachmittag — in den Anlagen des Kirchenrates . . . in den öffentlichen Anlagen der Kommune“ berichtigte er sich, während er in dem Kreise herumzeigte, den die Männer gebildet hatten.

„Was wollen Sie wissen?“ fragte der Organist und erhob den Blick ruhig fragend.

„Ich bin es, der Sie fragt! Was sollen die Künste da bedeuten?“ erklang des Amtsschreibers Stimme noch schärfer.

„Künste?“ wiederholte der Organist langsam. „Wir üben einen Gesang ein — Bachs Pfingstkantate — worum mich die jungen Mädchen des Dorfes gebeten hatten.“

„Das ist gewiß eine hübsche Kantate!“ sagte der Schreiber spottend und blickte auf die Männer.

„Ja!“ — nickte Meister Ollivier. „Sie ist frisch und erfreulich wie der Frühling selbst! Wir nahmen sie durch — hier, im Freien, um besser zu hören, wie sie klingen würde.“

„Ihr Lirumlarum ist mir gleichgültig!“ unterbrach ihn Peer Pommerenck. „Die unmündigen Mädchen des Dorfes haben kein Recht, Sie um etwas zu ersuchen. Nur der Kirchenrat hat das Recht — der Kirchenrat im Einverständnis mit dem Gemeinderat . . . und wenn Sie vergessen, wer Ihre Vorgesetzten sind, so müssen Sie die Folgen tragen! — Geht nach Hause!“ rief er den Mädchen zu, stets mit erhobener, scharfer Stimme. „Und mit dir, Greti, werde ich heut nachmittag noch sprechen!“

Die kleinen Mädchen stoben davon, mit geröteten Gesichtern, hinab nach dem Dorfe.

Greti und Babli standen Hand in Hand beisammen, die Köpfe gesenkt.

Greti war bleich wie eine Hauswand; ihre Lippen bebten, ihre feinen Nasenflügel erweiterten sich, während ihre Hand krampfhaft die Bablis umschloß.

Als sie sich angesprochen hörte, schoß ihr das Blut in die Wangen empor; ängstlich, wie um Abbitte und Buße für die ihm widerfahrene Kränkung zu tun, sah sie auf den Organisten hin, der immer noch unbeweglich und unberührt dasaß, und erbittert, beinahe haßerfüllt, blickte sie ihrem Bräutigam gerade ins Gesicht.

„Geh!“ sagte Peer Pommerenck und zeigte hinab auf die andern. „Laß die Kleine dort — in Zukunft werde ich, und ich allein, deinen Umgang wählen!“ Und er suchte seinen Kopf so gerade wie möglich zu halten.

Gretis Antwort bestand darin, daß sie die Hand ihrer kleinen Freundin noch fester umfaßte und mit ihr davonlief, nicht hinab gegen das Dorf, sondern hinauf über den Kirchenpfad.

„O, warte nur!“ fauchte Peer ihr nach, mit der Hand drohend.

Er hatte ganz die Herrschaft über Stimme und Bewegungen verloren.

Die Männer rings um ihn räusperten sich ein wenig und sahen von Peer weg auf den Organisten hin.

Peer war aschgrau, Meister Ollivier etwas bläsſer als gewöhnlich, aber ganz gefaßt und ruhig.

„Ich werde Ihnen das heimzahlen — Sie — Sie dort!“ rief Peer und näherte sich der Bank. „Es soll nicht lange dauern, bis die alte“ . . . er wollte sagen: verfaulte, korrigierte sich aber . . . „bis die alte, baufällige Kirche niedergerissen werden — verstehen Sie — verschwinden wird! — Ich werde eine neue erbauen — ein neues Gotteshaus bauen lassen — zum Besten der Gemeinde“, sagte er mit einem Blick auf den Gemeinderat — „und dann werde ich, werden wir es sein, die einen neuen Organisten anstellen, nachdem wir uns gut umgesehen und einen Mann von rechtem Glauben und sonstigen ehrenhaften Eigenschaften gefunden haben werden und nicht den erstbesten Fremden, auf dessen Alter und Lebensumstände man eine veraltete Rücksicht genommen hat, während man ein Auge zudrückte über — ja über diese seine Lebensgewohnheiten, die uns jetzt, wie es scheint, zum Ärgernis dienen sollen, so alt er ist, und so zurückhaltend er sich aus diesem Grunde der Jugend gegenüber zeigen müßte! — Hören Sie — zu Ihnen spreche ich, Herr Organist: welches nun auch Ihr Name sein mag! Denn wir wissen ja kaum, wer Sie eigentlich sind, und woher Sie stammen — wie wir ja auch nicht wissen, was Sie taugen, da Sie doch nur auf Ihrer Orgel sitzen und brummen, als ob Sie selber und das ganze Orgelwerk heiser wären!“ . . .

Selbst die kleinen Männer im Gemeinderate, die sonst die Angelegenheiten der Kirche ernst genug nahmen, begannen zu lächeln. Was die langschößigen Mitglieder des Kirchenrates betraf, so schwelgten sie in der witzigen Überlegenheit ihres juridischen Wortführers.

Der Organist war während Herrn Pommerencks Redestrom sitzen geblieben und hatte in die lichte Krone der alten Pappel hinaufgesehen, als lauschte er viel mehr dem Gezwitscher der Vögel als dem Geplapper dieses Menschen. Er lächelte und schloß deshalb seine Augen, diese Augen, welche des Lenzhimmels unendliches Blau spiegelten.

Noch einen Schritt vorwärts, und Peer Pommerenck stand unmittelbar vor dem alten Meister — „dem heiseren Orgelspieler“.

„Sie sind vielleicht ebenso schwerhörig wie Ihr Blasebalgtreter — oder Sie haben vielleicht überhaupt keinen Namen? Um so leichter wird es uns werden, Sie aus dem Kirchenbudget zu streichen!“ rief der Amtsschreiber.

Der Organist erhob sich.

Er stand nun da, auf seinen Ziegenhainer gestützt, natürlich und frei, ohne ein Zeichen von äußerer Willenskundgebung, am allerwenigsten von Gekränktheit, beinahe um einen halben Kopf größer als sein ducknackiger Gegner, und durch sein leichtes Lächeln viele Male seinem juridischen Kontrapart überlegen:

„In der Reihe von Jahren," sagte er mild, „in denen ich hier in der Kirche des Sprengels die Orgel gespielt und dafür meinen Lohn bezogen habe, in all diesen Jahren, in denen ich mir nicht bewußt bin, irgendeinen Anstoß durch meine Lebensgewohnheiten gegeben zu haben, ist mein Familienname vermutlich genügend gewesen.

„Wenn meine Kunst — denn ich nenne mein Orgelspiel eine Kunst, ob ich auch die örtlichen Schwierigkeiten genau in Betracht ziehen mußte —, wenn meine Kunst gegenüber sachkundigen Kennern nicht hinreichend befunden wird, dann kann man mich ruhig ziehen lassen. Ich dränge mich nicht auf.

„Gibt man mir meinen Abschied, sei es auf grauem oder weißem Papier, dann will ich gern meinen Namen in extenso zurücklassen — zum Gebrauche beim Dokument."

Er hielt einen Augenblick inne und sah Herrn Pommerenck in das verzerrte Gesicht. Hierauf fuhr er fort:

„Ich gehöre einer alten französischen Hugenottenfamilie an und bin der letzte, der ihren Namen trägt.

„Meine Vorfahren kämpften zuerst in den Religionskriegen für ihren Glauben; hernach, während der Revolution, für ihre Abkunft; jetzt kämpfe ich — allein — für meine Kunst.

„Mit ihr stehe ich und falle ich.

„Mein Name lautet: Josef Marcel Ollivier, Marquis de Rochefière."

Dies wurde fast nur so hingeworfen.

Er hatte diesen Namen genannt, diesen Titel. Das war alles.

Er setzte sich wieder und blickte auf die Seite zu dem Notenblatte hinab.

Peer Pommerenck stutzte ein wenig. Doch nur einen Augenblick. Er bemerkte, daß der Kirchenrat vom Glanze dieser Vornehmheit, der plötzlich in den Augen der Herren über den einsamen armen Fremden gefallen war, nicht ganz unbeeinflußt zu sein schien, während der Gemeinderat weder Namen noch Glanz aufgefaßt hatte.

Er richtete seinen Hals zurecht. Seine Lippen spitzten sich, seine Marderaugen in der allzu lichten Einfassung wurden böse, als er sagte:

„Ich dachte mir wohl, daß es diese Art Klingklang wäre, womit Sie die Ohren der Unmündigen hier im Dorf betört haben. Aber jetzt soll es Schluß sein!"

Es gab dem Organisten im Innern einen Ruck. Seine dunklen Brauen zogen sich über den blauen Augen zusammen, und diese wurden tief, wie ein Wald unter einer Gewitterwolke drohend blau wird.

Seine weiße Hand griff aus nach dem Stocke ... nahm jedoch statt dessen das Notenblatt, faltete es zusammen, und die Stirne glättete sich, während sein Blick wie mit einem festen Griffe auf seinem Gegner lag.

„Sie haben recht, Herr Pommerenck," sagte er, „es ist Schluß! Nur müssen Sie wissen, es geschah zum ersten und zugleich auch letzten Male, daß

ich hier im Dorfe und Kirchensprengel meinen Namen und den Titel nannte, den ich zu tragen berechtigt bin.

„Aus welchem Grunde Sie just in so zahlreicher Begleitung herauskommen, um eine ganz unschuldige Versammlung zu stören, das weiß ich nicht. Unser alter Pfarrer ließ mich seinerzeit, ohne daß ich darum ersuchte, zum Organisten und Kantor ernennen — also mit dem Rechte und der Pflicht, den Gesang zu leiten. Und Verführer pflegt man doch in meinem Alter nicht für so gefährlich anzusehen, daß man den ganzen Landsturm gegen sie auf die Beine bringt!“ —

„Wir fürchten Sie nicht, Herr Marquis,“ lachte Pommerenck höhnisch. „Absichtlich habe ich diese guten Männer mit mir genommen, denen die Leitung der Kirche und die Gemeindepflege obliegt. Wir hatten längst von Bengt, dem Blasebalgtreter, der nicht Ihr, sondern Gottes Diener ist, erfahren, daß Ihre Anschauungen über die Offenbarung und deren heilige Schriften nur wenig mit der Lehre übereinstimmen, zu deren reinem Bekenntnis Sie sich, zum mindesten auf dem Papier, bei Ihrer Amtsanstellung verpflichtet haben. Bevor wir sie in facto von dem Amte entfernen, wollten wir durch Ihren eigenen Mund folgende Frage beantwortet hören: Ist die heilige Schrift, ist die Bibel, die Sie, wie es heißt, bei Ihren Übungen in Ihrer freien Zeit benutzen — ist sie Ihnen bloß ein Hilfsmittel, eine Unterlage bei Ihren musikalischen Manipulationen, oder ist sie für Sie, was sie für uns ist: das wirkliche Hauptfundament Ihres Glaubens, der Urquell für Ihr Denken und Handeln — ist sie die Offenbarung der Göttlichkeit selbst auf der Wanderung des Menschen von der Finsternis hinauf zum ewigen Licht?“ — —

„Amen!“ erklang es anschließend vom Gemeinderat.

Peer Pommerenck war augenscheinlich von seiner Beredsamkeit ergriffen. Er blickte mit glänzenden Augen im Kreise herum.

„Der Organist soll antworten!“ wurde gerufen.

„Wir wollen ihn seinen Glauben bekennen hören!“ klang es aus der Runde.

„Soll der hergelaufene Franzose vielleicht zu uns gekommen sein, um mit unsren ehrbaren jungen Mädchen sein Unwesen zu treiben?“ schrie der fanatische Pantoffelmacher — er, der Babli an Kindesstatt angenommen hatte, und der den erklecklichen Beitrag aus der unbekannten Quelle bezog.

Pommerenck gebot dem Pantoffelmacher zu schweigen.

Meister Ollivier lehnte sich auf der Bank zurück und sah einen Augenblick hinauf zu dem schwindenden Lichte des Nachmittags, das einen sonderbaren Schein von Wehmut annahm, und nickte langsam:

„Ja, ich werde antworten — bevor ich dieses Dorf verlasse, das mich lange meinen Gott und meine Kunst verehren ließ.

„Und wenn ich ‚Gott‘ nenne, so bekenne ich nun, daß ich mich kraftlos demütig fühle, wie die alten Hirten sich gefühlt haben mußten, wie des Meeres Söhne sich fühlen, wenn sie beim Anbruch hinausstarren zu der Sternenschar, des Himmels wimmelnden Augen . . . Welches ist Gottes Auge? Sind sie es alle? Und wie Gedanken und Worte dafür finden?

„Wenn ich beständig Stärke und Nahrung für mein Leben wie für meine Kunst in dem Buche suche, das meiner Vorfahren Kleinod war und mein einziger

Schatz ist, so finde ich auch dort Sternenaugen, einige strahlend klar, einige undeutlich, alle aber umgeben von der großen Macht der Erhabenheit, worin alle Offenbarung ausmündet.

„Was soll ich, der einsame Wanderer, über das Buch sagen? daß mein Geschlecht es auch für mich geheiligt hat — daß sein Blut und seine Gebete, sein Streit und seine Lehre zu mir sprechen! Daß es geleitet und irre geführt, wie die Sterne es auch getan; daß es tröstet durch sein himmlisches Licht, daß es uns die Weisheit der Erde einbrennt durch seine erhabene Sprache! Daß es mich, der ich stolz und streitbar geboren war, lehrte, mich vor dem unerforschlichen Willen zu beugen — zu dienen!" . . .

Er neigte das Haupt und schwieg.

„Sind Sie fertig?" fragte Peer Pommerenck.

Der Organist antwortete nicht.

„Meine guten Freunde," sagte Peer und blickte triumphierend von dem geschlagenen Manne hinweg, auf den Kreis der Trabanten, „brauchen wir noch weitere Zeugnisse? Das nennt der Mann da seinen Glauben bekennen! Er hat sich durch seine oberflächliche Rede unwürdig bekannt, sein Amt zu bekleiden, und er hat sich als dessen entledigt zu betrachten. Wir wollen mit ihm Abrechnung halten, und er kann sich fortbegeben. Niemand im Dorfe hier wird ihm — dafür werde ich Sorge tragen — länger Obdach geben oder eine Wohnung vermieten. Wir wollen unser Kirchspiel und unsre Kommune reinigen. Wenn er Begleitung wünscht, so kann er die — die Dame mit sich nehmen, deren Stellung frei geworden ist durch den tödlichen Abgang des seligen Gutsherrn von dem Besitze, über den die Prioritäts- und Pfandinhaber nun gerichtlich zu disponieren haben werden. Wir sind fertig mit der Vergangenheit, mit dem erklärten Atheisten, dem Gutsherrn, der sich in Grund und Boden ruiniert hat; mit seiner erklärten jüdischen Konkubine, die ihm nach Vermögen beistand — und mit diesem Herrn hier, der ein heimatloser Vagabund ist."

Peer Pommerenck war überaus zufrieden mit seiner blühenden Rede — mit jeder zierlich gedrehten Periode, die aus seiner geübten Hand herausgeschleudert wurde und sich wie ein Lasso um den gebeugten Nacken seines Opfers legte.

Er fühlte sich bereits glücklich befreit von einem Hindernisse, das plötzlich den Gang seiner siegesgewissen Berechnungen gekreuzt hatte.

Der Sieg macht die Starken nicht immer edelmütig. Er kann einen kleinen Charakter grausam machen. Er bewirkte, daß Peer sich als Matador fühlte, mit der blanken Klinge der Rücksichtslosigkeit in der Hand . . . und er drehte den zweischneidigen Stahl in der Wunde des Opfers.

„Sie können, Herr Organist," sagte er mit dem Lächeln des Matadors, „sich hiermit als aufgekündigt betrachten. Von übermorgen nachmittag an sind Sie abgesetzt! Übermorgen mittag soll — das habe ich definitiv bestimmt — die Trauung zwischen Fräulein Birger und mir stattfinden! Es ist mein Wunsch — nein, mein Wille, daß Sie bei dieser festlichen Gelegenheit noch die Orgel spielen; hier ist ja sonst niemand, den man dafür bekommen

könnte, und dies soll das letztemal sein, daß Sie bei uns spielen. Dann rechnen wir ab — und sind miteinander fertig!"

Der Sieger grüßte — mit einer schiefen Verbeugung, die er selbst elegant fand, drehte sich um seine eigene Achse und entfernte sich schnell, alle Trabanten auf der Ferse hinter sich.

XXI.

Der Organist saß immer noch in der gebeugten Stellung, mit seinem Stocke Striche in den Sand ritzend.

Da er durchaus nicht den Kopf erhob, benutzte eine weibliche Gestalt die Gelegenheit, um aus dem Gebüsch hervorzuschleichen, dabei scharf die Bank, den Mann und den Stock im Auge behaltend.

Es war Mutter Sidsel.

Sie hatte sich unbemerkt der Schar angeschlossen — war vielleicht diejenige, die den Anführer der Schar auf die Spur geleitet hatte. Sie schien nicht abgeneigt, in der Freude eines kurzen Augenblickes, das Resultat ihrer Überwachung der richtigen Personen und der Mitteilsamkeit den richtigen Interessierten gegenüber zu genießen.

Ein paar Sekunden blieb sie stehen und beobachtete ihn, hüstelnd und hin und her wackelnd; und es war, als ob ihr fahles Lächeln sagte: „Da hast du's — für deinen Mangel an Trinkgeld."

Dann suchten ihre Augen schnell den Himmel.

Es war ein Umschlag im Wetter zu verspüren.

Einige im Dorfe brauchten Feuchtigkeit, andre Trockenheit.

Es galt schleunigst aus Wetterprophezeiungen ein wenig Münze zu schlagen, die Orakelantworten nach bestem Ermessen verteilend.

Sie lächelte noch einmal und verschwand.

Er hatte sie gesehen und hatte ihr Kommen ebenso wenig beachtet wie das Gehen der andern.

Jetzt erhob er sein Haupt und blickte gerade vor sich hin, wie man es macht, wenn man nichts zu sehen wünscht.

Erhebt man den Kopf zum Himmel, so geschieht es gewöhnlich in Erwartung; senkt man ihn zur Erde, so scheint die Erde, die den vielen Zorn, die vielen Verwünschungen getrunken, bisweilen einen Fluch zurückzugeben.

Aber dieser Mann hier hatte keine Flüche; er starrte nur vor sich hin, und seine stolzen, schmalen Lippen öffneten sich für das eine Wörtchen: „Kanaille!"

Wieder ritzte der Stock im Sande, die fünf parallelen Striche und Notenzeichen, die in den Zwischenräumen schwebten oder auf den Linien ritten.

Dann verwischte er wieder alles, ließ den Stock fahren, dachte:

„Es ist ja doch in den Sand geschrieben — es soll verschwinden!

„Aber ihr schreiben will ich. Mein Leben offen vor ihrem ehrlichen, jungen, verständigen Herzen darlegen. Sie muß wissen, was es besagen will, wenn ein Mann sich alt fühlt und eine Gabe nicht annehmen darf, die ihm von einem reinen, aber unerfahrenen Sinn dargeboten wird — alt, aber im

Gemüte doch noch jung, jung genug, um die Gabe nach ihrem Werte zu schätzen — ja, ihren Besitz anzustreben . . .

„Ich habe ja noch diese Nacht für mich und den morgigen Tag und die nächste Nacht . . . da kann man viel, viel schreiben!

„Und übermorgen will ich für sie spielen — für sie, wenn sie zum Altare schreitet — und für mich, bevor ich gehe.

„Nein, für sie — ganz allein . . .

„Alles, was der im Leben ergraute Mann Unverwelktes, Frisches, Gesundes, Starkes noch bewahrt hat, will ich wie einen Adelsmantel um ihren jungen, unberührten Körper legen — auf ihrem Gange zur — ihrem Gange — zur . . . Opferstätte!

„Still, du starke Orgel des Herzens da drinnen! Weißt du nicht, daß das Gewölbe deiner Behausung die hundert Rücksichten erheischt . . . Schwäche ist Lächerlichkeit — Lächerlichkeit ist des ergrauten Mannes Tod bei lebendigem Leben! Die Jugend allein hat das Vorrecht, sich einmal selbst in Karikatur zu sehen! . . .

„Und die Tausende von jungen Weibern, die jahraus, jahrein denselben Gang zum Opferaltar machen! — — —

„Entweder werden sie alle geschändet — oder es wird keine geschändet.

„Wo sind die Kinder, die über ihre Mutter erröten, indem sie deren Opfer ‚Scham' nennen?

„Die Welt will es — das Leben will es! . . . Auch die Weiber müssen dienen! — — —

„Still doch, du wilde, erboste Orgel! Wenn du die Gestalt annehmen könntest, die sich am besten für dich eignet, so würden deine Pfeifen zu Beinen und Armen, dein starker Atem zu Lungen, die Resonanz der Kirche würde zu deinem tönenden Herzen — und du selbst würdest ganz und gar zum Manne.

„Ein David im Verlangen und in stürmendem Begehr, selbst wenn du dem Herrn deine schmelzendsten Psalmen sängest — ein Mann, dessen breite Brust nur Eva beherbergt — das Weib, das sich mit keinem geringeren Raume begnügt als dem Weltenraume. —

„König David, der den Herrn niemals zum besten hielt, wie er auch sich selbst niemals zu täuschen versuchte. — — —

„Der Mann David, der, um Bathseba zu besitzen, Uria den Hethiten zur Schlachtbank schickte . . .

„Und wegen Greti Birger zerschmetterte Herr Peer Pommerenck, der Heuchler . . .

„Still! Wo ist der Diener des Herrn? —

„Er ist hier — à présent — Ollivier de Rochefière! . . . mein Geschlecht kam immer, wenn es gerufen wurde. Und es kämpfte mit sich selbst, bis es die Wehr für die Kleinen wurde, der Trost für die Schwachen, den Weg der Zurückweichenden deckend, den Gang der Mutigen anspornend.

„Ich bin entschlossen: Ich schreibe ihr — rate ihr — tröste sie — stärke ihren Mut . . . bereite den Weg für sie, bevor ich selbst meines Weges gehe — allein, wie ich kam!" — — — — — — — — — — — — — —

Lange saß er noch mit über dem Knie gefalteten Händen.

Über ihm verdunkelte sich der Himmel. Die Wolken lagen ganz oben, wie Gletscher zusammengepackt. Aber zu unterst hingen sie tief herab, wie ungeheure Schwämme, donnerschwanger, nach Entladung dürstend.

Ein plötzlicher kalter Wind warf sich auf die Erde, mit einem Stoß, der die Krone der Pappel zum Erzittern brachte und den Sand einen St. Veitstanz aufführen ließ.

Der Organist machte eine ungeduldige Bewegung, blieb aber sitzen.

Wohin sollte er gehen? Heim? . . . Jetzt fühlte er erst, daß es kein Daheim mehr für ihn gab.

Er hatte ja die Nacht — die lange Nacht — in der er schreiben konnte.

Dann fielen die ersten schweren Tropfen mit leisem Klatschen auf sein Knie, seine Hand, in sein Gesicht, als er in die Höhe schaute.

Weshalb schreiben? Man schrieb sich niemals aus etwas heraus, nur tiefer hinein. Nein — jetzt sogleich — heim — sein Ränzel schnüren, Stab in der Hand und fort! . . .

Ja — fort! In einer Gewitternacht würde niemand seine Flucht bemerken. Da fiel etwas von oben herab und traf ihn etwas, das kein Regentropfen war.

Ein kleiner zusammengelegter Zettel — um ein Steinchen gewickelt.

Es schien ihm, als sähe er jemanden sich zwischen dem Gebüsche zu oberst auf dem Abhang bewegen . . . war es abermals die widerwärtige Mutter Sidsel?

Warte ein wenig! Er wird sie schon einholen — er fühlte den Sturm und das Unwetter in seinem Gemüt — er zürnte den Menschen, sogar Greti.

Er hob den Zettel auf und las beim letzten schwindenden, unruhigen Schattenschein des Abends:

„Ich komme übermorgen zeitig zu Ihnen in die Kirche. Wollen Sie mir ein wenig vorspielen — zum letzten Male? Greti."

Er führte den Zettel an seine Lippen. Dann wurde alles in ihm ruhig.

Ein ferner Blitz zickzackte durch die Landschaft.

Bei dessen Lichte sah er die kleine Babli zurücklaufen — ganz oben auf dem Abhange — den Unterrock über den Kopf geschlagen.

Er ging langsam nach Hause, weder Regen noch Sturm beachtend; er sah nur zwei große brennende Augen vor sich und er murmelte: „Gott segne dich — ich werde — zum letzten Male spielen!" —

XXII.

Jedes Dorf, jedes Kirchspiel hat sein „Seit Menschengedenken".

Dieses Unpersönliche, das eine freudige Begebenheit, ein Unglück, eine Katastrophe festhält, ohne daß jemand den alten Mann oder die alte Frau kennt, der sich nicht erinnert, jemals etwas so Freudiges oder Fürchterliches seit des Groß- oder Urgroßvaters Zeiten gesehen zu haben.

Seit Menschengedenken nun hatte niemand hier in der Gegend einen solchen achtundvierzigstündigen Wolkenbruch mit Orkan erlebt, so knapp vor dem heiligen Pfingstfeste.

Alles, was da an jungem Laub schon vorhanden war, alle weißen Kirsch- und lichtroten Apfelblüten — alles vom Regen gepeitscht, von dem brutalen Sturm im Tanze fortgewirbelt.

Wie viele Bäume in dem herrenlosen Edelhofwalde umgestürzt lagen, das wußte niemand; aber viele mußten es sein.

Die Nacht und den Tag über und wieder in der Nacht wagten sich die wenigsten hinaus ins Freie.

Den schweren grauen Tag hindurch jagte und fuhr der Regen nieder, mit der Unaufhörlichkeit einer Sintflut, unterbrochen von Donnerschlägen, die einen schwefligen Geruch hinterließen, wie von Pulverschlamm, und die Fensterscheiben zum Klirren, die Wände zum Beben brachten. Die Kettenhunde heulten, sprangen aus ihrem nassen Lager heraus, krochen aber gleich wieder zurück — die Menschen fürchteten sich — Meldungen kamen, niemand brachte sie, aber alle glaubten sie: „Jetzt brennt es im Amtsflecken — jetzt schlug es in der Wassermühle ein — jetzt steht die Kirche in hellen Flammen!"

Als man sich endlich hinauswagte, zeigte es sich, daß weder die Wassermühle noch die Kirche in Asche gelegt war.

Aber der Bach war angeschwollen wie ein Fluß und ergoß sich rauschend, gelb und lehmig über den Damm, das Schutzbrett mit sich reißend, Zäune, Bretter, Weidenbüsche in einem Malstrom rundherum wirbelnd.

In der Anlage des Dorfes war die große Pappel gestürzt. Sie hatte im Falle die Bank zertrümmert, auf dem so manches Liebespaar an den stillen, finsteren Herbstabenden einander unverbrüchliche Liebe geschworen, und wo zuletzt der alte Organist sich selbst Rechenschaft abgelegt hatte.

Der sandige Abhang war von Wassermassen durchfurcht, sein oberes Plateau wie von Kanonenkugeln durchpflügt; am ärgsten aber war die Verwüstung auf dem Kirchenhügel.

Die Trauerweiden platt auf die Grabstätten niedergedrückt — die Gedenksteine und Kreuze über den Haufen geworfen, als ob Nachtgespenster eine Orgie über den Häuptern der stillen Bewohner gehalten hätten. Die niedrige Mauer, welche den Friedhof umgab, war auf der Windseite ganz wegrasiert.

Es sah aus, als ob die Chronik recht hätte, daß „hier sowohl der Dreißigjährige Krieg und der Siebenjährige Krieg wie die Revolutions- und Napoleonischen Kriege ihre Wahlstätten gehabt haben".

Die Kirche stand noch.

Das heißt: scheinbar.

Aber auch hier, auf der Windseite, sah man Spuren von der Wut des Orkanes und der Gewalt des Gewitterregens.

Teile des Daches waren abgerissen, das Sparrenwerk zertrümmert; längs der Mauern und Strebepfeiler hinab troff und troff die unaufhaltsame Nässe; der Kreuzflügel der Turmspitze mit der Wetterfahne war, gleich einer Trophäe, von der stürmenden Hand des Orkanes fortgetragen worden — „ein schlimmes Vorzeichen" hatte Bengt, der Blasebalgtreter, gesagt.

Und rings um den Fuß des Turmes, um die Chorrundung und längs der moosgrünen Außenseiten des Schiffes plätscherte ein förmlicher See, dessen trüber Spiegel noch am Morgen nach dem zweiten Unglückstage von der Peitsche des Windes und des Regens gefurcht wurde.

Eine Untersuchungskommission würde, mit diesen Verhältnissen vor Augen, die Kirche für wahrscheinlich unterminiert erklärt haben.

Aber keine Kommission wurde heute ausgesandt.

Ihre Tätigkeit war, während das Unwetter wütete, von Peer Pommerenck auf den Tag nach Pfingsten festgesetzt worden.

Heute, am Freitag vor Pfingsten, sollte seine Hochzeit stattfinden.

„Niemand hält Hochzeit an einem Freitag!" murmelte Bengt, aber dieses Mal wurde er nicht gehört.

Keine Sonne leuchtete dem Anbruch des Tages.

Grau und schwer meldete er sich, wie ein überwiesener und verurteilter Gefangener nach durchwachten Nächten.

Der Regen troff, der Wind sauste in Stößen, wie die Rede des Blasebalgtreters. Ab und zu rollte ein ferner Donnerschlag, wie wenn Bengt knurrend die Turmuhr zwischen seinen stotternden Sätzen aufzog.

Sie waren beide hier, die Karikaturgeister der Kirche, Bengt und Mutter Sidsel.

War die Luft draußen schwer und rauh, so war sie eisig-naßkalt in der Kirche.

Nur ein Zwielicht schlich sich durch die kleinen, angelaufenen Fensterscheiben, von denen so manche gebrochen waren.

Und es wehte feucht und pfiff kläglich durch die Öde des Kirchenraumes.

Bengt saß brütend über seinem Eßkasten. Eine Extraflasche Rum hatte er mitgebracht — wegen des schlechten Wetters.

Mutter Sidsel stand neben ihm, mit ihrem alten, gelben Lächeln in ihrer alten wattierten Haube und sah auf ihn und auf die Flasche.

Dann spitzte sie die Ohren:

„Mir war's, als hätte ich die Grauen pfeifen gehört, Bengt!" —

„Dummes Zeug! — ich höre nichts!" brummte er.

Sie flüsterte für sich selbst: „Du tauber Esel!" . . . aber laut sagte sie, freundlich: „Die Kirchenmäuse, guter Mann! Eben zuvor, als ich meinen Patrouillengang durch das Schiff unten machte, merkte ich, daß sie sich so gewiß rührten. Es gibt vielleicht eine gestörte Hochzeit . . . es ist ja auch ein gefährliches Wetter, ach ja, mein Gott!"

Sie hätte fortfahren können. Er stopfte aber seiner Mitdienerin eine Bibelstelle in den Mund: „Und als sie in das Schiff traten, siehe, da legte sich der Wind!"

„Woher hast du das, guter Bengt?" fragte sie, äußerst freundlich.

„Matthäus 14, 32," war die Antwort.

„Ach ja — der Herr kennt die Seinen! Wenn reiche Leute eine Trauung in der Kirche haben wollen, dann müssen die kleinen Grauen sich danach richten," seufzte sie und blickte auf die Flasche. „Du könntest übrigens diesen Morgen auch mir ein Glas spendieren! Hier kann man ja das kalte Fieber bekommen! — wie das alte Wort sagt: Krankheit läuft zu und kriecht davon."

Bengt antwortete nicht.

Er nahm nach seiner Gewohnheit ein kleines rundes Glas aus dem Eßkasten, füllte es dreimal aus der Rumflasche und leerte es dreimal, während er feierlich-schleppend sagte: „Aperiens — gluck! — intermedium — gluck, gluck! Und clauditur — gluck, gluck, gluck!“ — —

Sie lauteten wie eine Beschwörungsformel, diese alten Bezeichnungen von Orgel-Präludium und -Postludium; und Sidsel fühlte sich andächtig imponiert von der Gelehrsamkeit des vielbegehrten Mannes.

Sein runzliges Gesicht färbte sich; er lächelte diesen Morgen, zum ersten Male in seinem Leben. Und er wagte einen Scherz.

Er umfaßte das Glas und die Flasche, liebkoste sie beide und sagte, indem er einschenkte:

„Was steht in Jesaia 44, 22? ‚Kehre dich zu mir, denn ich erlöse dich,‘“ worauf er Sidsel das Glas reichte.

Es verschwand hinter ihren Kiefern; sie wischte sich den Mund und lachte:

„Du bist ein großer Filou, Bengt! Du weißt vielleicht auch, was das alte Wort besagt: ‚Wo eine Natter den Kopf hinein bekommt, bringt sie bald auch den Schweif nach!‘“

Er griff nach dem Glase, trocknete die „Natter“ mit seinen Fingern ab, setzte sich zurecht, mit dem Rücken gegen das Balggeländer, und sagte:

„Also heraus mit dem, was dir schon auf der Zunge brennt. Denn es gibt etwas, was du mir schon seit gestern sagen wolltest.“

Sie stellte sich vor ihn hin, so dicht, daß er hören konnte. „Was sagte ich, daß der Schreiber sie geschlagen hat? Gott bewahre, ich sage nichts — aber er hatte vergessen, die Tür zu schließen, oder der Wind hatte sie aufgerissen, und ich guckte in die Stube hinein, und da drinnen lag er, der Amtsschreiber auf den Knien — der Dummkopf auf den Knien vor ihr, der Spröden — und er bat und beschwor sie, ihm zu verzeihen, und versprach ihr Gold und grüne Wälder — denn sie habe ihn rasend gemacht — und er habe sie geschlagen — aber er liebe sie — und müsse sie zur Frau haben!

„Und sie stand an der Wand — so weiß wie die Wand — mit einem häßlichen roten Fleck auf der Wange, und stierte hinaus in die leere Luft, als wäre sie blöd.

„Dann bemerkte er mich. Ich glaubte, daß er auch mich prügeln würde; aber er zog mich bloß mit sich fort, schalt mich zuerst tüchtig aus und gab mir zuletzt dreißig Frankfurter Speziestaler — als Pechpflaster für meinen Mund.“

„Dreißig Judasfilberlinge!“ sagte Bengt.

„Ach ja, mein Gott! Die armen Geldstücke sollen an allem schuld sein — und gleich rund und glatt mit sich selbst zufrieden sind sie!“ erwiderte Sidsel.

„Hast du sie bei dir, Sidsel?“ fragte Bengt prüfend.

Statt einer Antwort hob Sidsel ihren Unterrock — ihre Glocke — auf und deutete auf ihre Wollstrümpfe.

„Da!“

Jetzt lächelte Bengt zum zweiten Male, zog einen kleinen Lederbeutel aus dem Eßkasten hervor und umschloß ihn mit seinen dicken Fingern:

„Hier sind genau ebenso viele Stücke, die er mir für kleine Aufklärungen gab, und damit ich gut auf sie aufpassen möge, daß sie nicht mit dem Organisten spreche — und nicht durchgehe!“ . . .

„Hm, hm! Da ist er!“ . . . warnte Mutter Sidsel.

XXIII.

Meister Ollivier kam herein, ohne auf die beiden zu sehen, setzte sich auf die Orgelbank, schloß den Deckel der Klaviatur auf und trocknete die Tasten sorgfältig mit seinem Taschentuch ab.

Feucht und kalt war es in der Kirche an diesem Morgen. Ganz so wie an jenem Märzmorgen, an den er sich jetzt auf eine seltsam scharfe, deutliche Weise erinnerte — weder gut für den Kopf noch für das Herz.

Draußen sauste der Wind, und er preßte sich durch die vom Sturm zerbrochenen Fensterscheiben, und es pfiff so sonderbar auf den Estrich und die öden Stuhlreihen herab.

Ab und zu ein ferner Donner. Die Macht des Unwetters war noch nicht gebrochen. Er hatte es gemeint, als er vom Hause fortging; die kleine Babli hatte in der Tür des Pantoffelmacherhauses mit andern jungen Mädchen gestanden, als er grüßend vorüberging. Sie sollten die Kirche schmücken, hörte er; aber sie wollten sich nicht recht hinauswagen — selbst das Soldatenkind schien heute den Mut verloren zu haben.

Und er selbst? . . . War er fröhlich? . . . Nein! . . . ruhig kaum . . . Er war hier, weil sie ihn gebeten hatte. Gestern abend mußte sie seinen Brief erhalten haben. Die kleine Babli war, unter einem Vorwande, zu ihm hereingekommen, ganz durchnäßt, und hatte ihm versprochen, den Brief zu besorgen.

Das Soldatenkind hatte schon gestern ernst ausgesehen, als es auf dem Boden saß und die Katze gegen die Haare strich.

Greti würde kommen . . . dessen war er sicher.

Wie sie wohl den Brief aufgefaßt hatte? Worüber sie beide wohl sprechen würden? Wie er da sollte spielen können . . . und auf welche Weise sie einander Lebewohl sagen würden? . . . Nein, er wußte es nicht, er schüttelte das graue Haupt, legte es in die Hand, stützte den Ellbogen gegen die Klaviatur.

Draußen ertönte die Rede des Sturmes; drinnen in der Kirche pfiff der Zugwind. Jeden Augenblick sah Meister Ollivier verstohlen nach der dunklen Turmtür, die dem schlecht zusammengefügten Deckel eines Sarges glich, von dem die Gespensterdraperien aus- und einflatterten. Kam sie denn nicht? . . .

War es denkbar, daß man sie verhinderte?

Seine blauen Augen glänzten dunkel hier im Zwielicht; er richtete sie fragend gegen die beiden unheimlichen Kirchengeister, dort in der Ecke bei den Blasebälgen.

Bengt kaute, Sidsel hüstelte.

Er mochte sie nicht fragen; es empörte ihn schon der Gedanke, sie möglicherweise als Mitwisser zu haben. Fester zogen sich seine Brauen zusammen; die Hand ballte sich gegen seine Wange.

Wo war der demütige Orgelspieler? . . . Weshalb blieb sie aus? In des Himmels Namen! Mit welchem Rechte hielt man das Kind zurück, da er ja doch nur dessen Bestes wollte!

Draußen ertönte des Sturmes Rede, tief und mächtig; bisweilen erhob sich die Stimme des Donners, und wieder wurde der Wind herabgedämpft zu dem weichen Seufzer einer klagenden Flöte.

War seine Orgel, der Kirche Orgel, des Herrn Orgel, in dieser schmerzlichen Nacht von der Macht des Orkanes in die Natur hinausgetragen worden? Und erklang sie jetzt von dort mit der Gewalt des Prinzipales, der Bordune, der Fugara, hinein zu dem abgesetzten Meister? . . .

Nein!

Er war nicht abgesetzt . . . noch nicht.

Ein kleines Dorf vermochte es nicht, die Menschen waren es nicht imstande.

Er sollte dem anmutigen Kinde vorspielen, dem seelenvollen Wesen, das ihm so teuer geworden war! . . .

Und dann würde er gehen, er von selbst. Aber in ihrer Seele sollte sein Werk zurückbleiben.

Er ließ seinen Blick auf die Orgel hinaufschweifen, wie um Abschied zu nehmen.

In ebenso festem Guß wie diese Bündel von sinnreich zusammengefügten Pfeifen, in ebenso majestätischer Geradheit sollte sein Spiel nach aufwärts streben, durch die rauhfeuchte Luft, wie durch die beängstigenden Wolken, ihre vereinigten Gedanken vor das Vaterauge tragend, den niemals zitternden, immer durchschauenden, nachsichtsvollen Blick der Barmherzigkeit, . . . dort ganz oben. . .

Und wenn dann das Feuer der Andacht den alten Orgelspieler ergriff, wenn er unter ihrem Blick Mauern und Gewölbe vergaß . . . seinen eignen gebrechlichen Leib vergaß . . . und wenn er die kleine finstere Luke, dort unter dem Vaterauge, sich öffnen und den Tod mit Stundenglas und Sense heraustreten sah . . . während die ganze Kirche erbebte? . . .

Was dann? . . .

Er wiederholte flüsternd für sich selbst, während ein Schweißtropfen auf seine Hand fiel: „Was dann?“ . . .

Die Turmtür ging auf, die Draperien wurden zur Seite gerissen.

In den langen Kragenmantel eingehüllt vom Kopf bis zu den Fußspitzen, nur ein kleines blasses Gesicht und im Gesichte beinahe nur Augen, die in den grauen Tag hineinleuchteten — so stand Greti Birger da.

Die eine Hand hielt sie um etwas zusammengeballt; sie grüßte mit einem Nicken den Meister auf der Orgelbank und trat mit kleinen festen Schritten, unter denen der gebrechliche Boden der Pulpitur klagend nachgab, direkt auf Bengt und Sidsel zu. Sie drückte ihnen dieses Etwas in die Hände, zwei blanke Gegenstände, die sie selbst in der Hand gehalten hatte, und Meister Ollivier hörte, ganz verändert, eine Stimme, die er schwer wiedererkannte, sagen:

„Ich weiß, daß ihr mich belauert, daß ihr auf mich aufpaßt, daß ihr es lange getan habt, weiß alles, und gebe euch nun dieses: die goldne Uhr meines Vaters und das Medaillon meiner Mutter. Beide Stücke sind mehr wert als das, was . . . was ihr bereits bekommen habt. Ich verlange nur, ungestört eine halbe Stunde lang hier bei der Orgel mit Meister Ollivier zu sprechen und ihn spielen zu hören: dann könnt ihr tun, was ihr mögt."

Meister Ollivier wollte sich ins Mittel legen. Greti antwortete, kurz, ehrerbietig, jedoch entschieden, daß es dabei zu verbleiben habe. Sie würde doch niemals diese Erinnerungen aus den glücklichen Jahren tragen.

Der Organist senkte sanftmütig den Kopf. Mutter Sidsel machte einen langen Hals, wie ein Geier, und ging lächelnd mit ihrem Raub hinunter. Bengt war aufgekrochen, wie ein in Sandstein ausgehauener Drache, und hing über dem Blasebalggeländer.

Durch den öden Kirchenraum pfiff es schwach; draußen sauste der Gesang des Windes. Greti sagte zum Organisten:

„Ich danke Ihnen!"

„Sie haben meinen Brief erhalten?" fragte er still.

„Ich habe Ihren Brief gelesen . . . und ich danke Ihnen," lautete ihre Antwort.

Sie nahm den Stuhl und setzte sich an die Seite des Meisters. Gedämpft hörte man Bengt bei den Bälgen arbeiten; gedämpft arbeitete es drinnen in der Orgel, wie eine Reihe schwacher Seufzer. Meister Ollivier erwartete, daß Greti vom Briefe sprechen würde, der Arbeit zweier Nächte. Greti schwieg. Meister Ollivier erinnerte sich an jede Zeile, und endlich, wie die Quintessenz in dem einen Satz sammelnd, flüsterte er:

„Ich bin alt, Greti!"

Ganz unbekannt war ihm das Feuer, das ihm aus ihren Augen entgegenschoß. War sie in diesen achtundvierzig Stunden um Jahre älter geworden, war es ein Weib und kein Kind, das nun sprach?

„Habe ich Sie gebeten, jung zu sein?" fragte sie, und ihre Mundwinkel zitterten: „Herr Pommerenck ist jung" . . . es gruselte ihr . . . „Und das ist genug!"

„Greti!" flüsterte der Organist.

„Ich bitte Sie," fuhr sie fort, „nur um das eine bitte ich Sie, nehmen Sie mich mit sich, wenn Sie gehen und wohin Sie gehen . . . hören Sie, um Gottes Willen . . . glauben Sie doch nicht, daß ich ein Kind bin . . . ich bitte Sie, ich beschwöre Sie!" . . .

„O ja . . . ich gehe . . . ich gehe sogleich . . . noch in dieser Stunde!" rief er.

„Und ich folge Ihnen . . . und bleibe bei Ihnen . . . bis Sie mich davonjagen!"

Sie drückte sich dicht an ihn heran, als wollte sie ihn niemals loslassen.

Er faßte sie fest um die Arme . . . sie wand sich . . . kämpfend, um den Platz an seiner Brust zu behalten, den sie sich gewählt hatte, und von dem ihrer Augen allzu deutliche Sprache ihm sagte, daß sie ihr Leben einsetzen werde, um ihn zu behaupten.

„Ich bin nicht das erste beste kleine Mädchen," flüsterte sie, ohne Worte oder Gedanken zu wägen. „Vielleicht sind welche zu Ihnen gekommen, vielleicht keine? Ich kenne nicht Ihre Handlungen, nicht Ihr Alter, nicht Ihre Pläne in bezug auf Sie selbst oder auf andre . . . ich kenne Ihr ganzes Leben, wie es zu mir spricht aus Ihren Augen, Ihrem Wesen, Ihren Worten, Ihrer Musik! Ich denke, daß ich so sein müsse, wie meine Mutter war. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen erzählte! . . . ‚Ich werfe mich aus dem Fenster zu ihm herab!' Erinnern Sie sich daran? Ich will nicht hier sein, will mich nicht verheiraten . . . ich will gehen, wohin Sie gehen . . . oder ich stürze mich über das Geländer hinab in die Kirche! Das schwöre ich bei dem lebendigen Gott, an den Sie glauben . . . und auch ich!" . . .

Er fühlte den geschmeidigen, eben entwickelten weichen Mädchenleib in seinen Armen zittern. Noch ein letztes Mal gewann er die Herrschaft über sich selbst, zwang ihre Arme nieder und sagte:

„Ich bin alt, Greti, und Sie suchen Jugend und Stärke, ohne daß Sie selbst daran denken. Sie sind so stark wie das Leben selbst. Nur der Tod kann Sie überwinden . . . das sehe ich . . . und ich fürchte mich! Denn gesetzt den Fall, daß wir zusammen davongingen . . . es würde doch der Tag, der Augenblick kommen, da Sie". . .

„Nein . . . nein!" unterbrach sie ihn heftig.

„Sie glauben es jetzt nicht . . . und würden mich vielleicht auch nicht betrügen. Aber Sie würden nachzudenken beginnen, und das ist der Tod der Leidenschaft. Ich weiß, was das Leben für uns alle birgt: einmal habe ich betrogen, und einmal bin ich betrogen worden. Und das gleich schrecklich. Ich darf nicht an ein Wunder glauben. Wir müssen scheiden . . . und Sie müssen mir ihr Leben mitgeben auf meinen Weg, indem Sie mir schwören, daß Sie Ihr Leben bewahren wollen . . . für Sie selbst . . . und für Ihre Kinder!" . . .

Sie schrie: „Niemals!" und der lange Kragenmantel wurde gewaltsam zur Seite gerissen, so daß der Heftel weit weg flog, über das Geländer der Pulpitur hinab auf den Estrich der Kirche.

Sie war ganz weiß gekleidet . . . sie war die Braut . . . und sie nahm den Myrtenkranz von ihrer wogenden jungfräulichen Brust und drückte ihn in seine Hände.

Ihre Stimme war gebrochen, als sie, auf den Kranz blickend, flüsterte:

„Nehmen Sie ihn hin! Er gehört nicht länger mir. Ich gehöre mir nicht selbst . . . ich gehöre Ihnen. In den zwei letzten Tagen schon habe ich Ihnen gehört. Ach, lassen Sie mich nicht mehr sagen, als ich halten kann . . . aber lassen Sie mich auch vor Ihnen nicht verbergen, daß ich keine Scham mehr habe. Sie haben sie erhalten. Alles haben Sie erhalten, was ich vor mir selbst verbarg, solange ich noch unschuldig war! Sie sind mein Herr . . . mein Gott!"

Sie war niedergesunken, umklammerte seine Hände, seine Knie, sie mit Küssen und Tränen bedeckend.

Da flammte es in seinen Augen . . . er zog sie an sich, und ihre Lippen begegneten sich, und es wurde ihm dunkel vor den Augen, aber er hielt sie, hielt sie fest in seinen Armen.

Und Tante Birgers Kranz lag im Staub des Fußbodens, und sie beide traten mit ihren Füßen darauf . . . ohne es zu wissen.

Er ließ sie los. Sie sank abermals nieder. Ihr Kopf ruhte auf seinem Knie.

Er breitete seine Hände über die Klaviatur, blickte auf zur Wölbung, den geraden Säulen der Orgelpfeifen folgend, als sähe er zu silbernen Saiten empor . . . und er sah den Himmel offen.

„Jetzt will ich spielen!" erklang seine Stimme.

Und die Hände senkten sich nieder über die Tasten — nein, sie sanken nicht, sondern wurden angesetzt mit einer gebieterischen Energie, die seinen Willen vervielfachten.

Die Orgel gehorchte dem Meister.

Der Kirchenraum schien zu lauschen, und es erklang ein Ton, der Greti in Angst versetzte.

Nur eine Sekunde in Angst.

Dann hatten beide gegenseitig ihren Blick gefunden . . . in Entzückung und in Schmerz und im großen Mute, und zuletzt in der höchsten Ergebung in das Unabwendbare.

Sie wußten es beide, welchen Weg sie gewählt hatten.

Sein Spiel gab nur die Richtung an.

Es lautete:

„Wie des heimlichen Haines leises Sausen, dem das junge Mädchen lauscht, wenn es darin die Fußtritte seines Freundes und Geliebten zu unterscheiden vermeint!

„Und der Ton wurde wie ein Meer in körperloser Sehnsucht . . . ein Meer, auf dessen bewegte Brust ein junger frischer Sonnenblick geschienen hat, und dessen graue Tiefe dies niemals vergessen kann . . . und das eine Melodie um die andre fortwiegt in das Unendliche. Und der Umfang wächst . . . die Stärke wächst. Wehmütig, schmerzvoll steigt die Macht der weichen Seele . . . die Bitterkeit der Dissonanzen auflösend in ein mannhaftes Lächeln . . .

„Das Meer steigt . . . in einem Wogen und Branden, welches das Echo weckt in der Seele des jungen Weibes . . . während der Menschen Unverstand und Verständnislosigkeit der lose Schaum ist, der unbeachtete, der längs des Strandufers dahintreibt!

„Dann meldet sich der Sturm. Er ruft dem Meere, und das Meer antwortet. Aber es ist nicht das wilde, das gewaltige Meer, das die Grenzen seines Rasens nicht kennt. Es ist groß, wie nur das menschliche Herz in seinem Streben nach Glückseligkeit.

„Der Glückseligkeit, die nur mit dem Schmerze erkauft wird . . . mit Vernichtung!

„Und dann jubelt und singt es . . . dann brausen alle Stimmen des Orchesters . . . als säße König David selbst, der Töne Meister, über den Wolken, und streckte die Arme, nackt und glänzend, aus über die Erde, die ausbrach in den Jubelruf: Hosianna, Halleluja . . . ich gehe zugrunde, um wieder aufzuerstehen!"

Und als es nun Greti klar wird, wohin dieses Streben gerichtet ist, greift sie in Extase selbst um die Manubrien, um die Registerknöpfe der Orgel.

Sie selbst zieht ein Register nach dem andern heraus, während ihr geliebter Meister spielt, als wollte er den Donner draußen übertäuben.

Denn das Gewitter war wieder heraufgezogen, und bald kann keines von beiden den Donner des Himmels von dem des Spiels unterscheiden.

Der ganze Orgelbau erzittert ... die Kirche erzittert ... es ist, als ob der Fußboden der Pulpitur siede und schnurre ... es ist, als ob das Weltmeer aus der fernsten Ferne draußen herangewälzt komme und alles emporheben wolle.

Und Greti blickt auf ... das Auge Gott-Vaters ruht auf ihr, groß, unerforschlich, ruhig und mild im Gebrause des Meeres.

Und siehe: die Luke unterhalb des Auges des Herrn öffnet sich ... zuerst mit einem Ruck ... dann langsam ... und sie sieht den Fuß und den vorgestreckten Arm des Todes, mit Sense und Glas.

Aber von der Kirche unten hört man Mutter Sidsels gellende Stimme: „Die Grauen! Bengt! Die Mäuse laufen aus der Kirche hinaus, Bengt!"

Er hört nichts.

Greti liegt an der Brust des Organisten, mit der Hand nach seinem Herzen fassend: „Liebst Du mich?" fragt sie.

„Ich liebe Dich ... und deshalb sterben wir!" lautete seine Antwort.

Und sie riefen einander leidenschaftliche Worte in die Ohren, während ihre Herzen einander umschlangen.

Wie ein jüngstes Gericht kam es über sie. Dach, Turm, Gewölbe, Mauern, Orgel, Pulpitur ... alles trieb und drehte sich wie der Wirbel eines Abgrunds rings um die beiden und über sie nieder.

Und ein Donnerschlag erdröhnte ... und eine weiße Fontäne aus Kalkstaub stieg von der Erde empor und wickelte sich wie ein Mantel der Liebe über die Schrecken. ..

Dann wurde es still.

Die Rauchwolke schwebte noch ... vom Winde geschüttelt ... zerfetzt ... und nur ein Schrei wurde gehört ... er kam von Mutter Sidsel, die den Kirchenhügel hinabflüchtete und von einem Stein eingeholt wurde, der ihr beim Fall des Turmes nachgeschlendert wurde.

Der rächende Geist der Kirche fällte das letzte von den Gespenstern der Kirche.

Der Rauch war fortgezogen. Unter der schweigsamen Grabeshöhe, dem ungeheuren Haufen von Verwirrung und Verwüstung rührte sich kein Leben. Keine Klage, kein Seufzer war zu hören.

Allein aus all den verschlungenen, verbogenen, zerbrochenen, zertrümmerten Teilen zeigte eine mattsilberweiße Doppelsäule zwei gerade Orgelpfeifen, eine männlich-starke, eine weiblich-schlanke, nach aufwärts in sprechender Vereinigung, nach aufwärts gegen eine lichtblaue Öffnung in den Gewitterwolken.

Und es schien, als ob die Orgel der toten Kirche des alten Kirchenmeisters heitere Frühlingskantate sänge:

Mein gläubiges Herze,
Frohlocke, sing, scherze —
Mein gläubiges Herze!

Die Poesie des Evangeliums[1].

Von

Otto Frommel.

Ist die Form auch festgeschlossen,
Immer noch ist's kein Gedicht,
Wenn um den Gedanken nicht
Stetig sich das Wort gegossen.
Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
Was sie wecken, Lust und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.
N. Lenau.

Ein gut Teil ihrer Wirkung verdanken die Worte Jesu der Gedrängtheit und kraftvollen Geschlossenheit ihrer äußeren Form. Jener faltenlose Guß, den der Dichter vom lebendigen Kunstwerk verlangt, eignet den meisten von ihnen. Da ist kein Zuviel und kein Zuwenig. Ihre künstlerische Prägung vermochte sich selbst im fremdsprachigen Gewande zu erhalten. Man denke an Vaterunser und Seligpreisungen, die trotz der Zusätze, die sie erfahren, ihre ursprüngliche Form allenthalben durchschimmern lassen. Form und Inhalt gehen im echten Kunstwerk die innigste Verbindung ein. Man kann sie nur voneinander lösen, wenn man das Ganze zerstören will.

Wenn wir daher in diesem Kapitel von den Formen der Worte Jesu sprechen wollen, so wird dabei vielfach auch schon vom Inhalt geredet werden müssen.

In Sprüchen und Spruchgruppen, Gleichnissen und Gleichnisgruppen liegen uns Jesu Worte vor.

Spruch und Sprichwort liebte das Volk seit alters. Wie oft und gerne hat es seine einfache und oft so tiefe Lebensweisheit in ein kurzes, scharfgespitztes Wort gekleidet. Unsre eigene Sprache ist reich an solchen uns allen geläufigen Bildungen.

Auch das alte Israel besaß seine Volkssprichwörter. Eins der bekanntesten steht 1. Sam. 10, 12 und bezog sich auf ein Erlebnis des Königs Saul:

[1] Aus einem größeren Werke, das unter diesem Titel demnächst im Verlage der Gebrüder Paetel erscheinen wird. Die Redaktion.

Gehört denn Saul auch zu den Propheten? Von Jesu Aussprüchen ist der eine und andre gewiß auch dem Sprichwörterschatz des Volkes entlehnt, z. B. die Worte: Arzt, hilf dir selber[a]! Wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler[b]. Kein Prophet ist willkommen in seiner Vaterstadt[c].

Er verstand es aber auch selber, Worte zu prägen, die Sprichwortcharakter tragen und als Sprichwörter teilweise bis auf den heutigen Tag weiterleben. Ein solches Wort hat die Apostelgeschichte aufbewahrt[d]: Geben ist seliger denn Nehmen. Dahin gehören ferner: Wes das Herz voll ist, gehet der Mund über[e]. Viele sind berufen, wenige aber auserwählt[f]. Einst mag auch das Agraphon als Sprichwort umgelaufen sein: Werdet tüchtige Wechsler!

Neben dem volkstümlichen Sprichwort bestand nun aber in Israel seit alters eine förmliche Spruchliteratur, die sich zu jenem verhielt etwa wie das Kunstlied zum Volkslied. Ihre Anfänge reichen wohl bis in die Zeit vor der babylonischen Gefangenschaft zurück, und ihre Pflege lag einer Genossenschaft, den sogenannten Weisen[g], ob, über deren Organisation wir jedoch nicht genau unterrichtet sind. Der bleibende Ertrag dieser lyrisch-didaktischen Poesie liegt uns vor in den kanonischen und apokryphischen Büchern des alten Testaments, die unter den Namen Sprüche, Prediger, Weisheit Salomos, Jesus Sirach bekannt sind. Kurze Betrachtungen und Ermahnungen, die sich aufs praktische Leben beziehen, werden hier in Aphorismen und Sentenzen dargeboten. Die ältesten Stilformen stehen dem Volkssprichwort noch sehr nahe durch den einfachen Bau. Allmählich werden sie komplizierter.

Wir begegnen innerhalb der Spruchliteratur dem sogenannten Parallelismus membrorum, jener Form der hebräischen Poesie, deren Eigentümlichkeit darin besteht, daß derselbe Gedanke mit verschiedenen Worten in zwei oder mehreren aufeinanderfolgenden Verszeilen zum Ausdruck gebracht wird. Dieser Parallelismus tritt uns aber hier, wie auch sonst, nicht als pedantisches Schema, sondern als lebensvolle Kunstform entgegen, derart, daß z. B. die einfachen Kurzzeilen gegensätzlich gehalten sind, oder daß der Gedanke in ihnen weitergeführt wird, oder daß sie ein Gleichnis enthalten. Mehrere Langzeilen bilden bisweilen größere Einheiten, bis schließlich ganze Spruchgruppen entstehen.

Ohne Zweifel stehen die Worte Jesu dieser Literaturgattung in ihrer Form sehr nahe: sie sind Sprüche und Spruchgruppen, die sich schon durch ihren teilweise kunstvollen Bau als echte Schößlinge am Baum der hebräischen Poesie erweisen.

Einige Beispiele für den Parallelismus membrorum, den sie in seinen mannigfachen Spielarten aufweisen, seien hier mitgeteilt:

Einfache Kurzzeilen, die eine Antithese enthalten, ergeben die Worte: Viele sind berufen — wenige aber sind auserwählt[h]. Gott ist nicht ein Gott von Toten — sondern von Lebendigen[i]. So werden die Letzten die Ersten sein — und die Ersten die Letzten[k].

---

[a]) Lk. 4 23. [b]) Mt. 24 28. [c]) Lk. 4 24. [d]) Apostelgesch. 20 35. [e]) Mt. 12 34.
[f]) Mt. 22 14. [g]) Jerem. 18 18. [h]) Mt. 22 14, 20 16. [i]) Mt. 22 32. [k]) Mt. 20 16.

Dieser gegensätzliche Parallelismus kann wieder aus zwei voneinander unabhängigen Gliedern bestehen, von denen das zweite eine neue Antithese zum ersten enthält: Wir haben euch gepfiffen — und ihr habt nicht getanzt. Wir haben euch geklagt — und ihr habt nicht geweint[a]). Wer sein Leben retten will — der wird es verlieren, Wer aber sein Leben verliert (um meinet- und des Evangeliums willen) — der wird es retten[b]).

Die einfachste Form des Parallelismus, bei der sich gleichbedeutende, aber nicht gleichlautende Glieder entsprechen, findet sich häufig in Jesu Sprüchen: Gebet das Heilige nicht den Hunden, und werfet eure Perlen nicht vor die Schweine[c]). — Liebet eure Feinde, tut wohl denen, die euch hassen, Segnet, die euch fluchen, bittet für die, welche euch beschimpfen[d]). — Denn wenn ihr liebt, die euch lieben, was habt ihr für einen Lohn? Tun nicht auch die Zöllner dasselbe? Und wenn ihr euren Bruder begrüßt, was tut ihr besonders? Tun nicht auch die Heiden dasselbe?[e]). — Er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute Und regnen über Gerechte und Ungerechte[f]). — Bittet, so wird euch gegeben, Suchet, so werdet ihr finden, Klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn wer da bittet, dem wird gegeben, Wer da sucht, der findet, Und wer da anklopft, dem wird aufgetan[g]).

Manchmal führen das zweite und die folgenden Glieder den Gedanken des ersten fort, z. B.:

Sorget nicht für euer Leben, was ihr esset, noch für euren Leib, was ihr anziehet,
Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung und der Leib mehr als das Kleid?[h])

Endlich finden sich kunstvoll gebaute Strophen. Als solche stellt sich die sogenannte Agalliasis, jener Ausruf des Frohlockens, mit dem wohl dazu gehörigen Heilandsruf dar, ein Hymnus von vollendeter Schönheit der Form:

Ich danke dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde,
Daß du dieses verborgen hast vor Weisen und Verständigen
Und hast es Unmündigen geoffenbart.
Ja, Vater, denn so ist es wohlgefällig gewesen vor dir!

Alles ward mir übergeben von meinem Vater.
Und niemand kennet den Sohn außer der Vater.
Und niemand kennet den Vater außer der Sohn
Und der, welchem der Sohn offenbaren will.

Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid,
So will ich euch erquicken:
Nehmt mein Joch auf euch und lernet von mir.

Denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen.
So werdet ihr Erquickung finden für eure Seelen.
Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht[i]).

Kann man zweifeln, ob diese Worte in dieser sorgsam symmetrischen Form von Jesus gesprochen wurden oder ob sie ihnen erst nachträglich

[a]) Lk. 7 32. [b]) Mk. 8 34. [c]) Mt. 7 6. [d]) Lk. 6 27. [e]) Mt. 5 46 f. [f]) Mt. 5 45. [g]) Mt. 7 7 f. [h]) Mt. 6 25. [i]) Mt. 11 25—30. Lk. 10 21, 22. (Bei Lk. fehlt der Heilandsruf.)

gegeben ward, so ist die reizvolle Abrundung der folgenden Strophen durch Rückkehr der Anfangszeilen zum Schluß sicher ursprünglich: Niemand kann zwei Herren dienen, Entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, Oder er wird jenem anhängen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon[a]). — Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst Und nehme sein Kreuz auf sich Und folge mir[b]).

Von besonders mächtiger Wirkung ist in der Johannisrede die dreimal gleichbeginnende Frage: Was seid ihr hinausgegangen in der Wüste zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde gerüttelt wird? Nein. — Was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen in weichem Gewande? Siehe, die da weiche Gewänder tragen, sind in den Palästen der Könige. Nein. — Wozu seid ihr hinausgegangen? Einen Propheten zu sehen? Ja, ich sage euch: noch viel mehr alseinen Propheten[c]).

Auch manche Gleichnisse, insbesondere die kleinen und kleinsten, nehmen am Spruchcharakter teil: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Ich bin kommen zu rufen die Sünder und nicht die Gerechten[d]). — Können denn die Hochzeitsleute fasten, solange der Bräutigam bei ihnen ist? Solange sie den Bräutigam bei sich haben, können sie nicht fasten. Es werden aber Tage kommen, da der Bräutigam von ihnen genommen wird, und dann werden sie fasten an jenem Tag[e]). — An dem Feigenbaum lernet das Gleichnis: Wenn sein Trieb schon zart wird und Blätter treibt, so merket ihr, daß der Sommer nahe ist. So auch ihr, wenn ihr dieses kommen sehet, so merket, daß er nahe ist vor der Tür[f]).

Sowie freilich das Gleichnis auch nur ein wenig ausgeführt wird, einen epischen Zug bekommt, fällt das Schema des Parallelismus weg. An Stelle der Wiederholungen und Gegensätze tritt die schlichte Prosa des Erzählers. Eine feine kleine Erzählung ist z. B. das Gleichnis von der köstlichen Perle: Abermal ist gleich das Himmelreich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte. Und da er *eine* köstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte und kaufte dieselbige.

Und doch fehlt eine Art Parallelismus auch bei den Gleichnissen nicht. Jesus bildete nämlich gerne Gleichnispaare und -gruppen, in denen ein und derselbe Gedanke zur Darstellung gebracht wird. Matthäus hat uns mehrere solche Gleichnispaare aufbewahrt: die Gleichnisse vom Senfkorn und Sauerteig[g]), vom Schatz im Acker und der köstlichen Perle[h]), vom Unkraut und vom Fischzug[i]). Weiter gehören hierher die sogenannten Beelzebubgleichnisse[k]), die Gleichnisse vom alten Kleid, den alten Schläuchen (dem alten Wein[l]), vom Licht auf dem Leuchter, der Enthüllung des Verborgenen und der Bergstadt[m]), vom Dieb, treuen und ungetreuen Haushalter, spät heimkehrenden Hausherrn[n]), vom bittenden Freund und ungerechten Richter[o]),

---

[a]) Mt. 6 24. [b]) Mk. 8 34. [c]) Mt. 11 7 f. [d]) Mk. 2 17. [e]) Mk. 2 19, 20. [f]) Mk. 13 28. [g]) Mt. 13 31—33. [h]) Mt. 13 44—46. [i]) Mt. 13 24—30; Mt. 13 47—50. [k]) Mk. 3 23—27; Mt. 12 25—30, 43—45; Lk. 11 17—26. [l]) Mk. 2 21, 22; Mt. 9 16, 17; Lk. 5 36—39. [m]) Mk. 4 21, 22; Mt. 5 14, 15, 10 26; Lk. 8 16, 11 33, 12 2. [n]) Mt. 24 43, 44; Lk. 12 39, 40; Mt. 24 45—51; Lk. 12 41—48. [o]) Lk. 11 5—8, 18 1—5.

verlorenen Schaf, Groschen, vom verlorenen Sohn[a]), vom Turmbau und Kriegführen[b]).

Es ist ein rhythmisches Element, das durch den Parallelismus der Glieder viele Worte Jesu durchwaltet. Wir begegnen ihm vorwiegend da, wo erregtes oder auch gehobenes Gefühl das Bedürfnis nach gesteigertem Ausdruck hervorruft. Also in den lyrisch-gefärbten Aussprüchen, die uns von ihm überliefert sind.

Wenn es nach einem Wort Friedrich Hebbels die Aufgabe des Lyrikers ist, „das menschliche Gemüt im tiefsten zu erschließen, seine dunkelsten Zustände durch himmelklare Melodien zu erlösen", so hat Jesus diese Aufgabe in Worten, wie das Vaterunser, die Seligpreisungen, die Agalliase und den Heilandsruf, und so manchem seiner kurzen Sprüche in wahrhaft erhabener Weise gelöst. Dies deutlich zu sehen, hindert uns meist die starre und unbewegliche Auffassung der Herrenworte, die in ihnen bestenfalls die Ausprägung sittlicher oder religiöser Grundsätze und Lebensnormen, nicht aber den Ausdruck unmittelbarsten inneren Erlebens erkennt.

Mag Jesus das Vaterunser immerhin mitgeteilt haben auf Grund einer Anregung aus der Jünger Mitte[c]) und in Anlehnung an bekannte jüdische Gebetsformeln — dies einzigartige Gebet ist sicher nicht das Erzeugnis praktisch-nüchterner Reflexion — es ist der Hauch eines in Gott atmenden Gemüts, Ausdruck einer Seele, die alle jene Zustände selbst irgendwie durchlebt, durchbetet hat, die im Vaterunser in „himmelklaren Melodien" ausklingen. Es ist im tiefsten Sinne das „Gebet des Herrn".

In Hebbels Tagebüchern finden sich die folgenden Worte über das Vaterunser, die nach meinem Empfinden zum tiefsten gehören, was über dies Gebet gesagt worden ist:

„Das Gebet des Herrn ist himmlisch. Es ist aus dem innersten Zustande des Menschen, aus seinem schwankenden Verhältnis zwischen eigner Kraft, die angestrengt sein will, und zwischen einer höheren Macht, die durch gehobenes Gefühl herbeigezogen werden muß, geschöpft. Wie hoch, wie göttlich hoch steht der Mensch, wenn er betet: vergieb uns, wie wir vergeben unsern Schuldigern; selbständig, frei steht er der Gottheit gegenüber und öffnet sich mit eigner Hand Himmel und Hölle. Und wie herrlich ist es, daß diese stolzeste Empfindung nichts gebiert als den reinsten Seufzer der Demut: führe uns nicht in Versuchung. Man kann sagen: wer dies Gebet recht betet, wer es innig empfindet und, soweit es die menschliche Ohnmacht gestattet, den Forderungen desselben gemäß lebt, ist schon erlöst, muß erhört werden."

Reine Lyrik ist auch die Agalliase. Ein innerster Gemütszustand verdichtet sich zu einem Hymnus, in dem natürlich nichts Dogmatisches, Lehrhaft-Erbauliches gesucht werden darf. Der Fülle eines reinen Gotteslebens entströmen diese Töne ungesucht und ungewollt.

Innere Unruhe dagegen, etwas von der vorwärtsdrängenden Stimmung des Blutzeugen zittert in den folgenden Worten: Ich bin gekommen, ein

[a]) Mt. 18 12—14; Lk. 15. [b]) Lk. 14 28—33. [c]) Lk. 11 1.

Feuer zu werfen auf die Erde, und wie wollte ich, es wäre schon entzündet! Ich habe eine Taufe zu bestehen, und wie drängt es mich, bis sie vollendet ist![a])

Auch in den Seligpreisungen liegt ein lyrisches Element. Äußerlich schon in dem Rhythmus ihrer Gliederung, in der gehobenen, hymnisch-feierlichen Sprache. Lyrisch ist aber auch das tiefe Gefühl, der warme Strom der Empfindung, den wir vor aller Analyse des Inhalts bei ihrem Anhören verspüren. Gedankenlyrik sind sie ähnlich wie das Vaterunser.

Nur auf den Höhen inneren Lebens und nur in Augenblicken innigsten Zusammenschlusses mit seinen Jüngern mag Jesus dieser seine Seele durchflutenden Musik das Hinauswogen in die Seelen andrer verstattet haben. Zumal auch dann, wenn er seine überschwenglichen Zukunftshoffnungen in kühnen, gewaltigen Bildern zur Anschauung andrer bringen wollte. Und doch ist er auch dann — und, so will es scheinen, gerade dann — von einer keuschen Zurückhaltung.

Das Meiste von den uns überkommenen Reden Jesu, darunter wiederum in erster Linie die Gleichnisse, gehört nicht der lyrischen, sondern der didaktischen Poesie an. Nur darf das Wort didaktisch nicht eng, schulmäßig gefaßt werden. Auch in Jesu Lehrdichtungen waltet jene Frische und Ursprünglichkeit des genialen Dichters, dem sich alles, was er aus dem Schatz seines Herzens hervorbringt, von selbst in künstlerische Form kleidet. Nicht systematisierte Lehre, mühsam in das fadenscheinige Gewand einer angelernten Poetik gekleidet, sondern den konzisen Ausdruck eines unendlich reichen Innenlebens besitzen wir in Jesu Sprüchen und Parabeln.

Es ist das Evangelium, jene Frohbotschaft, die zu verkündigen und in seiner Person darzustellen Jesu eigentümlicher geschichtlicher Beruf gewesen ist, dem alle seine Sprüche und Gleichnisse dienen.

Nun ließ sich zwar das Evangelium nicht lehren wie eine Philosophie. Allein, da es Botschaft an Menschen war, mußte es in einer auch dem Intellekt zugänglichen Weise vermittelt werden. Dazu bedurfte es einer Form mündlicher Mitteilung und Darstellung, die ebensowohl der Größe des Gegenstandes entsprach, als sie an das Fassungsvermögen und die Gedächtniskraft der Hörer keine allzuhohen Forderungen stellen durfte. An Jesu Worten ist in der Tat ihre populäre Verständlichkeit und eindrucksvolle Prägnanz immer wieder bewunderungswürdig.

Die Wirkung volkstümlicher Rede beruht zu einem guten Teil auf der Kunst, packend zu sprechen. Das kann aber nur, wer über Leidenschaft verfügt. Der leidenschaftslose Redner wird beim Volk nie sein Glück machen. Wir treten Jesu nicht zu nahe, wenn wir sagen: er besaß die Gabe der draftischen Rede. Matthäus hat uns den Eindruck aufbewahrt, den Jesu Rede beim Volke hinterließ: Und es geschah, als Jesus diese Rede beendet hatte, da waren die Massen betroffen über seine Lehre; denn er lehrte wie einer, der die Vollmacht hat und nicht wie ihre Schriftgelehrten[b]).

---

[a]) Lk. 12 49 (vgl. Mt. 10 34). [b]) Mt. 7 28, 29.

Als das beste Beispiel solcher machtvollen Rede ist mir immer jenes gewaltige Wehe über die Pharisäer erschienen, in der freilich bereits weiter gebildeten Form, wie es Matthäus in seinem dreiundzwanzigsten Kapitel aufbewahrt hat. Alles, was sich von gerechter Entrüstung, heiligem Ingrimm gegen die heuchlerischen Führer seines Volkes und ihre Scheinfrömmigkeit in ihm angesammelt hat, das bricht hier in einer stürmischen Anklagerede aus seiner Brust. Ihre Größe beruht in formeller Hinsicht auf der meisterlich geübten Kunst, streng sachlich zu bleiben, nie in den Fehler der blassen Abstraktion, der hohlen Phrase zu verfallen, sich immer auf der Höhe lebensvoller Anschaulichkeit zu halten. Ein Sturm der Leidenschaft braust durch diese Worte, und doch verliert Jesus in keinem Augenblick die Sicherheit in der Wahl der Mittel, die souveräne Beherrschung der Sprache und des Ausdrucks.

Zuweilen ist diese Drastik durchweht von einem Anhauch elegischer Ironie, versetzt mit einem gewissen Sarkasmus, der zu Jesu sonstiger durchgängiger Güte und Milde in einem wirkungsvollen Gegensatz steht: Sehr schön, ruft er seinen Widersachern zu, hebt ihr das Gesetz Gottes auf, um eure Satzungen zu halten[a]). Und in Vorahnung seines Todes sagt er mit wehmütigem Spott: Heute und morgen und am folgenden Tag muß ich wandern, denn es darf kein Prophet umkommen außerhalb Jerusalems[b]).

Unendlich mannigfaltig sind überhaupt die Töne, die er anschlägt. Neben der erwähnten Streitrede findet sich die ergreifende Klage über die Stadt, die ihre Propheten mordet, die zu ihr gesandt sind[c]), neben dem Heilandsruf an die Mühseligen und Beladenen, das düstere, in Schwermut getauchte Gemälde des jüngsten Gerichts[d]).

Am unwiderstehlichsten wirkt er auf uns Heutige vielleicht dort, wo er „nicht die erregte Sprache des Propheten und Volksmannes, sondern die ruhige des Weisen redet", wo er als Mensch spricht unter Menschen, als „Kind Gottes unter Gottes Kindern". Dann gewinnt seine Sprache jene milde, liebliche Färbung, die wir an dem Wort von den Blumen und Vögeln gewahren. Man kann an den Reden dieser Art ebensosehr ihre Schönheit als ihren Geistesreichtum bewundern. Man möchte sie dem Spiegel des Sees vergleichen, an dessen Ufern sie gesprochen sind, der Himmel und Erde in ruhiger Klarheit zurückstrahlt, und unter dessen Oberfläche sich doch gar manche, dem Auge ewig unerreichbare Tiefe birgt.

Auch hier wird Jesus nie breit, nie wortreich. Das Plappern der Heiden, die Wortmacherei war ihm nicht nur beim Beten zuwider. „Eindrucksvolle Prägnanz, größte Deutlichkeit bei möglichster Kürze" zeichnet auch hier seine Redeweise aus.

Man hat sich an einzelnen seiner Worte, in denen er gewisse Wahrheiten und Grundsätze auf die Spitze treibt, je und je gestoßen, hat sie abzuschwächen versucht und eine Fülle von theologischem Scharfsinn aufgebracht, um sie mit der nüchternen Alltagswelt und ihrer flügellahmen Moral einigermaßen in Einklang zu bringen. Oder man hat sich sklavisch an sie gebunden und in

---

[a]) Mk. 7 9. [b]) Lk. 13 33. [c]) Lk. 13 34, 35. [d]) Mk. 13; Mt. 24; Lk. 21.

ihrer buchstäblichen und pedantischen Befolgung Karrikaturen geliefert, die dem Ansehen Jesu mehr als nötig geschadet haben. Es handelt sich hierbei um Worte wie die bekannten: Ich aber sage euch: nicht dem Bösen widerstehen, Sondern: wer dich schlägt auf die rechte Wange, dem biete auch die andre, Und wer mit dir rechten und dir den Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel. Wer dich zu laufen nötigt eine Meile, mit dem geh zwei.

Das ist die Art eines temperamentvollen, stark empfindenden Redners, der kein Freund des Wenn und Aber ist. Dem Volk ist nicht beizukommen mit einer Lehrweise, die immer wieder halb zurücknimmt, was sie eben gefordert hat, die sich zu allen Einschränkungen bereit erklärt und von Vermittlungen lebt.

Volkstümliche Rede bedarf der scharfen Zuspitzung, sie braucht auch vor Übertreibungen nicht ängstlich zurückzuschrecken, wenn diese Übertreibungen nämlich nicht auf Kosten der Wahrheit gehen, sondern nur dazu dienen, eine Tatsache ins volle Licht treten zu lassen.

Die Volkstümlichkeit seiner Rede verdankt Jesus endlich im höchsten Maße der von ihm mit angeborener Genialität geübten Kunst der Gleichnisbildung.

Jesu Rede bewegte sich — wir deuteten schon darauf hin — immer in den Formen lebensvoller Anschaulichkeit: „Jesus redet nicht vom irdischen Sorgen überhaupt, sondern von der Sorge für Nahrung und Kleidung[a]), nicht von Liebeserweisungen im allgemeinen, sondern vom Grüßen und Leihen und vom Trunk kalten Wassers, den man andern reicht[b]), er redet nicht von Menschen, die sich im irdischen Leben gleichstehen, sondern er nennt die, welche auf einem Acker arbeiten und in einer Mühle mahlen[c]), er spricht nicht von Familiengliedern, sondern er zählt sie auf, Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Schnur und Schwieger[d]). Er redet nicht von den Unsicherheiten menschlichen Besitzes, sondern von den Schätzen, die Motten und Rost fressen, denen Diebe nachgraben, um sie zu stehlen[e]). Er redet nicht von weichlichen Menschen, sondern von Menschen in weichen Kleidern[f])."

Mit Recht nennt Bernhard Weiß, den ich hier anführe, diese Eigentümlichkeit der Rede Jesu, die ebensosehr den Morgenländer wie den Dichter verrät — denn es kommt nicht bloß auf das Anschauliche der Rede an und für sich, sondern auf die Fülle und Eigenart der Anschauungsbilder an, — die Plastik der Rede Jesu.

Nun hat es aber derselbe Forscher richtig erkannt und mit voller Deutlichkeit hervorgehoben, daß diese Plastik der Rede Jesu nicht ohne weiteres mit ihrer häufigen Bildlichkeit zu verwechseln ist.

Bildliche Rede ist immer nur solche, in der eine dem sinnlichen Lebensgebiet entstammende Anschauung zur Trägerin einer geistigen Wahrheit dient, wobei vom Hörer gefordert wird, das dem Bild und der Idee Gemeinsame, das sogenannte tertium comparationis, durch Nach- und Umdenken zu ermitteln. Plastische Rede dagegen veranschaulicht in einem Vorstellungsbild

a) Mt. 6 25. b) Mt. 5 47; Lk. 6 34; Mt. 25 35 f. c) Mt. 24 40. d) Mt. 10 35 f. e) Mt. 6 19. f) Mt. 11 8.

unmittelbar einen durch sie dargestellten Begriff. In der plastischen Rede ist alles eigentlich gemeint. In der bildlichen Rede kann auch alles eigentlich gemeint sein, wenn sie nämlich nicht Allegorie, sondern Gleichnisrede ist. Allein auch die einfache Vergleichung setzt schon die Fähigkeit des Hörers voraus, die innere Verwandtschaft von Bild und Sache denkend herauszustellen. Wenn Jesus von den vergänglichen Schätzen sagt, daß sie von Motten und Rost zerstört und von Dieben gestohlen werden, so ist das die plastische Wortdarstellung der Unsicherheit alles menschlichen Besitzes. Wenn er dagegen die Pharisäer ähnlich nennt den getünchten Gräbern[a]), muß sich der Hörer erst nach dem fragen, was beiden gemeinsam sein könnte. Jesus hilft in diesem Falle — nicht immer tut er das — dem Denken nach, indem er das Gleichnis weiter ausführt: Jene Gräber haben äußerlich ein gutes Aussehen, inwendig sind sie voll Totengebein und Unreinigkeit. Bei ihnen, und genau so bei den Pharisäern, täuscht die gute äußere Erscheinung über ein häßliches Innere.

Diese scheinbare Erschwerung des Verständnisses durch die Anwendung bildlicher Rede, insbesondere des Gleichnisses und der Vergleichung, steht mit dem behaupteten didaktisch-pädagogischen Charakter der Redeweise Jesu doch nicht im Widerspruch. Nur darf man gerade bei den Gleichnissen Jesu nie vergessen, daß sie Dichtungen sind, Niederschläge eigner seelischer Erlebnisse, künstlerische Prägungen innerer Offenbarungen[1]), für die sich ihm zwang- und mühelos die Form ergab, indem er das Ewige, Unbegrenzte im Gewand des Sinnlichen und Natürlichen darstellte. Der pädagogische Zweck, die Absicht der Belehrung und Veranschaulichung schimmert doch deutlich genug durch dieses wundersame kleine und große Gebilde echter Dichtkunst.

Bald allerdings ward dieser Zweck nicht mehr deutlich erkannt. Schon die synoptischen Evangelien legen Jesus einen Ausspruch in den Mund, auf Grund dessen wir annehmen sollten, er habe seine Gleichnisse gesprochen, um durch sie dem unverständigen Volk Rätsel aufzugeben, die es doch nicht lösen konnte. Die Gleichnisse seien nicht zu Zwecken der Belehrung und Erklärung gebildet worden, sondern in der Absicht, das Dunkle noch dunkler erscheinen zu lassen, das Verhüllte noch mehr zu verhüllen. Euch ist das Geheimnis des Reiches Gottes gegeben, läßt Markus Jesum zu seinen Jüngern sagen, jenen draußen (dem Volk) aber kommt alles in Gleichnissen zu, damit sie sehend sehen und doch nichts erblicken, und hörend hören und doch nichts verstehen, auf daß sie nicht umkehren und es werde ihnen vergeben" [b]).

Darnach bieten die Gleichnisse nicht einmal den Jüngern etwas Neues, was sie nicht schon haben — im Gegenteil, da sie die Geheimnisse des Gottesreiches wie mit einer undurchdringlichen Schale umschließen sollen, bedürfen auch die Jünger selbst einer Auflösung und Erklärung der Parabeln.

---

[a]) Mt. 23 27. [b]) Mk. 4 11. Vgl. Lk. 8 9, 10. Mt. 13 10—15.

[1]) H. Weinel hat diesen für meine ganze Arbeit grundlegenden Gedanken sehr klar und einleuchtend dargelegt in der Schrift „Die Bildersprache Jesu in ihrer Bedeutung für die Erforschung seines inneren Lebens". Gießen 1900.

Von dieser ganzen Theorie ist mit Recht gesagt worden, daß sie einer wirkenden Persönlichkeit zuzuschreiben, den Gipfel der Unnatur bedeutet. Zumal, da sonst Jesu Redeweise durchgängig von dem Bestreben durchwaltet ist, auch den Kindern und Unmündigen verständlich zu werden. Auch die Evangelisten selbst zeigen da und dort noch ein instinktives Gefühl für die ursprüngliche Absicht Jesu, das Volk durch die Gleichnisse zu belehren[a]). Ja sie fügen selbst zuweilen in ihren Zusammenhang ein Gleichnis Jesu ein, das an diesen Stellen nur dem Zweck der Verdeutlichung dienen kann[b]).

Jesus hat alle Formen bildlicher Rede gelegentlich angewandt: Vergleichung und Metapher, Gleichnis und Allegorie. Gerne braucht er metaphorische Wendungen derart, daß er z. B. Herodes einen Fuchs[c]), Simon einen Felsen[d]), die Pharisäer blinde Leiter von Blinden nennt[e]), daß er von ihnen sagt, sie fressen die Häuser der Witwen[f]), sie seihen Mücken und verschlucken Kamele[g]), daß er vom Splitter und Balken im Menschenauge[h]), von den Schafskleidern der Lügenpropheten[i]) spricht. Immer wird hier ein Begriff durch einen andern, nicht eigentlich zu nehmenden, die gemeinte Sache jedoch verdeutlichenden ersetzt. Daneben bediente er sich häufig der einfachen Vergleichung, in der er zwei verwandte Gegenstände nebeneinander rückt, um auf die Anschauung des Hörers belebend oder berichtigend zu wirken. Werdet klug *wie* die Schlangen, ohne Falsch *wie* die Tauben, ich sende euch *wie* die Schafe unter Wölfe[k]), ich sah den Satan *wie* einen Blitz vom Himmel fallen[l]) — das sind alles Vergleichungen.

Erweiterte Formen von Bilderrede sind Allegorie und Gleichnis — jene entstehend durch die Zusammenordnung mehrerer Metaphern zu einem einheitlichen Ganzen, dieses die Nebeneinanderstellung zweier verwandter, aber verschiedenen Lebensgebieten entnommenen Sätze, wobei die Evidenz des einen Satzes auf den daneben gestellten ähnlichen rückwirkende Kraft übt. Weitaus das meiste von dem, was wir heute die Gleichnisse Jesu nennen, gehört nun zweifellos nicht der allegorischen, sondern der Gleichnisdichtung an.

Die Allegorie ist mehr oder weniger Ornament, poetischer Schmuck, aber sie lehrt nichts. Die Parabel dagegen will beweisen. Sie will an den Ordnungen des natürlichen Lebens die Ordnungen des höheren Lebens verstehen lehren.

Bei Jesu Gleichnissen gilt es also nicht, zu fragen: was sollen sie bedeuten, vielmehr: was wollen sie beweisen? Dabei dürfen wir allerdings nicht vergessen, daß die beiden Formen Allegorie und Gleichnis miteinander verwandt sind, was besonders deutlich zu ersehen ist an den Urformen, aus denen sie hervorgehen, der Metapher und dem Bild. Ob ich sage, dieser Mensch *gleicht* einem schwankenden Rohr oder er *ist* ein schwankes Rohr, das kommt im Grunde denn doch auf dasselbe hinaus. Man versetze sich nur einmal in die Seele des Gleichnisdichters. Je weniger wir ihn uns als reflektierenden Dichter, etwa in der Weise Lessings vorstellen, der ja auch Parabeln gedichtet hat, aber

---

[a]) Mt. 4 2, 4 33. [b]) Lk. 7 40 f., 10 30 f., 18 9 f. Mt. 15 26. [c]) Lk. 13 32. [d]) Mt. 16 18 f. [e]) Mt. 15 14. [f]) Mt. 12 40. [g]) Mt. 23 24. [h]) Mt. 7 3, 4. [i]) Mt. 7 15. [k]) Mt. 10 16. [l]) Lk. 10 18.

von einer trockenen Lehrhaftigkeit und Langweile, sondern als phantasiereichen, aus dem Vollen schaffenden Künstler, desto eher dürfen wir von ihm solche Gleichnisse erwarten, deren Stoff seiner ganzen inneren Struktur nach der darzustellenden Idee verwandt ist. Wir werden keineswegs zugeben, daß Jesus in dem Gleichnis vom Salz[a]) „eben so gut statt des Salzes die Steinkohle hätte nennen können“; Jesus wäre ein geringer Dichter, wenn man ihm derart ohne Schaden für die Poesie seiner Worte das Konzept verändern dürfte. Wir sehen vielmehr, wie er in seinen Gleichnissen geradezu solche Stoffe bevorzugt, die es ermöglichen, auch noch in den Einzelzügen den Grundgedanken durchschimmern zu lassen. Wenn es also für das richtige Verständnis der Gleichnisse Jesu gilt, immer zunächst ihre Grundgedanken, das Gesetz, die Wahrheit herauszustellen, die durch sie zur Evidenz gebracht werden soll, so ist dadurch nicht ausgeschlossen, die Einzelzüge des Bildes zur weiteren Verdeutlichung des Grundgedankens heranzuziehen. Nur muß das ungezwungen geschehen, mit ästhetischem Takt und Feingefühl. Nicht in der Art der früheren Allegoristen, die in jedem Wort, in jeder noch so geringfügigen Kleinigkeit ein theologisches Geheimnis, einen verhüllten Tiefsinn witterten, den zu entschleiern sie sich für berufen fühlten, sondern mit kongenialem Verständnis für die bewußten und unbewußten Absichten, die der Dichter mit seinen Schöpfungen verfolgt. Nehmen wir das Gleichnis vom verlorenen Sohn[b]):

Sein Grundgedanke ist, daß im Himmel Freude sein wird über *einen* Sünder, der Buße tut vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.

Das wird verdeutlicht an der Geschichte von dem Vater, der sein Kind, das eigenwillig aus dem Elternhause schied und nach den bittersten Enttäuschungen reumütig zu ihm zurückkehrte, mit Freuden an die Brust schließt, ihm nicht nur völlig verzeiht, sondern auch ein ihm zu Ehren veranstaltetes Fest gegen den wohlanständigen älteren Sohn, der abseits steht, eifersüchtig und im tiefsten verletzt, verteidigt und ihn zur Mitfreude auffordert.

Worauf beruht nun der nie versagende Eindruck dieses Gleichnisses? Gewiß vor allem auf der es durchleuchtenden Offenbarung einer Liebe, für die es keine Grenzen gibt, die sich dem Zertretenen, in den Staub Gestoßenen mit überschwenglichem Mitleid und Erbarmen zuneigt und etwas so viel Höheres ist, als die fadengerade Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, auf die sich die Korrekten, Wohlanständigen so viel zugute tun. Auf dem transzendenten Unterton, den wir von Anfang an durchklingen hören: das ist Gottes Liebe, die hier handelt. Sie ist der eigentliche Held des Dramas, das wir da schauen.

Wir ahnen, wenn Jesus den Mund auftut, um uns eine Geschichte zu erzählen, hat er uns noch andres zu bieten, als eine menschlich noch so ergreifende Episode aus dem täglichen Leben. Er wird uns den Schleier von ewigen Dingen lüften.

Und doch ist uns auch an der Geschichte als solcher — und zwar sofern sie *Geschichte* und sofern sie *Gleichnis* ist — nichts unbedeutend, nebensächlich. Hier wirkt eben alles, auch die echt epische Sorgfalt, mit der

[a]) Mt. 9 49, 50. Lk. 14 34. (Mt. 5 13.) [b]) Lk. 15 11 f.

Kleinigkeiten berichtet werden, zusammen, um die erschütternde und erhebende Wirkung hervorzubringen, die wir von dem Gleichnis empfangen. Ungesucht drängen sich fortwährend Parallelen auf: das Leben des Sohnes in der Fremde — ist es nicht ein unübertreffliches Symbol des Zustands einer ihrem ewigen Urgrund entfremdeten und verloren gegangenen Menschenseele? Und die frohen Bilder des Festes, festliche Gewänder, festlicher Gesang und Reigen, das duftende Mahl, der geschmückte Jüngling an der Seite des freudestrahlenden Vaters — welche Symbolik einer Freude, die kein Auge geschaut und kein Ohr gehört hat, und die doch der prophetische und dichterische Genius vorahnend genießt!

Ohne uns den Schmelz der Dichtung durch die plumpen Hände geschmackloser Allegoristen zerstören zu lassen, werden wir auch in den Nebenzügen zart verhüllte Parallelen zu inneren Vorgängen und Zuständen finden und so in dem Gleichnis ein unübertreffliches Symbol des Evangeliums Jesu lieben.

Es gibt dann wieder andre Gleichnisse Jesu, bei denen guter Geschmack sofort sieht, daß da von einer Verwertung der Einzelheiten keine Rede sein kann. Man hat sich oft und redliche Mühe gegeben, Jesum wegen seines Gleichnisses vom ungerechten Haushalter[a]) in Schutz zu nehmen. Da wird von einem Manne erzählt, der bei einem Reichen als Verwalter angestellt war und so liederlich wirtschaftete, daß ihn sein Herr zur Rechenschaftsablage vor sich zitierte. Mit Humor wird nun das Selbstgespräch des seiner bedenklichen Lage sich voll Bewußten mitgeteilt. Was soll ich machen, denkt er bei sich, da mein Herr mich absetzen wird? Schwere Arbeit tun mag ich nicht. Zum Betteln bin ich zu stolz." Da kommt ihm ein erleuchteter Gedanke. Er ruft die Schuldner seines Herrn einzeln zu sich und setzt ihnen ihr Schuldenkonto herab: dem einen verwandelt er die Schuld von hundert Maß Öl in eine solche von fünfzig, dem andern eine Schuld von hundert Scheffel Weizen in eine solche von achtzig. Und er rechnet dabei im stillen so: Wenn ich nicht mehr Verwalter bin, werden diese Leute mich in ihr Haus aufnehmen.

Diese Parabel will nicht mehr und nicht weniger geben als ein — übrigens köstlich erzähltes — aus dem Leben des Tages gegriffenes Beispiel kluger Vorsorge. Sie empfiehlt die Klugheit genau so wie das Wort: Seid klug wie die Schlangen. Das sittliche Verhalten des Verwalters kommt für Jesus hier gar nicht in Betracht. Natürlich hat er es nicht gebilligt. Jesus hatte aber nicht das Bedürfnis, ewig zu moralisieren. Darum konnte er diese Geschichte erzählen oder auch die nicht weniger humorvolle von der Witwe und dem Richter[b]).

Man braucht nicht erst talmudische Gleichnisse heranzuziehen, um inne zu werden, daß Jesus nicht nach irgendeinem Schema gearbeitet hat, als er seine Parabeln schuf, daß er sich keine Skrupel machte, auch einmal eine Allegorie zu dichten oder das eine oder andre seiner Gleichnisse selbst allegorisch auszulegen.

Dennoch lassen sich im ganzen drei Kategorien unterscheiden, die A. Jülicher,

---

[a]) Lk. 16 1—7 [b]) Lk. 18 1—8.

der verdienstvollste moderne Ausleger der Gleichnisse Jesu, als eigentliche Gleichnisse, Parabeln und Beispielerzählungen bezeichnet.

Der Unterschied zwischen eigentlichem Gleichnis und Parabel läßt sich am bündigsten in den Satz fassen: Im Gleichnis werden Dinge herangezogen, die jedermann kennt, in der Parabel erfindet Jesus frei.

Mit andern Worten: Das Gleichnis stellt ein allgemein anerkanntes Gesetz aus dem Bereich der Natur oder des menschlichen Lebens auf, das auf religiösem Gebiet seine Analogie hat. Die Parabel ist eine Erzählung, die einen Vorgang des inneren Lebens durch die möglichst lebendige, farbige, frische Darstellung eines verwandten Vorgangs aus dem täglichen Geschehen zur Evidenz zu bringen sucht.

Wenn Jesus sagt: Das Salz ist gut, wenn aber das Salz salzlos wird, womit wollt ihr's herstellen? so beruft er sich hiermit auf ein Gesetz, das allgemeiner Erfahrung unterliegt. Desgleichen, wenn er auf die Stadt hinweist, die auf dem Berge liegt und durch ihre Lage menschlichem Blick nicht verborgen bleiben kann[a]).

Wenn er uns dagegen von einem Perlenhändler erzählt, der für eine einzige besonders kostbare Perle alles, was er besitzt, hingibt, so ist das ein einzelner Fall, dem keineswegs die Gültigkeit eines unverbrüchlichen Gesetzes eignet. Der Kaufmann konnte ja auch anders kalkulieren. Es konnten ihm Bedenken kommen, ob er für die eine kostbare Perle einen Käufer finden würde.

Und doch wird die Wahrheit, daß es höchste Werte — ganz allgemein gesprochen — gibt, für die alle andern feil sind, feil sein müssen, hier durch ein Geschichtchen aus dem Leben unübertrefflich beleuchtet.

Ästhetisch betrachtet, steht die Parabel über dem Gleichnis.

Das Gleichnis ist sozusagen tendenziöser, lehrhafter, die Parabel läßt dem Erfindungsvermögen des Dichters, seiner Freude am Erzählen freieren Spielraum. Jesu schönste Gleichnisse sind Parabeln.

Die dritte Kategorie, die sogenannte Beispielerzählung, stellt eigentlich nur eine besondere Art von Parabel dar. In ihr wird eine religiöse Wahrheit, angewendet auf einen besonders eindrucksvollen Einzelfall, zur überzeugenden Darstellung gebracht.

Solcher Beispielparabeln werden vier mitgeteilt: Barmherziger Samariter[b]), Pharisäer und Zöllner[c]), Törichter Reicher[d]), Reicher Mann und armer Lazarus[e]).

Bei ihnen kann man von einem tertium comparationis, einem eigentlichen Vergleichspunkt nicht mehr reden.

Ihre Anwendung lautet ganz einfach entweder: Gehe hin und tue desgleichen, oder: Laß dir das zum warnenden Beispiel dienen.

Jesus erweist sich in seinen Gleichnissen insbesondere als klassischer Erzähler. Man spürt bei seinen Parabeln öfter das Behagen, die Freude, mit der er auch das Detail seiner Erzählungen ausgestaltet. Es ist ihm künst-

a) Mt. 5 14. b) Lk. 10 30—37. c) Lk. 18 9—14. d) Lk. 12 16—21. e) Lk. 16 19—31.

lerisches Bedürfnis, die Fülle des bunten Lebens vor dem Blick seiner Hörer auszubreiten, mit Bildnerhand nachzuschaffen, was ihn aus der Schöpfung seines Vaters in tausendfältiger Gestalt und Farbe anschaut. Und doch hält er seine Phantasie in strenger Zucht.

Wendt hat in feinsinniger Weise auf die homerischen Parallelen zu den Gleichnissen Jesu hingewiesen und hervorgehoben, daß bei Homer die Ausmalung der Einzelheiten viel weiter geht als bei Jesus, der die künstlerische Form stets dem religiösen Inhalt unterordnet — ein Verfahren, in seiner Art ebenso berechtigt als das des griechischen Dichters.

Bezeichnend für Jesu Art ist endlich seine Neigung, in seinem Gleichnisse den Dialog anzuwenden.

Trefflich weiß er durch Gespräche Menschen zu charakterisieren. In der Parabel von den anvertrauten Pfunden treten die beiden treuen Verwalter mit den Worten vor ihren Herrn: Herr, dein Pfund hat zehn (fünf) Pfund dazu getragen. Der untreue dagegen sucht sich mit Ausflüchten zu helfen: Herr, siehe, hier ist dein Pfund, das ich verborgen hielt im Schweißtuch. Denn ich fürchtete dich, weil du ein strenger Mann bist und nimmst, was du nicht hingelegt, ernten, was du nicht gesäet hast. Worauf ihm der Herr den Bescheid gibt: Aus deinem eigenen Mund will ich dich richten, du schlechter Knecht. Du wußtest, daß ich ein schlechter Mann bin, nehme, was ich nicht hingelegt, ernte, was ich nicht gesäet habe? Nun, warum hast du mein Geld nicht auf die Bank gelegt. Dann hätte ich bei meiner Ankunft es mit Zinsen genommen[a]). Und alsbald erfolgt das Urteil.

Dies ist eine geistvolle Führung des Dialogs, wie wir ihr auch sonst in Jesu Gleichnissen begegnen, z. B. in dem Gespräch des Vaters mit dem älteren Sohn[b]), in der Unterredung des reichen Mannes mit Abraham[c]), in der Erzählung von den widerwilligen Gästen bei der Hochzeit[d]) usw. Von den Evangelisten hat besonders Lukas einen feinen Sinn für die Eigentümlichkeit der Gleichnisse. Er mag instinktiv gefühlt haben, daß die Lebendigkeit, das gewisse dramatische Element, das einzelnen Parabeln eigen ist, auf ihrem dialogischen Charakter beruht, und ist bemüht, diesen Charakter soviel als möglich zu erhalten. Gerne läßt Jesus die Menschen seiner Gleichnisse in Selbstgesprächen ihre innersten Empfindungen zum Ausdruck bringen. Wer dächte nicht an das Gebet der beiden ungleichen Beter, des Zöllners und des Pharisäers[e]). Der breitspurigen Aufzählung seiner frommen Werke durch den stolzen Gesetzesmann entspricht nur der innige Seufzer des Zöllners: Gott sei mir Sünder gnädig. Und trefflich sind die Gefühle eines Bauern, der's hat, in dem Monolog des reichen Narren wiedergegeben:

„Was soll ich tun? Ich habe nichts, da ich meine Früchte hinsammle. — Das will ich tun: ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen und will darin sammeln alles, was mir gewachsen ist und meine Güter; und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat auf viele Jahre; hab' nun Ruhe, iß, trink und sei guten Muts[f]).

[a]) Lk. 19 12—27. [b]) Lk. 15 29—33. [c]) Lk. 16 23—31. [d]) Lk. 14 18 f.
[e]) Lk. 18 11—13. [f]) L. 12 17—19.

Haben wir für Jesu Spruchdichtung Anknüpfungspunkte in der Literatur seines Volkes gefunden, so fehlen sie auch für seine Gleichnisdichtung nicht. Es besteht kaum mehr ein Zweifel darüber, daß Jesus „die Form der Parabelrede den Schriftgelehrten in der Synagoge abgelauscht hat". Allein ebenso fest steht, daß die Gleichnisse Jesu sowohl ihrem künstlerischen als ihrem religiösen Gehalt nach hoch über allem stehen, was bisher aus der jüdischen Literatur zum Vergleich herangezogen wurde.

Das jüdische Gleichnis, wie es in der Theologie der Zeitgenossen Jesu gepflegt wurde, ist durchaus ein Erzeugnis der Reflexion. Es dient der Schriftauslegung der Rabbinen und ist wie diese von des Gedankens Blässe angekränkelt. Dabei mangelt ihm zuweilen nicht ein gewisser trockener Humor, es spiegelt vortrefflich gewisse Seiten des jüdischen Wesens. Allein es fehlt ihm die innere Notwendigkeit, der bedeutende Inhalt. Es ist „Arabeske".

Die Gleichnisse Jesu tragen das Merkmal einer innerlich reichen, genialen Persönlichkeit, die ihren großen Gegenstand mit souveräner Freiheit, ohne Schulgeschmack, ohne nationalen Dünkel und religiöse Beschränktheit in ihnen zu plastischer Darstellung bringt. Reine Natur, echte Menschlichkeit und in beiden sich spiegelnd das Ewige und das Göttliche — das sind die Gleichnisse Jesu. — Die jüdischen Gleichnisdichter dagegen haben nichts Großes, nichts Herzerhebendes zu sagen. Sie sind arme Kärrner, die das Edelmetall einer großen vergangenen Geisteskultur mühsam hin- und herschieben und dabei nichts Nennenswertes zustande bringen. Sie haben eine unwiderstehliche Neigung zum Absonderlichen, Auffallenden und verfallen dadurch fortwährend dem Fluch der Lächerlichkeit. Wogegen Jesu Gleichnisse unendlich einfach, schlichtlinig, aber auch unendlich reich und tief erscheinen.

Sie haben ihr poetisches Eigenleben, d. h. sie sind Dichtwerke, die auch der genießen kann, dem ihr religiöser Untergrund unverständlich bleibt. Sie gehören daher ebenso wie das Wenige, was wir von Lyrik Jesu besitzen, und wie seine kernigen, schwertscharf geschliffenen Sprüche der Weltliteratur an. Allein Jesus war nicht in erster Linie Dichter. Das Wort l'art pour l'art paßt auf keinen schlechter als auf ihn. Ihr Tiefstes werden seine Gleichnisse daher immer nur dem erschließen, der durch das schimmernde Gewebe der Dichtung hinabzuschauen vermag in die gotterfüllte Seele, aus der sie aufgestiegen sind. Ihm wird aber auch das Geständnis des Dichters aus dem Herzen gesprochen sein[1]):

Wonnigen Wunders genug
Ist dein Wort,
O Meister,
Weltüberwindender
Gleichnisbildner.

[1]) Heinrich Vierordt, Fresken. Heidelberg 1902.

König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen.

Herausgegeben und erläutert
von
Erich Brandenburg.

IV.

Die Versuche des Königs, das zerfallende Ministerium noch zusammenzuhalten, waren vergeblich. Gleich nachher ging Arnims offizielles Entlassungsgesuch bei ihm ein[1]); und auch der Kriegsminister Graf Canitz hatte schon erklärt, nicht mehr im Amte bleiben zu wollen[2]). Camphausen bemühte sich in den nächsten Tagen eifrig, aber, wie wir sehen werden, vergeblich, Ersatz für die ausgeschiedenen Mitglieder zu finden.

Diese Ministerkrise war um so peinlicher, als gerade damals wieder die auswärtigen Fragen dringend wurden. England und Rußland forderten immer bestimmter die Räumung Schleswigs, Rußland außerdem noch energische Unterdrückung der nationalpolnischen Tendenzen in Posen. Darauf bezog sich auch der Auftrag des russischen Gesandten, Baron v. Meyendorff, dessen der König in seinem nächsten kurzen Briefe gedenkt.

73. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 2. Pfingsttag [12. Juni] 48.

Ich benachrichtige Sie, bester Camphausen, daß ich auf meiner Brunnen-Promenade dem Baron von Meyendorff begegnet bin, der mir sagte, er habe vom Kaiser den Befehl, eine Privat-Audienz bey mir nachzusuchen, um wegen Posen zu sprechen. Ich bat ihn, sich deshalb sogleich an Arnim zu wenden, der dann meine Befehle einholen werde. Da machte er quasi ein Gesicht, als habe er in eine Citrone gebissen, und erklärte (ich weiß nicht, ob heut schon oder morgen), zu Ihnen zu gehen und die Sache mit Ihnen abzumachen. Ich denke, es ist gut, daß ich Sie bey Zeiten davon avertire. Auf Wiedersehen!

Friedrich Wilhelm.

[1]) Es ist datiert vom 13. Juni, das Original in Camphausens Nachlaß.
[2]) L. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 169.

Weit dringender aber blieb natürlich zunächst die Lösung der inneren Krisis. Der Kammer gegenüber hatte das Ministerium bisher seine innere Auflösung noch verbergen können, weil die Versammlung fünf Tage lang Pfingstferien gemacht hatte. Aber am 14. Juni hatten die Sitzungen von neuem begonnen, und bald zeigte sich, daß die Stimmung dem Ministerium nicht günstiger geworden sei. Die gemäßigten Elemente unter den Abgeordneten blieben in großer Zahl den Beratungen fern, eingeschüchtert durch die Haltung der Berliner Bevölkerung, und dieser Umstand verschaffte der Linken eine unbestrittene Majorität. So beschloß die Versammlung am 15. Juni, obwohl in der vorhergehenden Nacht Volkshaufen ins Zeughaus eingedrungen waren und dort Gewehre und zum Teil kostbare Waffen geraubt hatten, daß sie keines besonderen Schutzes bedürfe, sondern sich unter den Schutz des Volkes von Berlin stelle. Und noch in derselben Sitzung kam es zur Entscheidung. Es handelte sich um einen Antrag der Abgeordneten Waldeck und Wachsmuth, der angeblich die Verfassungsberatung beschleunigen sollte, in Wahrheit aber den Zweck verfolgte, den vom Ministerium vorgelegten Verfassungsentwurf überhaupt zu beseitigen und an seine Stelle einen ganz neuen, weit radikaleren zu setzen. Camphausen sowohl wie Hansemann bestanden denn auch darauf, daß dieser Antrag abgelehnt und der Regierungsentwurf allen Beratungen zugrundegelegt werden müsse. Sie konnten nicht anders handeln; wir erinnern uns, wie mühsam sie dem Könige die Zustimmung zu ihrem Entwurfe abgerungen hatten; sie wußten, daß ein nicht bloß in einzelnen Punkten modifizierter, sondern von radikalerem Geiste getragener Entwurf von Friedrich Wilhelm niemals angenommen werden würde; sie kannten des Königs Neigung, einen geeigneten Anlaß zum vollen Bruche mit der Versammlung zu benutzen und sahen ihre Aufgabe darin, diesen Bruch durch vermittelnde Tätigkeit zu verhindern. Diese Aufgabe zu erfüllen, war unmöglich, wenn in der Versammlung die radikale Partei eine unzweifelhafte Mehrheit erhielt; und bei der vorliegenden Frage mußte sich das entscheiden. Daher wies Camphausen auch eine mildere Fassung des Antrages Waldeck-Wachsmuth zurück, wonach der Kommission der Regierungsentwurf zugewiesen werden sollte zur „Beratung, eventualiter Umarbeitung", oder zur „Ausarbeitung eines neuen Entwurfes". Er wollte Klarheit haben, ob die Mehrheit der Versammlung seine vermittelnde Politik noch billige oder nicht.

Die Entscheidung fiel gegen die Minister. Die namentliche Abstimmung ergab 188 Stimmen für, 142 gegen den von Camphausen bekämpften Antrag[1]). Allerdings waren eine Reihe von Abgeordneten der Rechten, die für das Ministerium eingetreten sein würden, nicht in der Sitzung gewesen; aber zeigte nicht das Fernbleiben dieser Elemente, wie wenig auf sie zu zählen war? Camphausen hatte sich längst nach dem Augenblicke gesehnt, wo er mit gutem Gewissen die Last einer unerfüllbaren Aufgabe von seinen Schultern wälzen könne[2]). Sein nächstes Ziel, wie er es sich früher gesteckt hatte[3]),

[1]) Stenographischer Bericht, Bd. I, S. 223.

[2]) Vgl. die Äußerungen in den Familienkorrespondenzen aus dieser Zeit bei Caspary, S. 219 ff.

[3]) S. oben Nr. 39.

den Staat in die Nationalversammlung hinein- und den Thronfolger in das Vaterland zurückzuführen, war erreicht; ob er mit seinem Programme der Vermittlung zwischen König und Parlament noch weiter gelangen, ob er eine dauerhafte Verfassung zustande bringen könne, das mußte ihm nach der letzten Abstimmung mehr als zweifelhaft erscheinen. Immer klarer wurde es ja jetzt, daß zwischen den großen Gegensätzen, die hier bestanden, ein Ausgleich unmöglich sei; das Ministerium mußte, wenn es etwas erreichen wollte, entweder mit dem Könige die Versammlung oder mit der Mehrheit des Parlamentes den König zur Unterwerfung zu zwingen suchen und durfte in beiden Fällen den offenen Kampf nicht scheuen. Keinen dieser Wege hätte Camphausen seiner Anschauungsweise und Vergangenheit nach beschreiten können. Dennoch war es ihm nicht leicht, den König in so schwerer Zeit im Stiche zu lassen; er faßte den Entschluß, zunächst noch abzuwarten, ob die gemäßigten Elemente in der Versammlung sich wieder um seine Fahne sammeln und die Mehrheit zurückgewinnen würden, oder ob die radikale Mehrheit vom 15. sich behaupten werde.

Am Tage nach der Abstimmung hat er zunächst in einer kurzen Mitteilung den König auf die möglichen Folgen des Ereignisses vorbereitet; noch einmal hat dieser dann den Minister zum Bleiben zu bestimmen gesucht.

74. Camphausen an den König[1]).

E. M. darf ich nicht unterlassen gehorsamst anzuzeigen, daß in der gestrigen Sitzung das Ministerium einen schweren Schlag erlitten hat, dadurch daß No. 2 des einliegenden Vorschlages von Waldeck (mit dem mildernden Zusatze, daß der Entwurf der Regierung von der Commission beraten werden soll), mit einer Majorität von 46 Stimmen gegen das Ministerium angenommen worden ist. Allerdings fehlten viele Mitglieder der Rechten, doch würden wir wohl in keinem Falle die Majorität gehabt haben. Die Folgen lassen sich noch nicht übersehen.

In tiefster Ehrfurcht
Berlin 16. Juni 1848.

E. M. unterthänigster
Camphausen.

75. Der König an Camphausen[2]).

Sf. [16. Juni 1848].

Ich fühle das Gewicht dieses Schlages, glaube aber, daß es viele Mittel giebt, die, *wenn sie angewendet werden*, dies Gewicht nicht allein vermindern können, sondern es *aufheben* werden, wenn die Anwendung die rechte ist. Dazu gehört vor Allem das Einwirken auf die Abgeordneten der Rechten, sich wieder in voller Zahl und mit gutem Muthe bewaffnet in der Versammlung einzufinden. Diese Einwirkung liegt in der geschickten Benutzung der Mittel, welche das Innehaben der Staatsgewalt dem Ministerium verleiht. Sie ist oft auf bedauerliche Weise unterlassen worden, vor Allem im Departement des Innern, von dessen *lascher* Führung das Land einst Rechenschaft

[1]) Nach dem Original in Camphausens Nachlaß.
[2]) Vom Könige auf die Rückseite des Originals von Nr. 74 geschrieben.

fordern wird. Was nicht zu spät ist, muß jetzt nachgeholt werden. Es handelt sich um Seyn oder Nichtseyn. — Vergessen Sie nie, theuerster Camphausen, daß ich nach diesem Ministerium nicht links, sondern rechts greifen werde. Es scheint fast, als wenn in Frankreich die Republik und in Spanien die Usurpazion auf dem letzten Loche pfiffen. Das behalten Sie im Auge, denn beydes kann auf die Teutschen Zustände von Einfluß seyn. Vor Allem den Kopf oben! und Alle Fäden wirken lassen zum Guten und Rechten. Aide-toi, le Ciel t'aidra. Vergessen Sie nie das echte treue Land umher. Das ist wirklich Volk. Und Stratford Cannings Wort bleibt mir unvergessen: appuyez-vous sur le pays et non sur la ville, où la désobéissance est devenue une habitude. Vale. Friedrich Wilhelm.

Für das Bleiben Camphausens war neben der prekären Lage der Dinge im Parlamente ein besonderes Hindernis, daß es außerordentlich schwer war, für die ausgetretenen Mitglieder des Kabinettes Ersatz zu schaffen. Wir wissen durch Gerlach, daß der König eine neue Ministerliste mit Camphausen festgestellt hat. Herr v. Auerswald, der bisherige Minister des Inneren, sollte Kultusminister werden, General v. Schreckenstein Kriegsminister, Herr v. Schleinitz sollte das Auswärtige, Beurmann das Innere übernehmen[1]). Aber nur Schreckenstein fand sich als Soldat bereit, dem Rufe zu folgen; alle übrigen machten Schwierigkeiten. Und während so das Ministerium in der Umbildung begriffen war, die wichtigsten Posten unbesetzt waren, gingen die Debatten in der Kammer weiter; das war ein unhaltbarer Zustand. In der Sitzung vom 17. Juni wurde eine Interpellation über den Zeughaussturm vom 14. Juni durch den Vertreter des Kriegsministers, Oberstleutnant Griesheim, in sachlicher und scharfer Weise unter unverhüllter Brandmarkung des Verhaltens der Volkshaufen beantwortet; sodann aber beantragte Camphausen Vertagung der Versammlung bis zum 20. Juni, damit inzwischen die erledigten Portefeuilles neu verteilt werden könnten, und das Haus entsprach diesem Antrage. Gleich nach der Sitzung erstattete Camphausen einen kurzen Bericht über diese Vorgänge nach Sanssouci.

76. Camphausen an den König.

E. M. berichte ich gehorsamst, daß ich heute noch einmal versucht habe, in der Versammlung zur Offensive überzugehen. Gestern Abend besprach ich bis Mitternacht den Plan mit Griesheim; und nachdem ich heute die Messe eingeläutet, legte Griesheim als wackerer Kriegsmann los und gab der Linken eine volle Salve über alle die Schändlichkeiten, die im Zeughause begangen worden waren. Er electrisierte die Versammlung und steigerte ihren Unwillen auf einen hohen Grad. Es war ein Sieg, wenn auch nur ein kleiner.

Mit der Ergänzung des Ministeriums geht es schlecht. Schleinitz weigert sich, anzunehmen. Ich habe von der Versammlung die Aussetzung der Sitzungen bis Dienstag begehrt.

---

[1]) L. v. Gerlach, Bd. I, S. 169.

Die Depeschen aus London werden auch bei E. M. den Eindruck erzeugt haben, daß Rußland uns mit Gewalt zum Kriege zwingen will[1]).

In tiefster Ehrfurcht E. M. treugehorsamster
Berlin, 17. Juni 1848. Camphausen.

77. Der König an Camphausen.

Sf. 17. Juny Nachts 48.

Ihr Scharmützel, theuerster Camphausen, und sein guter Erfolg freut mich. Fahren Sie so fort, sorgen Sie aber, daß die Rechte in gehöriger Zahl da sey.

Unsere Nachrichten aus Petersburg sind — Gott Lob — jünger und besser als die Londoner. Schaffen Sie mir nur die Audienz, die Meyendorff begehrt. Ich habe die Ueberzeugung, da zum Guten zu wirken. Arnims Abgang wird viel Galle in die Newa laufen machen, die sonst in den Magen gegangen wäre. Jetzt ist für uns das Eine, was Noth thut, die Zähmung Berlins. Es ist der letzte Augenblick. Versäumen Sie ihn nicht. Der Faczion müssen die Häupter abgeschlagen werden. Die Occupazion der Haupt-Posten der Stadt durch die Truppen und ihre Verdopplung muß eintreten. Das ganze Land wird Ihnen zujauchzen, theuerster Camphausen. Gönnen Sie sich die Glorie, die ich Ihnen wünsche! Vale. Friedrich Wilhelm.

Ist Schleinitz in Berlin, so senden Sie ihn mir hierher. Wo nicht, befehlen Sie ihn schleunig in meinem Namen nach Potsdam.

78. Der König an Camphausen.

Sf. 18. Juny 48 nach Tisch.

Anliegender Brief Krausenecks an Generalmajor von Unruh[2]) ist mir zu Händen gekommen, und ich stehe nicht an, Ihnen, theuerster Camphausen, denselben (unter Bitte der Rückgabe) mitzutheilen. Er ist mir aus der Seele geschrieben und kommt von sehr unverdächtiger Seite; denn Krauseneck ist immer „zur Linken" gezählt worden. Jedes Wort dieses Schreibens ist golden, und ich bitte Sie auf das Allerinständigste, diese Worte zu wägen und zu würdigen. Die Verletzung des Schlosses[3]) ist weit, weit wichtiger, als man im ersten Moment glaubt! Denn sie ist ein Schlag auf die Krone, und das darf bey Gott nicht gelitten werden. Das Verfahren gegen Natzmer[4]) muß

[1]) Was diese Depeschen enthielten, ist meines Wissens bisher ebenso wenig bekannt geworden, wie der Inhalt der im folgenden Schreiben erwähnten Petersburger Nachrichten des Königs. Nach Sybel, Begründung des Deutschen Reiches, Bd. I, S. 224, hat Rußland damals mit einer Besetzung Posens gedroht, wenn die nationalpolnischen Umtriebe dort weiter geduldet würden; der Zeitpunkt dieser Drohung ist aber nicht genauer angegeben.

[2]) Den Inhalt des hier angezogenen Briefes habe ich nicht ermitteln können.

[3]) Es waren an den Schloßportalen eiserne Gittertüren angebracht worden, um eventuell die Passage durch den Schloßhof sperren zu können. Diese Gitter hatte die Berliner Bevölkerung am 14. Juni, ohne von der Bürgerwehr gehindert zu werden, gewaltsam entfernt und teilweise in die Spree geworfen (s. Wolff, Revolutionschronik, Bd. III, S. 257 f.).

[4]) Hauptmann v. Natzmer war der Befehlshaber der militärischen Besatzung im Zeughause gewesen; er hatte in der Nacht vom 14. zum 15. Juni ohne Befehl auf falsche Gerüchte von

schnell gehen; machen Sie das Schreckenstein in meinem Namen zur heiligsten Pflicht. Ich wiederhole zum Schluß, daß die Eiterbeule von Berlin operirt werden muß. Je eher, je besser. Jeder Tag ist unwiederbringlich verlohren, weil es das Ansehen der Regierung antastet und meine Stellung zu Grunde richtet. Ist Held arretirt? Um Gottes Willen, daß es geschehe! und fürchte man den Aufruhr, den das geben kann, nicht.

Friedrich Wilhelm.

In der parlamentarischen Ruhepause, die Camphausen durch die Vertagung der Nationalversammlung bis zum 20. Juni erlangt hatte, versuchte er eifrig, sein Ministerium zu ergänzen. Es gelang ihm jedoch nicht; Auerswald weigerte sich, an Stelle des Inneren die Kultusangelegenheiten zu übernehmen und erklärte, nur dann sein bisheriges Amt weiterführen zu wollen, wenn Camphausen dies im Staatsinteresse durchaus für notwendig halte [1]).

Von den übrigen in Aussicht genommenen Kandidaten nahm nur Herr v. Schleinitz das Ministerium des Auswärtigen an, während alle übrigen ablehnten; für Kultus, Inneres, Justiz, öffentliche Arbeiten war niemand zu finden. Camphausen hatte gehofft, wenn er angesehene Mitglieder der Nationalversammlung für den Eintritt in das von ihm geleitete Kabinett gewinne, sich eine zuverlässige Mehrheit in der Kammer sichern zu können. Aus den ablehnenden Antworten mußte er den Schluß ziehen, daß er persönlich nicht mehr das Vertrauen der Gemäßigten in der Volksvertretung genieße. Niemand kann ihm das Zeugnis versagen, daß er trotz seiner persönlichen Neigung, in das Privatleben zurückzukehren, alles Mögliche getan hat, um dem Könige den schweren Entschluß zu einem vollständigen Ministerwechsel zu ersparen; erst als er deutlich erkannt hatte, daß nach dem Mißtrauensvotum der Versammlung eine gedeihliche Wirksamkeit für ihn nicht mehr möglich sei, legte er den wenigen Kollegen, die noch bei ihm ausgeharrt hatten, die Frage vor, ob nicht der Augenblick gekommen sei, wo er ausscheiden dürfe und müsse [2]). Nachdem die Mehrheit der Minister diese Frage bejahend beantwortet hatte, reichte er, unter gleichzeitiger Bekanntgabe dieses Schrittes an die Kammer, dem Könige sein Entlassungsgesuch ein.

79. Camphausen an den König.

E. M. berichte ich gehorsamst, daß auch der Präsident Milde abgelehnt hat, in das Ministerium zu treten, welches meinen Namen trägt, und daß ich mich demnach in der Unmöglichkeit befinde, dasselbe so zu ergänzen, wie es zum festen Bestande vor der Versammlung erforderlich ist. Meine amtliche Laufbahn ist somit zu Ende; für die große Güte und Nachsicht, welche E. M. mir während

einem vollständigen Siege der revolutionären Partei mit seinen Truppen vor dem eindringenden Volke seinen Posten verlassen und dadurch die Plünderung ermöglicht. Er war dafür vor ein Kriegsgericht gestellt worden, während die Berliner Presse ihn feierte, weil er Blutvergießen verhindert habe. Vgl. Wolff, Bd. I.I, S. 281 f.

[1]) Auerswald an Camphausen 18. Juni; Original in Camphausens Nachlaß.

[2]) Vgl. darüber Camphausens Angaben in seiner Landtagsrede vom 26. Juni, bei Wolff, Bd. III, S. 535 f.

derselben zu Theil werden ließen, wollen E. M. aus bewegtem Herzen den ehrfurchtsvollsten Dank mit der Bitte um gnädige Gewährung meiner Entlassung genehmigen.

In tiefster Ehrfurcht
Berlin, 20. Juni 1848.

E. M. unterthänigster
Camphausen.

Friedrich Wilhelm konnte unter diesen Umständen die Entlassung nicht verweigern. Aber was sollte nun werden? Es scheint, daß der König damals bereits an die Berufung eines Generals gedacht hat, der mit außerordentlichen Vollmachten ausgestattet an die Spitze des Ministeriums treten und als „Diktator" Ordnung schaffen solle. Daß sein Sinn auf Kampf mit der Majorität der Versammlung gerichtet war, wissen wir ja längst; nur die Männer zur Ausführung des Gedankens fehlten ihm. General v. Alvensleben, an den er sich wandte, lehnte entschieden ab[1]). Obwohl nun seine Absicht war, weiter rechts und nicht weiter links zu greifen bei der Auswahl der neuen Minister, hat er doch schließlich gegen seinen Wunsch es noch einmal mit einem liberalen Ministerium versuchen müssen. Neben Camphausen war das rührigste Mitglied des bisherigen Kabinettes der Finanzminister Hansemann gewesen, ein sehr kluger und gewandter Geschäftsmann, ohne Camphausens vornehme Zurückhaltung, aber auch ohne seine Scheu vor durchgreifenderen Maßregeln. Eine gröbere und robustere Natur als sein bisheriger Chef, weniger wählerisch in der Wahl seiner Mittel, stand er doch in seinen politischen Anschauungen Camphausen nahe, und glaubte, dessen Vermittlungspolitik noch mit Aussicht auf Erfolg fortsetzen zu können; allerdings gedachte er, den König etwas schärfer anzufassen, ihm mehr Entgegenkommen gegen die Wünsche der Parlamentsmehrheit abzunötigen. Friedrich Wilhelm hat zu Hansemann nie persönliches Vertrauen besessen, ist zu ihm auch nie in ein nahes, menschliches Verhältnis getreten, wie zu Camphausen, aber er erkannte seine Tüchtigkeit an. Camphausen hat dem Könige geraten, Hansemann mit der Neubildung des Ministeriums zu beauftragen; dieser ist darauf eingegangen und hat Camphausen beauftragt, mit dem Finanzminister darüber zu sprechen; die nächsten kurzen Briefe zeigen uns, wie er etwas beunruhigt den Vorbereitungen Hansemanns zuschaute, nachdem dieser sich zur Aufnahme einiger dem Könige genehmer Männer bereit erklärt hatte. Namentlich wird es Friedrich Wilhelms persönlicher Wunsch gewesen sein, seinen Jugendfreund Rudolf v. Auerswald, Oberpräsidenten von Ostpreußen, den Bruder des bisherigen Ministers des Innern, offiziell an der Spitze der neuen Regierung zu sehen.

80. Camphausen an den König.

E. M. will ich nicht unterlassen zu berichten, daß Hansemann den Auftrag angenommen, sich hinsichtlich der Beibehaltung von Schreckenstein und Schleinitz einverstanden erklärt und auf meinen Wunsch sofort eingewilligt hat, dem Oberpräsidenten v. Auerswald den Eintritt und das Präsidium an-

[1]) Gerlach, Bd. I, S. 169 u. 172. Vgl. Petersdorff, Friedrich Wilhelm IV., S. 104.

zubieten. Ich habe ihm empfohlen, augenblicklich einen Courier zu expediren, der schon unterwegs sein wird.

In tiefster Ehrfurcht
Berlin, 20. Juni 1848.

E. M. unterthänigster
Camphausen.

81. Der König an Camphausen.

Sf. Nachts 20. Juny 48.

Mein theuerster Camphausen — ich danke Ihnen herzlich für die Punkte, die ich heut Abend von Ihnen empfangen habe von Hansemanns Dispositionen. Geb' Gott seinen Segen dazu! — Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie (unterrichtet von seinen Vorschlags-Projecten, wer etwa bleiben, wer ersetzt werden soll und durch wen?) frühzeitig Nachricht geben. Es liegt mir unendlich viel daran, nicht überrascht zu werden, sondern vor dem Rathspflegen mit Hansemann einigermaßen vorbereitet zu seyn. Auf Wiedersehen!

Friedrich Wilhelm.

82. Der König an Camphausen.

Infolge Ihrer Anzeige vom 20. d. M. will ich Ihnen hierdurch unter dankbarer Anerkennung der ausgezeichneten Dienste, welche Sie mir und dem Vaterlande während einer schweren Zeit mit seltener Hingebung und Pflichttreue geleistet haben, die nachgesuchte Dienst-Entlassung in Gnaden ertheilen. — Zu Ihrem Nachfolger habe ich den bisherigen Ober-Präsidenten von Auerswald ernannt, und veranlasse Sie, demselben die mit dem Präsidium des Staatsministeriums verbundenen Geschäfte zu übergeben.

Sanssouci, 25. Juni 1848.

Friedrich Wilhelm.

Nach Camphausens Entlassung fand ein regelmäßiger brieflicher Meinungsaustausch zwischen ihm und dem Könige nicht mehr statt. Aber in einzelnen wichtigen Momenten wandte sich Friedrich Wilhelm doch noch an ihn, als an den Mann, der unter allen Liberalen seinem Herzen am nächsten gekommen war. Die erste Gelegenheit dazu gab die weitere Entwicklung der deutschen Frage.

Seit dem Zusammentritte der Frankfurter Nationalversammlung und den entscheidenden Beschlüssen des Ministeriums über Preußens deutsche Politik im Mai 1848 war diese Angelegenheit zwischen Friedrich Wilhelm und seinem Minister, soviel wir wissen, nicht wieder berührt worden. Der König schrieb damals an Dahlmann: „Ich ziehe mich, nachdem ich das Meine redlich, kräftig, offen und wahr und mit dem ganzen Feuer tiefinnerster Überzeugung und des klaren Blickes in das offene Verderben vor uns gethan habe, in meine Geburts- und Berufsrolle als König von Preußen und aus der des treu meinenden und begeisterten teutschen Fürsten zurück und lehne jede Verantwortung für das kommende Unheil ab“ [1]). Demgemäß ließ Friedrich Wilhelm

[1]) Springer, Dahlmann, Bd. II, S. 243 (4. Mai).

seinem Ministerium ganz frei Hand, weil er es nicht entlassen wollte; er blieb aber dabei, daß die deutsche Politik seiner verantwortlichen Ratgeber verderblich sei; er wollte als unbeteiligter Zuschauer der weiteren Entwicklung der Dinge zusehen, mit dem stillen Vorbehalte, wenn es zu arg werde, doch hervorzutreten und durch sein königliches Machtwort dem Treiben der Minister ein Ende zu machen.

Daß die Frankfurter Versammlung von Anfang an ihre Rechte auf das Prinzip der Volkssouveränität begründete, hatte den König bereits tief verstimmt und zu ihrem Gegner gemacht. Als dann der Präsident Heinrich v. Gagern dem Parlamente empfahl, durch einen „kühnen Griff" selbständig und ohne vorheriges Einvernehmen mit den Einzelregierungen eine provisorische Zentralgewalt für Deutschland ins Leben zu rufen, und als daraufhin die Versammlung am 29. Juni den Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser wählte, da wurde Friedrich Wilhelms Abneigung noch verstärkt. Aus Respekt vor dem Erzhause Österreich erkannte er den Reichsverweser an, nachdem dessen Amtsführung eine von der Volkssouveränität unabhängige rechtliche Begründung erhalten hatte durch den Beschluß des Bundestages, der dessen Rechte an den Erzherzog übertrug. Eine Einmischung in das preußische Heerwesen gestattete er aber dem Reichsverweser nicht.

Dem Beschlusse des Parlamentes gemäß sollte sich nun der Reichsverweser mit einem verantwortlichen Reichsministerium umgeben; die Zusammensetzung dieser eigentlichen provisorischen Zentralregierung war natürlich für alle deutschen Einzelstaaten höchst wichtig. In Frankfurt selbst waren die leitenden Männer der Ansicht, daß neben dem österreichischen Fürsten ein preußischer Ministerpräsident stehen müsse; und ihre Augen richteten sich sofort auf Camphausen. Eben erst war dieser aus Berlin in die Heimat zurückgekehrt, und einige Tage der Erholung auf seinem stillen Landsitze Rüngsdorf bei Godesberg waren ihm erst vergönnt gewesen, als er schon bestürmt wurde, nach Frankfurt zu kommen. Da er alsbald durch das Gerücht hörte, wozu man ihn ausersehen habe, lehnte er zunächst jede Reise dorthin ab, um den umlaufenden Reden keinen Vorschub zu leisten[1]). Aber gleich darauf wurde er von zwei Seiten her in ganz oder halb offizieller Weise zur Übernahme der wichtigsten Stellung in dem neuen Deutschland aufgefordert. Im Interesse Preußens und im Namen des gesamten preußischen Ministeriums baten ihn dessen neuer Präsident, Rudolf v. Auerswald, und Hansemann, als Minister des Auswärtigen in das Reichsministerium einzutreten[2]). Und aus Frankfurt selbst berichtete sein Freund Mevissen, daß die bedeutendsten Führer der Rechten beschlossen hätten, ihn dem Erzherzoge als Ministerpräsidenten und auswärtigen Minister in Vorschlag zu bringen, und daß der Reichsverweser voraussichtlich darauf eingehen werde[3]). Camphausen verließ ungern seine kaum zurück-

[1]) In einem undatierten Schreiben an G. v. Mevissen, wozu das Konzept sich in seinem Nachlaß findet.

[2]) Auerswald 8. Juli, Hansemann 12. Juli. Originale beider Briefe in Camphausens Nachlaß.

[3]) 10. Juli. Original ebenda.

gewonnene Ruhe; aber es würde seinem Patriotismus und Pflichtgefühle nicht entsprochen haben, einem derartigen Rufe sich von vornherein zu versagen. Das freilich teilte er sofort an Gagern mit, daß er Präsidium und Auswärtiges zugleich unmöglich übernehmen könne; aber er beschloß doch, sogleich nach Frankfurt zu reisen, um an Ort und Stelle die Lage kennen zu lernen und sich dann zu entscheiden[1]).

Als er dann aber in Frankfurt selbst den Stand der Dinge gesehen hatte, gewann er alsbald die Überzeugung, daß er ohne Verleugnung seiner Überzeugungen nicht in das Ministerium treten könne. Am 13. Juli hatte er die entscheidende Unterredung mit Gagern[2]); er erkannte, daß dieser alle Einzelstaaten, auch Preußen, unbedingt dem Willen der Nationalversammlung und des von ihr abhängigen Reichsministeriums unterwerfen wollte; die Truppen aller deutschen Staaten sollten unter den Befehl der Zentralgewalt treten, die Leitung der diplomatischen Beziehungen zu den auswärtigen Mächten sollte dieser ebenfalls zufallen. Camphausen begriff sofort, daß diese Pläne der Frankfurter den heftigsten Widerstand der Einzelstaaten und namentlich Preußens hervorrufen würden. Er sah einen für das Gelingen der nationalen Wünsche verderblichen Konflikt herannahen, und er war viel zu sehr Preuße, als daß er hätte zweifeln können, auf welcher Seite sein Platz sein müsse. Er hat Gagern erklärt, als Werkzeug zu Preußens Mediatisierung werde er sich nie gebrauchen lassen[3]); und durch dieses offene Bekenntnis hat er auch bei den Leitern der Frankfurter Majorität die Neigung beseitigt, ihn unter den Reichsministern zu sehen. Er hat seine Ablehnung alsbald nach Berlin gemeldet und in einem Privatschreiben an Hansemann ausführlicher begründet[4]); gerade weil er sich bewußt war, noch des Königs Vertrauen zu besitzen, fürchtete er, daß ihn die Frankfurter Mehrheit nur mißbrauchen wolle, um Preußen zu beruhigen und einzuschläfern. Zugleich aber war ihm auch klar geworden, daß das Parlament in seiner Mehrheit über den gemäßigt liberalen Standpunkt, auf dem er stand, längst hinausgegangen war. Wir werden sehen, daß er trotzdem die Hoffnung nicht aufgab, diese Versammlung könne für Deutschland Nützliches wirken; aber nur, wenn sie lernen würde, die bestehenden Staaten zu respektieren und ihre Souveränitätsgelüste einzuschränken.

In Berlin aber würdigte man seine Motive zunächst nicht nach Gebühr. Man war dort der Ansicht, daß die Verfügung Preußens über die wichtigsten Portefeuilles im Reichsministerium wichtiger sei als alles andre; man bedachte nicht, daß jedes Votum des Parlamentes die preußischen Minister stürzen und preußenfeindliche an ihre Stelle setzen konnte. Der König selbst fühlte sich bewogen, noch einmal an Camphausen zu schreiben und ihn auf das Beispiel des preußischen Generals v. Peucker hinzuweisen, der im Interesse seines Staates die Stelle eines Reichskriegsministers angenommen habe:

[1]) 11. Juli. Konzept ebenda.
[2]) v. Sybel, Begründung des Deutschen Reiches, Bd. 1, S. 197 f.
[3]) v. Sybel, Begründung des Deutschen Reiches, Bd. 1, S. 199.
[4]) Undatiertes Konzept in Camphausens Nachlaß.

83. Der König an Camphausen.

Sanssouci, 16. July 1848[1]).

Sie haben eine hohe, über jeden Ausdruck wichtige Stellung zu Frankfurt ausgeschlagen, theuerster Camphausen. Ich schreibe Ihnen, um Ihnen zu beweisen, daß es Ihre heilige Pflicht ist als Teutscher und vor Allem als Preuße und als mein Freund, die Stellung des Minister-Präsidenten und des Auswärtigen anzunehmen. Ohne viele Phrasen zu machen, erzähl' ich Ihnen von einem Worte des Gl.-M. von Peucker, dem der Antrag zum Reichs-Kriegs-Ministerium völlig unerwartet vom Erzherzog gemacht wurde, und der nach kurzem Bedenken und nach glücklich durchgesetzten Bedingungen im Preußischen Sinne gesagt hat: er stelle sich wie ein einzelner Schanzkorb in die Bresche, weil seine Weigerung für uns von unberechenbarer Gefährdung werden müßte. Das ist der rechte Sinn, in dem jeder treue Preuße solche Anträge nehmen muß, und diesen Ruhm (gewiß ein unsterblicher) wünsch' ich Ihnen und durch Sie für uns. Lassen Sie mich kurz und deutlich reden. Ich weiche gewissen auflösenden Anforderungen des Neu-Teutschen Wesens an Preußen keines Fingers breit. Ich werde handeln, wie Hannover gesprochen hat, und noch darüber hinaus. Geht der Strohm der Neu-Teutschen auflösenden Gesinnung ohne Aufenthalt seine Bahn, so bau ich ihm einen Damm entgegen und zwar mit einmüthigster Hülfe meines Ministeriums, der Berliner Nazional-Versammlung, vor Allem[2]) aber meines Volkes. Was da unser, was Teutschland erwartet, sieht Ihr klarer Blick durch — „Krieg". Den wolle Gott in Gnaden verhüthen. Wenn Sie mit voller Kraft Ihres Geistes und Willens, unterstützt durch den tapfern, furchtlosen Peucker und durch den guten Willen des Reichs-Verwesers das angebothene Amt nehmen und führen, so werden Sie verhüthen, was um jeden Preis, außer um den der Preußischen Ehre, verhüthet werden muß. Das Abschlagen des ersten Anlaufs des Neu-Teutschen Wahnsinns, der „Teutschlands Schwerdt" vielleicht zu zerbrechen trachten wird, in dem Moment, wo Teutschlands Werden nur allein durch den Anblick seines guten, alten Schwerdts Achtung im Innern und Äußern erringen kann, ist jetzt die Hauptsache, die Lebensfrage. Sie müssen dem guten Willen des Erzherzogs zu Hülfe und Dienst dabey seyn. Einen andern, der jetzt für dies Amt möglich wäre, weiß ich nicht, wissen auch Sie nicht, lieber Camphausen. Darum frisch ans Werk. Sehen Sie nicht nach hinten, sehen Sie vorwärts und berechnen Sie, was auf dem Spiele steht.

Ich glaube deutlich geredet zu haben. Gebe Gott meinen Worten seinen Seegen, daß Ihr Herz bewogen und ermuthigt werde, wo die Pflicht, Teutschlands Zukunft und Ihres Königs und Freundes Stimme so laut rufen. Geben Sie bald gute Kunde Ihrem treuen Freunde

Friedrich Wilhelm.

[1]) Mit Auslassungen gedruckt Caspary, S. 239 f.

[2]) Dreimal unterstrichen.

Das „Neu-Deutsche Wesen", von dem der König hier redet, ist das Streben der Frankfurter Mehrheit, zugunsten des nationalen Gesamtstaates die Rechte der Einzelstaaten möglichst stark zu beschneiden, an die Stelle des alten Deutschen Bundes einen wirklichen Deutschen Staat zu setzen. Diesem Streben, das die Selbständigkeit Preußens ebensosehr bedrohte wie die der andern Staaten, ist Friedrich Wilhelm trotz aller deutschen Gesinnung stets feindlich gewesen, zumal da es im Namen des Volkes und ohne Sanktion durch eine bestehende Autorität sich geltend machte. Hannover hatte bereits, bei Anerkennung des Reichsverwesers, den Vorbehalt gemacht, daß es keine die Selbständigkeit der Einzelstaaten bedrohende Reichsverfassung anerkennen werde. Das entsprach ganz den Gesinnungen des Königs. Camphausen, der sich in dieser Beziehung mit dem Könige einig wußte, verfehlte nicht, diesem auseinanderzusetzen, daß gerade derartige Erwägungen ihn zur Ablehnung bestimmt hätten.

84. Camphausen an den König[1]).

E. M. würden mich unglücklich gemacht haben durch die dringende und freundliche Mahnung zur Annahme der mir in Frankfurt angebotenen Stellung, wenn ich mir nicht klar bewußt wäre, gerade zur Förderung derjenigen Interessen, in deren Namen E. M. mich auffordern, gehandelt zu haben. In Frankfurt überströmten mich die abweichendsten Meinungen. Viele meiner Freunde, unter ihnen mein Bruder, der Geh. Finanzrath, vor dessen Verstandesschärfe und klarem Urtheile ich mich häufig beuge, tadelten mich, namentlich anfänglich, entschieden[2]); von Vincke[3]), die entgegengesetzte Ansicht, würde die Annahme als ein Vergehen am Vaterlande angesehen haben. Mir selbst ist die Zwecklosigkeit und Schädlichkeit der Annahme mit jeder Minute unzweifelhafter geworden. Ich möchte nicht die Handhabe zu neuen „kühnen Griffen" sein, aber auch nicht der Schanzkorb, der bestimmt wäre, von dem ersten Schusse umgeworfen zu werden. Wir leben rasch, ein Minister ist schnell verbraucht, sagte der Erzherzog. Jawohl, dachte ich, wir wollen mit den Schanzkörben etwas sparsam umgehen.

Die Sache ist geschehen, man würde mich in Frankfurt nicht mehr acceptiren; und anstatt durch viele Worte will ich auf E. M. Aufruf durch die That antworten. E. M. haben meinen Willen und meine Gesinnung kennen lernen; der Ehrgeiz, welcher Befriedigung in hohen Stellungen findet, ist mir fremd; ich erkläre mich bereit, als Commissar E. M. nach Frankfurt zu gehen, wenn das Ministerium es wünscht. In diesem Falle komme ich vorher nach Berlin, um eine Verständigung über die allgemeine Richtung und die Hauptpunkte meiner Instruction zu versuchen.

---

[1]) Gedruckt Caspary, S. 240 f.

[2]) Übrigens hat Otto Camphausen, als er von den Frankfurter Verhandlungen genauer unterrichtet war, am 18. Juli dem Bruder seine volle Billigung ausgesprochen (s. Caspary, S. 237).

[3]) Georg Freiherr v. Vincke (geb. 1811, gest. 1875), von 1837—1847 preußischer Landrat, hatte sich zuerst als Mitglied des Vereinigten Landtages Popularität erworben; in Frankfurt gehörte er zur Rechten.

Mit unwandelbarer Anhänglichkeit verharre ich in tiefster Ehrfurcht
E. M. treu gehorsamster Camphausen.

Rüngsdorf bei Godesberg, 18. Juli 1848.

Dieses Schreiben zeigt uns, daß Camphausen in Frankfurt nicht nur mit Gagern, sondern auch mit dem Reichsverweser selbst gesprochen hat; und dessen Worte erwecken die Vermutung, daß er den ihm zugedachten preußischen Minister eher abzuschrecken als zu ermuntern versucht hat. Wenn sich Camphausen zum Schlusse freiwillig zur Übernahme eines neuen, verantwortungsvollen und arbeitsreichen Postens erbot, so beweist dies aufs deutlichste, wie gerne er nach seinen Kräften zugleich dem deutschen Gedanken und seinem Könige zu dienen bereit war. Es war ein neues Opfer, das er der Gesamtheit brachte, ein Opfer, das ihm gewiß um so schwerer fiel, als seine Nerven noch äußerst angegriffen waren.

Der König und das Ministerium haben dieses Angebot sofort angenommen; noch Ende Juli erhielt Camphausen Vollmacht und Instruktionen als preußischer bevollmächtigter Minister bei der provisorischen Zentralgewalt; Anfang August begann er seine neue Tätigkeit in Frankfurt. Welcher Art sie gewesen ist, welche Ziele sie verfolgt, ob sie in allen Stücken den Wünschen Friedrich Wilhelms entsprochen hat, das zu erörtern, würde hier viel zu weit führen[1]). So lebhaft Camphausens Briefwechsel mit dem Ministerium des Auswärtigen in Berlin in dieser Zeit auch war, mit dem Könige selbst fand monatelang kein unmittelbarer Gedankenaustausch statt. Bald zeigte es sich jedoch immer deutlicher, daß beide das gemeinsame Ziel — größere Einheit Deutschlands unter Schonung der Selbständigkeit der Einzelstaaten — doch verschieden auffaßten, und vor allen Dingen, daß sie es auf verschiedenen Wegen erreichen wollten. Mehrmals hat Friedrich Wilhelm versucht, seine im wesentlichen mit Camphausen einverstandenen Minister von ihrer deutschen Politik abzubringen; er wollte durchaus nicht in Gegensatz zu Österreich geraten, und er wollte nicht, daß die Nationalversammlung den kleineren deutschen Staaten gegenüber als Schreckgespenst und Druckmittel zur Erlangung von Zugeständnissen benutzt werde; beides erschien Camphausen wie den meisten Ministern als ganz unerläßlich, wenn überhaupt etwas erreicht werden solle. Mehrmals fügte sich der König nach harten Kämpfen, immer mit dem gewöhnlichen Vorbehalt, doch mit seiner persönlichen Ansicht hervorzutreten, wenn die rechte Stunde gekommen sei; im Januar 1849 hat Camphausen noch einmal durch die energische Drohung mit seinem Rücktritte und durch eine längere persönliche Anwesenheit in Berlin dem Könige seinen Willen aufgenötigt; daß sie sich schon damals nicht mehr recht verstanden, ist unzweifelhaft. Dem Könige erschien die Frankfurter Versammlung mehr und mehr als Verkörperung des verabscheuten revolutionären Prinzips, jedes Paktieren mit ihr als Sünde. Camphausen stand solcher romantisch-religiösen Beurteilung politischer Fragen immer fern; er glaubte vielmehr zu sehen, daß sich in Frankfurt allmählich

[1]) Die besten Angaben darüber s. bei v. Sybel, Bd. I, S. 200 ff. Weiteres hoffe ich demnächst, gestützt auf die Papiere in Camphausens Nachlaß, an andrer Stelle mitteilen zu können.

eine gemäßigte Stimmung geltend mache, daß sich hier eine ruhig die Tatsachen erwägende, zu Zugeständnissen an Preußen bereite Mehrheit bilde, mit der man zusammengehen könne; er hielt einen Bundesstaat ohne Österreich unter Preußens Führung für erreichbar; er meinte, daß ein solcher auch ohne Bayern, Württemberg, Sachsen und Hannover noch seine große Bedeutung haben werde als erster Schritt zu einer wirklichen Einigung Deutschlands. Mit unsäglicher Mühe brachte er bis Ende Februar 1849 28 deutsche Regierungen zu bestimmten Erklärungen in diesem Sinne und zur Annahme der von dem Parlamente beratenen Reichsverfassung unter Voraussetzung bestimmter Änderungen.

Da führte ein Schritt von österreichischer Seite die Krisis herbei. Der Minister Schwarzenberg hatte eine neue Gesamtverfassung für Österreich und Ungarn oktroyiert und verlangte nun, daß das so geeinte habsburgische Reich ganz und gar in den neuen deutschen Staat aufgenommen werde; zugleich forderte er für dieses neue Deutschland eine lose Bundesverfassung, die dem Wiener Hofe das alte Übergewicht gesichert hätte, und den Wegfall jeder Volksvertretung. Es war die Kriegserklärung an das Frankfurter Parlament. Hier stellte nun am 12. März der bisher großdeutsch gesinnte Abgeordnete Welcker den Antrag, die Verfassung, wie sie nach den bisherigen Beratungen sich gestaltet hatte, en bloc anzunehmen und die erbliche Kaiserwürde an Preußen zu übertragen. Es war natürlich von höchster Wichtigkeit, zu wissen, wie Friedrich Wilhelm IV. sich im Falle der Annahme dieses Antrages verhalten werde.

Ernst Moritz Arndt, der als Abgeordneter dem Parlamente angehörte, und der Reichsfinanzminister v. Beckerath haben sich damals brieflich an den König gewandt mit der Bitte, er möge die Krone annehmen, wenn sie ihm geboten werde. Friedrich Wilhelm hat beiden ablehnend geantwortet; er könne der Versammlung das Recht nicht zugestehen, über die Kaiserwürde zu verfügen[1]). Das Schreiben an Beckerath ließ er durch Camphausen bestellen, dem er bereits seit dem Juli 1848 nicht geschrieben hatte[2]).

85. Der König an Camphausen[3]).

Charlottenburg 20. März 1849.

Mein theuerster Camphausen! Ich bitte Sie, anliegendes Briefchen an Beckerath womöglich eigenhändig an ihn abzugeben. Es ist eine Art von Antwort auf einen mehrere Bogen langen Brief des edlen Mannes an mich. Ich habe ihn an eine ausführlichere Antwort verwiesen, die ich Moritz Arndt

[1]) Der Brief des Königs an E. M. Arndt vom 18. März 1849 ist veröffentlicht in der „Augsburger Allgem. Zeitung“ vom 22. Januar 1861 (wieder abgedruckt in W. Hopf, Die deutsche Krisis von 1866. Zweite Auflage. S. 4 f.); der Brief an Beckerath vom 20. März 1849 ist mitgeteilt von W. Oncken in der „Kölnischen Zeitung“ 14. Januar 1879.

[2]) Camphausen hatte inzwischen nur einmal an den König geschrieben; am 1. März 1849 hatte er ihm in kurzen, ganz offiziellen Worten für die Ernennung zum Wirkl. Geh. Rate gedankt.

[3]) Mit Auslassungen gedruckt Caspary, S. 303 f.

auf einen ähnlichen „Lesebrief" geschrieben habe. Was hinsichtlich des Briefes an Arndt für Beckerath gilt, gilt — das versteht sich von selbst — auch für Sie. Jetzt kommts vor Erst und vor Allem darauf an, die Welkersche Thorheit von Teutschland abzuwenden; die Consequenzen sind zu unberechenbar. In diesem Mühen, wie auf Allen ihren Wegen, werther Freund, segne Sie Gott. Vale. Friedrich Wilhelm.

P. S. Mein Brief an Beckerath ist natürlich für Sie kein Geheimniß.

Noch bevor die Briefe des Königs in Frankfurt einliefen, war am 21. März der Antrag Welcker mit 283 gegen 252 Stimmen abgelehnt worden. Damit war aber die Entscheidung nur verschoben. Durch Aufnahme einer Reihe demokratischer Bestimmungen in die Reichsverfassung ließen sich noch mehrere Abgeordnete zum Anschlusse an die Kaiserpartei bestimmen, und schließlich wurde am 28. März Friedrich Wilhelm doch von 290 Stimmen gewählt, während 248 sich der Wahl enthielten. Wenige Tage darauf, am 3. April, empfing der König in Berlin eine Deputation des Parlamentes und erklärte dieser, daß er eine definitive Antwort nicht geben könne, bevor nicht die Verfassung gründlich auf ihre Brauchbarkeit hin geprüft sei, und bevor nicht die übrigen deutschen Regierungen ihre freie Übereinstimmung damit erklärt hätten. Camphausen ist mit der Fassung dieser Antwort nicht einverstanden gewesen. Er hätte gewünscht, daß der König an die Spitze derjenigen deutschen Regierungen getreten wäre, welche die Kaiserwahl anerkannten, und daß er die Verfassung unter dem Vorbehalte einer Revision durch das erste Parlament des neuen Bundesstaates angenommen hätte. Auch die Mehrzahl der Minister war im wesentlichen mit Camphausen einverstanden, und wirklich ließ Friedrich Wilhelm ihnen noch einmal freie Hand zur Durchführung ihrer Pläne. Erst als er sah, daß die meisten deutschen Regierungen unter dem Drucke der Volksstimmung wirklich auf einen solchen Bundesstaat unter Preußens Präsidium einzugehen Miene machten, griff er wieder persönlich ein. Ihm war es ein unerträglicher Gedanke, daß er seine Machtsteigerung dem Bunde mit dem Frankfurter Parlamente und der Volksstimmung verdanken, daß er mit Hilfe dieser Bundesgenossen einen Zwang auf die Entschließungen seiner Mitfürsten üben sollte; und er erblickte in einem derartigen Bundesstaate ohne Österreich und vielleicht auch ohne Bayern und Hannover nur ein Zerrbild der deutschen Einheit. Auch war es ihm zweifelhaft, ob die Revision der Verfassung durch ein neues Parlament etwas Annehmbares ergeben werde; immer aber hätte er als die Grundlage seiner neuen Stellung den Volkswillen betrachten müssen, während er das Recht zu einer Veränderung des Bestehenden nur den gottgesetzten Obrigkeiten zuerkannte. Von solchen Erwägungen geleitet ließ er durch den Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg in der preußischen Kammer am 21. April 1849 erklären, daß Preußen die Frankfurter Verfassung nur mit einigen Änderungen annehmen könne.

Camphausen empfand das nicht nur deswegen schmerzlich, weil er zu einem andern Verfahren geraten hatte, sondern vor allen Dingen deshalb, weil ihm noch wenige Tage vorher bei seiner Anwesenheit in Berlin die Minister aufs bündigste versichert hatten, daß sie mit seinem Plane einverstanden seien und

danach handeln würden. Er hatte daraufhin den Vertretern der übrigen deutschen Regierungen und den parlamentarischen Führern in Frankfurt Mitteilungen und Zusagen gemacht. Da er sich diesen gegenüber desavouiert sah, so reichte er sofort seine Entlassung ein und motivierte diesen Schritt dem Könige gegenüber in folgendem Privatschreiben:

86. Camphausen an den König[1]).

E. K. M. werden die Minister über die Veranlassung meines Rücktritts aus der Stellung als Bevollmächtigter bei der Centralgewalt Vortrag halten. Wie ich bereits in meinem dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten erstatteten Berichte äußerte, vermuthe ich, daß die jetzige Lage der deutschen Angelegenheiten zu der Annahme der hiesigen Verfassung mit Vorbehalt der Revision durch das erste Bundesparlament führen wird. Diese Revision würde um so größere Aussicht auf Erfolg haben, wenn die Leitung Männern von Geist, Herz und Charakter anvertraut würde, die sich ursprünglich für die Annahme der Verfassung ausgesprochen haben; und wenn E. M. sich, wie ich glaube und wünsche, unverweilt neben dem Ministerium für Preußen mit Rat für die E. M. zugedachte Stellung in Deutschland zu umgeben gedrungen sehen, so wage ich es, E. M. Aufmerksamkeit auf den Freiherrn von Vincke in Berlin, auf von Gagern und Bassermann[2]) in Frankfurt, die solche Männer von Geist, Herz und Charakter sind, zu lenken. Ich finde mich dazu auch bewogen durch eine gnädige Äußerung E. M. bei meiner letzten Anwesenheit in Charlottenburg, der ich nicht würde folgen können, zur Ausführung einer Maaßregel, welche anzuraten es mir an Mut, vielleicht auch an Einsicht, gebrach.

Preußen und Deutschland bedrohen unendliche Gefahren. Die hier beschlossene Verfassung, wie mangelhaft sie sei, ist ein Positives, der etwas Positives gegenüberzustellen nunmehr beinahe zur Unmöglichkeit geworden ist. Tritt ihr nur die Verneinung entgegen, so wird sie die Fahne, um welche nicht nur die Demokratie, sondern alle Bildung in Deutschland sich schaart, nagend oder explodirend, ein Reizmittel zur Beseitigung der Dynastien. Mit bekümmertem Herzen danke ich E. M. für das Vertrauen, die Güte, die Liebe, die Sie mir jederzeit erwiesen.

Ich verharre in Unterthänigkeit E. M. treugehorsamster
Frankfurt a. M. 22. April 1849. Camphausen.

Wir sehen aus diesem Briefe, daß Camphausen noch immer nicht an der Möglichkeit verzweifelte, daß trotz der Erklärung des Grafen Brandenburg ein deutscher Bundesstaat zustande kommen werde; erteilte er doch dem Könige Ratschläge für die Zusammensetzung seines künftigen Ministeriums für Deutsch-

[1]) Original im Königl. Hausarchive, Konzept in Camphausens Nachlaß. Mit Auslassungen gedruckt Caspary, S. 314.

[2]) Heinrich v. Gagern (geb. 1799, gest. 1880), war bis zum 17. Dezember 1848 Präsident der Nationalversammlung, dann bis zum 21. März 1849 Präsident des Reichsministeriums gewesen. Friedrich Bassermann (geb. 1811, gest. 1855), Buchhändler in Mannheim, gehörte dem Reichsministerium als Unterstaatssekretär des Innern an.

land. Es scheint, daß er Mitte April ein mündliches Anerbieten des Königs, er möge selber die Bildung eines solchen Ministeriums übernehmen, abgelehnt hat. Aber neben dieser Hoffnung, daß doch noch etwas zu retten sein werde, stand bei ihm die Erkenntnis, wie ungeheuer erschwert nach diesem Bruche mit der Frankfurter Versammlung jeder Erfolg in der deutschen Sache sei. Der König wollte alles mit den Regierungen allein abmachen und verwarf das einzige Mittel, das er besaß, um sie zu beeinflussen: den Druck der Volksstimmung, die ihre Wortführer in der Frankfurter Versammlung hatte. Es muß uns befremden, daß Camphausen so lange Zeit ernstlich hat glauben können, daß Friedrich Wilhelm sich zum Gebrauche dieses Mittels wirklich bestimmen lassen werde; in diesem Punkte ist auch sein klares und nüchternes Auge durch das Feuer seiner patriotischen Wünsche geblendet worden; er hat die Widerstandskraft des Königs gegenüber dem Ministerium zu gering eingeschätzt. Wir werden freilich bedenken müssen, daß er seine persönlichen Erfahrungen mit Friedrich Wilhelm vor der Zersprengung der preußischen Nationalversammlung und der Oktroyierung der Verfassung gemacht hatte, während nach diesen Ereignissen des Königs Selbstvertrauen sich stark gehoben hatte. Fast noch mehr aber muß es uns in Erstaunen setzen, wenn wir nun aus Friedrich Wilhelms Munde vernehmen, daß er geglaubt hat, mit Camphausen in betreff der deutschen Frage im Prinzipe einig zu sein.

87. Der König an Camphausen[1]).

Charlottenburg 30. April 1849.

Sie haben jetzt zum 2ten Mal[2]) um Ihre Entbindung vom Amte meines Bevollmächtigten bey der Central-Gewalt gebeten, mein bester Camphausen, und sogar erklärt, das Amt nur bis zum 1. May fortführen zu wollen.

Daraus erkenne ich mit Kummer, daß die Reflexion Sie in Ihrem traurigen Vorhaben nur bestärkt hat, und so muß ich die Hoffnung aufgeben, Sie durch irgend Aussprechen meiner Wünsche und Ermahnungen zum Aufgeben desselben zu bewegen.

Der große Verlust, den mein Dienst und meine gute Sache durch Ihren Abgang aus Frankfurt erleidet, ist es nicht, der nun meine Haupt-Betrübnis ausmacht. Viel quälender ist mir der Gedanke, daß ich Sie seit 3 Monaten mißverstanden habe, oder daß Sie den so oft und so lebhaft besprochenen Grundsätzen unseres vereinten Wirkens ungetreu geworden sind.

Ich kenne Ihre entscheidende Theilnahme an der Note vom 23. Januar. Was ist aber dem Geist und dem Zwecke derselben mehr zuwider, als der Rath, „mich, wenn auch nur momentan, dem Götzen der Volkssouverainität (der zu Frankfurt angebetet wird) zu beugen?“ — geschehe das auch 10 mal in der gewissen Hoffnung, den Götzen zu stürzen durch allmählichen und weisen Gebrauch der verliehnen Gewalt, — das bliebe immer Thatsache: 1. ich hätte dem Abgott geräuchert, 2. ich könnte ihn nur stürzen, ich könnte nur dann

[1]) Mit Auslassungen gedruckt Caspary, S. 318 f.

[2]) Das Ministerium hatte vergeblich versucht, Camphausen zur Zurücknahme seiner Demission zu bestimmen.

vermeiden, ein unermeßliches Unheil für Deutschland zu werden, wenn ich die Basen meiner eigenen Erhebung durch Mißbrauch der Gewalt gegen dieselben, gegen die Eltern meines Imperii, untergrub. Ganz abgesehen von der enormen Gefahr der Operazion (de sapper ses propres fondements) muß ich es höchst befremdlich finden, wenn man mir Louis Philipps Rolle und Experiment empfiehlt, gerade ein Jahr nach dem schmachvollen Ende dieser mit unnachahmlicher Meisterschaft gespielten Rolle, dieses mit beyspiellosem Glück geleiteten Experiments[1]). Und welche Verfassung stand dem Orléans zur Seite? Welche conservativ-aristocratische Verfassung im Vergleich des ruchlosen Machwerks der Paulskirche!! Beyde Constituzionen haben wahrlich nichts gemein, als die (Apostasie der) Volkssouverainität, und diese grade ist es, welche zugleich der Hebel und der Stützpunkt des Hebels ist, mit dem jedes, auch das Mächtigste von ihr Erzeugte, bewegt und zerschmettert werden kann. Und ein so machtloses Wesen, wie das Paulskirchen-Imperium sollte dem kinderfressenden Saturn ein Jahr widerstehen?

Nun lassen Sie uns offen reden. Der peinigende Gedanke bey Ihrer Entlassungs-Forderung ist für mich der, daß der oben bezeichnete Rath auch![2]) der Ihrige war. Daß der edle und liebe Beckerath mir diesen Rath eine Stunde lang zu motiviren suchte[3]), ist mir bey seinem Amte als angeblicher Reichs-Minister und bey seinem impressionablen Wesen weit begreiflicher, als daß er aus Ihrem Munde, mein lieber Camphausen, hervorgehen könnte. Ist dem aber wirklich allso — ! — nun dann antwort ich Ihnen dieselben Worte, die ich Beckerath gesagt habe: „Versteh' ich Sie recht, so rathen Sie mir, ich soll es machen wie der Prophet Daniel und in die Löwen-Grube steigen, in der Zuversicht, daß Gott mir beystehen wird? — Da ist nur ein schlimmer Umstand. Ich bin nicht der Prophet Daniel und würde glauben, Gott zu versuchen, wenn ich so thäte."

Können Sie mich über „Ihren Rath" beruhigen, dann, aber nur dann, antworten Sie auf dies Schreiben und beruhigen und erquicken so

Ihren wohlgeneigten König und Freund
Friedrich Wilhelm.

88. Camphausen an den König[4]).

E. M. haben mir eine bedingte Erlaubniß ertheilt, auf das mir vorgestern hier zugekommene gnädige Schreiben vom 30. April zu antworten.

[1]) Ludwig Philipp war 1830 unter Beiseitesetzung der legitimen Rechte der älteren Linie vom französischen Parlamente auf den Thron erhoben worden; darin liegt die Ähnlichkeit, auf die Friedrich Wilhelm anspielt; er vergißt jedoch, daß Ludwig Philipp eine Krone erhielt, die vor ihm andre getragen hatten, und zwar ohne die Zustimmung des bisherigen rechtmäßigen Inhabers, dem sie gewaltsam entrissen war, während er selbst eine neue Krone erhalten sollte unter (wenn auch nicht ganz freiwilliger) Zustimmung aller derer, die zu diesem Zwecke Rechte opfern mußten.

[2]) Dreimal unterstrichen.

[3]) Beckerath war Mitte April beim Könige in Berlin: s. Sybel, Bd. I. S. 313.

[4]) Original im Königl. Hausarchive, Konzept in Camphausens Nachlaß. Gedruckt Caspary, S. 319 f. (ohne Datumsangabe).

Ich mache davon Gebrauch, sowohl um das, was E. M. meinen Rath nennen, aufzuklären, als um mich des schweren Vorwurfs der Untreue an meinen Grundsätzen zu erwehren, eine Aufgabe, die mir neu ist, da ich bisher nur Tadel wegen zu strengen Festhaltens an Prinzipien erfahren habe.

Es war schmerzhaft und demüthigend, daß die deutsche Revolution in unserem Volke eine solche Armuth an politischen Gedanken vorfand, daß unsere erstehenden Gewalten zu ihrem Rechtsgrunde sich nur der längst beerdigten Fiction von der durch Wahl auf eine Versammlung von Volksrepräsentanten übertragbaren Volkssouverainetät zu bemeistern wußten. Dieselbe Anschauung aber, welche die deutsche Nationalversammlungs-Souveränetät gering schätzt, soweit sie als auf einem Rechtsgrunde beruhend sich hinstellt, führt zu einer unbefangenen Würdigung der wirklichen Macht, welche jene Versammlung zu verschiedenen Zeiten besaß, und zu einer unbefangenen Würdigung der Güter, welche durch sie erworben werden konnten. Die schlechte Frankfurter Verfassung ist mir nicht aus dem Grunde schlechter, weil die Verfertiger sich für souverain hielten; ich tadele es, Geschenke abzuweisen, weil die Danaer sie bringen; ich sehe es vielmehr als eine Pflicht an, die Geschenke mit klarem Auge zu besehen und sie nach Umständen anzunehmen, obwohl die Danaer sie bringen; die Umstände aber können so sein, daß selbst ein schädliches Geschenk anzunehmen räthlich ist, und zu diesen Umständen gehört auch, daß die deutschen Regierungen mit dem Rechte der Ablehnung der Verfassung die Pflicht des Vorschlages einer anderen Verfassung hatten, ohne diese Pflicht erfüllen zu können.

Als das Ministerium am 21. April eine Richtung einschlug, welche mir der bis dahin in bezug auf Deutschland befolgten Politik diametral entgegengesetzt schien (und jeder spätere Tag, jedes spätere Ereigniß hat die Richtigkeit des ersten Eindruckes bestätigt), so bin ich der Meinung gewesen, daß der Versuch zur freiwilligen oder gezwungenen[1]) Annahme der Verfassung unter Vorbehalt der Revision führen werde; diese Meinung habe ich E. M. ausgedrückt, und ich bin noch heute nicht davon zurückgekommen. Jedenfalls lagen 2 Wege vor, die beide durch eine Löwengrube führten; der eine schien mir vorzuziehen, den andern hielt ich für verderblich. Darin kann ein Irrthum liegen, allein keine Untreue gegen Gewissen und Ueberzeugung.

Erlauben E. M. ein Beispiel. Ich glaubte und glaube, daß die Monarchie und das allgemeine Wahlrecht sich nicht dauernd vertragen, und als im letzten Drittel des März vorigen Jahres das allgemeine Wahlrecht eine unausweichliche Nothwendigkeit geworden war, antwortete ich denen, die mich am Staatsruder begehrten, daß die Leitung denjenigen zukomme, die Träger jener Zeitidee seien. Der Tag kam, wo E. M. mich riefen; die Forderung des Augenblicks war, gegen bessere Ueberzeugung das allgemeine Stimmrecht zu bevorworten, damit die damalige Popularität meiner Persönlichkeit die heulenden Wölfe bis dahin, wo sie aufgezehrt sein würde, von Schlimmerem

[1]) Die gesperrten Stellen sind im Konzept nachträglich zwischen den Zeilen zugesetzt.

abhalte. Ich gab nach und habe das Mißliche eines solchen Experiments schwer empfunden; darf man mich um des willen der Untreue an meinen Grundsätzen zeihen, so bekenne ich mich schuldig, damals wie jetzt.

Und nun bitte ich E. M. 1000 mal um Verzeihung, daß ich in einem Augenblicke, wo die Weltgeschichte in Donner und Graus einherschreitet, so viele Worte an eine kleine persönliche Frage verschwendete, weil ich zwar E. M. Unzufriedenheit erleiden, aber nicht auf Ihre Achtung verzichten will.

Die Stimmung in der Rheinprovinz ist zwar jetzt der Regierung sehr abgewandt, allein ein Aufstand nicht zu befürchten. Zwei Parteien wollen die Frankfurter Verfassung nicht; die ultramontane und die ultraradikale.

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht E. M. unterthänigster
Rüngsdorf 7. Mai 1849. Camphausen.

So klingt auch dieser Briefwechsel in starken, nicht immer harmonischen Tönen aus; der sachliche Gegensatz zwischen dem Fürsten, der jede politische Frage nach den Prinzipien seiner Weltanschauung entscheidet, und dem Staatsmanne, der nach dem Vorteile der Maßregel für seinen Staat und sein Volk fragt ohne Rücksicht auf prinzipielle Bedenken, ist klar und scharf zum Ausdrucke gelangt. Aber versöhnend und mildernd durchklingt auch diese Auseinandersetzung das Gefühl hoher gegenseitiger persönlicher Achtung und menschlicher Sympathie, das beide Männer trotz allem verbindet.

Camphausens politische Rolle war mit seinem Scheiden aus Frankfurt im wesentlichen ausgespielt. Er ist nur noch Mitglied der preußischen ersten Kammer geblieben und hat an den Beratungen über die preußische Verfassung teilgenommen. Die vermittelnde Tätigkeit, die er hier entfaltete, hat ihn noch ein letztes Mal in nahe persönliche Berührung mit dem Könige gebracht.

Bekanntlich war vom Könige nach der Auflösung der preußischen Nationalversammlung am 5. Dezember 1848 eine Verfassung oktroyiert worden mit dem Vorbehalte, daß sofort nach dem Zusammentritte der beiden Kammern eine Revision der einzelnen Bestimmungen auf dem ordentlichen Wege der Gesetzgebung stattfinden, und daß die Vereidigung des Königs, der Staatsbeamten und der Abgeordneten auf die Verfassung erst nach erfolgter Revision erfolgen solle. Diese Revision nahm nun recht lange Zeit in Anspruch; auch die zweite Kammer des neuen Parlaments wurde am 27. April 1849 aufgelöst, und auf Grund eines neuen oktroyierten Wahlgesetzes kam eine starke konservative Mehrheit in die im August 1849 eröffnete neue Versammlung hinein. Gegen Ende des Jahres 1849 war die Revision von beiden Kammern vollendet; in einer vom 7. Januar 1850 datierten, der Kammer am 9. Januar mitgeteilten Botschaft [1]), verlangte der König noch die Änderung von 15 weiteren Artikeln, wenn er die Verfassung endgültig annehmen solle. Unter diesen Artikeln waren namentlich zwei, die auf Widerwillen in den Kammern stießen. Der König wollte in der Zusammensetzung der ersten Kammer weitgehende Änderungen, die Einführung einer erblichen Pairie, wie

[1]) Stenographische Berichte der ersten Kammer 1849/50, Bd. V, S. 2215 ff.

er sie längst schon angestrebt hatte, die Wahl der wechselnden Mitglieder durch die höchstbesteuerten Grundbesitzer, die Stadtmagistrate und Universitäten. Die Kammern waren sehr wenig geneigt, hierauf einzugehen, und da der König, wenn nicht sämtliche Nachtragsartikel bewilligt würden, die Verfassung nur mit provisorischer Geltung in Kraft treten lassen wollte, so entstand bei den Ministern und Abgeordneten große Unruhe über das Schicksal des Verfassungswerkes.

In dieser gespannten Situation trat Camphausen noch einmal als Vermittler hervor. Er suchte den Minister v. Manteuffel auf[1]) und schlug diesem vor, die Regierung möge die Zustimmung der Kammern zu der erblichen Pairie durch ein Zugeständnis in einer andern wichtigen Frage zu erlangen suchen. In der oktroyierten Verfassung von 1848 war nämlich in Artikel 108 festgesetzt worden: „Die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben, . . . bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden." Da zu einem Gesetze die Übereinstimmung des Königs und beider Kammern erforderlich war, so bedeutete dies eine starke Einschränkung des Budgetrechtes der Kammern; wenn der König oder eine Kammer dem Etatgesetz die Zustimmung versagte, so hatte die Regierung hiernach unzweifelhaft das Recht, die im vorigen Etat bewilligten Einnahmen weiter zu erheben, da ein diesen Etat abänderndes Gesetz nicht zustande gekommen war. Beide Kammern hatten in den Verhandlungen über die Revision der Verfassung versucht, die Bestimmungen dieses Paragraphen einzuschränken. Die erste Kammer wollte zwar den Wortlaut des § 108 beibehalten, aber bei den Bestimmungen über das Etatgesetz (§ 98) ausdrücklich sagen, daß, wenn ein solches Gesetz nicht zustande komme, der alte Etat höchstens zwölf Monate in Kraft bleiben dürfe. Die zweite Kammer hingegen wollte die angeführten Worte des § 108 überhaupt streichen und dafür in § 98 festsetzen, daß die bisherigen Steuern nur in dem Falle forterhoben werden dürften, wenn das neue Etatgesetz infolge einer Differenz zwischen beiden Kammern nicht zustande gekommen sei. Es wäre also eine Weitererhebung der Steuern unstatthaft gewesen, wenn ein von beiden Kammern genehmigtes Etatgesetz am Widerspruche des Königs gescheitert wäre. Da aber die Kammern sich über diese Abänderung des § 108 und des eng damit zusammenhängenden § 98 nicht hatten einigen können, so war der alte Wortlaut der Verfassung von 1848, der für die Krone sehr günstig war, in der revidierten Verfassung stehen geblieben. Camphausen schlug nun vor, daß zunächst alle Steuern nur auf ein Jahr (bis Ende 1851) bewilligt werden sollten; dann aber sollte eine Trennung stattfinden, ein Teil der Steuern auch weiterhin jährlich, ein andrer Teil aber gleich auf eine Reihe von Jahren (zwei bis zehn) festgelegt und damit der jährlichen Neubewilligung entzogen werden. Wenn die Regierung dafür auf jene Worte des Artikels 108 verzichtete, so bedeutete das eine nicht unwesentliche Stärkung des Budgetrechtes der Kammern; und dafür sollten dann nach Camphausens Meinung die Kammern dem Könige die erbliche Pairie zugestehen.

[1]) Camphausen an seine Frau 13. Januar, s. Caspary, S. 349 ff.

Die Mehrheit des Ministeriums ging auf diesen Vorschlag ein und erstattete dem Könige in diesem Sinne Bericht. Aber Friedrich Wilhelm wollte von einem Zugeständnisse gerade in diesem Punkte nichts wissen. Er erkannte ganz genau, daß durch den Wegfall jener Worte des § 108 die Krone in einem Konfliktsfalle mit dem Parlamente zum Nachgeben oder zum Staatsstreiche gezwungen sein werde, weil ihr beim Nichtzustandekommen des Etatgesetzes eine Forterhebung des größten Teiles der Steuern und ein Regieren mit gesetzlichen Mitteln unmöglich sein werde. Andrerseits war es dem Könige sehr unangenehm, daß seine Minister sich für Camphausens Vorschlag hatten gewinnen lassen; er wünschte es nicht zu einem Konflikte mit ihnen kommen zu lassen und versuchte daher, Camphausen zu einer Modifikation seines Vorschlages zu bestimmen. Die Änderung, die er wünschte, bestand in der ausdrücklichen Feststellung, daß jene Bewilligung auf längere oder kürzere Zeit sich nur auf neu einzuführende Steuern und Abgaben beziehen solle, während die schon bestehenden bis zu ausdrücklicher gesetzlicher Aufhebung weitererhoben werden sollten[1]). Die eigentliche Absicht Camphausens wäre durch eine solche Erläuterung seines Vorschlages freilich völlig vereitelt worden; denn nicht eine Erweiterung, sondern eine neue Beschränkung des Budgetrechtes der Kammern hätte in dieser Fassung gelegen. Der König ließ also durch Manteuffel das folgende Schreiben an Camphausen überbringen.

89. Der König an Camphausen.

Bellevue, 16. Januar 1850.

Mein theuerster Camphausen — Ihr Amendement zum Finanz-Artikel der Verfassung eröffnet die Möglichkeit der Verständigung zwischen Krone und Landtag über meine Botschaft vom 9. d. Mts. Ich werde ihm meine Zustimmung geben, wenn deutlich ausgesprochen, oder dem deutlichen Ausspruch der Regierung von Seite der Kammern zugestimmt wird, „Daß das Abschneiden der Lebens-Quelle des Staates, folglich der Versuch ihn zu tödten, sittlich unmöglich, daß es Hochverrath ist."

Ihrem edlen Caracter entspricht ein solches Bekenntniß unzweiffelhafter Wahrheit, ein solches Abweisen unzweiffelhafter Lüge.

Um der Aussicht auf diese Verständigung willen allein sage ich Ihnen aus tiefstem Herzen Dank und Beyfall. Ein Wort mehr, ein gesegnetes und wahrhaftiges Wort — und wir sind einig. Dieses erwartet zuversichtlich Ihr Freund und König. Ohne dasselbe — und darüber täuschen Sie sich nicht, lieber Camphausen, — ist Nachgeben von meiner Seite absolute Unmöglichkeit. —

Gott wolle Ihr Herz und Ihr Wort zum Frieden leiten.

Mit alter unveränderter Hochachtung Ihr König und Freund
Friedrich Wilhelm.

[1]) Vgl. den Brief des Königs an Manteuffel vom 16. Januar bei v. Poschinger, Freiherr v. Manteuffel, Bd. I, S. 155. Ferner Camphausens Schreiben an seine Frau vom 16. Januar bei Caspary, S. 350 f.; dort ist auch der folgende Brief bereits gedruckt (S. 351).

Die Minister fanden Camphausen begreiflicherweise nicht geneigt, seinem eigenen Antrage die Spitze abzubrechen; da sie aber selbst noch immer die Annahme des Amendements für den einzigen gangbaren Weg ansahen und Camphausens persönlichen Einfluß auf Friedrich Wilhelm kannten, so hielten sie es für das Beste, eine persönliche Besprechung zwischen beiden herbeizuführen. Auf den Wunsch der Minister fuhr Camphausen am Nachmittage des 16. Januar nach Charlottenburg und wurde nach einigen Schwierigkeiten durch General von Gerlach zum Könige geführt.

Dieser empfing ihn freundlich und ruhig[1]), blieb aber in der Sache fest. Als Camphausen vorschlug, Friedrich Wilhelm möge, wenn der Vermittlungsantrag ihm unannehmbar erscheine, die bisherige Fassung des Finanzartikels beibehalten, dafür aber die erbliche Pairie aufgeben, erklärte der König, daß er sich vorläufig bei einer solchen Lösung beruhigen, aber dann die Verfassung nicht beschwören werde. Er blieb dabei, daß die in Aussicht genommene Revision der Verfassung nicht beendigt sei vor der Annahme aller seiner Forderungen; werde etwas Wesentliches von diesen gestrichen, so wollte er die Verfassung zwar anerkennen und veröffentlichen, aber nur als provisorisch betrachten; es sollte mit ihr dann gehalten werden wie mit der Verfassung vom 8. Dezember 1848, die ja auch bisher gesetzliche, aber nur provisorische Geltung gehabt hatte. Er gedachte den feierlichen Verfassungseid erst dann zu leisten, wenn die Revision nach seinen Wünschen zu Ende geführt, und damit ein definitiver Zustand geschaffen sei. Camphausen riet davon entschieden ab, da jedermann wisse, daß erst eine religiöse Verpflichtung, ein Eid, den König wirklich innerlich binden werde; aber er erreichte nichts; mit höflichen Worten wurde er entlassen. Seine Minister ließ der König wissen, er sehe Camphausens Vorschlag als einen Tauschhandel an, auf den er nicht eingehen könne. Er habe gerade aus jener Unterredung den Eindruck gehabt, daß die Kammern nichts weniger erwarteten als eine Verlängerung des Provisoriums[2]); deshalb halte er dafür, daß eine Drohung mit dieser Maßregel die Kammern zum Nachgeben bringen werde.

Indessen hatten die Minister auch mit Camphausen gesprochen und aus seinem Berichte den Eindruck erhalten, daß Friedrich Wilhelm doch vielleicht noch auf einen Teil seines Programmes verzichten werde. Am 17. vormittags erschienen Graf Brandenburg und Manteuffel in Charlottenburg und suchten den König gerade mit Berufung auf Camphausens Mitteilungen zum Nachgeben in Sachen der Pairie oder der Steuern zu bestimmen[3]). Das bewog den König zu folgendem Schreiben an Camphausen:

90. Der König an Camphausen[4]).

Charlottenburg, 17. Januar 50.

Mein lieber Camphausen. — Graf Brandenburg und Herr von Manteuffel

[1]) Vgl. den Brief Camphausens an seine Frau vom 18. Januar bei Caspary, S. 351 f.

[2]) Kabinettsrat Niebuhr an Manteuffel, Nacht vom 16. zum 17. Januar, bei v. Poschinger, Bd. I, S. 155 f.

[3]) Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 411 (mit der Verbesserung bei v. Petersdorff, Friedrich Wilhelm IV., S. 167).

[4]) Unkorrekt gedruckt bei Caspary, S. 353 f.

verlassen mich soeben. Sie haben Sie so verstanden, als sey ich nicht abgeneigt nachzugeben und Ihr Amendement dem Sinne nach durchgehen zu lassen. Ich hingegen erkläre Ihnen auf das Bestimmteste, daß ich nichts davon auch nur angedeutet habe. Ich habe zweyerley angedeutet, wie ich so etwas in der Conversazion unvorbereitet eben sagen konnte: 1. auf Ihre Fassung solle mir es nicht ankommen. Ich wolle sie annehmen, sobald Regierung und Kammern dabey sich feyerlich und deutlich darüber verständigen und aussprechen „daß im Fall im Jahre 51 oder 52 ein solches Steuer-Project von den Kammern nicht genehmigt werden sollte, die alte der neuen Vorlage entsprechende Steuer den Caracter **nicht**[1]) verliert, den der erste Satz des projectirten Artikels ihr beylegt d. h. nur durch ein Gesetz aufgehoben werden zu können.

2. Die Verständigung in einer veränderten Fassung des Artikels, welche — Conditio sine qua non — auf dem unerschütterlichen Grunde meines Prinzips beruht, zu suchen.

Findet dann, was ich voraussehe, keine Einigung statt, da die Regierung ihre unüberwindliche Stellung nicht aufgeben darf, dann werd' ich sehen, ob ich das Oberhaus den Chancen der Abvotirung durch die Kammern exponire oder nicht.

Was sich aber so von selbst versteht, als 2 × 2 gleich 4 ist, ist „daß ich (die Vorlage falle oder müsse zurückgezogen werden) die Verfassung, die nun nicht revidirt, die in der Composizion eines der 3 Factoren der Gesetzgebung, anders gesagt im dritten Theil ihres Herzorgans, noch in Provisorio, i. e. unrevidirt verbleibt, nicht beschwöre. Das ist so gewiß, als der Tod das Lebens-Ende jedes Menschen ist.

Daraus bitte ich dringendst kein Geheimniß zu machen. Ich erwarte von Ihnen, lieber Camphausen, die Verbreitung dieser Gewißheit, ehedem es zu späth ist, von Ihrer Freundes- und Patrioten-Treue. Vale. F. W.

91. Camphausen an den König[2]).

E. K. M. dürfen sich vergewissert halten, daß ich noch gestern Gelegenheit genommen habe, nach E. M. Verlangen Mittheilung davon zu machen, daß Sie Bedenken tragen würden, die Verfassung mit einem provisorischen Oberhause zu beschwören. Ich habe die Mittheilung nach E. M. gütiger Weisung in bestimmten Ausdrücken wiederholt. — Daß ich meinerseits jenem Bedenken den Artikel 112 der Verfassung vom 5. December[3]), die Allerhöchste Botschaft vom 7. Januar (nach deren Ausdrücken der Abschluß der Revision nicht abhängig ist von der definitiven Bildung der 1. Kammer) und die traurige, vertrauensleere Unabgeschlossenheit unserer Zustände entgegenhalte, liegt auf einem anderen Gebiete.

---

[1]) Dreimal unterstrichen.

[2]) Original im Königl. Hausarchive. Nach dem Konzept in Camphausens Nachlaß unvollständig gedruckt bei Caspary, S. 354 f.

[3]) Dieser Artikel setzte fest, daß die Beschwörung der Verfassung gleich nach beendigter Revision zu erfolgen habe.

Auch hinsichtlich meines Vorschlages habe ich nicht verhehlt, daß E. M. in einem Punkte abweichend bleiben, den ich dahin bezeichnete, daß die zuzugestehende Erneuerung nicht einschließen dürfe die Befugniß zur Aufhebung. Allerdings habe ich aber die Hoffnung gehabt und ausgesprochen, daß es zu einer Verständigung kommen werde, und diese Hoffnung gründete sich darauf, daß ich der obwaltenden Divergenz die Bedeutung eines gouvernementalen oder gar sittlichen Prinzips durchaus bestreite. Wäre der Sinn der Verfassung vom 5. December und des zu einer unverdienten Bedeutung erhobenen Art. 108 der, daß bestehende Einnahmen und bestehende Ausgaben nur durch ein Gesetz vermindert werden können, so läge allerdings für die Regierung die Möglichkeit vor, sich unabhängig von den Kammern zu stellen. Nachdem aber durch jene Verfassung und durch die Botschaft vom 7. Januar den Kammern zugestanden ist, jährlich frei über den Ausgabe-Etat zu votiren, nachdem ihnen zugestanden worden ist, im Jahre 1853 frei über eine Einnahme von 19 Millionen zu votiren, kann ich nicht zugeben, daß die Einräumung eines Votums im Jahre 1851, welches sich höchst wahrscheinlich nur auf ein paar Millionen erstrecken wird, die Preisgebung einer vertheidigungswerthen Stellung sei.

Verzeihen E. M. diese Worte; sie sind wie die Leichenrede auf eine gestorbene Hoffnung, die E. M. mich ins Grab zu legen anweisen. Der Hauptzweck dieser Zeilen war, E. M. die Überzeugung zu geben, daß ich weder unrichtig verstanden noch unrichtig berichtet habe, und ich bitte nur zur Vermeidung jeden Mißverständnisses noch unterthänigst hinzufügen zu dürfen, was ich gestern zu erwähnen vergaß, daß ich nicht ohne das Vorwissen und den Wunsch E. M. Minister die gestrige Audienz nachzusuchen mir gestattet habe, die freilich auch meinem Herzen ein Bedürfniß und eine wahre Wohlthat gewesen ist.

Möge Gott E. M. Entschlüsse lenken zum Heile des Hauses Hohenzollern und des lieben Preußenlandes.

Mit alter Ehrfurcht
Berlin, 17. Januar abends.

E. K. M. unterthänigster
Camphausen.

Camphausen hat noch auf den Minister v. Manteuffel dahin einzuwirken gesucht, daß er und seine Kollegen die Sache zu einer Kabinettsfrage machen möchten; er glaubte, der König werde dann nachgeben[1]). Aber die Minister fügten sich dem Monarchen, und die Kammer nahm schließlich die geforderten Änderungen im wesentlichen an, worauf Friedrich Wilhelm die Verfassung beschwor. Camphausen selbst hat schließlich in der Kammer für die Annahme gesprochen, damit nur etwas Endgültiges zustande komme. Die Verfassung war mehr im Sinne der Konservativen ausgefallen, als er wünschte, aber er tröstete sich mit der Erwägung, daß man nun wenigstens eine allgemein, auch von der Krone, anerkannte Verfassung besitze, unter deren Schutz sich das Staatsleben weiter entwickeln könne. Die in den letzten Briefen erörterte Frage des Budgetrechtes hatte in der Verfassung keine klare Lösung gefunden; sie ist zwölf Jahre später von neuem aufgetaucht, als sich der Streit zwischen

[1]) Camphausen an Manteuffel, teilweise gedruckt Caspary, S. 355 f.

Regierung und Kammern um die Heeresreorganisation zum Verfassungskonflikt erweiterte. Wäre Camphausens Vorschlag angenommen worden, so hätte Bismarck in diesem Konflikte eine weit schwerere Stellung gehabt; Friedrich Wilhelms Zähigkeit hat dem großen Minister seines Nachfolgers den Weg offen gehalten.

Ich möchte von diesem bedeutsamen Briefwechsel nicht scheiden und den Leser nicht scheiden lassen, ohne daß wir uns zurückblickend noch einmal seinen wichtigsten historischen und politischen Gedankeninhalt vor Augen gestellt hätten.

Ich erinnere nur kurz an die deutsche Frage. Die Weltanschauung der Romantik und die des gemäßigten Liberalismus sind uns hier in voller Deutlichkeit entgegengetreten. Daneben erscheint ebenso klar der Gegensatz zwischen Realpolitik und politischem Doktrinarismus; den allgemeinen Prinzipien des Königs hat Camphausen wieder und wieder das preußische Staatsinteresse und die Rücksicht auf das praktisch Erreichbare entgegengesetzt. Aber es ist ihm nicht gelungen, seinen Ratschlägen in den entscheidenden Augenblicken Geltung zu verschaffen; als der Besiegte mußte er das Schlachtfeld der deutschen Frage verlassen. Erst einem größeren, härteren, rücksichtsloseren Geiste und Willen ist es möglich gewesen, unter wesentlich veränderten Umständen und unter einem andren Herrscher die preußische Politik in Bahnen zu lenken, die im wesentlichen auf das Ziel hinführten, das Camphausen ersehnt und erstrebt hatte.

Weit größer aber ist sein tatsächlicher Einfluß in den Fragen des inneren preußischen Staatslebens gewesen. Man kann sich die Aufgabe, die er vorfand, gar nicht schwierig genug vorstellen. Auf der einen Seite ein zwar momentan gebeugter, aber allmählich wieder zu vollem Selbstbewußtsein erwachender Herrscher, der unverrückt an den Idealen des altständischen Staates und der göttlichen Autorität des Königs festhielt; auf der andren die durch ihren leichten Sieg erhitzte radikale Partei mit ihrem Streben nach einer parlamentarischen Regierung, nach voller Unterwerfung der Krone unter die Mehrheit der Volksvertretung, nach Beseitigung aller ständischen und feudalen Reste. Dazwischen eine unsichere und schwankende gemäßigte Partei, die nicht recht wußte, wie weit sie in Forderungen und Zugeständnissen nach beiden Seiten hin gehen sollte, die ohne einheitliche Organisation, ohne fähige Führer einem Haufen von losen Sandkörnern glich und keinen festen Boden für eine politische Aktion darbot. Im Hintergrunde die reaktionäre Kamarilla und das nach Verbesserung seiner materiellen Lage und politischem Einflusse verlangende Proletariat.

In dieser Lage hat Camphausen fest und entschieden seine Stellung genommen, seine Aufgabe gestellt und sie mit Umsicht und Energie gelöst. Es galt ihm, ein konstitutionelles Königtum zu gründen, in dem der König kein wesenloser Schatten, keine Puppe in den Händen der Parlamentsmehrheit, sondern innerhalb der gesetzlichen Schranken das wirklich regierende Haupt des Staates sein sollte. Es galt dieses Ziel zu erreichen ohne neuen Kampf, ohne tiefgehende Erschütterungen des gesamten Rechtszustandes, im Einverständnis

mit der Krone und allen gemäßigten Elementen im Lande. Wäre Camphausen ein liberaler Doktrinär gewesen, so hätte er das getan, dessen Unterlassung ihm nachher parlamentarische Führer als seine große Sünde vorwarfen: er hätte das Land von untenher revolutioniert, mit der Beseitigung der bisherigen Verwaltungsbehörden und der sämtlichen feudalen Rechte begonnen, in alle wichtigen Ämter liberale Männer berufen und womöglich das Heer in eine Miliz umgewandelt. Es ist kein Zweifel, daß solche Maßregeln sofort den erbitterten Widerstand des Königs hervorgerufen und die Gegenrevolution heraufbeschworen haben würden; und daß sie, wenn ihre Durchführung wirklich gelungen wäre, zu einem radikalen Bruche mit der ganzen Vergangenheit Preußens, zur Vernichtung des gesamten alten Rechtszustandes und der Schöpfung eines neuen Staates geführt haben würden. Camphausen fürchtete von einem solchen Vorgehen ähnliche Erschütterungen für Preußen, wie Frankreich sie nach 1789 erlitten hatte. Und seinem gesetzlichen und ruhigen Sinne widerstrebte ein derartiger Bruch mit der Vergangenheit durchaus. Im Einverständnis mit dem Könige hielt er streng daran fest, daß durch die Märzrevolution der alte Rechtszustand nicht vernichtet sei, sondern daß er unverändert fortbestehe, und daß die vom Könige zugesagten Reformen auf streng gesetzlichem Wege durchgeführt werden müßten. Darum ließ er erst den Vereinigten Landtag noch einmal zusammentreten und durch ihn den Übergang zu der neuen Form des parlamentarischen Lebens ordnungsmäßig beschließen; darum gestand er der preußischen Nationalversammlung nur das Recht zu, die neue Verfassung mit der Krone zu *vereinbaren*, nicht sie aus eigener Macht festzustellen; darum bekämpfte er den Antrag auf Anerkennung der Revolution im Parlamente. Auf diese Art wurde das Prinzip gewahrt, daß vom alten Staatsrechte alles weiterbestehe, was nicht ausdrücklich durch übereinstimmende Willenskundgebungen von Volksvertretung und Krone aufgehoben sei. Die volle Regierungsgewalt blieb rechtlich in den Händen des Königs bis zur Vereinbarung der Verfassung; und damit war dem Monarchen nicht nur faktisch, sondern auch rechtlich die Möglichkeit gesichert, die Versammlung aufzulösen, wenn sie Beschlüsse faßte, deren Anerkennung ihm mit den Lebensinteressen des Staates unvereinbar schien. Camphausen hoffte gewiß, daß es dazu nicht kommen werde; aber er hat dem Könige nie prinzipiell widersprochen, wenn dieser die Vertagung oder Auflösung der Versammlung für gewisse extreme Fälle erwog. Er hat sich die Aufgabe gestellt, die Selbständigkeit des Königtums in Preußen trotz der Zugeständnisse vom März zu bewahren; und nur dieser feste Entschluß ermöglichte sein Zusammenwirken mit Friedrich Wilhelm; nur weil der König wußte, daß in diesem Hauptpunkte der Minister zu ihm stand, gab er ihm in Einzelfragen willig nach. Nur ein solcher Mann konnte ohne gewaltsame Erschütterungen dem Staate über die gefährlichen Zeiten hinweghelfen, die den Märztagen von 1848 folgten.

Immermanns „Münchhausen".

Von

Harry Mayne.

Eine der vielen schiefen und unrichtigen Ansichten in Adolf Bartels' Deutscher Literatur-Geschichte ist die, Immermann sei seinen Weg sehr sicher gegangen: vielmehr hat kaum ein bedeutender Dichter länger geirrt und geschwankt, ehe er den Boden fand, darin Wurzel zu fassen ihm bestimmt war. Immermann, einer der fruchtbarsten deutschen Schriftsteller, ist uns heut doch schlechthin nur noch der Verfasser des „Münchhausen", seines letzten abgeschlossenen großen Werkes. Bis dahin war dieser charaktervolle Mann als Dichter erstaunlich charakterlos gewesen. Wenn er einmal von dem Gesetze spricht, daß alle gesunde Tätigkeit sich nur in einer Richtung entlade, so fällt er über den größten Teil seines Schaffens sich selbst das Urteil. Er ist weder dem Klassizismus noch der Romantik, noch dem Jungen Deutschland beizuzählen, aber mit allen dreien berührt er sich abwechselnd in zahlreichen, bedenklich nach Dilettantismus schmeckenden Experimenten, die nicht wahrhafte Poesie, sondern „Literatur" darstellen. Planlos tastet er nach den verschiedensten Stoffen und Formen, jedem Vorbilde rettungslos verfallend. Romantisch in ihrer Verschwommenheit, ja auch zum Teil in der Peinlichkeit ihrer Motive sind die meisten seiner vielen Jugenddramen, in der Satire bleibt Tieck sein Vorbild; vergeblich sucht er mit den „Reisebildern" Heines zu wetteifern, und sein erster Roman, die „Papierfenster des Eremiten", sind halb „Jean Paul", halb „Werther". Mit dem Schatten Goethes hat Immermann vollends fort und fort gerungen, oftmals wähnend, ihn übermocht zu haben. Ohne Goethes „Tasso" wäre sein „Petrarka" undenkbar, ohne den „Faust" kein „Merlin", ohne „Wilhelm Meister" keine „Epigonen", ohne „Dichtung und Wahrheit" keine „Memorabilien". Nicht zuletzt ahmt Immermann wieder und wieder sich selbst nach. Und zwischendurch schießt wild ins Kraut eine Lyrik, die fast ein Hohn auf die Gattung ist; einer unsrer besten Prosaisten, tänzelt und klingelt dieser schwerfällige, ernste Mann unablässig durch den bunten Irrgarten romantischer Metrik und liefert noch in seinem posthumen „Tristan"

unübertrefflich schlechte Verse. An der Neige seiner Tage schrieb er einmal einsichtsvoll der Braut: „In der Poesie wird vielleicht nicht viel mich überleben, aber zu einem Werke werden sich alle meine Kräfte versammeln, und von diesem Werke hoffe ich die Erhaltung meines Namens bei meinem Volke“. Dieses Werk wurde der „Münchhausen“, den Immermann, um das vierzigste Jahr herum, also in demselben Alter dichtete, in dem Goethe uns seine „Iphigenie“, Schiller den „Wallenstein“ schenkte, und als er dies Werk vollendet hatte, da starb er, nicht zu früh, um der Geschichte unsrer Literatur einen rein und voll klingenden Dichternamen zu hinterlassen. Einzig im „Münchhausen“ ist Immermann wahrhaft originell, nur in diesem Werke lebt der ganze Dichter mit all den heterogenen Elementen seines menschlichen und künstlerischen Wesens.

Der „Münchhausen“, der bedeutendste deutsche Roman nach Goethe, ist der größte deutsche Zeitroman; die Zeit seiner Entstehung charakterisieren, heißt, ihn schon halb kommentieren, und da das zweite im einzelnen sich hier ja von selbst verbietet, so sei wenigstens in aller Kürze das erste versucht.

„Wer mag die Strömung nennen, in der das Schiff unserer Tage fährt,“ ruft Immermann in einer der subjektiven Einlagen des „Münchhausen“. Die Beantwortung dieser Frage war schwer, denn der Fluß jener Zeit kennt keinen breiten, ruhigen, sicheren Lauf, sondern schleicht bald über Untiefen hin durch kahle Niederungen, bald bricht er sich, von Unterströmungen hin und her gezogen und in Strudeln und Stromschnellen sich überstürzend, an schroffen Klippen. Die Glut der Befreiungskriege ist verraucht, das Volk, um den Lohn seiner Großtaten schmählich betrogen, verkümmert in dumpfer Unfreiheit. Plötzlich fährt wie ein erlösender Blitzstrahl in die beängstigende Schwüle der Atmosphäre die Julirevolution; sie entbindet die Geister und setzt dem Druck von oben ein leidenschaftliches, durch abenteuerliche Illusionen befeuertes Drängen von unten entgegen, das im roten Jahre 1848 seine Höhe und seinen Fall erlebt. So läßt sich das Jahrzehnt nach 1830, an dessen Schluß ja die „Münchhausen“-Bände hervortraten, nur in Gegensätzen schildern. Auf dem preußischen Throne herrscht die verkörperte Reaktion, und das geistige Leben steht unter dem Zeichen des revolutionären Jungen Deutschland. Die besten Geister der Zeit sind dem Weltschmerz, der Europamüdigkeit verfallen, und Hegel, der offizielle preußische Philosoph, beweist bündig, daß der bestehende Staat die beste der Welten ist. Hier stehen die Biedermeier mit der obligaten Zipfelmütze, die pietistischen Mucker, die ästhetischen Teehelden, die Parteigänger der Demagogenriecherei und der Bundestagsprotokolle, der Zensurverbote und Einkerkerungen — dort der liberale Fanatismus Börnes, der ätzende Witz Heines, die Überreiztheit der Titaniden, die Zerrissenheit der Byron-Jünger, die geistreich spöttelnde Blasiertheit des „Verstorbenen“, des Fürsten Pückler-Muskau, die von Immermann schon im „Tulifäntchen“ parodierte „Gesellschaft empor sich Schraubender und Geschrobener“. Es ist eine Zeit, reich an Ideen und Anregungen, arm an wirklichen Lebenswerten, eine Zeit des fieberhaften Suchens und Sehnens und der Enttäuschung und Resignation. Kurz, es ist eine problematische, eine Übergangszeit; Immermann sagt von ihr in den

„Epigonen", wo er ihr den Namen gegeben hat, sie dulde kein langsames, unmittelbar zur Frucht führendes Reifen, sondern wilde, unnütze Schößlinge würden anfangs von der herrschenden Treibhaushitze hervorgedrängt, und diese müßten erst wieder verdorrt sein, um einem zweiten, gesünderen Nachwuchs aus Wurzel und Schaft Platz zu machen.

Goethe ist tot, und die Romantik — trotz schönen Spätlingen — eine wandelnde Leiche. In dem Jahre 1835 mag man eine Wasserscheide erkennen. In diesem Jahre trat, von Tiecks und Wackenroders geliebtem Nürnberg aus, der erste deutsche Eisenbahnzug seine Fahrt an; der schrille Pfiff der Lokomotive übertönte das sanfte Horn des Postillons, des Lieblings der Eichendorff, Wilhelm Müller und Lenau, er schien Dichtern von der Art Justinus Kerners das Signal zu sein für den Tod der Poesie überhaupt. Und dasselbe Jahr 1835 warf eine Anzahl von Büchern in die Welt, die den schärfsten Protest gegen alle Romantik bedeuteten; für die liebenswürdigen, sangesfrohen Taugenichtse und schönen verkleideten Gräfinnen rückten Büchners „Danton" und Gutzkows „Wally" ein, um ein zügelloses Übermenschentum und die Emanzipation des Fleisches zur Losung zu machen. Das „Leben Jesu" von David Friedrich Strauß schlug der katholisierenden Spätromantik und ihrem mystischen Mythenkult geradezu ins Gesicht, und Gervinus zog in seiner Literaturgeschichte den Schluß, die Zeit der deutschen Poesie sei vorüber und müsse von der Politik abgelöst werden, oder (wie Herwegh es später ausdrückte): mit unserm Dichten sei es nichts, es sei jetzt die Zeit zum Trachten. Die schönfärbende romantische Poesie muß zurücktreten vor der rauhen Wirklichkeit der Geschichte, die an allem Bestehenden rüttelt. Der national begeisterten Romantik folgt ein wurzelloses Weltbürgertum, das geliebte deutsche Mittelalter versinkt wieder in die alte Nacht; der Feudalismus wankt zu Grabe, das Geld des Mittelstandes beginnt seinen Siegeszug; wo früher Saaten grünten, rauchen jetzt die Schlote des anhebenden Industrialismus, und die sozialistischen Ideen Saint-Simons werden auf das Panier des 19. Jahrhunderts geschrieben.

Das Schlag- und Modewort dieser Periode lautet: Zeitgeist. Schon in den „Epigonen" hatte Immermann die „Blasen der von Grund aus umgerüttelten Zeit" studiert, aber er war selbst noch zu sehr Epigone, um sich viel anders als satirisch mit ihr auseinandersetzen zu können; nur hie und da bricht aus dem Pessimismus, der sein Werk durchzieht, ein Strahl der Hoffnung, des Glaubens an die guten Geister des Volkes; das Wort der Lösung wird nicht gefunden. Der Dichter war ein andrer geworden, als er im „Münchhausen" dasselbe Thema, das große Thema der Zeit schlechthin, noch einmal aufgriff; frei und reif und weise steht er jetzt über den Dingen, die er als Humorist belächeln kann, da er sie begreift. Jetzt weiß er es, die kreißende Zeit trägt eine bessere Zukunft im Schoße. — In Münchhausen, diesem „Erzwindbeutel", sagt er im Roman selbst, habe Gott der Herr einmal alle Winde des Zeitalters, den Spott ohne Gesinnung, die gemütlose Phantasterei, den schwärmenden Verstand einfangen wollen; dieser geistreiche Satirikus, Lügenhans und humoristisch-komplizierte Allerweltshaselant sei der Zeitgeist in persona; „nicht der Geist der Zeit oder, richtiger gesagt, der Ewigkeit, der in

stillen Klüften tief unten sein geheimes Werk treibt, sondern der bunte Pickelhäring, den der schlaue Alte unter die unruhige Menge emporgeschickt hat, auf daß sie, abgezogen durch Fastnachtspossen und Sykophantendeklamation von ihm und seiner unergründlichen Arbeit, nicht die Geburt der Zukunft durch ihr dummdreistes Zugucken und Zupatschen störe“. Jener Geist der Zeit aber wird durch Lisbeth verkörpert, die Tochter des Zeitgeists Münchhausen, den armen Findling, der so schön aus der Art geschlagen ist, die Heldin des „Oberhofs“. Und wie sie die Mittelsperson ist zwischen der absterbenden und der neuen Zeit, so ist sie auch das Bindeglied zwischen dem negativen und dem positiven Teil des großen Zeitromans.

In der Figur Münchhausens selbst laufen alle Fäden der Zeitsatire zusammen; er hält das bunte Kaleidoskop in der Hand, in dem die Splitter der zeitgenössischen deutschen Geschichte verzerrt durcheinander wirbeln. Teils als handelnde Person, teils als Erzähler ist er der Mittelpunkt des vielmaschigen Netzes von Figuren und Motiven. Aber dieser „Don Juan der Erfindung“ und „Cäsar der Lügen“ steht weit höher als sein verblaßtes Urbild, der Held der bekannten Jagd- und Reiseabenteuer. Er ist kein hohler Aufschneider und platter Spaßmacher, kein gewissenloser hämischer Leutefopper wie Till Eulenspiegel, sondern sein souveräner Witz wird durch einen Zug der Erhabenheit geadelt, durch einen Zug der Tragik uns menschlich nahe gebracht. Dieser Münchhausen ist das Produkt und das Opfer einer kleinen Zeit, die seiner großen Begabung keinen Wirkungskreis zu bieten hat. Unselbstisch schwelgt er in der reinen Erfindung und darf — abgesehen von der Liebesepisode seiner Birmanenrolle — mit gerechtem Stolz in der Stunde der Abrechnung fragen, wer ihn eines niedrigen Streiches zeihen könne. Nur Obdach und Speise erlügt sich der arme Vagabund, wenn er nicht weiß, wohin sein Haupt legen und was beißen oder brechen. Alle die Menschlein um sich herum kraft seines Geistes zu gängeln und zu beherrschen, bereitet ihm nur wenigstens vorübergehend einen kleinen Triumph, aber in den Momenten tiefen Ernstes, die er durchlebt, kommt es doch mit Macht über ihn: „Er schlug wild an seine Brust und schrie fast: Nein! Nein! Hier ist kein Herz drinnen, ich weiß es! Alles leer, nüchtern, dumpf — oh! hu! 's ist, als wenn man an einen hohlen Topf schlägt: Was kann ich dafür?“

Mit der inneren Notwendigkeit der Hegelschen Geschichtsphilosophie betritt er plötzlich den Schauplatz, das halb eingestürzte Schloß Schnick-Schnack-Schnurr, unmittelbar nach dem dreifachen „dicken Sehnsuchtsseufzer“ seiner rappelköpfischen, vermotteten Bewohner. Der konfuse, vor Langerweile sterbende Baron, der stündlich seine Berufung zum Geheimen Rat in einem längst von der Landkarte gestrichenen Duodezstaat erwartet, seine verschimmelte Tochter Emerentia, die dem Wiedererscheinen des einstigen Jugendgeliebten entgegenschwärmt, der über einer neuen Sprachlehre verdreht gewordene Dorfschulmeister Agesel, der sein Leben im Stil seines vermeinten Ahnen, des alten Spartanerkönigs Agesilaos führt — über sie alle, von denen jeder erstaunlich klar den Sparren des andern sieht und sich selbst für den einzig Vernünftigen hält, ist die Zeit hinweggeschritten, ohne daß sie es gemerkt

haben; Mikrokosmos und Makrokosmos entsprechen sich nicht mehr und ergeben so das humoristische Grundmotiv. Jeder erhofft die Verwirklichung seiner fixen Idee von Münchhausen, der ihnen allen erscheint wie Schillers „Mädchen aus der Fremde", der, bloß um sein nacktes Dasein am dürftigsten Tische zu fristen, mit einem wahren Heroismus im Erzählen jedem sein Steckenpferd besonders aufzäumt, wie Reineke Fuchs immer neue Stücklein erfindet und jedem um so tiefer und wahrer vorkommt, je weniger er von ihm verstanden wird. Und am Ende wird jeder von der eigenen Narrheit geheilt durch Münchhausens auf die Spitze getriebene Narrheiten und durch die Unfruchtbarkeit seiner Phantastereien.

Höchst wirksam steht neben dem Don Quixote als kontrastierender Sancho Pansa Karl Buttervogel, der „gemeinste aller gemeinen Bedienten", dieser „durchaus praktische Charakter", der roheste Materialismus und die barste Prosa in Person, der so ergötzlich immer den in höhere Sphären aufstrebenden am Beine zurückzieht und zum Schluß „an einem Übermaß von Gründen" elend zugrunde geht. Bei aller Drastik der Darstellung bleibt es doch von feinster Komik, wenn die prüde alte Jungfer eben in „Carlos, dem Schmetterling" die Erfüllung ihrer entsagungsstolzen Liebessehnsucht zu erkennen glaubt, und wenn dieser groteske Lebenskünstler vermöge Würsten, hartgesottenen Eiern und der stets von neuem ausbedungenen Zusicherung „fernerweiter guter Verköstigung" sich herbeiläßt, dieser ihm so unbequemen Illusion ein kurzes Scheindasein zu gönnen. Unwiderstehlich sind die Dialoge zwischen ihrer schönpflästerlichen Rokokogeziertheit und den allen Kausalitätsverknüpfungen Hohn sprechenden syntaktischen Bandwürmern seiner grobrealistischen Beredsamkeit. Und nun gar das geniale Zusammenspiel im 6. Buche, wo Semilasso-Pückler, der türkisch drapierte Globetrotter im Ochsenwagen, die drei Unbefriedigten aus der Schule Hegels und der „bekannte Schriftsteller Immermann" selbst auf Schnick-Schnack-Schnurr einrücken zu einem wahren Hexensabbat komischer Verwicklungen, einer wahren Symphonie der literarischen Satire.

Was huscht da nebenher noch an gespenstischen Schatten an uns vorüber! Da ist das sentimentale Idyll der braven Indianer von Apapurincasiquinitschchiquisaqua und die edle und wohltätige Ziegenherde, die auf dem Helikon der Verbesserung ihrer Rasse lebt, die Luftverdichtungsaktienkompagnie und die widernatürliche Schwärmerei des Holländers, die Kleinstaaterei von Hechelkram und Dünkelblasenheim und die Hessische Restauration, versinnbildlicht durch die Wiedereinführung des Zopfes mit Hilfe des Wachtfriseurs Hirsewenzel-Raupach, der durch solche Tätigkeit inspiriert, zugleich die Rattenkönige seiner Hohenstaufendramen entwirft. Die politische Zerfahrenheit und das juste milieu Jéromes, Nepotismus und Schreiberregiment, Vereinsmeierei und Kannegießertum, aus seichten Journalen geschöpfte Halbbildung und Teutschtümelei, die spekulative Philosophie und die gründerische Projektenmacherei, die abgestandene Romantik mit ihrer zimperlichen Empfindsamkeit, ihrer mystischen Exzentrizität, ihrer Geisterseherei und ihrem Nazarenertum, Alexanders von Humboldt buntblumige Reiseschilderungen und Basedows pädagogische Schrullen, Bettina und Görres, Gervinus und von der Hagen,

Gutzkow, Walter Scott, Rotschild: die Liste derer, die Immermanns Geißel trifft, ist kaum zu erschöpfen — und eben darin liegt auch ein verhängnisvolles Gebrechen seines Werkes. Wohl sind seit dem berühmten Cottaschen Musenalmanach für das Jahr 1797 keine schneidigeren Hiebe gefallen, wohl spürt man überall hinter der Satire eine Persönlichkeit von größerem spezifischen Gewicht und höherem Pathos als in den Literaturkomödien Tiecks und Platens oder in den Schriften Heines, aber Immermann begeht den Fehler, sich auch zu den kleinen und kleinsten Tagesangelegenheiten herabzulassen, denen wir heut nicht mehr nachkommen können und wollen. Der „Münchhausen“ ist darum heut ohne Kommentar gar nicht mehr völlig zu verstehen, und er war es nie. Nichts veraltet ja schneller als die Satire. Nur der Gelehrte kennt noch die stofflichen Grundlagen der Aristophanischen Komödien, bei der Ausdeutung von Rabelais' „Gargantua“ sind wir sogar über die Haupttendenzen noch im unklaren, ja, heut schon wissen wir nicht mehr von allen Xenien Goethes und Schillers, worauf sie zielen. Swifts „Gulliver“, die herbste, fürchterlichste aller Satiren, lebt nur noch als lustiges Kindermärchen, und wie wir seit Benfeys Pantschatantra-Forschungen das Märchen als internationales Gemeingut zu betrachten gelernt haben, so gehören auch gewisse Motive der Satire zum eisernen Bestande der Weltliteratur, aus dem wieder und wieder die verschiedensten Nationen ihre Anleihen machen. So hat sich auch Immermann an Aristophanes angelehnt, dessen „Frieden“ z. B. er das Roß des Trygaios für sein Helikonidyll entnimmt. Die in den „Don Quixote“ eingelegte Musternovelle von Camacho ist für die Oberhof-Partien vorbildlich geworden. Die Luftsteine und das Motiv der Bücherschlacht zwischen Görres und D. Fr. Strauß hat ihm Swift geliehen, und wie Lesages Gil Blas dient Münchhausen in seiner Jugend auch als Küchenjunge. Aber damit ist nur ein kleiner Bruchteil der Immermannschen Quellen angedeutet. Es ist ein seltsames Phänomen, wie der eigenwillige, höchst selbstbewußte Dichter fremden äußeren Einflüssen gegenüber, auch in den geringfügigsten Einzelheiten, so wenig seine individuelle Freiheit zu behaupten vermochte. Er war ein gewaltiger Leser und gestand noch spät, in einer Bibliothek Tantalusqualen zu fühlen. Noch während er las, zuckte ihm schon die Hand zu schreiben; die Bücher schoben leicht papierne Wände zwischen ihn und die lebendige Welt — was Wunder, daß er anstatt dieser nur zu oft jene auf seine Art abschrieb. Es ist darum, wenn man ihm überall folgen will, eine riesige Belesenheit von Nöten, nicht nur etwa in Wieland und Tieck (die am meisten in Frage kommen), sondern auch in abgelegenen Niederungen der Literatur, wie z. B. in den schlechten humoristischen Romanen Gottwerth Müllers und vor allem in der Zeit- und Tagesliteratur der dreißiger Jahre. Für den „Münchhausen“ liegen zu dieser Arbeit bisher nur geringe Ansätze vor.

Eine sehr wichtige Quelle, dem Gange des Immermannschen Schaffens nachzukommen, gewährt sein handschriftlicher Nachlaß, der im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar 15 Kasten füllt und mit dessen Ausschöpfung ich im Interesse einer neuen kritischen, kommentierten Immermann-Ausgabe be-

schäftigt bin. Da liegen z. B. die vollständigen Urschriften zum „Trauerspiel in Tirol“ und zu den „Memorabilien“, ein größeres Stück wenigstens auch zu den „Epigonen“, aber gerade für den „Münchhausen“ fehlt leider die Druckvorlage, die ich bisher auch anderweit, in allerlei Verlegerarchiven, nicht habe auftreiben können. Nur zu der „historischen Novelle von sechs verbundenen kurhessischen Zöpfen“ befindet sich in Weimar eine nicht vollständige, durchkorrigierte Niederschrift, die, 25 doppelt beschriebene Quartblätter umfassend, eine Vorstufe des gedruckten Textes darstellt. Von Varianten zu diesem ist besonders interessant, daß hier Raupach noch mit Namen genannt wird; auch die Dame in der Nähe des Fürsten heißt noch offen Gräfin Hassenstein, und wir lesen einmal den Namen Hannover, wo der Druck acht geheimnisvolle Sternchen hat.

Aufschlußreicher für den „Münchhausen“ ist etwas andres. Wie wir uns heut an der Hand von Ausleihebüchern der Weimarer und Jenaer Bibliotheken vielfach zu Quellen Goethes und Schillers leiten lassen, so haben wir ein ähnliches Hilfsmittel auch für Immermann. Es befindet sich nämlich in Weimar in einer eigenhändigen, 1142 Nummern aufzählenden Foliohandschrift der Katalog von Immermanns stattlicher Bibliothek, also ein Dokument, dessen Wert wir von Hans Sachs, von Novalis her kennen. Wir finden da viele Werke verzeichnet, deren Bedeutung für den „Münchhausen“ zweifellos ist, allerdings zum Teil auch von vornherein anzunehmen war. Und des weiteren greifen wir mit Spannung nach vorhandenen Listen von Büchern, die, offenbar Immermanns eigener Bibliothek nicht angehörig, von ihm doch während der „Münchhausen“-Jahre zur Lektüre vorgemerkt sind: z. B. Mösers „Patriotische Phantasien“, Kindlingers „Münsterische Beiträge“, Wigands „Geschichte der Vehmgerichte“, Neanders „Kirchengeschichte“, Görres' „Christliche Mystik“, Mundts „Kunst der deutschen Prosa“, Gutzkows „Zur Philosophie der Geschichte“ und andre Werke von diesem, von Rosenkranz, Hotho, Schlegel, Jacob Grimm, Wolfgang Menzel, Romane der George Sand und dergleichen mehr. Dabei sehen wir, ein wie planmäßiges, stark in die Breite gehendes Quellenstudium Immermann gerade für sein Hauptwerk betrieb (sowohl im Hinblick auf echtes Kolorit des westfälischen Teils wie auf die Satire im einzelnen), und brauchen nur alle diese Bücher nachzulesen, um mit Sicherheit eine Fülle von literarischen Anlehnungen und Entlehnungen feststellen zu können. Diese große Mühe aber hat uns der Dichter noch wesentlich erleichtert durch seine Gepflogenheit, sorgfältige Exzerpte des Gelesenen anzufertigen. In ganzen Stößen haben wir da zugleich Foliobogen mit sauberer Abschrift der Stellen, die dem Dichter für seine Zwecke von Wert waren. Da lesen wir Auszüge aus Kindlinger, die wir wörtlich im „Münchhausen“ wiederfinden; Exzerpte aus Kerners „Seherin von Prevorst“ zeigen uns, welche Stellen das vierte Buch des Romans im Auge hat, und wenn es in ihm einmal heißt, ein neugeborenes Kind müsse die vier Wände beschrien haben, so belehrt uns einer der zahlreichen Auszüge aus Grimms „Rechtsaltertümern“ über die Provenienz dieser Bemerkung.

Aber auch über nicht literarische Quellen gibt uns des Dichters Nachlaß zuweilen erwünschte Kunde. Auch in den sonstigen massenhaften, sauber

gehefteten Faszikeln („Kollektaneen“, „Mannalia“ und ähnlich etikettiert), die Immermann, das Muster eines altpreußischen Verwaltungsbeamten und gleich Goethe ein leidenschaftlicher Aktensammler, uns hinterlassen hat, findet sich manches für den „Münchhausen“. Namentlich sind uns die Briefe seiner treuen Freundin und Helferin, der Frau Amalie von Sybel, höchst wertvoll. Immer wieder mußte sie, zum Teil auch mit den Erinnerungen ihres Gatten, documents beisteuern, wie uns große Frage- und Antwortbogen beweisen. Und wie Goethe in den „Wanderjahren“ fast wörtlich die von Heinrich Meyer erbetenen umfangreichen Mitteilungen über die Schweizer Spinn- und Webeindustrie benutzt hat, so gingen lange Niederschriften der Frau von Sybel Satz für Satz in den „Münchhausen“ über, vor allem ihre lebhaften Schilderungen westfälischer Bräuche, namentlich des Verlaufs einer Bauernhochzeit. Bis ins kleinste beschreibt sie dem aufhorchenden Freunde die Tracht, nicht nur wie sie im Kreise des Oberhofs herkömmlich ist, sondern auch, wie sie „nach eingezogenen Erkundigungen bei modeverständigen Damen“ sich für die Weltdame Clelia am besten schicken würde. Denn auch noch andre Personen zog sie zur indirekten Mitarbeit an dem Roman heran; das beweist der lange Brief eines Pastors aus Unna, der genauen Bericht erstattet über die traditionelle Fahrt des Pastors und des Küsters zur Entgegennahme der ortsüblichen Gift und Gaben. All das hat Immermann zum Teil wortwörtlich übernommen, und wir begreifen jetzt, wie der Magdeburger das Milieu der roten Erde so treu und farbig zu schildern vermochte, als sei er selbst Westfale[1].

Sorgsamste Beachtung verdient endlich eine Reihe von schematischen Aufstellungen im Weimarer Archiv, in denen Immermann, dürr und geradezu pedantisch anmutend wie Schiller in seinen „Don Carlos“-Entwürfen, die Einzelmotive zum „Münchhausen“ und ihre Reihenfolge registriert. Manche unter ihnen, und durchaus nicht nur unbedeutende, sind später fallen gelassen, andre sind neu hinzugetreten. Leider lassen diese undatierten Brouillons ihre durch Jahre getrennte Entstehungszeit nicht sicher feststellen, so daß die innere Entwicklungsgeschichte des Romans noch nicht ganz klar aufzuzeigen ist.

So sind neben den literarischen Quellen von größter Bedeutung die autobiographischen. War der Roman dem Dichter anfangs nur ein großes Sammelgefäß für alles, was der *Satiriker* auf dem Herzen hatte, so erweiterte sich der Rahmen während der Arbeit, der *ganze* Mensch wurde in Mitleidenschaft gezogen, und der „Münchhausen“ wurde das von einem starken Pulsschlag beseelte Lebenswerk Immermanns, seine „Divina commedia“, sein „Faust“. Allmählich schlug in dem Boden, den der Witz erobert hatte, das Gemüt Wurzel.

Diese autobiographischen Quellen hat uns teils Immermann selbst bezeugt, teils können wir sie durch unmittelbare Belege oder auffallende Analogien feststellen. So sind für den „Münchhausen“-Kommentator von besonders großem Werte des Dichters selbstbiographische Schriften und seine Tagebücher,

[1] Vgl. Johannes Gefficken in „Karl Immermann. Eine Gedächtnisschrift zum hundertsten Geburtstage des Dichters“. Hamburg und Leipzig 1896.

vor allem die gleichzeitig mit dem Roman entstandenen „Memorabilien“. Was Immermann in diesen als Historiker mit stark hervortretender erzieherischer Tendenz in langen, ernsten, gehaltvollen Auseinandersetzungen über deutsches Volkstum, deutsche Literatur und Politik u. dgl. vorbringt, zeigt im Roman zugleich der Humorist im Hohlspiegel der Satire. Schilt er z. B. im ersten Teil der „Memorabilien“ die gleichsam als Geschäft betriebene Milde und Wohltätigkeit der Frauen seiner Zeit, so karikiert er diese Erscheinung im „Münchhausen“ durch die Episode von den helikonischen Ziegen, die einen Verein „zur Rettung sittlich verwahrloseter Naturwesen“ gründen und selbst ad absurdum führen. Unter diesem Gesichtspunkte verhalten sich Immermanns „Memorabilien“ zum „Münchhausen“ ungefähr wie Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ zu seinen „Ahnen“.

Ferner sind eigene Charakterzüge des Dichters zu verwerten und persönliche Erlebnisse und Eindrücke, die uns im Briefmaterial oder auch in mittelbaren Quellen zweiter Ordnung, in Zeugnissen andrer zugänglich werden. So ist z. B. die westfälische Stadt, in die uns das zweite Buch des Romans (Kap. 11) führt, offenbar Münster, wo Immermann in den Jahren 1819 bis 1824 als Auditeur gewirkt, und im Münsterschen hatte er auch das Modell des Oberhofs kennen gelernt. In dem Diakonus finden wir an der Hand von Friedrich Kohlrauschs „Erinnerungen“ Züge dieses Immermannschen Freundes. In dem bureaukratischen Eifer des Oberamtmanns Ernst vom Schwarzwald und in seiner Leidenschaft für die Assisen hat der Dichter sich selbst ein wenig ironisiert, und er selbst ist der im letzten Buch auftretende Richter, „der sich viel mit historischen Studien beschäftigte“. Ein armer Schulmeister, der ihm klagte, es sei ihm bei einer Probelektion nicht gelungen, beim Lautieren das O zur Zufriedenheit seiner Obern von sich zu geben, war ihm auf der Reise nach Ahr und Lahn begegnet und mit dem Wunsche von ihm geschieden, des Dichters humoristische Feder möge doch einmal das trübe Los eines Elementarschullehrers behandeln; natürlich geht auf ihn die ergötzliche Figur des Agesel zurück. Auf seiner Reise nach Schwaben hatte Immermann das Material zum vierten Buche, „Poltergeister in und um Weinsberg“, gesammelt, wozu später wohl noch mündliche Erzählungen des Dr. Fallati aus Stuttgart und David Friedrich Straußens kamen, die ihn in Düsseldorf besuchten. Immermanns Tagebuch der Fränkischen Reise vom Jahre 1837 bildet in seinen dem Spessart gewidmeten Partien geradezu eine erste Fassung des in den Roman eingelegten Märchens „Die Wunder im Spessart“. Die Gräfin Elise v. Lützow-Ahlefeldt, der in der Gestalt der hohen Johanna die „Epigonen“ noch überschwenglich gehuldigt hatten, scheint im „Münchhausen“ stellenweis noch einmal unter der Maske der verschrobenen Emerentia hervorzublicken, vor der Münchhausen flieht, als er sie in der Tracht ihrer jüngeren Jahre erblickt. Dabei ist es besonders interessant zu beobachten, wie eine Romanfigur von verschiedenen lebenden Vorbildern verschiedene Züge zusammenborgt, wie eine lebende Person sich im Roman in mehrere spaltet, wie literarische und biographische Bezüge sich gegenseitig beeinflussen und zusammenwachsen und ein poetisches Drittes ergeben.

Das weitaus bedeutendste Modell für den „Münchhausen“ wurde Immermanns Braut, Marianne Niemeyer, das Urbild Lisbeths; lange Sätze seiner Briefe an sie sind in das Werk übergegangen, das auch Immermannsche Verse an Marianne der Heldin zueignet.

Spät erst senkte sich auf den Mann in der Mittagshöhe des Daseins das Glück des Herzens und gab ihm eine neue Jugend; er gewann sich in dem klugen Kind Marianne die treffliche Braut und entwuchs damit den peinvollen inneren Stürmen eines verfehlten Liebeslebens. Jetzt erst erwachte der wahre Dichter in ihm, jetzt erst entsteht der zweite positive, der nur poetische Teil des Werkes, der „Oberhof“, und Marianne leiht der schönsten Gestalt des Romans, der blonden Lisbeth, wie wir es in Immermanns Briefen an sie verfolgen können, bis in die kleinsten Züge hinein ihre Eigenart. Ihr ist es zu danken, daß der „Münchhausen“ nicht ein bloß fratzenhaftes Produkt geblieben ist wie etwa Swifts „Gulliver“, nicht bloße Negation des Zeitgeists, sondern zugleich aufbauend wurde im höchsten Sinne. Aus all dem Schutt und Moder, der sich in dem Roman häuft, aus all dem Verwesungsduft der Morituri-Zeit erblüht die holde, reine Blume der blonden Lisbeth und mit ihr ein Idyll, das Natur ist, nicht die verlorene Natur sucht, ein Idyll, nicht im Sinne sentimentalischer Dichter wie Tibull oder Geßner, sondern in Goetheſcher Art. Hier wie vorher in Brentanos „Kasperl und Annerl“ und nachher in Kellers „Romeo und Julia“ suchen wir die wahre Dorfgeschichte, nicht bei Berthold Auerbach. Wie weit läßt Immermanns Heldin die Barfüßele hinter sich! Ja, sie ist in höherem Grade ein deutsches Mädchenideal als das zu eng gefaßte des Goetheſchen Gretchen. In ihr vereinigt sich mit der rührenden Unbewußtheit und frommen Reinheit das bewußte, starke weibliche Menschentum mit seinem edlen Stolz und seiner sittlichen Lebensauffassung. Nicht nur lieblich und gut, sondern auch klug und tüchtig ist Lisbeth, nicht nur demütig leidend, sondern auch sicher und verantwortlich handelnd, nicht nur Puppe des Mannes, sondern als Jungfrau schon von echt deutscher Fraulichkeit, kein Kleistsches Käthchen ihres „hohen Herrn“, sondern die ebenbürtige Genossin des wahren Mannes, in dessen Liebe die altgermanische Ehrfurcht vor dem andern Geschlechte webt. Die Lisbeth ist, um mit Goethe zu sprechen, kurzweg eine Natur, schlicht und unverbildet, aber keine wehrlose Mimose, sondern ein ganzer Mensch, der sein Leben wahrhaft lebt.

Und so ist die einfache Liebesgeschichte des „Oberhofs“ auch kein Schäferidyll, sondern ein Hohes Lied der starken Liebe, die in Schmerzen und Kämpfen zur Sonne heranreift: Gottfriedsche Glut in Wolframscher Reinheit. Diese Partien hat Immermann mit seinem eigenen Herzen geschrieben. Durch Marianne ist ihm die „rauhe und ungestüme Lippe“ gelöst und strömt über von tiefem Glück und heißem Herzensdank. Nichts Konventionelles, Abgebrauchtes klebt den leuchtenden, saftvollen Farben dieses echten Freilichtgemäldes an, und herrlich erklingt der Preis der wahren Ehe, einer Ehe, die keinen Abschluß des Liebeslebens bedeutet, sondern die den Menschen erst reif und mündig und wirksam macht für „Haus und Land, für Zeit und Mitwelt“, einer Ehe, die beruht auf dem festen Glauben aneinander, und von der Immer-

manns wundervolles Wort gilt: „Wenn der Tag seinen Schaum heranspült und das Bild des Liebsten verunreinigt, wenn die Laune kommt und das Sonderbare, Dumpfe, so sprechen sie: das ist nicht Oswald, das ist nicht Lisbeth, das ist der Zufall.“ Immermann spielt hier nicht nur die sanfte Flöte; in dem „starken, jungen Gemüte“ Oswalds (den die Geliebte überragt) „riß die Liebe,“ sagt der Dichter, „wie ein Waldstrom im Gebirge tiefe Schluchten und Spalten“, und die tragische Geschichte des Patriotenkaspars oder der Schmerz des Hofschulzen über den Verlust des Femschwertes zeigen, daß diese „Idylle“ auch an dem Herbsten nicht schwächlich vorbeischleicht.

Der „Oberhof“ ist echteste Heimatkunst. „Wie kommt es, daß aus dir noch kein großer Dichter hervorgegangen ist,“ läßt Immermann den Jäger das Westfalenland mit seinen uralten Bräuchen anreden, um dieselbe Zeit, als Annette Droste unbeachtet ihr erstes Gedichtbuch aussandte. „Er übersah,“ antwortet der Dichter gleich darauf selbst seinem Helden, „daß das Talent keine Feldfrucht ist, sondern wie das Manna in der Wüste vom Himmel fällt.“ In der weiten Öde der roten Erde fiel es auf ihn selbst, der hier, im fremden Lande, so heimisch ward wie die Franzosen Chamisso und Fontane in der sandigen Mark, und ein geborener Sohn des Stammes, Ferdinand Freiligrath, zollte ihm freudig den Preis, er habe den Charakter von Land und Leuten unvergleichlich getroffen. Immermann hat sich zum Adoptivsohn und Ehrenbürger von Börde und Münsterland gemacht; auf diesem „Boden, den seit mehr als tausend Jahren ein unvermischter Stamm trat“, ist ihm die „Idee des unsterblichen Volkes“ aufgegangen in dem „Erdgebornen, Erdzähen und Dauerbaren“ eines Geschlechts, das sich selbst regiert nach Satzung und Herkommen und, Karls des Großen gedenk, nächtlicher Weile auf dem Freistuhl der heiligen Feme waltet. „Der Adel ist eine Ruine,“ hatte Immermann in den „Epigonen“ geklagt; hier bekräftigt er freudigen Herzens: „Der Bauernstand ist der Granit der bürgerlichen Gemeinschaft“. Wie hat er den starken Konservatismus, das unverrückbare Zeremoniell des alteingesessenen, wohlhäbigen Bauernpatriziats uns vorgeführt! Sein meisterlicher Hofschulze steht vor uns, halb ein Patriarch des alten Bundes, halb ein deutscher Stammesherzog. Wenn man sagt, der moderne Roman sei der Erbe und Nachfolger des Nationalepos, so muß man auf Dichtungen wie den „Oberhof“ verweisen. Und wie ist der Dichter mit seinem Stoffe gewachsen; seine Sprache, früher so unoriginell und ungelenk, hier ist sie urwüchsig, saftstrotzend, quellfrisch in jedem Satze!

So führt uns Immermann in diesen Kontrastbüchern des „Oberhofs“ aus den Wirren des Tagestreibens heraus: zurück zur Natur, aus der uns frische Nahrung, neues Blut quillt, zum Vaterländischen, wo die starken Wurzeln unsrer Kraft liegen, zur Geschichte, die uns nach Goethe als bestes den Enthusiasmus gibt, und die uns erzieht für den Staat, das Rückgrat alles sozialen Lebens, zur Arbeit, bei der nach dem Julian Schmidtschen Motto zu Freytags „Soll und Haben“ der Roman das deutsche Volk suchen soll, weil es da in seiner Tüchtigkeit zu finden ist. Ein Werk des Herzens ist damit der „Münchhausen“ geworden, nicht des „schlaffen, von der Empfindelei getauften Muskels“, sondern

des vollen, starken, warmen Herzens, das der Zeit abhanden gekommen war. Des Helden Münchhausen tiefgefühlte Tragik ist, daß er „kein Herz drinnen“ weiß, der Dichter selbst spricht nicht mehr als Epigone zu uns, sondern er fühlt sich als ein Kolumbus, der mit den Blicken des Geistes das ferne Neuland sieht, als der Vorahner einer schöneren Zukunft, und sein stolzer, jubelnder Optimismus, sein unbeirrbares Vertrauen auf die deutsche Art macht ihn zum Seher seines Volkes. Nur noch eine Spanne vom Tode entfernt, läßt er ihm als sein Vermächtnis die köstliche Mahnung und Verheißung: „In das Schiff der Zeit muß die Bussole getan werden, das Herz . . . dann wird nach verzweiflungsvollem Hoffen und Harren plötzlich in einer Nacht vom Schiffe ‚Land!‘ gerufen werden, und die Insel San Salvador wird nächsten Morgens entdeckt daliegen, wild, üppig, mit großen und schönen Wäldern, mit unbekannten Blumen und Früchten, von reinen, lieblichen Lüften überhaucht und umspült von einem kristallklaren Meere.“

Leider ist der „Münchhausen“ der Masse des Volkes fremd geblieben. Daran ist neben der Kommentarbedürftigkeit die teils vernachlässigte, teils mit Absicht verwirrte Technik dieses „Romans in Arabesken“ schuld. Nach Art der Goetheschen „Wanderjahre“ mit ihren eingelegten Novellen, Diarien und Tagebüchern, noch mehr aber unter dem theoretischen Einfluß der Friedrich Schlegelschen romantischen Doktrin von Ironie und Arabeske und unter dem praktischen Einfluß Jean Pauls, Tiecks und Brentanos mutet Immermann seinem Leser nicht wenig an Krausem und Sprunghaftem zu, so daß schwerlich jemand schon bei der ersten Lektüre das große Gewebe dieses Werkes übersieht. So stellt Immermann, um die „Briefe eines Verstorbenen“ zu parodieren, gleich im ersten Buche völlig äußerlich die Kapitel 11—15 vor die Kapitel 1—10 und druckt eine sich um diese Angelegenheit drehende fingierte Korrespondenz mit dem Buchbinder frischweg mit ab. Auch einen Brief an Tieck fügt er ein und einen an die Braut, in dem er das letzte Wort des Romans spricht. Dazu kommen allerlei Zwischenbetrachtungen und Intermezzi. der Dichter glossiert sich selbst in Fußnoten und tritt in dem entscheidenden 6. Buche ja gar als Hauptperson ganz individuell in die Handlung ein. Dazu läßt er Münchhausen seine vom Hundertsten ins Tausendste gehenden Erzählungen derart ineinander einschachteln, daß der ordnungliebende Leser wohl zuweilen mit dem Schulmeister Agesel völliger Ratlosigkeit verfällt.

Dadurch, daß er sein Werk mit seinen regelmäßig Buch um Buch gewechselten Schauplätzen in zwei große Teile zerfallen läßt, hat es der Dichter leider ermöglicht, die Oberhof-Partien mit nur zu leichter Mühe ganz herauszulösen und auf eigene Füße zu stellen; viele Leser des weitverbreiteten „Oberhofs“ sind sich denn heut auch gar nicht mehr dessen bewußt, daß sie nur die Hälfte einer doch innerlich einheitlichen Dichtung vor sich haben. Das ist lebhaft zu bedauern, denn die beiden Hälften des „Münchhausen“ ergänzen sich gegenseitig und heben einander wie Wahrheit und Irrtum, Ernst und Scherz, Überbildung und Natur; erst beide zusammen zeigen die wahre Welt, das volle Leben, den ganzen Dichter.

Drei Reisewerke.

Von

Wilhelm Bölsche.

1. Mit Blitzlicht und Büchse. Neue Beobachtungen und Erlebnisse in der Wildnis inmitten der Tierwelt von Äquatorial-Ostafrika. Von C. G. Schillings. Mit 302 urkundtreu in Autotypie wiedergegebenen Original-Tag- und Nachtaufnahmen des Verfassers. Leipzig, R. Voigtländer. 1905.
2. Sonnige Welten. Ostasiatische Reiseskizzen von Emil und Lenore Selenka. Mit zahlreichen Abbildungen im Text, vier faksimilierten Vollbildern und dem Porträt von Emil Selenka. Zweite, umgearbeitete und ergänzte Auflage. Herausgegeben von L. Selenka. Wiesbaden, C. W. Kreidel. 1905.
3. Reisen in Celebes, ausgeführt in den Jahren 1893—1896 und 1902—1903. Von Paul und Fritz Sarasin. Mit 240 Abbildungen im Text, 12 Tafeln in Heliogravüre und Farbendruck, 11 Karten. Zwei Bände. Wiesbaden, C. W. Kreidel. 1905.

Den Charakter unsrer wissenschaftlichen Entdeckerfahrten beginnt mehr und mehr das Spezialistentum zu beherrschen. Es waltet hier eine Notwendigkeit, die sich aus der Sachlage berechtigt ergibt. Mit so umfassenden Aufgaben, wie sie sich etwa Humboldt vor jetzt über hundert Jahren gestellt hatte, als er an den Orinoko ging, kann bei dem heutigen Stande der Forschung tatsächlich niemand mehr reisen; das bewältigt niemand mehr, wenn er wirklich etwas Gründliches leisten will. Der Schatten dieser Dinge aber trifft unsre Reisewerke. Wer noch so auf das Ganze ging wie Humboldt, der schrieb auch nachher aus der Schau des Ganzen. Die Kraft des Spezialisten kommt nur wieder zur Geltung in strengen Spezialwerken für den Fachmann. Wo er diesen eigentlichen Boden nicht hat, in einer Reiseschilderung für den weiteren Kreis, erweckt er leicht inmitten der Fülle neuer und großer Gegenstände den Eindruck des Dürftigen; er hat nur das Tagebuch eines Einseitigen zu geben, der, weil er einen Punkt beständig scharf sehen mußte, hundert andre blasser sah, als ein viel weniger geschulter und solider Kopf sie gesehen hätte. Es hat mir in neuerer Zeit oft ganz den Mut zum Lesen verleidet. Der herrlichste Stoff, man lechzt nach neuen Herrlichkeiten; und dann die stereotype Wendung: „Das und das" (gerade was man sucht) — „das kann ich

euch nicht geben, das ist zu schwer, das gehört in den Spezialbericht; so nehmt vorlieb mit einer ledernen Zeittabelle, Datum für Datum, wann sich das vollzog, was ihr nicht bekommt, weil es zu schwer, zu speziell ist." Ich lese das Werk eines trefflichen Spezialisten über die Sundainseln. Er kommt nach Buitenzorg, wo der herrlichste botanische Garten der Welt ist. Ich werde mich hüten, sagt er, das zu beschreiben, denn es würde Bände füllen. Aber warum werden wir hingeführt, wenn das bloß so sein soll? Die Aufgabe wäre, den Leser für die Dauer eines Bandes doch so in das Spezialfach mit seinen Aufgaben hineinzureißen, daß er selbst einmal für diese Lektüre „begeistert einseitig" würde. Das *geht* auch; es ist nur etwas mehr Mühe zum Zweck nötig. Die drei Reisewerke, denen diese Zeilen gelten, sind drei aus vielen ausgelesene Proben dafür, daß es geht.

In Südafrika vollzieht sich heute vor unsern Augen ein wunderbares Schauspiel. Eine ganze gigantische Tierwelt geht zugrunde. Es ist der Hauptrest der großen Säugetierentwicklung der Tertiärzeit. Einst über Europa, Asien, Nordamerika in gleicher Fülle verbreitet, geht diese überaus merkwürdige Lebenswelle jetzt auch in ihrem letzten Asyl rapid nieder. Alles wirkt zusammen. Menschenkultur, Menschenunverstand, Krankheiten. Wenn für so etwas einmal die Stunde ist, hilft alles mit besiegen. Um ein Beispiel zu geben: an einer so belanglosen Tatsache, daß wir beim Billardspielen elfenbeinerne Kugeln benutzen, geht der afrikanische Elefant zugrunde. Der einzelne kann das nicht aufhalten. Aber was er kann, das ist: für einen Spezialzweig unsrer Wissenschaft vor Toresschluß noch Material retten. Die letzten Elefanten, Wildbüffel, Giraffen noch einmal beobachten in ihrem uralten Milieu, dieses letzte lebende Stück Tertiärzeit! Schon *ist* es hier und da zu spät. Schon ist das Quagga, eines der schönen Wildpferde, anscheinend ganz ausgerottet; seine letzten Häute stehen in unsern Museen. Aber was sind Museumshäute! Keines unsrer europäischen Museen besitzt ein wirklich ausgewachsenes altes Männchen des afrikanischen Elefanten, eines von denen, die 450 Pfund Gewicht allein in ihren beiden Stoßzähnen tragen. Was aber in unsern Museen ist: wie ist es meist ausgestopft, von Leuten, die nie ein solches Tier lebend gesehen haben! Selbst die zoologischen Gärten geben keinen ausreichenden Ersatz. Unsre von Jugend an in der Gefangenschaft erzogenen Löwen zeigen nicht den „Löwen", wie er seit der Tertiärzeit wild lebt. Die mit Gras statt Baumzweigen kümmerlich genährte Stuben-Giraffe unsrer Tiergärten ist grotesk besonders durch ihre Magerkeit, und so wurde sie hergebracht auch ausgestopft; die wilde Giraffe der ostafrikanischen Steppe und der Gebirgswälder am Kilimandscharo ist ein feistes Geschöpf mit opulentem Halsansatz, der die steile Silhouette ganz beträchtlich mildert. Hier mußte die Frage auftauchen: Wer widmet einmal dieser Spezialität sein Leben, geht nach Afrika, etwa in unser neues deutsches Gebiet, beobachtet diese letzten Mohikaner noch einmal lebend — und photographiert sie, um so dauernd authentische Naturselbstdrucke zu schaffen, ein zoologisches Archiv, das bewahrt, was kein Museum mehr erreichen wird? Es sind zum Teil Nachttiere. Da gälte es Blitzlichtaufnahmen. Es sind äußerst scheue, fein

witternde Tiere. Es gälte besondere Methoden, sie trotzdem vor die Platte zu zwingen. Aus diesen Gedankengängen, die mehrere gehabt haben, ist Schillings Werk entstanden, zu dessen Tat nur einer die Energie besessen hat. Die Schillings, vom Gute Weiherhof bei Gürzenich in der Eifel, stammen aus einem alten Förstergeschlecht, seit Generationen geistig verwachsen mit dem deutschen Wald und seinem Getier. Der Vater hat nach dem für die Jagd so verhängnisvollen Freijahre 1848 den Jagdschutz im Rheinland reorganisieren helfen. Wie Alfred Brehm, ist der junge Karl Schillings mit der Flinte aufgewachsen, aber als Tierfreund und Heger gerade deswegen, als echter Jäger. Er wurde aber der erste Jäger ganz großen Stils jetzt in dem Sinne, den der große Stil deutscher Entwicklung inzwischen ermöglicht hatte: deutscher Jäger bis in die Jagdgründe Deutsch-Afrikas. 1896 kam er zum erstenmal hin und seither dann noch dreimal. Auf diesen Fahrten wie in ihren Intervallen daheim wurde aus dem Sportsmann ein Zoologe. Als er photographieren lernte, faßte er seine Spezialität in dieser Zoologie. Mit einer prachtvollen Zähigkeit trieb er sie auf der letzten Reise bis an das Ziel, das uns das Buch zeigt. Etwa 2000 Momentaufnahmen nach dem Leben hat er heimgebracht, ein ganzes „Tierbuch", wie es noch nie eines gab. Die in paradiesischem Frieden einträchtig weidenden Herden vergesellschafteter Zebras und Gnus; zwei uralte Elefantenbullen, wahre Patriarchen, mitten im Buschwalde am Kilimandscharo; die von ihm selbst neuentdeckte Art der Giraffe, die Schillings-Giraffe, in imposanter Größe langsam in der Waldeseinsamkeit daherwandelnd; Löwinnen, nächtlich am Bach trinkend, die Augen aufglühend im jähen Blitzlichtglanz; das Nilpferd auf seinem Gang in der Finsternis, den noch nie vorher ein Menschenauge, auch das der Eingeborenen nicht, belauscht; eine Löwin gerade im Ansprung auf einen zahmen Esel; der Leopard, wie er zur Tränke schleicht; die scheu witternden Gazellen, das riesige Nashorn mit seinem Jungen, die schönen Zebras am gleichen Fleck. Es sind Blätter dabei, die zum Höchsten an Naturstimmung überhaupt gehören, was ich im Bilde kenne, von einer gewaltigen wilden Poesie, durch das plötzlich flammende Blitzlicht wie eine Vision zauberhaft gebannt, bewahrt, in den Erinnerungsschatz der Menschheit für immer gerettet aus dem ungeheuren Dunkel des Daseins, in dem diese Szenen sich seit Jahrmillionen bisher abgespielt hatten. Keine Retouche hat daran gerührt, die Wahrheit spricht mit einer hinreißenden Größe der Schlichtheit. Eine Auswahl der besten aus diesen Bildern, wie sie das Buch gibt, hätte allein genügt, das Werk zu tragen, — wobei für spätere Aufgaben immerhin noch ein Teil mehr an rein technisch glücklicher Reproduktion Wunsch bleibt; für *solche* Originale sollte keine Feinheit in der technischen Wiedergabe unversucht gelassen werden. Schillings hat aber noch weit mehr selbst hinzugetan. Er hat in einer Reihe von Kapiteln seines Textes ein Naturgemälde der Masai-Steppe in Worten entworfen, das ich mit keiner Schilderung in einem neueren Reisewerk zu vergleichen weiß. Die zoologischen Details, die auch als Text den Fachmann entzücken in ihrem Reichtum, hat dieser „Spezialist", so spröde sie auch sein mögen, mit wahrhaft genialer Gabe schildernd noch einmal in Bilder, in

stimmungsechte große Panoramen zusammengefaßt. Indem er uns alles chronologische Beiwerk glücklich verschweigt, die tausend Wiederholungen des Tageslaufs, aus denen sich eine solche Reise mühsam genug zusammenstoppelt, resolut unter den Tisch wirft, auf „Abenteuer", wo es nicht unbedingt dazu gehört, bescheiden verzichtet und immer nur künstlerisch zu Ganzwirkungen gruppiert, läßt er die Steppe als Ganzes vor uns erscheinen in ihrer Natureinsamkeit, ihrem Selbst, ohne hastende Menschen. Wir leben in ihr, hören ihre Tierstimmen bei Tag und Nacht, sehen ihre Vogelschwärme ziehen, folgen den Spuren der scheuesten Antilope in ihr, — völlig einsam, als sei uns wirklich vergönnt, in jene Tierparadiese der älteren Tertiärzeit noch einmal hineinzuschauen, zu deren Staffage der Mensch überhaupt noch nicht gehörte. Es ist die höchste Kraft in Schillings' Persönlichkeit, die ihn dieses Meisterwerk hat erreichen lassen: die Person völlig aufzuheben und auch in Worten die Natur so allein wirken zu lassen, als flamme bloß ein automatisches Blitzlicht in ihr auf und verzaubere sie zum ewigen Verharren, ohne sie zu stören.

Es war eine ganz andre „Spezialität", die den Professor der Zoologie zu Erlangen Emil Selenka Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre in die südasiatischen Tropen trieb. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatte sich ein ganz neuer Zweig der Tierkunde entwickelt: die Embryologie oder Lehre von den individuellen Entwicklungen der Tiere im Ei, im Mutterleibe oder als Larve. In den letzten fünfundzwanzig Jahren hatte dieses hochinteressante neue Feld dann noch eine besondere ungeahnte Bedeutung gewonnen durch jene allgemeinere, die ganzen Tierarten und Tierordnungen betreffende Entwicklungslehre, die an den Namen Darwins anknüpfte. Die Hypothese war aufgestellt worden, daß Tierformen, die sich in erwachsenem Zustande sehr weit voneinander entfernt zeigten, in frühen embryonalen Stadien sich sehr viel mehr glichen, und eben in diesen Übereinstimmungen des jugendlichen Ausgangspunktes wurde eine stärkste Stütze der Lehre von einer gemeinsamen Abstammung von gleichen Urformen und einem kontinuierlichen Stammbaum gesucht. Bei dem Versuch, diese Hypothese streng zu begründen, erwies sich aber eben die Jugend jenes ganzen Forschungszweiges als leidiges Hemmnis. Es fehlte gerade in den wichtigsten Fällen am embryologischen Material, und zwar betraf diese Lücke vor allem das im engeren noch wieder interessanteste Gebiet von allen: die Säugetiere. In der Konsequenz der Darwinschen Lehre lag eine Beziehung des Menschen zum Stammbaum dieser Säugetiere. Es mußte von der durchschlagendsten Bedeutung sein, wenn auch hier embryologische Ähnlichkeiten in jenem Sinne sich feststellen ließen. Dazu war aber die Embryologie in erster Linie der auch erwachsen menschenähnlichsten Säugetiere nötig: der Affen und noch spezieller der Menschenaffen. Über letztere existierte aber noch gar nichts Sicheres. Bekanntlich lebt von diesen Menschenaffen, die ebenfalls in der Tertiärzeit weit verbreitet waren, nur noch ein kleiner Rest im tropischen

Afrika und Asien. Unsre nähere Kenntnis der erwachsenen Formen ist selbst noch ganz jung und vielfach lückenhaft. Die Gegenden, wo sie hausen, sind geographisch ganz besonders schwer zu erforschen gewesen und zum Teil tatsächlich noch nicht einmal der Karte nach klar enträtselt. Wenn man erwägt, daß die Embryologie zahlreicher bei uns heimischer Tiere noch gar nicht oder nur mangelhaft bekannt ist, so mußte es fast als Utopie erscheinen, diese tiefsten Lebensgeheimnisse, zu deren Studium stets eine verschwenderisch große Masse von Individuen nötig ist, bei so extrem fernen und schwierigen Objekten bezwingen zu wollen. Mindestens konnte für einen ungeheuren Aufwand an Mut, Kraft, Zeit und Geld nicht leicht eine raffiniertere Spezialität ersonnen werden. Und doch war auch hier das Problem stark genug, seinen Mann zu wecken. Selenka (geborener Braunschweiger, Sohn eines Hofbuchbinders dort) sah sich nach einer längeren erfolgreichen zoologischen Lehrtätigkeit (zuerst in Leiden, dann in Erlangen) vor eine ähnliche Notwendigkeit gestellt wie Schillings für seine Jagd: auch die Embryologie mußte in die Tropen gehen, um das Höchste zu leisten. Im Besitz der nötigen Mittel, mit dem richtigen Draufgängertum des Menschen, der sich vom Geist leiten läßt, obwohl seine Körperkonstitution keineswegs robust zu solchen Dingen war, fährt er zuerst nach Brasilien, um die Embryologie der amerikanischen Affen und der merkwürdigen Beutelratten dort zu studieren; letzteres gelang, wenn auch auf Umwegen. Dann aber faßt ihn der Mut, wirklich gleich an das Schwerste zu gehen.

Er unternimmt zwei systematische Expeditionen nach Südasien in Sachen der Embryologie hoher und höchster Affenformen. Die zweite Reise (1892), auf der ihn seine geistig mitarbeitende zweite Frau begleitet und unterstützt, führt endlich bis Borneo, in die Heimat des berühmten Anthropoiden Orang Utan. Für ihn werden ganz allgemein Selenkas Studien sofort maßgebend. Ein leidiges Geschick läßt allerdings den besten Teil der unsagbar mühevoll gewonnenen Sammlung noch im letzten Moment, beim Transport auf den Dampfer, durch Zusammenstoß eines chinesischen Handelsschiffes mit dem Kahn rettungslos verloren gehen, — echtes Tropenschicksal, wie es Schweinfurth einst ähnlich in Afrika erlebt hat. Gleichwohl sind die Resultate glänzend. Besonders die Embryologie des zweiten südasiatischen Menschenaffen, der vielleicht dem Menschenursprung am nächsten steht, wenn jene vielbesprochenen fossilen Reste des Pithecanthropus von Java richtig gedeutet sind, des Gibbon, wird bis zu überraschendsten Zielen aufgehellt. Das entscheidende Ergebnis ist die in jeder Hinsicht aufdringlich deutliche Übereinstimmung einerseits aller altweltlichen Affen, der Menschenaffen und des Menschen in ihrer Embryonalentwicklung untereinander im Gegensatz zu den übrigen Säugetieren — und andrerseits die noch wieder engste Beziehung hier zwischen Gibbon, Orang Utan und Mensch. Selenka selbst ist es freilich nicht mehr beschieden gewesen, das gesammelte Material fachmännisch noch ganz durchzuarbeiten. Er hatte sich nach der Reise (zu ungestörter Tätigkeit ganz in diesem Dienst) nach München zurückgezogen. Mitten aus der glücklichsten Leistung rief ihn dort am 21. Januar 1902 der Tod ab; Fachgenossen führen

jetzt sein Werk, soweit es geht, zu Ende. Überblickt man diese Bahn, so scheint es wirklich fast undenkbar, daß sie noch ein für Laien lesbares und genießbares Buch ergeben haben könnte. Es ist möglich geworden, weil in Selenkas Persönlichkeit eben noch eine ganz andre Farbe war. Selenka war ein geborener Künstler. Wie Haeckel, war er in seinem Fach ein genialer Zeichner, und er war es nicht nur im Fach. Sein Porträt zeigt einen typischen Künstlerkopf. In Mußestunden hat er ein geistvolles Büchlein über „Die Tracht des Menschen" geschrieben.

Als Maler, als Menschenfreund, als Denker wußte er auch seine Weltreisen auszukosten mit all ihren verschiedenartigen Reizen. Dieser Selenka mit dem Malerauge für die Leuchtfarbe des Tropenbildes, mit dem Gemütsauge für den Sonnenwert dieser Welten, wo der wilde Kopfjäger bei den Dajaks auf Borneo, der Menschenaffe auf seinem Urwaldbaum in wunderbaren Kontrasten grenzen an die Weltentiefe altindischer Philosophie und die heiligsten Mysterien des grübelnden Menschengeistes, der in Kunst und Denken Anschluß sucht an das All, — er hat dieses Buch von den „Sonnigen Welten" geschaffen. Wohl handelt ein gewichtiges Kapitel auch in ihm von Orang und Gibbon. Dieser starke Geist schämte sich auch an dieser Stätte seiner Spezialität nicht. Aber wie viel mehr weiß auch er darüber hinaus noch zu geben! Auch Selenka ordnet, wie Schillings, nach sachlichen Gesichtspunkten, er setzt das im subjektiven Reisetagebuch Atomisierte wieder zu Gemälden zusammen, ehe er es dem Leser vorstellt. Als solches ungemein geschickt komponiertes Bild erscheinen die Dajaks auf Borneo, eine geschlossene ethnographische Charakterstudie. Dann Java mit seiner mythischen alten Kultur. Indien mit seinen philosophischen Reliquien. Ceylon mit seinen blühenden Palmen, hinter denen der Adamspik mit seiner heiligen Fußspur Buddhas von sechs Fuß Länge aufsteigt. Und, fast die Hälfte des Bandes, endlich Japan. Er wollte auch dort Affen sammeln, und sein Künstlerblick fing ein farbenfrohes Kulturbild, dieses einzige der Erde von heute, das in Vollkraft neben uns lebt, während in Indien und auf Java nur alte Kulturgräber versteint uns anschauen, — und das doch, wie auf andrem Planeten erwachsen, neben uns, nicht in uns steht.

Diese Kapitel über Java, vor zehn Jahren schon größtenteils veröffentlicht, liest man heute mit erhöhtem Interesse. Wie schon bei den Dajak-Schilderungen, so macht sich auch hier ein sehr weicher Stift merkbar. Selenka schildert seine Menschen mit Optimismus, wie Schillings seine Tiere. Obwohl beide ohne Pathos erzählen, fühlt man doch, wie sie Anteil nehmen; ihr Objekt ist ihnen nicht gleichgültig, und sie freuen sich lebhaft gewisser Züge, die dem Bilde auch objektiv Wärme geben. Selenka verweilt gern bei schönen individuellen Menschheitszügen in allen Rassen; Schillings betont das Seelische im Tier. Zoologen und Ethnologen von heute haben ja vielfach eine gewisse Angst in diesem Punkte. Seit Peschel sein berühmtes Vernichtungsurteil über Georg Forster und seine Nachfolger gefällt: daß sie durch Gemütsstimmungen vor der Natur von der „reinen Erkenntnis der Körperwelt" abzögen, ist das oft in ein umgekehrtes Extrem getrieben worden, als dürfe schließlich weder

im Beobachter noch im Objekt etwas Seelisches mitspielen. Aber diese reine Erkenntnis der Körperwelt ist in diesem Sinne weder möglich noch ist sie überhaupt Ziel. Selbst ein so genialer Kopf wie Peschel war doch hier auch nur Opfer einer vorübergehenden Zeitströmung. Geht man die Lebensarbeit etwa Ratzels durch, so merkt man, wie der sich schon wieder in seinen letzten Jahren davon fort entwickelt hatte. Aus Angst vor falschen Anthropomorphismen im Tier die Analogie des Seelisch-Individuellen anzweifeln und bloß eine allgemeine Maschine suchen, geht so wenig auf die Dauer an, wie sich eine Landschaft ohne Stimmung „schildern" läßt oder Menschen beobachtet und gewertet werden können ohne eine innerliche Anteilnahme, die über jene (doch immer selbst erst einseitig konstruierte) reine „Körperwelt" hinausgreift. Bei Selenka fühlt man, daß es ein Sonnenmensch war, der hier die sonnigen Welten besuchte. Und man denkt in einem Sinne, der doch auch streng wissenschaftliche Förderung einschließt, an Goethes Wort von dem Auge, das sonnenhaft sein muß, um die Sonne schauen zu können. Es erhöht den Reiz auch dieses Buches, daß es hervorragend schön illustriert ist, in diesem Falle auch in hervorragend guter Reproduktion der Originale. Diese zweite Auflage ist von Frau Selenka herausgegeben, der aufopfernden Helferin und Mitarbeiterin ihres Mannes auf der Reise selbst, aus deren Feder bereits wertvolle Stücke des Textes in der ersten Ausgabe stammten, und die jetzt alles noch einmal liebevoll durchgearbeitet und verbessert hat.

Die anthropoiden Affen, die Selenka suchte, stehen heute ebenso auf dem Aussterbeetat wie die übrige tertiäre Tierwelt, die Schillings uns im Bilde rettet. Schon Darwin hat gelegentlich gesagt, es werde die Zeit kommen, wo uns die Lücke zwischen Mensch und Tier viel größer erscheinen werde als heute, weil die Orangs und Gorillas von der Erde dann verschwunden sein werden. Zu der gleichen Zeit aber, meinte er, werde auch das Bild des Menschen selbst einseitiger geworden sein; denn auch die heute noch lebenden niedrigsten und kulturfernsten Völkerrassen würden ungefähr im selben Termin ausgerottet sein, wie es heute schon die Ureinwohner Tasmaniens sind. So gilt es heute auch ethnographische Rettungen. Sterbende Völker wollen noch photographiert, noch dokumentarisch festgelegt sein wie die Elefanten und Giraffen der Masai-Steppe. Eine solche Rettertat leisteten in den achtziger und ersten neunziger Jahren die Gebrüder Sarasin, zwei Baseler Gelehrte, deren Energie wie Mittel den schwierigsten, ja tollkühnsten Expeditionen ins Unbekannte gewachsen waren, die sie, bei geringem Altersunterschied, stets gemeinsam durchführten und ebenso einheitlich wissenschaftlich bearbeiteten. In einer der umfangreichsten und schönsten anthropologischen Monographien, die wir besitzen, bewahrten sie der künftigen Forschung ein nach Kräften vollkommenes Bild jenes einzigartigen primitiven Volkes der Weddas, der Ureinwohner der Insel Ceylon. Wie dieser ganz urtümliche Menschenrest von der Schwelle der Kultur sich in Zuständen, die an unsre Steinzeit-

menschen erinnerten, allen späteren Kultureinwanderungen zum Trotz in den verborgensten Winkeln der grünen Tropeninsel bis heute erhalten hatte, so mochte aber vielleicht auch noch in einem andern tiefsten Herzpunkt einer der südasiatischen Inseln eine solche kostbare und rettungswerte Reliquie sich bergen. Die Augen des Geographen mußten sich hier ganz besonders auf die Insel Celebes richten. Zoologisch seit langer Zeit berühmt wegen ihres Charakters als Grenzrain zwischen der Fauna der Sundainseln und der so sehr verschiedenen Fauna von Australien, war diese Insel in ihrem Innern (trotz formeller holländischer Oberheit) gerade wegen der Feindseligkeit ihrer Bewohner noch sehr wenig erforscht worden. So sehen wir denn die Sarasins nach Beendigung ihrer Ceylon-Studien folgerichtig ihre ganze mächtige Kraft auf Celebes konzentrieren. Es vollzieht sich wie ein planmäßiger Feldzug, wobei die Ironie des Schicksals wollte, daß gelegentlich ein wirklicher kleiner Feldzug, eine Mobilmachung der holländischen Regierung gegen die eingeborenen Regenten, eingreifen mußte, um die tapferen Reisenden zu retten, als sie zu arg ins Gedränge geraten waren. Nach einem fünfjährigen Ringen ist das Programm in seinen ersten Grenzen auch hier durchgeführt. Geographisch ist Erstaunliches als absolut „neu" durch mehrfache völlige Durchquerung verschiedener Armen der grotesk verschnörkelten Insel geleistet. Große biologische Sammlungen und Beobachtungen sind gewonnen. Das tiergeographische Rätsel von Celebes ist in neuer Form gelöst: Celebes, das noch im frühen Tertiär ganz unter Wasser stand, hat in der späteren Tertiärzeit umgekehrt weite Landverbindungen nach drei Himmelsrichtungen gehabt, nördlich mit den Philippinen, südwestlich mit Java, östlich mit Neu-Guinea und Australien; auf allen drei Landbrücken aber sind Tiere zu ihm eingewandert und verkörpern heute auf ihm die seltsamste Mischfauna. Die Krone bilden auch diesmal ethnographische Resultate. Auf Celebes finden sich noch heute die anschaulichsten Pfahlbauten, die in jedem Betracht an die prähistorischen Ansiedlungen auf unsern europäischen Seen erinnern; wie dort, so glauben auch in unsern Urzeiten die Sarasins den Grund dieser höchst unbequemen Pfahlbauerei in einem hygienischen Zweck suchen zu sollen: das Wasser wäscht und wusch den Abfall der Wohnstätten reinlich fort und ersetzte die Kanalisation. Aber weit mehr als das: womit die Vermutung nur vage gespielt, das trat wirklich ein. In den sogenannten „Toála" zeigte sich zunächst ein anscheinend alter, kleinwüchsiger Volksrest, der nicht zu den übrigen Celebes-eingeborenen von heute passen wollte, obgleich er immerhin längst nicht mehr so primitiv in Bau und Sitten war wie die Weddas von Ceylon. Mitten in ihren Studien über diese rätselhaften Toála geraten die Gebrüder aber auf alten Höhlenboden, der beim Nachgraben eine ganze Steinzeit-Urkultur an Resten liefert, eines der wunderbarsten Dokumente dieser Art, das in der Tat auf eine Wedda-ähnliche Menschheit jetzt direkt hinweist, die ehemals vom asiatischen Festlande her über Ceylon wie Celebes hinweg gewohnt hat. Wie weit? Bis nach Australien? Um diese Dinge noch in *lebenden* Reliquien aufzustöbern, ist auf Celebes die Wissenschaft offenbar schon um einige Zeit (die Länge steht dahin) zu spät gekommen, denn wenn jene heute noch zwerg-

hafteren Toála die direkten Nachkommen dieser Verfertiger von echten Kieselsteinwerkzeugen auch wirklich sein sollten (wie die Sarasins es glauben), so sind sie doch in diesem Falle bereits inzwischen so verändert worden, daß nicht mehr allzuviel an ihnen allein zu lernen wäre. Gleichwohl ist der Gesamtfund ein schlechthin glänzender von größter Tragweite. Seit Abschluß ihrer ersten Celebes-Fahrt vor zehn Jahren waren nun von den Sarasins vier Bände Spezialarbeiten zur Geologie und Zoologie der Insel erschienen. Der eigentliche Reisebericht aber stand für beide Reisen aus, und es fingen mancherlei Mythen an, über die wichtigsten Ergebnisse rund zu gehen. Jetzt endlich ist er auch da in zwei handlichen Bänden mit vielen, zum Teil recht guten Bildern. Der Tagebuchfaden drängt sich in diesem Reisewerk relativ am meisten auf unter den dreien. Mildernd wirkt immerhin die dramatische Spannung der wirklichen „Abenteuer" gerade hier, und die Mühe ist wenigstens überall ersichtlich, doch auch von den Resultaten so viel einzustreuen, daß eine sachliche Spannung nachhilft. Als Muster hat offenbar die Darstellungsmethode in Wallaces klassischer Pionierarbeit über den Indischen Archipel gegolten. Trotz aller Gefahren liegt über dem Ganzen eine behagliche Ruhe. Man glaubt oft, die trefflichen Gebrüder (die in den Abschnitten abwechselnd das Wort haben) im stillen Hafen nachträglich von ihrer Fahrt miteinander plaudern zu hören. Nur das Große fällt ein, das Naturewige. Die kleinen Vorfälle (die aber doch beinahe den Hals gekostet hätten) erscheinen mehr als humoristische Arabesken. Sie schildern sich selbst gelegentlich so: wie sie nach der nervös machenden Tagesarbeit an der Spitze einer unruhigen Karawane, unter tausend Störungen beständig auf dem Posten für jeden wissenschaftlichen Fund, endlich abends ihr Plauderstündchen finden, bei ihrem Whisky mit Sodawasser und einer Zigarre dazu. „Wir wissen wohl," sagen sie, „daß es gar sehr der öffentlichen Meinung zuwiderläuft", — nämlich Alkohol auf Forschungsreisen; aber diese Stunde „empfanden wir immer als den Tagelohn für die Anstrengungen sowohl der Märsche als der Arbeiten im Biwak". Die Eingeborenen unterschieden noch wieder an den Brüdern: der eine sei immer ernst, der andre immer fröhlich. In dem Buche ist das zur schönsten Mischung ausgeklärt.

Blätter aus meinem amerikanischen Tagebuche.

Vom

Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.

I. Nach Amerika in einem Auswandererschiffe.

Ein langer und schriller Pfiff erschütterte die Luft des kalten Januarmorgens — ich habe niemals eine kältere oder trostlosere Dämmerung im Hafen von Fiume gesehen. Es war, als ob eine sonst so strahlende Natur Abschiedstränen vergieße. Sicherlich war ich niemals Zeuge einer traurigeren Abreise als die dieser verwahrlosten Auswanderer, die ihre alte Heimat verließen.

Als die Ketten aufgewunden wurden, ging ihr Gerassel einem durchs Herz, als ob alle früheren Bande zerrissen werden sollten. Alles Gedenken lang vergangener Tage, alle Erinnerungen der Kindheit schienen geschwunden zu sein, wie mit Gewalt zerstört. Alles, was man geliebt, versank — alle Wünsche, alle Hoffnungen, welche die Jugendzeit erleuchtet, schienen niedergezogen und ertränkt zu werden von den hungrigen Wogen, die das Schiff erbarmungslos hin- und herwarfen, als wir die Fahrt nach unsern neuen Zielen antraten.

Zweitausendvierhundert Arbeiter verließen ihr Vaterland, um in einer fremden Welt ihr tägliches Brot zu suchen. Wenn jeder Abschied schmerzlich ist, sei es auch nur ein solcher für kurze Zeit, um wie viel härter muß er denen sein, die ihr Alles zurücklassen, und oft auf immer. Im Hafen des Quarnero, der gewöhnlich einen so heiteren Anblick gewährt, als ob er nur für Feiertagsbesucher und glückliche Menschen geschaffen sei, machte dieses Schauspiel einen um so ergreifenderen Eindruck.

Fiume ist eine jener reizenden Städte, halb mittelalterlich, halb modern, wo das Malerische der vergangenen und der Fortschritt der neueren Zeit sich vereinen, um mit ihren mannigfachen Kontrasten von Licht und Schatten ein wundervolles, ein leuchtendes Aquarellbild zu geben. Es ist erstaunlich, zu denken, wie dieser Teil des Adriatischen Meeres, ehemals so ganz unbekannt und verloren, in den letzten fünfzehn oder zwanzig Jahren einer der Mittelpunkte des Reichtums und der Mode geworden ist, wo prächtige Hôtels, um-

geben von Olivenwäldern, erstanden sind und Männer und Frauen von den verschiedensten Weltgegenden den Winter zubringen inmitten einer Bevölkerung von Fischern, die, unberührt von äußeren Veränderungen, ihr angestrengtes Leben wie vor hundert Jahren fortführen.

Während meines Aufenthaltes im Palaste des Gouverneurs — einer glänzenden Entfaltung von Marmor und Bronze und Heimstätte jeder Art von Luxus — benutzte ich, bis zur Abfahrt meines „Steamers", die Gelegenheit, mich in den Quartieren umzusehen, wo die größere Menge der Bevölkerung in einer elenden Lage lebt und die allgemeine Armut um so mehr von dem Pomp des offiziellen Stadtteils absticht. Aber ist es nicht ein seltsames Zusammentreffen, daß gewöhnlich in den Ländern, in denen die Zustände der arbeitenden Klassen am trübsten und düstersten sind, die Regierung einen um so größeren Aufwand zur Schau stellt?

Es war gerade die Zeit der Wahlen, so daß ich mich auch mit der Stimmung des Volkes bekannt machen konnte. Die Straßen waren gedrängt voll und beständig kamen Tumulte vor wie in den Tagen, als die Frangipani ihr hochgetürmtes Schloß, das noch immer die Höhe krönt, gegen die unruhigen Bürger verteidigten. Jeder, der des Weges kam, brachte seine Beschwerden und seine Wünsche vor. Indessen ich hatte nicht die Zeit, auf die Einzelheiten der Parteiinteressen und die Politik der freien Stadt Fiume einzugehen, die eine ganz ausnahmsweise eigene Verfassung hat, da sie wohl einen Teil des Königreichs Ungarn bildet und doch unter einem Generalgouverneur autonom ist. Dies zu erklären, würde Bände erfordern und auch dann wahrscheinlich die Sache nicht klarer machen. Zum Glück habe ich mit Politik wenig zu tun. In diesem Falle war mein Beruf einzig, als Schiffskaplan eine Menge meiner armen Landsleute auf einer langen und kummervollen Reise zu begleiten.

Ich hatte mich freiwillig erboten, dieses Werk zu übernehmen, da ich gehört, wie groß die Not geistlicher Hilfe und moralischer Unterstützung auf Auswandererschiffen sei. Wenn wir bedenken, daß jede Stadt und jedes Dorf von geringerer Einwohnerzahl vielleicht, als eins dieser gewaltigen Fahrzeuge umfaßt, ja daß sogar die Kriegsschiffe der verschiedenen Flotten ihre Kirche oder ihren Kaplan haben, um wie viel nötiger ist es, daß hier für den Zuspruch des Geistlichen gesorgt werde, wo die Niedergeschlagenheit so groß und schließlich doch auch die Gefahr so nahe, wo alt und jung und beide Geschlechter so eng beisammen sind. Alle führenden Schiffahrtsgesellschaften verwenden die größte Sorgfalt darauf, ihren Passagieren jede materielle Annehmlichkeit zu sichern, gesunde Nahrung, ärztlichen Beistand und einen hinreichenden Vorrat von Medikamenten; aber sie scheinen noch nicht daran gedacht zu haben, wie wichtig es ist, in ähnlicher Weise auch für die moralischen Bedürfnisse zu sorgen.

Die Notwendigkeit einer solchen Hilfe zeigte sich in tragischer Weise sogleich beim Beginn unsrer Reise. Ein Matrose, der ein Segel reffen wollte, stürzte in den Schiffsraum hinunter und brach das Genick; er starb bald darauf mit Hinterlassung einer zahlreichen Familie. Ein noch traurigerer

Fall ereignete sich kurz darnach und betraf ein armes Weib, das auf dem Wege war, sich mit ihrem in den Gruben von Westvirginia arbeitenden Ehemann wieder zu vereinigen. Sie hatte zwei Kinder, deren einem wegen seiner schwachen Gesundheit die Behörden nicht erlauben wollten, zu reisen, und das darum zu den mütterlichen Verwandten in Ungarn geschickt worden war. Es hatte jedoch zur Zeit unsrer Abfahrt seinen Bestimmungsort noch nicht erreicht, und die Unruhe der Mutter war so groß, daß sie beim Empfang eines von einer Dampfbarkasse gebrachten Telegramms: das Kind sei nicht angekommen, mit einem Schrei zu Boden fiel und in wenigen Minuten verschied. Ist es nicht natürlich in Augenblicken wie diesen, daß diejenigen, die zurück bleiben, eines moralischen Halts bedürfen und Trost in ihrem Glauben suchen?

Die Reise dauerte fast zwanzig Tage. Es waren endlose Stunden einförmigen Hin- und Herschaukelns auf einer traurigen Wasserwüste. Wie verschieden von meiner ersten Reise nach den Vereinigten Staaten in dem schwimmenden Palast „Kaiser Wilhelm der Große" im schönen Sommer 1900, als alles heiter und glücklich schien und das Schiff dicht gefüllt war mit Leuten, die Entbehrung und Sorge wohl niemals gekannt hatten, und zu deren vergnügtem Dasein das angeschaute Weltall einen fröhlichen Hintergrund bot.

Welchen Unterschied können zwei oder drei Generationen machen, und welcher Unterschied wird selbst im Leben eines einzelnen oft durch zielbewußte Tatkraft hervorgebracht! Wenn man die Biographie des einen oder andern Bürgers der neuen Welt liest, begreift man schwer, wodurch es Männern von reiferem Alter möglich ward, sich den ganz andern Bedingungen anzupassen und sich so zu entwickeln, um innerhalb weniger Jahre Leistungen von universeller Wichtigkeit vollbringen zu können.

Denjenigen, die den Vereinigten Staaten oder überhaupt neuen Ländern ihr Studium widmen, drängen sich vor allem zwei Fragen auf: 1. welche sind die für den Erfolg notwendigen Eigenschaften, und 2. welche Umstände und Faktoren bringen diese Eigenschaften zur Entwicklung?

Es ist ein unerschöpflicher Gegenstand der Untersuchung, woher die Masse der Bevölkerung kommt, die sich in neuen Kontinenten niedergelassen und sie besiedelt hat. Um dies festzustellen, müssen wir auf die Quelle zurückgehen, müssen wir die Auswanderer in ihren Heimatländern beobachten und bis zu einem gewissen Grade suchen, ihre Kindheit, das Richtmaß ihres Lebens und ihrer Arbeit, ihre sozialen Verhältnisse und moralische Existenz zu verstehen. Wir müssen eine Vorstellung von ihrer ganzen Geschichte haben.

Während der vielen Tage unsrer Fahrt hatte ich reichlich Zeit und Gelegenheit, meine Reisegefährten kennen zu lernen, und in den langen Unterhaltungen, in denen sie offen über ihre persönlichen Angelegenheiten sprachen, mich mit ihrer Denkungsart zu befreunden. Ich gewann einen Einblick in ihre Art zu denken. Es waren Leute aus den Ländern des östlichen Europa, meist Ungarn, einige Slawen und eine geringe Anzahl Deutscher. In ihrer äußeren Erscheinung zeigten sie natürlich eine große Verschiedenheit:

die Ungarn waren dunkel, untersetzt, aber wohlgebaut; die Slawen hoch, schlank, hellfarbig und außerordentlich passiv; die Deutschen schienen, auch nach dem Temperament, die Mittelstufe zwischen beiden zu bilden: sie waren weniger feurig als die Ungarn, aber lebhafter als die Slawen — unzweifelhaft Menschen von ernsten Eigenschaften und praktischer Denkart. Je nach ihrer Abstammung drückten diese Leute ihre mannigfachen Klagen und Absichten in verschiedener Weise aus, blickten auf ihre Vergangenheit in verschiedenem Lichte und sahen auf die Verheißungen der Zukunft durch verschieden gefärbte Gläser. Aber ihre Beweggründe waren immer dieselben: das Motiv, weswegen sie ihr Land verlassen und mit der Vergangenheit gebrochen hatten, war für alle das eine, die bittere Notwendigkeit.

Ich war besonders zu erfahren bestrebt, warum meine eigenen Landsleute in solchen Mengen aus ihrer Heimat fortwandern. Ungarn ist weit davon entfernt, übervölkert zu sein; es gibt dort ganze Distrikte, die der zwei- und dreifachen Anzahl ihrer gegenwärtigen Bewohner bedürftig wären. Heute noch sind weite Strecken unangebaut, während die natürlichen Bedingungen des Bodens und des Klimas sicher günstig und imstande sind, allen Anforderungen zu genügen. Und doch haben 100 000 Arbeiter vor zwei Jahren und 118 000 im letzten Jahre das Land verlassen. Wie dieser Zustand der Dinge zu verhüten und zu verbessern sei, ist eine von den brennenden Fragen des Tages.

Wir dürfen nicht vergessen, daß kein Volk sich gern und leicht von seiner Heimat trennt. Die Magyaren insbesondere sind eine patriotische, ihrem Vaterland ergebene Rasse: nur der Druck der unerbittlichen Not kann sie dazu bringen, von ihm zu scheiden. Zu gleicher Zeit wissen sie, daß sie in dem neuen Lande nicht willkommen sind. Die Gesetze für die Einwanderung werden mit jedem Jahre härter und richten sich alle gegen die Zulassung zu vieler Neuankommenden; Hunderte und Tausende werden unter mancherlei Gründen und Vorwänden in jedem Monat von den Behörden zurückgewiesen.

Es ist ganz verständlich, daß diejenigen, die im Besitze sind, das allzustarke Einströmen fremder Elemente und einen unliebsamen Wettbewerb nicht eben mit günstigen Augen ansehen. In der Tat besteht die Gefahr, daß diese in ganzen Schiffsladungen ankommenden Leute in der Hoffnung auf zweifelhafte Gelegenheitsarbeit in den Städten bleiben, anstatt weiter nach den dünner bevölkerten Distrikten zu reisen. Die amerikanische Regierung wünscht, so weit möglich, Anhäufung zu verhindern und die Inlandbesiedlung zu fördern. Aber die Anziehungskraft der Städte und die Möglichkeit allenfallsigen Erfolges in den verkehrsreichen Mittelpunkten sind schwer durch ein Gegengewicht zu überwinden. Die großen Fabrik- und Handelsstädte zahlen dem geringsten Arbeiter Löhne von zwei bis drei Dollar den Tag, und dies ist eine zu mächtige Versuchung und hält die Einwanderer ab, weiter vorwärts zu blicken und tiefer ins Land zu gehen. Sie alle werden, wie ich bereits sagte, durch ursprüngliche Gründe getrieben. Sie brauchen zuerst ihr tägliches Brot, dann Kleidung, drittens ein Obdach; alle andern Bedürfnisse kommen erst später. Sie kämpfen um das Leben, und alle ihre Gedanken werden durch den Instinkt des Daseins und der Selbsterhaltung beherrscht.

Der erste Teil unsrer Reise ging längs der malerischen Küste von Apulien und Kalabrien. Eine der schönsten Landschaften lag vor uns ausgebreitet, mit dem Monte Gargano hoch emporragend über seinen immergrünen Abhängen — das Land, das nicht nur in der mittelalterlichen Geschichte, sondern in der der Zivilisation überhaupt eine so wichtige Rolle gespielt hat. Nun bot sich dem Blick eine prachtvolle Kathedrale, von den großen Päpsten ihrer Zeit erbaut; nun erschienen Festungswerke, Basteien mit Schießscharten und Wachttürmen, von den mächtigen Hohenstaufenkaisern errichtet; doch alles dies bedeutete meinen einfachen Reisegenossen nichts. Weder die Schönheit der Natur noch die glorreichen Erinnerungen der geschichtlichen Vergangenheit berührten sie. Nur einer oder zwei fragten mich, ob dies schon die Küsten von Amerika seien und nahmen, da sie eine verneinende Antwort erhielten, keine weitere Notiz davon, sondern wandten sich gleichgültig ab, wie von etwas, was ihnen nichts nützen könnte. Es ist schwer, den Gedankengang von Leuten zu begreifen, die niemals nach andern als nach elementaren Dingen getrachtet haben. Noch schwerer würde es sein, zu wissen, wie viel und in welcher Weise ihren Kenntnissen hinzugefügt werden müßte, um die Harmonie ihres inneren Lebens zu erhöhen.

Am dritten Morgen färbten die ersten Strahlen der Sonne den Gipfel des Ätna; mit einem rosigen Schimmer hob er sich ab von dem wolkenlosen Himmel, blau, wie er einzig in diesem herrlichsten Teile der Welt sein kann. Auch die See war blau. Zwischen Scylla und Charibdis, umgürtet von weißen Dörfern, die sich in den Wassern spiegelten, war die Natur so leuchtend, daß ein Empfinden von Liebe und Hoffnung sogar das Dunkel durchdrang, das auf den Gemütern dieser niedergedrückten Auswanderer lastete. Sie alle kamen an Deck, setzten sich mit ihrem Psalmbuch in einen Kreis und sangen diese schönen, alten Melodien, die sie zurückführten zu den Erinnerungen ihrer Heimat und Kindheit.

In Gibraltar sagten wir Europa Lebewohl. Wir hielten im Hafen einige Stunden, und ich hatte Zeit, an Land zu gehen und diesen einzigartigen Platz wieder zu besuchen. Einzigartig in der Tat, dieser Schlüssel des Mittelmeeres, wie man ihn nennt, eine der stärksten Festungen der Welt. Und doch sind diese unbesiegbaren Bollwerke, riesigen Kanonen und Pyramiden von Kugeln hinter Rasenplätzen, Bergspaziergängen und Blumengärten so kunstvoll versteckt, daß man auf ihre eigentliche Bestimmung gar nicht kommen könnte. Und ebenso sehen die Mannschaften, denen man begegnet, in ihrem frischen Segeltuch, ihren Scharlachjacken und andern glänzenden Uniformen so schmuck aus, wie sie hier, inmitten ihrer Familien, die Promenade auf- und abgehen, daß man sich schwer vorstellen kann, der Zweck ihres Lebens sei schließlich doch nur Krieg und Zerstörung. Doch wir wollen hoffen, daß der Ehrgeiz Gibraltars ein höherer sei: Verhinderung des Krieges und Erhaltung des Friedens.

Gibraltar gegenüber ist die afrikanische Küste sichtbar, die freilich unruhig genug ist, um beständig bewacht werden zu müssen. Wir passierten Tetuan, Ceuta und Tanger auf Kanonenschußweite. Tetuan ist sicherlich eine der charak-

teristischsten Städte des Orients, die ich kenne. Mit ihren weißgetünchten Straßen und ihrer Bevölkerung in weißen Burnussen erinnert sie an eine der Feenstädte der arabischen Tausend und eine Nacht; sie ist auch bis jetzt noch unberührt von irgendeiner Art fremden Einflusses, und während meines Aufenthalts vor einigen Jahren trug es beträchtlich zur Erhöhung ihres Reizes bei, daß ich wußte, ich sei der einzige Ausländer innerhalb ihrer geschlossenen Tore. Gleich Fez und Marokko schien mir Tetuan die letzte Spur der Zivilisation der Kalifen und das letzte Überbleibsel des Ruhmes der Abencerragen. Mit welch andern Augen sieht man doch auf ein Land, in dem man die Städte, die Dörfer und das Volk kennt!

Den Rest unsrer Reise verbrachten wir auf der offenen See. Mehr als zehn Tage lang wurden wir von einer Seite zur andern geworfen, den größten Teil der Zeit über war das Wetter in der Tat sehr schlecht. Wir machten zwei regelrechte Orkane durch, trafen Eisberge und hatten Schneestürme. Arme Auswanderer! Ist es nicht natürlich, daß Leute, die nie zuvor auf See gewesen sind, den Mut verlieren und denken sollen, sie würden ertrinken!

Ich möchte nicht ein zu düsteres Bild vom Innern eines Auswandererschiffes geben; aber man kann sich leicht genug den Rumpf eines Schiffes vorstellen, in dem Tausende von menschlichen Wesen Tag und Nacht zusammengepackt sind. Selbst wenn es sich um zivilisiertere Menschen handelte, würde es nicht grade wünschenswert sein, mit so vielen zusammengepfercht zu werden, wenigstens nicht, so weit angenehme Geselligkeit in Betracht kommt. Und doch muß ich von dem Betragen der Mannschaft mit hohem Lobe sprechen. Das Schiff hieß „Pannonia", eines der neuesten Typen der Doppelschraubendampfer, und alles war in Übereinstimmung mit den jüngsten Verbesserungen ausgestattet. Ein Teil des Schiffsrumpfes war für die Frauen und Kinder abgesondert. Die Mahlzeiten wurden gemeinsam genommen, die Kost war reichlich und die beste ärztliche Hilfe zur Hand. Aber wer, der an Qualen der Seekrankheit litt, konnte essen, oder was konnte Medizin ihm nützen?

Da war es merkwürdig zu sehen, wie diejenigen, die bei der Abfahrt am besorgtesten waren, sich zu vergewissern, ob ein guter Koch und ein erfahrener Arzt an Bord seien und nicht geglaubt hatten, daß ein Kaplan von irgendwelchem Nutzen sein könne, nun, als das Essen ihnen nicht schmeckte und Arznei ihnen nicht half, zu mir kamen und am Gottesdienste teilzunehmen wünschten, um für gutes Wetter zu beten und daß der Allmächtige sie sicher an Land bringen möge. In solchen Augenblicken der Verzweiflung war nicht einer, wie alt oder abgehärtet er auch sein mochte, der seine Nichtigkeit und die Eitelkeit aller irdischen Dinge nicht ehrlich eingestand, den Willen des Höchsten anerkannte und sein Hoffen in die Hand Gottes legte.

Es war eine schwere Reise in jeder Hinsicht; sie war hart selbst für mich, der, wiewohl lang an Seefahrten gewöhnt, doch immer nur an all den Annehmlichkeiten der großen transatlantischen Dampfer teilgenommen hatte und den auch hier die Offiziere mit freundlicher Aufmerksamkeit behandelten. Sie waren sämtlich Männer von weltweiter Erfahrung, die das Leben und seine Leiden zu verstehen schienen und immer bereit waren, meiner Bitte um

Beistand für irgendeinen der Zwischendeckspassagiere zu entsprechen. Lang, wie die Reise war, hatte ich doch keine Zeit, mich zu langweilen; denn mit einer so großen Anzahl von Pfarrkindern hatte ich alle Hände voll zu tun.

Mich verlangte, so tief wie möglich einzudringen in die psychologischen Gründe der Auswanderung, die in Ungarn so ungeheure Verhältnisse angenommen hat. Das einzige Mittel, das sich hierfür bot, war: viel mit den Leuten zu verkehren, die Meinung eines jeden der Reihe nach zu hören und so zu der allgemeinen Empfindung zu gelangen. Die Summe aller Beschwerden und Klagen, die mir vorgetragen wurden, immer in höchst lebhafter Sprache und zuweilen nicht ohne einen Anflug von Humor, gipfelten in drei hauptsächlichen Ursachen: erstens übermäßige Besteuerung; zweitens unzulängliche Lokalverwaltung; drittens die schwere Last einer langen Dienstzeit.

Hinsichtlich der Besteuerung waren die Klagen nur zu wohl begründet. Die Bürde der Steuern drückt schwer auf den Grund und Boden, während die großen Kapitalisten und Spekulanten fast abgabenfrei ausgehen. Dieses veraltete System, das aus Zeiten datiert, als Land der einzige Besitz war, kann von den großen Grundeigentümern noch getragen werden; aber da in Ungarn nahezu alle Kultivatoren des Bodens bäuerliche Besitzer sind, so genügen ein paar schlechte Jahre nacheinander, um sie zu ruinieren.

In Anbetracht der Lokalverwaltung und Rechtspflege gibt die gegenwärtige Methode einem Mißbrauch der Macht einen zu weiten Spielraum und wird, wie diese Leute mir erklärten, oft zu politischen und Parteizwecken gebraucht und nicht selten zur Erreichung rein persönlicher Vorteile.

Was den Militärdienst anbelangt, so waren sie damit etwas mehr ausgesöhnt. Einige betrachteten ihn sogar als eine gute Schule für ihre Kinder, und nur diejenigen schien er zu bedrücken, die von der Unterstützung ihrer erwachsenen Söhne abhingen.

Mit großer Teilnahme zuhörend, war ich erstaunt, welchen gesunden Menschenverstand und scharfes Urteil diese Leute entwickelten, und konnte ihren Auseinandersetzungen nichts entgegenstellen als die Hoffnung, daß die Zukunft bessere Dinge für mein armes Vaterland in Bereitschaft haben möge.

Endlich, an einem frostigen Februarmorgen, kamen wir in Sandy Hook an. Infolge eines heftigen Schneesturms, in dessen Schweifende wir gerieten, waren wir um zwei Tage verspätet. Ein prachtvolles Bild der Trostlosigkeit bot sich uns — alles war grau und weiß, ein silberner Nebel hing über der Küste, Flocken wirbelten durch die bitterkalte Luft, und der Seeschaum fror an den Schornsteinen des Schiffes; ganz bedeckt mit Schnee, muß es einem Geisterschiff geglichen haben, als wir langsam in den Hudsonstrom einliefen.

Plötzlich, wie durch einen Zauber, wurden die Umrißlinien der Riesenstadt sichtbar: Gebäude, irgendwo am Himmel hängend, Brücken, welche die Wolken überspannten und der majestätische Kopf der Kolossalstatue der

Freiheit, welche die neu ankommenden Pilger begrüßte, schienen durch den Schleier von Dunst und Nebel zu brechen.

Die 2400 Seelen an Bord des Schiffes blickten mit Staunen; sie schienen auf das Bild vor sich ohne das geringste Verständnis zu starren. Welche können die Empfindungen dieser bescheidenen Menschen gewesen sein? Welche ersten Begriffe mögen sie sich gebildet und welche Eindrücke von ihrem lang erwarteten Lande der Verheißung empfangen haben?

Jede Ankunft ist bis zu einem gewissen Grade von Geheimnis erfüllt; jeder unbekannte Platz erregt unsre Einbildungskraft. Um wie viel mehr ist dies der Fall, wenn man eine sogenannte Neue Welt erreicht!

Aber zum Sinnen war nicht viel Zeit. Die Zoll- und Sanitätsbeamten kamen an Bord, um ihre Pflicht zu erfüllen, was sie mit der echt amerikanischen Schroffheit taten. Die in den Vereinigten Staaten übliche Art des Verfahrens ist von einheimischen, scharf beobachtenden Schriftstellern so oft beschrieben worden, daß ich nicht weiter darauf einzugehen brauche.

Wir warfen Anker in jenen riesigen Docks, die einen so charakteristischen Teil der Umgebungen von New York bilden. Aber wie verschieden war der Anblick heute von dem, den sie gewöhnlich dem Auge der Hereinkommenden oder der Hinausfahrenden bieten! Ankünfte und Abreisen sind in Amerika reich an Farben und Leben. Diese Docks zu sehen, wenn sie gedrängt voll von Menschen sind, wenn jeder Ankommende von irgend jemandem empfangen und jeder Abreisende von Verwandten und Freunden begleitet wird, wenn jede Hand Andenken und Blumen hält, wenn jedes Taschentuch grüßend winkt und Lebehochs sich mit den Klängen patriotischer Lieder mischen: das ist ein typisches, nie zu vergessendes Bild. Wie ganz anders heute! Die Kais waren stumm und menschenleer. Die ungeheuern, schuppenartigen Gebäude boten keinem ein Willkommen. Die verlorene Schar geringer Arbeiter erwartete niemand, außer den Dampfbarkassen, die bereit lagen, um sie nach Ellis Eiland zu schaffen, wo sie der Besichtigung unterzogen werden sollten.

Die Verordnungen über ankommende Schiffe sind von den leitenden amerikanischen Blättern so oft besprochen und noch öfter getadelt worden, die hervorragenden dortigen Politiker haben Gründe dafür und dagegen so mannigfach angegeben, daß es unnötig ist, hier darauf einzugehen. Unstreitig hat eine Nation das Recht, angemessene Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um das Eindringen nicht wünschenswerter Elemente zu verhindern. Kranke Wesen oder solche, die keinen Pfennig Geld haben oder nicht imstande sind, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, werden mit Recht zurückgewiesen. Aber wie bei allen Verordnungen ist es auch hier schwer, harte und feste Regeln zu machen, ohne den Beamten einen großen Teil persönlicher Verantwortlichkeit zu geben. In der Tat hängt der Geist, in dem die Vorschriften ausgeführt werden, von den einzelnen Beamten ab und wechselt daher sehr. In einem Lande, das sich so rasch entwickelt hat, ist es doppelt schwer, einen idealen Maßstab zu bewahren.

Meine eigene Erfahrung bei dieser Gelegenheit war im ganzen ziemlich günstig, und wir hatten keinen besonderen Anlaß zur Klage. Die „Pannonia“

hatte an Bord nur Leute, die in keiner Weise „unerwünscht" sein konnten: alle waren auf dem Lande geboren, an harte Arbeit gewöhnt und an Leib und Seele gesund. Sie alle beabsichtigten, in die Gruben- oder Ackerbaudistrikte zu gehen; denn die Ungarn sind vornehmlich ein bäuerliches Volk, das in Städten zu leben nicht liebt; und nach der Besichtigung brachen sie sämtlich auf zur neuen Tätigkeit in fernen Staaten.

Die Trennung fiel uns doch schwer. Wir hatten uns aneinander gewöhnt, und ich war für meine Bemühungen durch das mir geschenkte Vertrauen reichlich belohnt worden. Wenn ich auf die lange Reise zurückblickte, konnte ich mich nicht eines einzigen unangenehmen oder bedauerlichen Vorfalles entsinnen. Selbst diejenigen, die sich am meisten zurückgehalten hatten oder zu Anfang bis zu einem gewissen Grade gleichgültig gewesen waren, wurden allmählich mitteilsam. Und ich konnte nicht umhin, die bemerkenswerten Eigenschaften zu erkennen, die sich oft unter einer rauhen oder ungebildeten Außenseite verbargen.

Beim Abschiednehmen drückten diese einfachen Menschen ihre Gefühle in einer sehr rührenden Weise aus, indem sie eine Abordnung ihrer führenden Männer sandten, um mir für meinen geistlichen Dienst zu danken. In wenigen schlichten Worten äußerten sie ihre Dankbarkeit, und sie sagten das, was sie zumeist geschätzt hätten, wäre gewesen, daß ich sie mehr als Freunde, denn als niedriger Stehende behandelt hätte, und daß sie von der Aufrichtigkeit meines Wunsches für ihr Wohlergehen, meiner aufrichtigen Teilnahme für ihr künftiges Leben überzeugt seien.

Eines der tiefstgehenden Probleme für jeden, der sich um die Lage der menschlichen Gesellschaft kümmert, ist: wie zu verhüten sei, daß die arbeitenden Klassen in sogenannten „Slums" untersinken und moralisch verkommen, wenn ein vollständiger Wechsel der Atmosphäre und Bedingungen ihres bisherigen Lebens Platz greift; wenn sie aus einem Dasein von fast archaischer Einfachheit kommen und in den Wirbel der Großstadt gezogen werden. Die Gefahren sind offenbar und die Versuchung lockt, vielleicht noch mehr, wenn für die ersten Notwendigkeiten bereits gesorgt und Geld vorhanden ist, um es für sinnliche Vergnügungen, Spiel und Trunk auszugeben.

Für die neuen Ankömmlinge hören die alten hemmenden Einflüsse auf. Wir dürfen nicht vergessen, daß in seiner Heimat jeder von ihnen ein soziales Wesen war mit seinen eigenen Banden und Hindernissen, umgeben von Verwandten und Nachbarn, in deren Augen selbst der Ärmste wünscht, als ein ehrbares Mitglied der Gemeinschaft zu erscheinen; und wo die Kahlheit des täglichen Lebens durch die kleinen Interessen und den bescheidenen Ehrgeiz eines beschränkten Kreises weniger fühlbar gemacht wird. Bei der Niederlassung unter neuen Verhältnissen und verloren in einem wogenden Menschenmeer wird die Selbstachtung nur zu leicht eingebüßt und mag für immer dahin sein.

Die große Gefahr für solche Leute ist der Verlust des Glaubens. Wenn ihr religiöser Sinn schwindet, so bleibt ihnen kein höheres Ideal mehr, um dessen Platz einzunehmen, und sie fallen unter die Herrschaft ihrer niedrigeren Instinkte. Selbst in den Fällen, wo ihr materielles Leben nicht verdorben ist und das Pflichtgefühl sie abhält, mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten, reicht dies alles nicht hin, wofern ihnen die edleren Impulse und Antriebe, wie Familienliebe, Patriotismus und der Glaube an Gott fehlen.

Wenn in Amerika so häufig über die Neuankommenden geklagt wird, so sind dies immer solche der besseren Empfindungen ermangelnde Leute, die man als eine Quelle des Übels für die nationalen Bestrebungen ansieht.

Zuweilen auch wird der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß die Einwanderer nicht rasch genug mit dem Reste der Bevölkerung verschmelzen.

Die öffentliche Meinung geht manchmal sogar weiter, indem sie zu glauben scheint, daß fremde Länder versuchen, in den Vereinigten Staaten nationale Interessen zu entfachen. Ich weiß nicht, ob dem so ist oder nicht; aber aus Erfahrung sprechend, könnte ich nur sagen, daß es ein vergebliches Mühen sein würde. Daß erwachsene Einwanderer sich nicht so bald amalgamieren, ist kaum zu verwundern; denn für sie bestehen Schwierigkeiten der Anpassung an die fremden Charaktereigenschaften — Schwierigkeiten besonders der Sprache. Aber die Kinder, die auf dem Boden Amerikas geboren, sind so amerikanisch, wie wenn ihre Eltern mit den ersten Pilgern an Bord der „Mayflower" gekommen wären. Sie sind Yankees durch und durch, mit all dem Überschwang der amerikanischen Jugend. Sie haben denselben Drang nach Arbeit und Tätigkeit und sehen, wenn sie in die Zukunft blicken, daß das Leben ihnen dieselben Gelegenheiten bietet, aus denen sie so vielen Nutzen zu ziehen hoffen, als sie durch eigene Begabung sich zu schaffen vermögen.

Der kommenden Generation kann es kaum eine zur Heimkehr lockende Versuchung sein, wenn ihre Eltern ihnen erzählen von dem Leben in den ungarischen Dörfern, an den bewaldeten Abhängen der Karpathen oder auf den Steppen des Flachlands und der Puszta mit all ihrer Melancholie und ihren zerbröckelnden Einrichtungen. Eine gewisse Anzahl derer, die, um Arbeit zu suchen, hinausgegangen sind, aber in einem fremden Lande keine Ruhe finden können, kehren heim, wenn sie eine bescheidene Summe zurückgelegt haben. Für die zweite Generation jedoch ist es eine Ausnahme, wenn es überhaupt vorkommt, daß sie, die in Amerika geboren und erzogen und mit den demokratischen Ideen der Gleichheit erfüllt sind, in das Land ihrer Väter zurückzukehren wünschen.

Während meines Aufenthaltes in den verschiedenen Teilen der Union war ich erstaunt, zu bemerken, welch kurze Zeit erforderlich, um die Nachkommen der Einwanderer aus den Ländern Europas — sei es aus dem skandinavischen Norden oder dem sonnigen Süden, aus Deutschland oder Polen — in ein neues Geschlecht zu verwandeln, das ein wenig von all den andern hat, zugleich aber unabhängig und eigenartig ist sowohl in seiner äußeren Erscheinung wie seinen inneren Eigenschaften.

Die Bevölkerung Amerikas bildet eine der merkwürdigsten Züge der modernen Zeit. Es ist nicht wenig interessant zu beobachten, wie der Überschuß Europas sich in diese neuen Länder ergossen hat und noch immer ergießt. Und noch lehrreicher ist es, zu verfolgen, wie diese Welle der Emigration sich bewegt hat; sie begann auf den britischen Inseln, ging von dort nach dem Norden Europas, besonders Deutschland, erstreckte sich dann gen Osten und ist jetzt nach Österreich-Ungarn gelangt, von wo mehr als 200000 jährlich auswandern. Dabei scheint eine regelmäßige Ebbe und Flut zu herrschen, in Anbetracht der Tatsache z. B., daß, während die Zahl der Auswanderer aus Deutschland vor zehn oder fünfzehn Jahren noch über 100000 betrug, sie sich jetzt nur auf nicht viel mehr als ein fünftel derselben beläuft[1]). Dürfte man demnach einen Vorausblick in die Zukunft wagen, wenn die politischen und wirtschaftlichen Kämpfe der Doppelmonarchie zu irgendeinem Abschluß gelangt sein werden, so würde man erwarten, daß der Auswandererstrom, der jetzt am stärksten in der Karpathengegend ist, seinen indirekten Weg südostwärts fortsetzen und seine beträchtlichste Ergänzung in den Balkanländern finden wird.

Der ununterbrochene Bevölkerungszufluß nach den Vereinigten Staaten im 18. und 19. Jahrhundert kann, in Ansehung seines Umfanges und seiner Bedeutung, nur mit der Wanderung der Menschheit in der Dämmerung der Zivilisation verglichen werden. Millionen und Abermillionen haben ihr Vaterland in Europa verlassen und sich eine neue Heimat auf der andern Seite der Weltkugel gegründet. Es ist nicht zu ändern, daß diese Wanderungen zuweilen dem betreffenden Lande oder Individuum zum Schaden gereichen. Aber man kann der Freiheit des menschlichen Willens keine Fesseln anlegen. Und wer weiß, ob es nicht in Befolgung eines höheren Gesetzes geschieht, ob wir nicht die alles beherrschende Hand der Vorsehung darin erblicken dürfen, daß Länder, die nur von Wilden und Heiden bewohnt waren, in zivilisierte und christliche Staaten verwandelt worden sind.

Diese Überzeugung, die man in den ersten Zeiten der Kolonisation gehegt haben muß, ist neuerdings von Staatsmännern bei öffentlichen Anlässen noch entschiedener betont worden. Präsident Roosevelt legt in seinen Reden, die einen hohen ethischen Charakter haben, stets besonderes Gewicht auf einfaches Leben und gesunde soziale Verhältnisse, auf enge Familienbande und Entwicklung des religiösen Gefühls als wesentlichste Pflichten des Bürgers und stärkste Garantien für die Wohlfahrt des Landes.

Aber ob Präsident oder Arbeiter — weder der, der den Staatswagen lenkt noch der, der ihn zieht, kann sich der Erkenntnis verschließen, daß, je größer und mächtiger ein Land wird, um so notwendiger sein inneres Leben sich im Verhältnis zu seinem äußeren Wachstum heben sollte.

Wenn der erste Ehrgeiz war, reich, und der zweite, mächtig zu werden, so sollte der dritte sicherlich sein: edler zu werden. Auf dem Auswanderer-

[1]) Man vgl. hierzu Walther, Die deutsche Auswanderung. 1885: 102220; 1904: 26080. (Deutsche Rundschau, Januarheft 1906, S. 125.)

schiff, mit dem ich gereist bin, hatte ich vorzügliche Gelegenheit, die Klasse kennen zu lernen, die den größeren Teil der Bevölkerung Amerikas bildet und beständig Millionen neuer Ankömmlinge liefert. Es leuchtet ein, daß für die ungeheuern Massen, denen es an allem gebricht, was zum Dasein erforderlich, die erste Notwendigkeit ist, sich einen Lebensunterhalt zu verschaffen. Alle höheren Ansprüche, deren Entwicklung das vereinte Werk des Heims, der Schule und der Kirche ist, kommen später.

Diejenigen, die über Amerika geschrieben, sowohl Ausländer wie Amerikaner, und diese sogar noch mehr als jene, sind oftmals zu hart gewesen; sie haben die Rauheit der Sitten und die unfreien Manieren in den Vereinigten Staaten vielfach allzu scharf kritisiert, indem sie die primitive Natur der Verhältnisse, aus denen so viele Angehörige dieses Gemeinwesens hervorgegangen sind, in Anschlag zu bringen versäumten.

Wenn ich — fünf Jahre früher — bei meinem ersten Besuch mit allem bekannt geworden war, was der Eifer und Reichtum Amerikas hervorzubringen vermochten, im Glanze der New Yorker Gesellschaft, in der Feinheit literarischer und künstlerischer Bildung zu Boston, so war es nicht minder interessant, diesmal die Verhältnisse der unteren Klassen und das Leben der Arbeiter zu beobachten. Schließlich sind die letzteren die Nation und die ersteren nur die Ausnahmen. Es hat mir nicht an Gelegenheit gefehlt, die Eigenschaften derer zu bewundern, die noch nicht zum Wohlstand gelangt sind, die der äußeren Politur ermangeln mögen, nicht aber des inneren Gehalts und der Tüchtigkeit.

Man ist nur zu sehr geneigt, die Menschen nach ihrem Äußeren zu beurteilen, ohne die Umstände ihres Lebens zu kennen, und wie oft hört man sie mit Beiwörtern bezeichnen, die sicherlich nicht passen. Wie häufig gebraucht man den Ausdruck „gemein", wo man „rauh" sagen sollte, oder „Sich-Vordrängen", wo doch „Energie" richtiger wäre. Wir bedenken nicht, daß die frischen Elemente, die durch ihre eigenen Anstrengungen emporgestiegen sind, viele der überlieferten Gewohnheiten, den Rest vergangener Tage, nicht verstehen und noch weniger schätzen — jene Lässigkeit und Trägheit, die noch immer den Anspruch erheben, für hochgebildet und vornehm zu gelten.

Doch ich hoffe, in späteren Aufsätzen alles hier nur Berührte weiter auszuführen. Nur so viel will ich noch sagen, daß das, was den tiefsten Eindruck vom Augenblick meiner Ankunft an auf mich machte, die Leistungsfähigkeit der Arbeit war, die vom Volk und vom Land verrichtet wird. Arbeit in ihrem Wesen an und für sich — Arbeit als abstrakte Kraft — kurz alles, was das Wort ausdrückt — Arbeit sowohl des Einzelnen wie der Gesamtheit. Es ist dieses offene und unbegrenzte Feld, diese Achtung vor der Arbeit, die nicht nur die tätigen Geister, sondern auch die Geringsten aus der alten Welt zu den Gestaden der neuen hinzieht. Die Arbeit, die da herrscht und als treibendes Motiv bewundert wird — die den niedrigsten der Bürger zu der höchsten Staffel der gesellschaftlichen Leiter erheben kann — die unermüdliche Arbeit, welche die Vereinigten Staaten zu einer der führenden Mächte der Gegenwart gemacht hat.

Internationales Privatrecht.

Von
Prof. Dr. **Eugen Ehrlich.**

I.

Es scheint uns selbstverständlich, daß ein deutsches Gericht die Rechtsstreitigkeiten, für die es zuständig ist, nach deutschem Recht entscheidet. Trotzdem ist es nicht immer so. Schon die natürliche Empfindung sagt uns, daß ein in Frankreich von einem Engländer errichtetes Testament, die in England abgeschlossene Ehe zweier Amerikaner, der Kauf eines in Rußland gelegenen Gutes unmöglich nach deutschem Rechte beurteilt werden können. Sollten daher deutsche Gerichte darüber erkennen — und das ist aus verschiedenen Gründen möglich — dann werden sie nicht deutsches, sondern fremdes Recht anwenden müssen. Die Rechtsgrundsätze, die bestimmen, ob in einem Falle das eigene Recht des erkennenden Richters oder ein fremdes Recht, allenfalls welches fremde Recht, anzuwenden sei, bilden, wie man gewöhnlich annimmt, das internationale Privatrecht.

Man würde kaum glauben, wie modern das ganze Rechtsgebilde des internationalen Privatrechts ist. Weder das Altertum noch das deutsche Mittelalter kennt es. Der Grund ist, daß selbst hochentwickelte Völker noch dem Angehörigen eines fremden Volkes kein Recht zubilligen. Das Recht ist bloß um der Angehörigen des eigenen Volkes willen da, der Fremde ist rechtlos. Nur ein Ausdruck der Rechtlosigkeit der Fremden ist die uns im Altertum und im Mittelalter überall begegnende Sklaverei: der rechtlose Mann verfällt dem, der sich seiner bemächtigt. Dieser könnte ihn ja auch töten, ohne daß sich darüber jemand beschweren dürfte.

Eine Folge davon ist, daß auf dieser Entwicklungsstufe jedes Volk sein Recht nur auf die Volksgenossen anwendet. Einem Volke ist sein Recht ebenso eigentümlich wie seine Sprache oder seine Religion. Diese Auffassung klebt jedem primitiven Rechte an; selbst die modernen Kolonialstaaten tragen ihr Rechnung, die den Eingeborenen in ihren Angelegenheiten ihre Rechte lassen, während die in den Kolonien ansässigen Fremden, sie mögen

von welcher Abkunft immer sein, nie nach diesem Rechte beurteilt werden. Der Gedanke, daß ein Weißer dem Rechte eines Neger- oder Araberstammes unterworfen werden könnte, wird den Eingeborenen gewiß nie kommen, und erscheint auch uns vollständig unmöglich.

Allerdings, der Grundsatz der Rechtlosigkeit der Fremden wurde schon im Altertum nicht mehr unbedingt festgehalten. Gastfreundschafts- und Bündnisverträge von Geschlecht zu Geschlecht, von Familie zu Familie, später von Volk zu Volk, geben den Fremden selbst bei sehr zurückgebliebenen Völkern einen gewissen Schutz. Bei den Römern und Griechen findet sich eine selbst darüber hinausgehende Fremdenrechtspflege; der steigende Verkehr nötigt die Völker in ihrem eigenen Interesse dazu, dem fremden Handels- oder Gewerbsmanne, der sich mit ihrer ausdrücklichen oder stillschweigenden Zustimmung in ihren Gemarkungen aufhält, eine gewisse Rechtssicherheit zu gewähren. Aber die vertragsmäßige Rechtspflege hat, da sie sich auf Verträge völkerrechtlicher Natur gründet, ein völkerrechtliches Gepräge; die den im Lande ansässigen Fremden gewährleistete Rechtssicherheit ist eine polizeiliche Maßregel, sie wird nicht von den zur bürgerlichen Rechtspflege berufenen Gerichten, sondern von Beamten kraft ihrer Amtsgewalt gehandhabt. Welches Recht dabei zur Anwendung kam, ist eine Frage, für deren Beantwortung wir nur bei den Römern einige Anhaltspunkte haben: es war dies das Handelsrecht der Völker der mittelländischen Küste, das sich gewohnheitsrechtlich herausgebildet hatte. Wo es im Stiche ließ, da entschied wohl der zur Entscheidung Berufene nach freiem Ermessen. Von einem internationalen Privatrecht in unserm Sinne gibt es daher auch hier keine Spur.

Der Fremde im Sinne des Altertums ist nicht dasselbe wie der Ausländer im modernen Sinne. Auch die unterworfenen Völkerschaften waren, obwohl reichsangehörig, doch dem herrschenden Stamme gegenüber Fremde. So war es auch in Rom: Römer und des römischen Rechts teilhaftig war nur der römische Bürger. Die Römer ließen daher den „Provinzialen", die sie unterworfen haben, im allgemeinen die Behörden, die sie bis dahin besessen hatten, ihr angestammtes Recht, ihre Gerichte. Der römische Provinzstatthalter sprach im großen und ganzen Recht nur für die in der Provinz ansässigen römischen Bürger; in die Angelegenheiten der einheimischen Bevölkerung mengte er sich in der Regel nur aus besonderen Anlässen, und entschied dann meist wohl nach den bereits erwähnten Grundsätzen, die sich in der Stadt Rom selbst für die Fremdenrechtspflege ausgebildet hatten. Verschiedene Schriften des Neuen Testaments, zumal die Evangelien und die Apostelgeschichte, geben ein anschauliches Bild dieser Verhältnisse, besonders in der römischen Provinz Syrien. Als aber das römische Bürgerrecht, ursprünglich das Monopol einer kleinen Minderheit, schon in der Republik auf alle Italiker, in der Kaiserzeit aber immer mehr auch auf die Provinzialen erweitert, schließlich auf die Angehörigen aller Gemeinden des römischen Reiches ausgedehnt worden ist, werden dadurch auch die römischen Behörden und das römische Recht erst für die ganze Bevölkerung des unermeßlichen Reichs zuständig. Nach wie vor gilt römisches Recht nur für die römischen Bürger, aber römischer Bürger ist

jetzt jeder, der Bürger einer Gemeinde des römischen Gebietes ist. So wird das römische Recht wenigstens in einem gewissen Sinne zum Gebietsrecht des Römerreichs. Damit zieht der Grundsatz des Gebietsrechts zum ersten Male in die Rechtsgeschichte ein.

Die germanischen Völker des frühen Mittelalters stehen im allgemeinen auf der Entwicklungsstufe der Völker des Altertums zu Beginn ihrer Staatenbildung; doch tritt der Einfluß der übernommenen antiken Kultur überall zutage. Der Fremde mag auch bei ihnen im allgemeinen rechtlos gewesen sein; aber das bezog sich nicht auf den einer andern Völkerschaft gehörenden stammverwandten Germanen und auch nicht auf den Römer. Diesen gestanden die Germanen nicht bloß die Rechtsfähigkeit, sondern auch ihr Recht zu. Die beiden großen Germanenreiche der Longobarden und der Franken entlehnen aber von den Römern auch einige Grundsätze ihrer Gerichtsverfassung, die infolgedessen ein territoriales Gepräge erhält. Die Gerichte werden zuständig für alle, die in ihrem Bezirke wohnen: sowohl für Angehörige des herrschenden Stammes, als auch für Römer und Fremde. Damit im Zusammenhange tritt bei den Longobarden die Strebung zutage, auch das Recht des herrschenden Stammes für alle im Gerichtsbezirke Wohnenden zur Geltung zu bringen, sie dringt aber nie ganz durch — zumal den Römern gegenüber nicht. Die Franken halten dagegen stets am althergebrachten Grundsatze fest, jeden nach dem Rechte des Stammes, dem er angehört, zu beurteilen, den Franken nach fränkischem, den Longobarden nach longobardischem, den Römer nach römischem Rechte; für sie alle sind aber — anders als im Altertum — dieselben allgemeinen Gerichte zuständig. So gefaßt, wird dieser Grundsatz als der des Personalrechts bezeichnet. Nachdem die Franken das Longobardenreich eroberten, verpflanzten sie ihn nach Italien. Zur Feststellung des Stammesrechts kommen hier die Rechtsbekenntnisse (professiones iuris) auf.

In einem gewissen Sinne könnte man hier schon von einem internationalen Privatrecht sprechen; notwendig mußten sich da Regeln ausbilden für die Beurteilung von Rechtsverhältnissen, an denen mehrere Personen verschiedener Rechte beteiligt sind. Aber diese Regeln galten doch nur für die Angehörigen desselben Staats, des Frankenreichs. Für den Reichsfremden besteht höchstens, wie im Altertum, ein polizeilicher Rechtsschutz kraft Amtsgewalt vor dem Königsgericht, wo der König nach eignem Ermessen Recht spricht.

Der Grundsatz der Persönlichkeit des Rechts hat jede Bedeutung verloren, sobald sich das Bewußtsein der Stammeszusammengehörigkeit bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung verlor. Diese Entwicklung vollzieht sich zuerst in Italien. Hier wie anderwärts waren die einzelnen Ortschaften sehr häufig von Personen desselben Stammes und auch desselben Rechts bewohnt. Man kam daher leicht dazu, ein bestimmtes Recht gelte in einer Ortschaft; denn es galt für alle, die dort ansässig waren. So gewöhnte man sich, das Recht überhaupt nicht auf die Personen, sondern auf den Ort zu beziehen, es auf alle anzuwenden, die in dem Orte wohnten, wenn sich nicht für einzelne etwas besonderes feststellen ließ; auf diesem Wege wurde das Personalrecht allmählich zum Ortsrecht. Dazu kamen zahllose Gebräuche, die von

Anfang an unbestreitbar einen örtlichen Charakter hatten: die Statuten der Gemeinden und Städte, die für alle Angehörigen, ohne Rücksicht auf die Abstammung, gegolten haben, endlich das für das ganze Reich geltende gemeine Recht: zuerst die Lombarda, zum Teil von der Zeit vor der fränkischen Herrschaft her, dann die Kapitularien der fränkischen Könige, endlich das römische Recht des Corpus iuris civilis, das seit dem 11. Jahrhundert immer mehr die Lombarda verdrängt, und zum gemeinen Rechte Italiens wird.

So verschwindet im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts das persönliche Recht fast ganz aus der Rechtsübung, es wird ersetzt teils durch das örtliche Recht der Gemeinde, der die Person, um die es sich handelt, angehört, teils durch das Reichsrecht und gemeine Recht. Der außerordentlich rege Verkehr der oberitalienischen Städte untereinander führte aber dazu, daß sich ihre Stadtgerichte sehr häufig mit der Frage zu beschäftigen hatten, welches Ortsrecht in einem bestimmten Falle anzuwenden sei. Nach welchem Rechte mußte nun diese Frage entschieden werden? Offenbar nach dem, das für alle Städte und Gemeinden als gemeines Recht gegolten hat, also nach dem römischen Rechte des Corpus iuris civilis. Da dieses jedoch keine Bestimmungen darüber enthält, so wendeten die italienischen Juristen, zumal aus der Schule der Postglossatoren, hier dieselbe Methode an wie sonst, wo sie das römische Recht im Stiche ließ; in Ermanglung passender Bestimmungen hielten sie sich an unpassende, und zogen Quellenaussprüche heran, die mit der Frage, um die es sich handelte, nicht einmal äußerlich zusammenhingen. Überdies darf nicht vergessen werden, daß diese ganze Lehre hauptsächlich den Bedürfnissen des Handelsverkehrs dienen sollte; es sollte eine Ordnung geschaffen werden für die Verhältnisse der Angehörigen der italienischen Gemeinden, die durch den Handelsverkehr veranlaßt worden sind, sich in einer italienischen Stadt niederzulassen oder aufzuhalten, die nicht ihre Heimatsgemeinde war. Nur so ist es zu erklären, daß wichtige, aber mit dem Handelsverkehre nicht zusammenhängende Rechtsgebiete, wie die Verhältnisse an unbeweglichen Sachen, von den Italienern nicht berührt werden. Die ganze Lehre wurde von den Italienern herkömmlicherweise vorgetragen in Erläuterungen zu einer Stelle des Codex Justinianus, im Abschnitte De Summa Trinitate, die mit den Worten Cunctos populos beginnt. Die akkursische Glosse, die diese Stelle erläutert, beginnt mit den Worten: Quod si Bononensis. Mit diesen Anfangsworten wird sie angeführt (Glossa: Quod si Bononensis, ad legem: Cunctos populos, Codicis de Summa Trinitate). Die endgültige Zusammenfassung, vielfach auch Neufassung dieser Lehre, verdanken wir Bartolus, dem berühmten italienischen Juristen aus der Reihe der Postglossatoren.

Die italienische Lehre wird, zumal in der Fassung des Bartolus, Statutentheorie genannt, da es sich ihr bloß um die Entscheidung der Konflikte zwischen den Statuten der italienischen Gemeinden handelte. Was sie gibt, ist ebensowenig ein internationales Privatrecht, wie ein solches auch nicht im Grundsatze des Personalrechts enthalten war; denn die italienischen Gemeinden waren einander gegenüber nicht Ausland, sie waren nicht selbständige Staaten, sondern wurden nur als Glieder desselben Staates, des Imperium Romanum,

das dem römischen Kaiser untertan war, betrachtet, und es galt dort auch überall als gemeines Recht das römische Recht des Corpus iuris civilis. Der Angehörige einer italienischen Gemeinde konnte daher in einer andern italienischen Gemeinde nicht als Ausländer betrachtet werden, denn er war ja Reichsangehöriger und stand unter demselben gemeinen Rechte. Es ist nicht anzunehmen, daß die Statutentheorie je zur Bestimmung des Rechts der Ausländer gedient habe; soweit diesen Rechtsschutz gewährt worden ist, geschah es wohl nur nach ihrem eignen Recht.

Die italienische Statutentheorie fand Eingang in Frankreich, Deutschland, in den Niederlanden, wenn auch nicht ohne erhebliche Abweichungen. Vor allem war ihre römisch-rechtliche Grundlage, wenigstens was Frankreich betrifft, nicht ganz zweifellos, denn das römische Recht galt nur in einem Teile Frankreichs als gemeines Recht. Dann handelt es sich in diesen Ländern nicht mehr um Statuten der Stadtgemeinden, sondern in Frankreich um die Gewohnheitsrechte (Coutûmes) der französischen Provinzen, in Deutschland und den Niederlanden um Partikularrechte der einzelnen Gebiete; Coutûmes und Partikularrechte haben nach vielen Richtungen eine andre Natur als die Statuten. Endlich hat man hier selbstverständlich nie bloß die aus dem Handelsverkehr sich ergebenden Beziehungen ins Auge gefaßt; in den Vordergrund treten Verhältnisse, die sich aus dem Aufenthalte, besonders aber aus dem Besitze von Liegenschaften ergaben, wenn der Besitzer einer andern Provinz oder einem andern Gebiete angehörte. Es ist klar, daß, zumal im Lehensverbande, die Rechtsverhältnisse an jeder Liegenschaft durch das gerade in dieser Provinz herrschende Lehenrecht bestimmt wurden; schon früh entwickelt sich daher der Satz, daß für die unbeweglichen Sachen ausschließlich das Recht des Ortes, wo sie liegen, maßgebend ist. (Les coutûmes sont réelles.) Das ist die wichtigste Änderung oder vielmehr Ergänzung, die die italienische Lehre bis Anfang des 18. Jahrhunderts in diesen Ländern erfahren hatte.

Aber schon im 16. Jahrhundert regte sich in Frankreich gegen die Statutentheorie der Widerstand. Den auf die Vereinheitlichung des Rechts im ganzen geeinigten Königreich gerichteten Bestrebungen tritt in manchen Provinzen eine partikularistische Bewegung entgegen. Sie findet ihren schärfsten Ausdruck bei d'Argentré, einem Bretonen von außerordentlich starkem Heimatsgefühl, der entschiedener als sonst jemand für die Provinzen, zumal für seine Heimat, die Bretagne, das Selbstbestimmungsrecht auf dem Rechtsgebiete fordert. Im Zusammenhange damit lehrt er in seinem, um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstandenen Werke: Commentarii in patrias Britonum leges, daß im allgemeinen die Coutûmes einer Provinz auf alle unbeweglichen Sachen, die in dieser Provinz liegen, anzuwenden seien; nur wo es sich um Rechtsverhältnisse von Personen, ohne jede Beziehung auf Liegenschaften, handle, also auch um Rechte von Personen an beweglichen Sachen, könne das Recht des Wohnsitzes dieser Person in Anwendung kommen. Von ihm stammt die fälschlich den Italienern zugeschriebene Einteilung der Statuten in statuta personalia, statuta realia und statuta mixta; bei den Italienern finden sich nur Anklänge daran. Wo immer es sich um eine unbewegliche

Sache handle, liege ein statutum reale vor, und es sei das Recht der Provinz anzuwenden, wo die Sache liege; das sei auch der Fall bei einem statutum mixtum, einem die Person betreffenden Statut, das aber für das rechtliche Schicksal einer Liegenschaft, und sei es auch nur mittelbar, maßgebend ist; wo es sich etwa um die Handlungsfähigkeit, Testamentsfähigkeit handelt, wenn durch Geschäft oder Testament über eine unbewegliche Sache verfügt worden ist.

Die Lehren d'Argentrés sind in Frankreich fast zwei Jahrhunderte lang unbeachtet geblieben. Sie werden zuerst angenommen von belgischen und holländischen Juristen des 17. Jahrhunderts. Auf diesem Umwege gelangen sie nach Frankreich zurück; hier, im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, sind es drei einander persönlich sehr nahestehende praktische Juristen, Froland, Boullenois und Bouhier, die sie zur Grundlage ihrer Ausführungen machen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts gelangen sie auch in Deutschland zur Herrschaft. Die italienische Theorie ist überall verdrängt, in dem Maße, daß man heute noch unter Statutentheorie hauptsächlich die Einteilung der Statuten in statuta personalia, realia und statuta mixta versteht, die man gemeiniglich Bartolus zuschreibt, obwohl sie sich bei ihm in diesem Sinne gar nicht findet.

Dieses seltsame Schicksal und der späte Erfolg der Lehren d'Argentrés erklärt sich aus der Entwicklung, die die internationalen Beziehungen inzwischen genommen haben. Es handelt sich jetzt um eine Frage ganz andrer Art, als es die war, die die Italiener und die von ihnen abhängigen Juristen beschäftigte; nicht mehr um das Verhältnis verschiedner Rechtsordnungen in demselben Staate, verschiedner Statuten, Coutûmes, Partikularrechte, sondern um das Verhältnis der Rechtsordnungen der selbständigen Staaten zueinander. Diese Frage tritt jetzt zum ersten Mal an die Rechtswissenschaft heran; denn bisher waren die rechtlichen Beziehungen der Staaten außerordentlich gering, die Fremden standen nicht selten unter einem barbarischen Fremdenrecht, so daß es nur außerordentlich wenig Spuren gibt, die darauf hinwiesen, daß man geneigt war, dem Ausländer irgendwie nach seinem Rechte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber in Belgien und Holland, wo die Provinzen in Wirklichkeit selbständige Staaten von großem Unabhängigkeitsbedürfnis waren, konnte man die Rechtsverschiedenheiten weder nach der bloß für verschiedenes örtliches Recht berechneten italienischen Theorie behandeln, noch die Angehörigen der nahe verwandten und verbündeten Provinzen dem Fremdenrecht unterstellen. Hier mußte daher das System d'Argentrés höchst willkommen erscheinen, das er zu dem Zwecke aufgestellt hatte, um die rechtliche Selbständigkeit seiner Heimat Bretagne, aber immerhin als französische Provinz, als Glied eines größeren Ganzen, zu wahren. Je mehr aber die Stellung der Provinzen der der selbständigen Staaten angeglichen worden ist, um so näher war es in diesen handeltreibenden und gewerbefleißigen Gegenden gelegen, auch die Angehörigen eines fremden Staates nach denselben Grundsätzen zu behandeln wie die Angehörigen einer fremden Provinz des eignen Staates, zumal das auch der Handel und Verkehr gebietrisch forderte.

So wird die Lehre d'Argentrés zu einer Theorie des internationalen Privatrechts, zuerst bei den holländischen Juristen des 17., noch mehr aber bei den französischen des 18. Jahrhunderts. Die einen und die andern stehen allerdings noch viel zu sehr auf den Schultern ihrer Vorgänger, um sich nicht in erster Linie mit der Frage zu befassen, welches von den verschiedenen Provinzialrechten oder Coutûmes im einzelnen Falle anwendbar sei; aber sie sind sich, besonders die Franzosen, dessen bewußt, daß die Aufgabe weiter reicht, daß es sich auch darum handelt, das Privatrecht zu bestimmen, nach dem zu erkennen sei, wenn die Verhältnisse der Angehörigen *verschiedener Staaten* in Frage kommen.

Schon dieser letzte Gedanke allein zeugt zur Genüge davon, daß die Morgenröte einer neuen Zeit angebrochen ist. All das hängt nämlich zusammen mit einer der merkwürdigsten und folgenreichsten Umwälzungen in der gesitteten Menschheit, mit der Entstehung des staatlichen Richteramts und des staatlichen Rechts. Bis in die Neuzeit kennt die Welt nur ein Recht, an dem der Staat als solcher fast gar nicht beteiligt ist: das Recht ist entweder göttliche Satzung, wie im Oriente bis auf den heutigen Tag, teils ehrwürdiger, von den Altvordern überlieferter, geheiligter nationaler Brauch, wie etwa mit Ausnahme Englands überall im frühen Mittelalter; der Richter ist ein der alten Überlieferung kundiger Mann, der auf dieser Grundlage in jedem einzelnen Falle das Recht zu finden und zu verkünden berufen ist. Unsre moderne Vorstellung, für die das Recht vor allem ein Ausdruck des staatlichen Willens, der Richter ein staatlicher Bestellter ist, der im Auftrage und im Namen des Staates dieses staatliche Recht zu verwalten hat, findet sich im Keime wohl schon bei den Römern der späteren Kaiserzeit und im Mittelalter bei den Engländern, aber erst seit dem Ausgange des Mittelalters greift sie auf dem europäischen Festlande um sich.

Das muß selbstverständlich auch auf das internationale Privatrecht zurückwirken. Jetzt ist es selbstverständlich nur der Staat, der bestimmt, welches Recht in seinen Gemarkungen gelten solle. Und der Richter hat nicht mehr nach dem Rechte zu suchen, das für den in Betracht kommenden Fall gegeben ist; er hat, ein Beauftragter des Staates, das Recht anzuwenden, das der Staat ihm anzuwenden befiehlt. Wenn jetzt von einem nationalen Recht die Rede ist, so versteht man darunter immer mehr nicht das Recht *eines Volks*, als einer durch Abkunft, Sprache, Geschichte und Kultur verbundenen Gemeinschaft, sondern das Recht eines *Staates*, als einer auf einem bestimmten Gebiet ruhenden Herrschaftsorganisation, die sich sowohl über eine Mehrheit von Völkern erstrecken, als auch nur Teile oder Teilchen eines Volks umfassen kann. Und dieser Staat spricht es nun an, daß jeder und alles, was sich auf seinem Gebiete befindet, sich seinem Rechte unterwerfe; seinem Rechte ist an sich nur das entzogen, worauf er mit all seinen Machtmitteln nicht greifen kann.

Andrerseits haben Hugo Grotius und seine Jünger, die Natur- und Völkerrechtslehrer, auch nicht vergebens gewirkt. Überall keimt am Ausgange des 17. und im 18. Jahrhundert das Bewußtsein, daß die Rechtsordnungen der

Staaten dem Menschen als solchem etwas schulden: dem Menschen als solchem, also auch dem Ausländer. So entsteht wieder zuerst bei den niederländischen Juristen der Gedanke einer comitas gentium. Aus dem Verhältnisse der Staaten zueinander ergibt sich für jeden Staat die Verpflichtung, in einem gewissen Umfange auch das Recht andrer Staaten gelten zu lassen.

Zwei Strömungen treten daher von nun an im internationalen Privatrecht einander gegenüber. Der einen liegt die Vorstellung von der Allmacht des Staates auf seinem Gebiete zugrunde; sie führt im allgemeinen zur Anerkennung der Lehren d' Argentrés, die vom Gebietsrechte ausgehen, allerdings ursprünglich nicht im modernen, sondern im feudalen Sinne; mit unbedeutenden Änderungen schickt sich aber diese Theorie ganz gut in die neuen Verhältnisse. Die andre Strömung legt allen Nachdruck auf die comitas gentium: kein Staat dürfe sein Recht in einer Weise zur Geltung bringen, die den aus seiner völkerrechtlichen Stellung sich ergebenden Pflichten widerspräche. Ihr zu Liebe werden die Schroffheiten der Theorie d'Argentrés gemildert. Die Zugeständisse der Niederländer, Franzosen und Deutschen an die comitas gentium sind von sehr verschiedener Art. Das wichtigste ist die Umdeutung dem statuta mixta. Bei d'Argentré betreffen sie noch die Rechtsverhältnisse einer Person, insofern sie für eine unbewegliche Sache maßgebend sind; es soll daher das Recht der gelegenen Sache gelten. Jetzt versteht man darunter immer mehr die Rechtsregeln, die Handlungen betreffen: Handlungen werden nach dem Rechte des Orts beurteilt, wo sie vorgenommen worden sind.

In dieser Form dringt die Statutentheorie in die beiden großen Kodifikationen des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, in den Code civil und das österreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch. Da sie sich beide die Vereinheitlichung des Rechts, die Beseitigung der Rechtsverschiedenheiten, im Staatsgebiete zum Ziele setzen, so ist selbstverständlich von einer Regelung der Anwendbarkeit der Coutûmes oder Partikularrechte, von einer Statutentheorie in diesem Sinne, nicht mehr die Rede, wohl aber von Bestimmungen über die Anwendbarkeit fremden Rechts, wenn es sich um Rechtsverhältnisse der Ausländer handelt. So ist in ihnen die Statutentheorie als Theorie des internationalen Privatrechts zum Abschlusse gelangt.

Hier setzt die weitere Entwicklung ein. Der moderne Richter, ein staatlicher Bestellter, hat das Recht anzuwenden, das der Staat, der ihn bestellt hat, in diesem Falle anzuwenden befiehlt. Die internationale privatrechtliche Frage löst sich also jetzt ganz in die Frage auf: welches Recht befiehlt der Staat in jedem einzelnen Falle anzuwenden. So stellen sie in der Tat die großen deutschen Internationalisten des 19. Jahrhunderts, v. Wächter und v. Savigny. Wächter meint, der Richter habe immer das Recht des Staats, der ihn bestellt hat, anzuwenden; nur wenn dieses Recht die Anwendung eines andern Rechts anordnet, habe dies zu geschehen. Savigny lehrt dagegen, das Recht eines Staates gelte doch nur in den Grenzen dieses Staates, der Staat selbst schreibe ihm außerhalb seiner Grenzen keine Geltung zu. Nach dem Willen des Staates also könne das Recht nur auf die Verhältnisse angewendet werden, die in seinen Grenzen *ihren Sitz* haben. Jeder Staat

gestehe im allgemeinen den andern Staaten zu, die Verhältnisse, die in ihren Grenzen ihren Sitz haben, selbständig zu ordnen — doch gebe es Rechtssätze, die auf Gründen des öffentlichen Wohles, der publica utilitas beruhen, zwingende Rechtssätze, an die der Richter unter allen Umständen gebunden ist, die also die Anwendung entgegenstehenden Rechts andrer Staaten ausschließen.

Savignys Theorie ist im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht nur in Deutschland zur allgemeinen Anerkennung gelangt, sondern hat auch in Frankreich, England und Amerika die Wissenschaft und die Rechtspflege sehr erheblich beeinflußt. Sie hat in dieser Beziehung nur einen Rivalen, die italienische Theorie des internationalen Privatrechts, die, zuerst von Mancini in den fünfziger Jahren aufgestellt, sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch anderwärts Bahn gebrochen hatte. Sie ist im italienischen codice civile zur gesetzlichen Anerkennung gelangt. Sie geht von der Nationalität des Rechts aus: auf jedes Rechtsverhältnis sei das nationale Recht der Person anzuwenden, um die es sich dabei handle; der Grundsatz der Nationalität werde nur durchbrochen von den Rechtssätzen, die die öffentliche Ordnung wahrnehmen; diese müsse der Richter, soweit sie seiner eigenen Rechtsordnung angehören, unbedingt zur Anwendung bringen. Außerdem wird noch Ausnahme gemacht für das dispositive Recht, das zur Anwendung komme bei der Beurteilung von Rechtsgeschäften, wenn sich die Parteien ihm ausdrücklich oder stillschweigend unterworfen hätten. Unter Nationalität verstehen die Italiener immer Staatsangehörigkeit. Äußerlich klingt diese Lehre an die Statutentheorie an, in ihrer Grundlage stimmt sie aber mit der Savignyschen Theorie überein. Daß auch ihr jedes Recht staatliches Recht ist, ergibt sich schon aus der naiven Art, wie sie Nationalität mit Staatsangehörigkeit zusammenwirft. In ähnlicher Weise wie die deutsche Schule setzt auch sie voraus, daß jede Rechtsordnung nur die Verhältnisse regelt, die ihr unterworfen sind; nur soll ihr zufolge jeder Staat die Regelung, die ein andrer Staat den Verhältnissen seiner Staatsangehörigen angedeihen ließ, anerkennen. Der ganz willkürliche Umfang, den sie den Gesetzen der öffentlichen Ordnung gibt, trägt nur der Tatsache Rechnung, daß nicht alle Verhältnisse der Angehörigen eines bestimmten Staates seiner Rechtsordnung unterworfen sind.

In diesen Schulgegensätzen ist bereits ein andrer Gegensatz im Keime enthalten, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht so sehr aufgekommen als vielmehr zum Bewußtsein gelangt ist: der Gegensatz der nationalistischen und der internationalistischen Richtung. Die nationalistische Richtung ist eine Fortbildung Wächterscher Gedanken. Sie betrachtet das internationale Privatrecht als Teil der staatlichen Privatrechtsordnung; das Recht eines jeden Staats enthalte Bestimmungen, nach denen unter gewissen Voraussetzungen ein fremdes Recht anzuwenden sei, abgesehen davon gelte immer das eigene Recht des Staats. Den klarsten Ausdruck hat die Lehre bei den Engländern gefunden; die englischen Gerichte, sagen sie, müssen immer nach englischem Recht urteilen, aber gerade deswegen, weil sie immer nach englischem Recht urteilen müßten, wenden sie manchmal fremdes Recht an, denn das englische Recht schreibe ihnen das vor. Für die internationalistische Richtung, die sich im wesentlichen

auf den Bahnen Savignys bewegt, ist das internationale Privatrecht Völkerrecht. Nach völkerrechtlichen Grundsätzen hat jeder Staat ein bestimmtes Gebiet; auf diesem Gebiete hat er Befehlsgewalt, auf diesem Gebiete ist auch seine Rechtsordnung maßgebend. Will er durch sein Recht die Verhältnisse in einem andern Gebiete beherrschen, so ist das völkerrechtlich ein Eingriff in die Gebietshoheit dieses andern Staates.

Der nationalistischen Richtung folgte ausnahmslos die Lehre und Übung in England und Amerika, der internationalistischen zum größten Teile die Romanen, zumal die Franzosen, Italiener und Belgier. In Deutschland sind die Stimmen geteilt; der Altmeister des internationalen Privatrechts in Deutschland, v. Bar, ist Internationalist. Zugunsten der Internationalisten darf man wohl anführen, daß ihre Lehre die einzige ist, die der modernen Empfindung, den modernen Vorstellungen von den völkerrechtlichen Grenzen der Staatsgewalt, entspricht.

II.

Wenn irgend etwas durch die Geschichte des internationalen Privatrechts erwiesen ist, so ist es die Tatsache, daß jede Zeit das internationale Privatrecht hatte, das der jeweilig herrschenden Auffassung von der Natur des Staats und der Natur seines Rechts entsprach. Der antike Staat, aus dem Geschlechterstaate hervorgegangen, und immer noch auf den Geschlechterstaat zurückgehend, kennt nur ein Recht des herrschenden Stammes und gewährt den unterworfenen Völkern und Stämmen höchstens ein gewisses Maß rechtlicher Selbstbestimmung. Langsam und unvermerkt verwandelt sich Rom in einen Gebietsstaat, indem es die in seinem Gebiet wohnenden Völker und Stämme in den herrschenden Stamm aufnimmt; dadurch erhält das Recht des herrschenden Stammes für das ganze Staatsgebiet tatsächlich die Geltung eines Gebietsrechts. Die germanischen Staaten des Mittelalters treten ebenfalls als Geschlechterstaaten in die Geschichte ein. Sie kennen keine andern Rechte als Stammesrechte; aber sie haben bereits das große Vorbild des antiken Gebietsstaates vor sich, der jedem, der zu seinem Gebiete gehört, Recht gewährte, und schaffen daher Gerichte, vor denen jedem Staatsangehörigen nach dem Rechte seines Stammes Recht gesprochen wird. Das ist die Zeit der Personalrechte. Als daher die Stammesrechte von örtlichen Statuten, Coutûmes, Partikularrechten abgelöst werden, entsteht wieder die Statutentheorie, die nach Regeln sucht, wie die Kollisionen zu lösen sind, die sich aus der örtlichen Verschiedenheit des Rechts ergeben.

So sind auch die Umstände von derselben Art, die die Entstehung des modernen internationalen Privatrechts zur Folge hatten. Der wachsende internationale Verkehr und der Gedanke der comitas gentium nötigt, den Fremden als Träger von Rechten und immer mehr als Träger von gleichen Privatrechten wie den Inländer zu behandeln. Gleichzeitig greift der Gedanke des staatlichen Rechtsmonopols um sich, das Bestreben, jedes Recht auf den Staat zurückzuführen, der auf dem Gebiete herrscht, wo das Recht gilt. Wenn daher ein Staat fremdes Recht auf ein Rechtsverhältnis für anwendbar

erklärt, so tut er es, weil das Rechtsverhältnis dem Rechte des fremden Staates unterworfen ist. Dieser Gedanke ist aber offenbar bereits ein völkerrechtlicher; er ergibt sich unmittelbar aus der völkerrechtlichen Abgrenzung der staatlichen Herrschaftsgebiete. Wie jede grundlegende Neuerung bricht er sich aber nur allmählich Bahn, immer schüchtern an das Vorhandene anknüpfend. Zuerst wird die Statutentheorie im Sinne dieser Auffassung umgestaltet, dann kommt die Savignysche, Wächtersche und italienische Lehre, die sich schon ganz in diesen Ideen bewegen. Heute geben es selbst ganz entschiedene Nationalisten, wie Kahn, zu, daß es gewisse völkerrechtliche Grundsätze des internationalen Privatrechts gäbe, mit denen sich kein Staat in Widerspruch setzen dürfe, und daß wir mit der Zeit zu einer, wenn auch noch so lückenhaften, gleichmäßigen, durch Staatsverträge festgelegten Kodifikation des internationalen Privatrechts gelangen werden. Noch weiter gehen in dieser Richtung selbstverständlich die Internationalisten.

Der Versuch, das internationale Privatrecht ganz auf völkerrechtlicher Grundlage aufzubauen, lag daher in der Entwicklungslinie der bisherigen Lehren. Diesen unternimmt jetzt Zitelmann in seinem großartig angelegten Werke über Internationales Privatrecht, das aus der bisher geschilderten Entwicklung die letzten Schlüsse zieht und einer neuen die Wege zu ebnen sucht.

Zitelmann geht über das, was die Internationalisten bisher geboten haben, hinaus, er will ein vollständig erschöpfendes, jede auftauchende Frage mit Sicherheit lösendes System des internationalen Privatrechts aus den anerkannten völkerrechtlichen Grundsätzen ableiten. Die völkerrechtlichen Grundsätze geben für Zitelmann nicht etwa, wie für die andern Internationalisten, den Rahmen ab, in dem sich Gesetzgebung und Rechtsprechung der Staaten zu bewegen haben, sie sind vielmehr das internationale Privatrecht selbst; sie bestimmen unmittelbar, nach welchem Rechte die Streitfragen zu entscheiden sind. Sie sind Völkerrecht, daher können sich darauf, wie auf jedes andre Völkerrecht, die Privatpersonen nicht berufen: das Völkerrecht gibt nur den Staaten Rechte und legt auch nur den Staaten Pflichten auf. Der staatliche Gesetzgeber, dem sich der staatliche Richter zu fügen hat, kann sich mit dem völkerrechtlichen internationalen Privatrecht allerdings in Widerspruch setzen, aber damit hat er es selbstverständlich nicht außer Kraft gesetzt. Es gilt nach wie vor, wenn auch nur völkerrechtlich. Es folgt daraus nur, daß es neben dem völkerrechtlichen überstaatlichen internationalen Privatrecht, das, wie jedes Völkerrecht, nur die Staaten verpflichtet, noch ein innerstaatliches internationales Privatrecht gäbe, das für den Richter verbindlich ist. Das überstaatliche internationale Privatrecht enthält die Grundsätze, nach denen zunächst die Staaten ihr eigenes innerstaatliches internationales Privatrecht dem Völkerrechte gemäß einrichten sollten. Für den Richter gilt es aber nur insofern, als es darauf jedenfalls ankommen muß, wenn er im einzelnen Falle im innerstaatlichen internationalen Privatrecht keine Entscheidung findet; denn es ist anzunehmen, daß der Staat in diesem Falle auf völkerrechtliche Grundsätze verweise. Dann kommt es noch in Betracht, wenn die Parteien ohne richterliche Dazwischenkunft ihre Angelegenheit nach Rechtsgrundsätzen

ordnen wollen: sie werden die etwa auftauchenden internationalen privatrechtlichen Fragen nach völkerrechtlichen Grundsätzen entscheiden wollen.

Das in jedem Staate geltende internationale Privatrecht besteht daher 1. aus den vom Staate selbst erlassenen Bestimmungen international-privatrechtlichen Inhalts; 2. aus den Regeln des überstaatlichen internationalen Privatrechts, das in Ermangelung solcher Bestimmungen auch für die Parteien und den Richter verbindlich ist. Beide Arten von Normen nennt Zitelmann Anwendungsnormen, das ist, Regeln über das anzuwendende Recht: die ersten nennt er auch Kollisionsnormen, die andern sekundär geltende Anwendungsnormen.

Jede staatliche Macht beruht völkerrechtlich entweder auf Personalhoheit oder auf Gebietshoheit. Wenn der Staat das Recht auf einen bestimmten Eingriff anspricht, so kann er sich dabei nur entweder darauf berufen, daß die Person, auf die der Eingriff sich bezieht, seiner Herrschaft als Staatsangehöriger unterworfen ist, oder daß sich der Eingriff auf ein seiner Herrschaft unterworfenes Gebiet bezieht. Auf diesen beiden völkerrechtlichen Grundsätzen baut Zitelmann sein internationales Privatrecht auf. Allerdings kann nicht behauptet werden, daß mit der völkerrechtlichen Anerkennung eines Grundsatzes auch alle völkerrechtlich nicht anerkannten Folgerungen anerkannt erscheinen, aber das wird von Zitelmann keineswegs gelehrt. Er meint bloß: da „mit jedem Rechtssatz auch dessen Folgerungen als Recht gelten müssen, wenn ihnen diese Kraft nicht durch einen entgegengesetzten Rechtssatz besonders entzogen ist, so hat auch das aufgestellte Prinzip vollen Anspruch darauf, als schon geltendes Völkerrecht behandelt zu werden".

Wenn ein Staat also den Anspruch erhebt, daß sein Recht für ein bestimmtes Verhältnis maßgebend sein solle, so kann das völkerrechtlich offenbar nur auf Grund der Personalhoheit oder auf Grund der Gebietshoheit geschehen. Kraft Personalhoheit sind dem Staate seine Staatsangehörigen, kraft Gebietshoheit alle auf seinem Gebiete sich befindenden beweglichen und unbeweglichen Sachen unterworfen. Wird aber von jemand ein Recht gegen eine Person geltendgemacht', so kann dieses Recht nur der Staat gewähren, dem diese Person als Staatsangehöriger unterliegt (Personalstatut), wird ein Recht an einer Sache geltend gemacht, so entscheidet die Rechtsordnung des Staates, in dessen Gebiete sich die Sache befindet (Sachstatut). Gegen eine Person kann einem Privatmanne nach dem Rechte der gesitteten Völker ein Recht nur zustehen kraft Familienrechts oder kraft eines Forderungsrechts, an einer Sache kraft dinglichen Rechts; im Familienrechte gilt daher das Personalstatut der unterworfenen Person, im Forderungsrechte das Personalstatut des Schuldners, im Sachenrechte das Sachstatut der gelegenen Sache. Für alle andern Rechte ist die Rechtsordnung des Staates maßgebend, wo die Handlungen, die jemand auf Grund eines Rechts gebühren, vorgenommen, oder die Handlungen, die auf Grund des Rechts ausgeschlossen erscheinen, unterlassen werden sollen (Gebietsstatut).

Es gilt also immer die Rechtsordnung des Staates, der die Wirkung beherrscht (das Wirkungsstatut); soll die Wirkung in bezug auf eine Person eintreten, das Personalstatut, soll sie in bezug auf eine Sache eintreten, das

Sachstatut. Entspringen einem Tatbestande mehrere Wirkungen, so richtet sich das Statut für jede einzelne Wirkung nach ihrer Natur, gehören mehrere Tatbestände dazu, um eine Wirkung zu erzeugen, so werden sie alle nach deren Statut beurteilt. Mehrere Tatsachen mit einer Wirkung — ein maßgebendes Statut; ein Tatbestand mit mehreren Wirkungen — mehrere maßgebende Statute.

Bedeutsam ist zunächst die dem ganzen Werke zugrunde liegende Rechtsauffassung. Daß Zitelmann das objektive Recht vom Staate ableitet, wäre an sich bei einem modernen Internationalisten selbstverständlich; es handelt sich für ihn, wie für alle andern, im internationalen Privatrecht nur um die Kollision der Rechte verschiedener Staaten. Aber er zieht aus diesen Gedanken die äußersten Folgerungen: er leitet auch jedes subjektive Recht vom Staate ab. Wenn jemand ein Recht gebührt, so gebührt es ihm in letzter Linie immer auf Grund staatlicher Verleihung oder staatlicher Anerkennung. Zitelmann hat nicht verkannt, daß diese Auffassung unhistorisch ist; die subjektiven Rechte sind älter als der Staat, selbst heute wird es noch in Europa individuelle subjektive Rechte geben, die ihrem Ursprunge nach in der vorstaatlichen Zeit wurzeln. Aber für das heutige internationale Privatrecht kommt es auf die Vorstellungen an, die heute über Staat und Recht herrschen oder zum mindesten in Bildung begriffen sind. Und das, was darüber heute gewissermaßen in der Luft liegt, hat in der Zitelmannschen Lehre einen kräftigen Ausdruck gefunden. In diesem Sinne bedeutet das Zitelmannsche Werk geradezu den Abschluß der bisherigen Entwicklung.

Dasselbe kann auch von dem andern Grundgedanken des Zitelmannschen Werkes, von dessen Internationalismus, behauptet werden. Der nationalistischen Richtung im internationalen Privatrecht steht die internationalistische zweifellos als die modernere, höhere, gegenüber. Wenn die Nationalisten jeden Richter zunächst nach seinem Rechte erkennen lassen wollen, so lassen sie eigentlich den Zufall, daß gerade dieser Richter angerufen worden ist, über das anzuwendende Recht entscheiden. Die Internationalisten fragen dagegen, welchem Recht ein Rechtsverhältnis aus inneren Gründen unterworfen ist. Aber wie jeder neue Gedanke, so hat auch der internationalistische einen schweren Kampf auszukämpfen, bis er in die Tiefe dringt. Heute sind vielleicht alle noch in einem gewissen Sinne Nationalisten, selbst die Internationalisten nicht ausgenommen; auch sie können nirgends den überkommenen Gedanken los werden, daß der Richter vor allem dazu da ist, um das Recht des Staates, der ihn bestellt hat, anzuwenden. Einheimisches Recht, das ist das Selbstverständliche, fremdes Recht das, was ausnahmsweise unter ganz besonderen Verhältnissen in Betracht kommt. Der Gegensatz zwischen Nationalisten und Internationalisten ist heute noch in Wirklichkeit gar nicht so groß, als es den Anschein hat.

Auch in dieser Richtung hat Zitelmann aus der bisherigen Entwicklung die Summe gezogen. In keinem System des internationalen Privatrechts ist je das einheimische und fremde Recht in dem Maße als gleichberechtigt behandelt worden: sein System ist eine von allen nationalistischen Schlacken

befreite, durchaus internationalistische Lehre. Sie ist daher auch durchaus rationalistisch und ihrem innersten Wesen, der ganzen Absicht nach vollständig unhistorisch; denn der Nationalismus ist immer das historische Element im Rechte. Zitelmann will nichts andres zeigen als ein Ziel: dahin müssen wir gelangen, wenn wir streng rationalistisch aus der gegebenen Voraussetzung die Schlußfolgerungen ziehen.

Die Darstellungen des internationalen Privatrechts haben bisher stets mit einer eigentümlichen Schwierigkeit zu kämpfen gehabt. Es gibt nämlich heute noch keine internationale Rechtssprache. Die den verschiedenen nationalen Rechten eigentümlichen Rechtseinrichtungen sind so verschiedenartig, daß es kaum möglich ist, sie in der Ausdrucksweise eines fremden Rechts auszudrücken. Jedes Recht hat seine Terminologie und seine Begriffswelt. Wie sollen die Anwendungsnormen, die ihrer Natur nach für alle Rechtssysteme gelten sollen, sich über diese Nichtübereinstimmung hinweghelfen?

Schon die nationalistische Richtung mußte darauf nicht selten hinweisen. Die Anwendungsnorm eines Staates bestimmt etwa: Das von einem handlungsunfähigen Ausländer abgeschlossene Geschäft ist gültig, wenn es von seiner Vormundschaftsbehörde genehmigt wird. Was geschieht aber, wenn das Recht, das hiernach zur Anwendung kommt, unter Handlungsunfähigkeit, Vormundschaftsbehörde, Genehmigung etwas ganz andres versteht als das Recht, das seine Anwendung vorschreibt? Die Nationalisten helfen sich mit dem Grundsatze, auch darüber müsse das eigene Recht entscheiden. Das ist einfach, aber oft nicht durchführbar; wer je mit ausländischen Urkunden zu tun hatte, weiß, wie schwer es manchmal ist, zu sagen, ob diese Urkunde auch nach inländischem Recht öffentlich ist, ob die Rechtsfolgen, die sie wirken soll, dinglich oder obligatorisch sind. Da darüber das fremde Recht ganz andre Auffassungen haben mag, als das einheimische, so ist es eben deswegen auch sehr schwer, nach einheimischem Rechte zur Klarheit zu gelangen. Noch größer ist die Schwierigkeit für die Internationalisten, denen auch dieser Notbehelf versagt bleiben muß. Wenn das internationale Privatrecht Normen enthalten soll, die nicht einer bestimmten staatlichen Rechtsordnung angehören, sondern für alle staatlichen Rechtsordnungen maßgebend sein sollen, dann dürfen sie auch nicht mit der Terminologie und Begriffswelt einer bestimmten staatlichen Rechtsordnung gemessen werden.

An sich richtig, ist diese ganze Auffassung doch nur Ausdruck der ganz äußerlichen Betrachtung, die in der Rechtswissenschaft herrscht, und Zeugnis, daß wir noch heute die Gedankengänge einer Zeit nicht ganz überwunden haben, die im Rechte nichts andres erblickte als willkürliche Einfälle eines beliebigen Gesetzgebers. Gewiß sind die Rechtseinrichtungen der Völker sehr verschieden, aber doch nicht mehr, als die von ihnen gesprochenen Sprachen verschieden sind. Diese Verschiedenheit hat uns trotzdem nicht verhindert, eine vergleichende Grammatik zu schaffen und so die allen Sprachen gemeinsame innere Gesetzmäßigkeit zu erkennen. Zitelmann hat schon in einem in der Wiener Juristischen Gesellschaft im Jahre 1888 gehaltenen Vortrage[1]) diese Lösung an-

[1]) Zitelmann, Über die Möglichkeit eines Weltrechts, 1888.

gedeutet. Da die Bedürfnisse der Menschen, zu deren Befriedigung die Rechtseinrichtungen dienen, im wesentlichen bei allen Völkern und in allen Staaten gleichartig sind, so müssen auch diese Einrichtungen im wesentlichen gleichartig sein. Es ist daher kein unmögliches Unternehmen, die individuellen Verschiedenheiten der Rechtssysteme auf einen gemeinsamen Nenner zurückzuführen, das allen Gemeinsame herauszuschälen und so gewissermaßen eine vergleichende Grammatik des Rechts der vergleichenden Grammatik der Sprachen an die Seite zu stellen. Eine tiefer eingreifende Betrachtung zeigt, daß die anscheinend eigenartigsten und individuellsten Gebilde sich in sehr einfache Formen zerlegen lassen, die sich in allen Rechtssystemen, wenn auch selbstverständlich nicht vollzählig, vorfinden, gerade so wie alle Sprachen der Menschheit dieselben formellen Bestandteile aufweisen. Diese Grammatik der Rechtsbegriffe, zu der Zitelmann durch eine unendlich feine Analyse der Einrichtungen der positiven Rechtssysteme gelangt, legt er seinem System des überstaatlichen internationalen Privatrechts zugrunde, und schafft so eine tatsächlich für jedes Recht gleichermaßen gültige internationale Privatrechtslehre.

Die Bedeutung dieser Untersuchungen reicht weit über ihren unmittelbaren Zweck hinaus. Sie führen zur analytischen Jurisprudenz der Engländer, die, am Anfang des 19. Jahrhunderts von Bentham begründet, bis jetzt die herrschende Richtung in der englischen theoretischen Rechtswissenschaft geblieben ist. In Deutschland hat die gemeinrechtliche Dogmatik deren Aufgaben bisher erfüllt, wie dies auch von Holland, dem bedeutendsten unter den lebenden Vertretern der englischen Richtung, bereitwilligst anerkannt wird. Ein Vergleich des Zitelmannschen Werkes mit dem Hauptwerke von Holland, Elements of Jurisprudence, ist außerordentlich belehrend und zeigt, welche Fülle von Gedanken, welchen Reichtum an Anregungen der jüngere deutsche Verfasser der in Deutschland erst zu begründenden Lehre auf den Weg zu geben vermochte. Man darf wohl annehmen, daß in dieser analytischen Richtung eher die Zukunft der Rechtswissenschaft liegt, als in der jetzt so sehr überwuchernden Exegetik des bürgerlichen Gesetzbuches. In dieser Beziehung könnte Zitelmann bahnbrechend gewirkt haben.

Es ist für den Zeitgenossen nicht leicht, zu der großartigen Gedankenarbeit Stellung zu finden, der wir das Zitelmannsche Werk verdanken. Heute schon steht es fest, daß es der Privatrechtswissenschaft — ganz abgesehen von dem, was es für die Wissenschaft des internationalen Privatrechts bedeutet — Anregungen in solcher Zahl geboten hat, wie vielleicht lange schon kein rein juristisches Werk deutscher Zunge. Aber Bücher sind nicht das, was sie sind, sondern das, was sie für uns sind; es ist klar, daß die Bedeutung des Zitelmannschen Werkes eine ganz andre sein wird, je nachdem es sich durchzusetzen imstande sein wird oder nicht. Das hängt aber wieder nicht von der „Richtigkeit" oder „Unrichtigkeit" seiner Lehren, sondern von einer Reihe von Umständen ab, für deren Abschätzung dem Zeitgenossen jeder Maßstab fehlt. Das äußerste, was für ein großes Werk seine Zeit tun kann, ist, ihm seine geschichtliche Stellung, sein Verhältnis zur Vergangenheit und zur Zukunft zu bestimmen. Das habe ich in der vorstehenden Darstellung versucht.

Zornige Heilige[1].

Von

C. von Heiningen-Huene.

In einem interessanten Essai über die Philosophie Molières behandelt Brunetière die Frage: wo waren zwischen 1660 und 1664 die Originale der Tartuffe, da es sich doch am Hofe des damals noch sehr jungen und sehr weltlichen Ludwigs XIV. gar nicht verlohnte, Frömmigkeit zu heucheln. Es gab dort keine Heuchler aus dem einfachen Grunde, daß Heuchelei und Frömmelei zu nichts führen konnten. Daher sind es keine bestimmten Personen, es ist die Religion selbst, die Molière angreift, das Christentum, als im Widerspruch stehend zur Natur, und als entbehrlich zu einer rechtschaffenen Lebensführung.

Brunetière kannte nicht die „Annales de la Compagnie du Saint-Sacrement" (1695), sonst würde das Urteil des berühmten Kritikers wesentlich anders gelautet haben. Der Tartuffe ist ein eminent historisches Stück, die „Originale", die Molière in seinen Verteidigungsschriften wiederholt erwähnt, sie waren leibhaftig vorhanden im hohen Adel, bei Hof, im Parlament, in der Geistlichkeit. Sie bildeten eine geheime, festgeschlossene Gesellschaft, eine Macht, die neben der kirchlichen und der staatlichen Autorität stand und zwar im Gegensatz zu ihr: ein Staat im Staate. In Korrespondenzen und in Parlamentsurteilen des 17. Jahrhunderts wird sie erwähnt als: „La cabale des dévots", „Le parti des saints", „Les zélés", „Les bigots", „Les chiens de chasse des jésuites", La noire cabale", „Les invisibles", „Les frères des œuvres fortes", „Les chevaliers de la bonne foi", „Les confrères de la propagande de foi", „Les Tartuffes" und endlich — bei ihrem wahren Namen — „La compagnie du St. Sacrement de l'autel". Mazarin, Le Tellier, Colbert

[1] Raoul Allier, La Cabale des dévots. Paris, Librairie Colin. 1902. — Revue historique, Dezember 1899: F. Rabbe, Une société secrète catholique au XVII. siècle. — Revue des deux mondes, 1. August 1890: F. Brunetière, La philosophie de Molière. — 1. Juli, 1. August, 1. September 1903: Alfred Rébelliau, Un épisode de l'Histoire religieuse du XVII. siècle.

bezeichnen sie als eine Gefahr für den Staat, und die Behauptung eines Zeitgenossen, der „Tartuffe“ sei auf direkten Befehl des Königs geschrieben, ist höchstwahrscheinlich. Das Merkwürdigste an der Sache ist, daß eine Gesellschaft von solcher Bedeutung den Historikern nahezu zweihundert Jahre lang unbekannt bleiben konnte. Was endlich, vor etwa dreiundzwanzig Jahren, zu ihrer Entdeckung führte, war das Auffinden der genannten Annalen durch den Jesuiten P. Le Lasseur, der einem seiner Ordensgenossen, dem P. Clair, und dem Benediktiner, Dom Beauchet-Filleau, Mitteilung davon machte. Nach dem Tode Le Lasseurs veröffentlichte P. Clair 1888/89 vier Artikel über die Compagnie, die aber weniger eine Veröffentlichung als eine Verschleierung waren, so geschickt ist alles verschwiegen, was über die wahre Bedeutung seiner Gesellschaft hätte Aufklärung gegeben. Ebenso ungenügend war die Studie Beauchet-Filleaus in der in Paray-le-Monial erscheinenden Zeitschrift „Le règne de Jésus-Christ“, 1884. Beide Arbeiten blieben so unbeachtet, daß F. Rabbe, dem die Annalen 1899 auf der Nationalbibliothek in die Hände fielen, sich für den ersten Entdecker halten konnte. Die Auszüge und der Kommentar, die er in der „Revue historique“ herausgab, bieten ein wenn auch unvollständiges, so doch durchaus richtiges Bild von der Sache. Gerade diese Richtigkeit setzte Rabbe den heftigsten Angriffen aus, zu denen einige unbedeutende historische Schnitzer nur den Vorwand bildeten. Unmittelbar nachher, 1900, erfolgte durch Beauchet-Filleau die schon 1884 von ihm versprochene Herausgabe der gesamten Pariser Annalen, sowie der Register der Compagnie in Grenoble, Limoges, Poitiers und der Statuten für die kleinen Städte und das flache Land. Im Jahre 1902 erschien dann von protestantischer Seite her, von Raoul Allier, ein ausführliches gründliches Werk über die Compagnie in ihrem Zusammenhang mit der Zeitgeschichte. Die Untersuchungen sind jedoch noch lange nicht abgeschlossen, da die Compagnie über ganz Frankreich verbreitet war, und ihre Geschäftsbücher in den Provinzialarchiven sich zerstreut finden. Was wir bis jetzt wissen, reicht indessen aus, um ein abschließendes Urteil über diese merkwürdige Erscheinung zu gewinnen.

Die katholische Gegenreformation, d. h. jene Bewegung, die eine Reform im Innern der katholischen Kirche und gleichzeitig die Verdrängung des Protestantismus erstrebte, war in Frankreich nicht recht zum Durchbruch gekommen, trotz der zahllosen Klöster, die im 16. und 17. Jahrhundert dort entstanden. Das Konzil von Trient hatte, als den gallikanischen Freiheiten zuwider, keine Aufnahme gefunden. Der Episkopat war durchaus verweltlicht; er hielt sich mehr bei Hof, in der Armee oder im Auslande auf, als in den Diözesen; unter 127 Bischöfen kaum 15, die ihre Amtspflichten erfüllten. Aus Richelieus nachgelassenen Papieren geht hervor, daß er dem Werke der Gegenreformation nicht ganz so gleichgültig gegenüberstand, als es den Zeitgenossen schien; ihnen galt er wegen seiner durchaus weltlichen Politik für einen „Patriarchen der Atheisten“ und wegen der Toleranz gegen die Protestanten als einen „Papst der Kalviniſten“. Er hatte den König zu einem Frieden mit ihnen bewogen, weil man es „geduldig abwarten müsse, ob Gott sie erleuchte“. Der Protestantismus in Frankreich war um 1628

politisch eine Null und in religiöser Hinsicht erschlafft und durch Zwietracht gespalten. Die Katholiken verspürten weniger Haß als Mitleid mit ihrem herabgekommenen Gegner, und dieser vergaß allmählich die stolze puritanische Haltung, in der er früher verächtlich auf die „Papisten" hinabgesehen. Man fing wieder an, gesellschaftlich miteinander zu verkehren, gemeinsame Feste zu feiern, zusammen zu spielen und zu tanzen. Es war daher für Richelieus Staatsklugheit kein Grund vorhanden, die Protestanten nicht die geringe Freiheit, die ihnen das Edikt von Nantes gewährte, ruhig genießen zu lassen.

Angesichts dieses Tatbestandes, daß von Staat und Kirche weder die Reform des Katholizismus noch die Vertreibung der Protestanten zu hoffen war, beschloß um 1627 ein Mitglied des hohen Adels, Heinrich de Levis, Herzog von Ventadour, die Gründung einer Gesellschaft ohne Ordensgelübde und ohne Ordenskleid, schlechtweg „die Compagnie" geheißen. Mit allen Mitteln, die Vornehmheit, Reichtum, Amt, Wissenschaft, praktische Tüchtigkeit, Familienverbindungen usw. verleihen, und mit absoluter Skrupellosigkeit in bezug auf die Mittel zum Zwecke sollte diese Compagnie da eingreifen, wo die weltlichen oder geistlichen Behörden nicht ihre Schuldigkeit taten, d. h. so ziemlich überall. Der Gründer dieser Gesellschaft war aufgewachsen unter den Eindrücken der Religionskriege und des fanatischsten Protestantenhasses. Seine Mutter war jene sanfte Dame gewesen, die die Belagerung der protestantischen Stadt Privas leitete und die den Verteidigern ein Schreiben hineinschickte, in dem es heißt: „Man wird euch das Fell abziehen wie Schlachtkälbern, damit viel gegerbtes Leder auf den Markt von Beaucaire kommt." In ihrem Hause wurde die Gemahlin Heinrichs von Ventadour seit ihrer frühesten Jugend erzogen, und diese Erziehung zur Frömmigkeit gelang so vollständig, daß die junge Herzogin eines Tages ihrem Gemahl erklärte, sie fühle sich berufen, bei den Karmeliteſſen einzutreten. Er übergab sie 1629, erst achtzehnjährig, dem Kloster zu Avignon und ließ sich selbst 1641 die Priesterweihe erteilen. Zur Zeit, als er den Plan zur Gründung der Compagnie faßte, war er noch bei der Armee und wütete als Befehlshaber im Süden Frankreichs gegen die Protestanten. Ganze Landstriche ließ er ihretwegen verwüsten, die Weinberge ausreißen, die Obstbäume umhauen, unbekümmert darum, daß auch seine eigenen Besitzungen von der Verwüstung getroffen wurden. Freilich wußte er sich für den erlittenen Schaden in einer ganz originellen Weise Ersatz zu schaffen. Er ließ den Stadtrat von Mauvert zu sich entbieten und, als er erschien, ihn verhaften. Dann sandte er den Bürgern Botschaft, daß er die Gefangenen nur herausgeben werde, wenn sie ihm, dem Herzog, das zahlen würden, was sie der protestantischen Stadt Nimes schuldeten. Für diese Zahlung annullierte er der Bürgerschaft die Schuldbriefe, die sie ihren protestantischen Gläubigern in Nimes ausgestellt hatten. Zwischen zwei Feldzügen, während eines Aufenthaltes in Paris, arbeitete der Herzog unter dem Beistande seiner geistlichen Freunde, des Abbé de Grignan (später Erzbischof von Arles und bekannt aus den Briefen der Madame de Sévigné), des Kapuziners P. d'Angoumois und des Oratorianers P. de Condren, seine Statuten aus. Er sandte dieses „petit imprimé" an

die Personen, die er für geeignet zu dem Werke hielt. Die Träger der vornehmsten Namen und der einflußreichsten Ämter schlossen sich an: den Herzog von Liancourt, den Herzog von Nemours, den Prinzen von Conti, den Marschall von Schomberg, die beiden Präsidenten des Pariser Parlaments, Vater und Sohn de Lamoignon, die Marquis Fenelon und Laval, die Grafen de Boyer d'Argenson, den General der Oratorianer, den Beichtvater des Königs, den des Herzogs von Orléans; die höchsten Hofbeamten usw. finden wir im Laufe der Jahre als Mitglieder in den „Annalen" erwähnt. Wenn auch die einfachen Bürger nicht ausgeschlossen waren, so traten sie doch ganz zurück an Zahl und Einfluß hinter den hommes d'épée, de robe und d'église. Der Bund war ein vorwiegend aristokratischer, wenigstens in Paris. „Die Großen von Juda", schreibt der Oratorianer Amelotte begeistert, „sind in den Stamm Levi übergetreten, und alle Arten vornehmer Leute sind zur Gnade des Priestertums berufen. Die Herzogs- und Grafenkronen werden eingeschmolzen zu Kelchen und Ciborien."

Der Erzbischof von Paris hatte sich der Gründung entschieden widersetzt. Da jedoch Ludwig XIII. bereits seine Zustimmung erklärt hatte, und Richelieu die Sache ignorierte, so setzte man sich über die Verweigerung der bischöflichen Approbation hinweg und wandte sich an den Papst. Dieser begriff die Sache so wenig, daß er glaubte, es handle sich um eine gewöhnliche Brüderschaft, der er seinen Segen nebst einigen Ablässen sandte. Die Compagnie ärgerte sich darüber und wies die Ablässe zurück. Sehr bald jedoch sah sie ein, wie notwendig es war, ihre eigentliche Bedeutung in tiefstes Geheimnis zu hüllen, und daß hierzu nichts dienlicher sei, als gerade der Deckmantel einer confrérie. Nur so konnte man Übelstände und Übeltäter verfolgen, ohne sich selbst der Verfolgung auszusetzen. So wurde denn das Geheimnis die Seele des Bundes; immer sorgfältiger wurden zu diesem Zwecke im Laufe der Jahre die Statuten ausgearbeitet. Dem herausfordernden Namen „die Compagnie" wurde 1630 der Zusatz beigefügt, „du St. Sacrement de l'autel", wodurch man in der Menge der Sakramentsbrüderschaften verschwand, deren es in allen Pfarreien gab. Ganz zufällig war man auf diesen Namen gekommen, als die wöchentliche Versammlung vom Samstag auf den Donnerstag verlegt wurde und es einem Mitgliede einfiel, daß dieser Tag dem Altarsakrament geweiht sei. Was konnte geeigneter sein, um argwöhnische Bischöfe zu täuschen? Die Annalen sprechen es ganz offen aus, daß der Schein einer Sakramentsbrüderschaft zum Zwecke dieser Täuschung gedient habe. Man hielt zwar einen Ehrensessel für den Bischof bereit, allein er hatte sich auf demselben schweigend zu verhalten „wie Gottvater auf seinem trône de gloire". Nur ein Beispiel von der Aufnahme eines Bischofs in die Compagnie erwähnen die Annalen; die übrigen neunzehn, die im Laufe der Jahre als Affiliierte genannt werden, scheinen vor ihrer Erhebung in den bischöflichen Stand dazu gehört zu haben. Es ist bezeichnend für die ultramontane Richtung dieser Gesellschaft, daß sie 1649, während der damalige Erzbischof von Paris keine Ahnung von ihrer Existenz hatte, den päpstlichen Nuntius mit Pomp empfing und in ihrer Versammlung präsidieren ließ.

Obschon Ordensleute bei der Gründung beteiligt waren, so wurde dennoch 1633, gerade auf deren Antrag, die Aufnahme weiterer Ordensgeistlicher ausgeschlossen, weil diese das Geheimnis ihren Oberen gegenüber nicht hätten wahren können. Auch war der esprit particulier der Orden nicht vereinbar mit dem esprit universel der Compagnie. Die Malteser waren der einzige Orden, den man zuließ, weil ihm der esprit particulier fehlte. Von Priestern sollten nur solche Aufnahme finden, die mitten in der Welt stünden und unabhängig seien. Die bekanntesten unter ihnen sind Bossuet und Vincenz de Paul.

Wiederholt wurde die Zulassung von Frauen zur Compagnie debattiert; man konnte sich nicht dazu entschließen, indem man ihrer Verschwiegenheit ebenso wenig traute, wie der der Ordensleute. Das schloß jedoch nicht aus, daß man sich ihrer häufig als Werkzeug bediente auf Gebieten der christlichen Liebestätigkeit, die Männern unzugänglich gewesen wären. Einzelne Damen, wie die Herzogin von Aiguillon, die Herzogin von Longueville, die Herzogin von Conti, Madeleine de Lamoignon, Madame Fouquet, Madame de Renty usw., waren zweifellos ins Vertrauen gezogen. Ausgeschlossen von der Compagnie blieben ferner solche Personen, die in Paris einen Prozeß anhängig hatten, und während der Fronde alle Frondeurs. Ein bestimmtes Versammlungslokal hatte man nicht. In Paris kam man zuerst bei den Kapuzinern von St. Honoré zusammen; allein man gab die Klöster auf, weil man dort zu sehr beobachtet wurde, und wählte abwechselnd die Häuser von Mitgliedern.

Ursprünglich hatte man den Lakaien eine Christenlehre in gesondertem Zimmer gehalten; dann aber wurde gewünscht, die vornehmen Herren möchten ohne Gefolge kommen, so unscheinbar als möglich. Keine Pflicht wurde schärfer eingeprägt als die Wahrung des Geheimnisses. Ein merkwürdiger Beweis, wie das Geheimnis gewahrt wurde und mit welchem Erfolg, findet sich in Boileaus Werken. Die innigste Freundschaft verbindet den Dichter mit Wilhelm von Lamoignon, den er nach seinem Tode feiert als ein Juwel von Rechtschaffenheit, Heiligkeit, Gelehrsamkeit, Liebenswürdigkeit. Er rechnet es sich zur höchsten Ehre an, daß dieser herrliche Mann ihn seines intimsten Verkehrs gewürdigt, ihn bis „in die Geheimnisse seines Herzens“ habe hineinschauen lassen. Derselbe Boileau aber haut und sticht mit den beißendsten Versen auf die Cabale des dévots bei jeder sich darbietenden Gelegenheit —

Leur cœur qui se connaît, et qui fuit la lumière,
S'il se moque de Dieu, craint Tartufe et Molière.

Er ist ahnungslos, daß sein liebster Herzensfreund eins der einflußreichsten Mitglieder jenes Geheimbundes ist, gegen den er seine giftigsten Pfeile abschießt, und Lamoignon hütet sich, ihm in den Arm zu fallen und die Pfeile aufzuhalten. Eine vorwitzige Zweigcompagnie, die zu wissen verlangte, warum sie so im Dunkeln schleichen müsse, fertigte man damit ab: um das verborgene Leben Christi in der Hostie nachzuahmen; man trage „die Livree eines verborgenen Gottes“. Niemals durfte vor einem Uneingeweihten ein Wort über die Compagnie oder deren Werke geredet werden, nie trat sie als Korporation schreibend oder handelnd in die Öffentlichkeit; immer waren es einzelne Mitglieder, die wie aus eigner Initiative handelten. Wenn die Compagnie

Suppenhäuser und Spitäler baute, so schob sie Vincenz de Paul vor, der vor der Welt die Ehre davon hatte; bekämpfte sie das Duell, so tat sie es durch den Marquis de Fénelon, der dadurch allem Haß und allen Insulten der Anhänger des Duells ausgesetzt wurde; ging sie den Mißständen der Justiz zu Leibe, dann war Lamoignon ihr Mann usw. Oft bediente sie sich ganz Fremder; so waren z. B. Vincenz de Paul und der Marschall Schomberg jahrelang Werkzeuge der Compagnie gewesen, ohne zu ahnen, wer hinter ihnen stand, ehe man sie in das Geheimnis einweihte und als Mitglieder aufnahm. Beide wurden in der Folge die tätigsten Agenten. Auch der Oheim Ludwigs XIV., der nichts weniger als fromme Gaston von Orléans, von dem die Couplets singen:

Ne faisant jamais abstinence,
Si ce n'est d'eau et de poisson,
De jubilés et d'indulgences.

ließ sich ahnungslos zu „coups de force“ gebrauchen, die ein andrer als ein königlicher Prinz nicht ungestraft hätte ausführen dürfen. Dem König legte die Compagnie ausgearbeitete Gesetze, dem Papst fertige Breve vor, die, unterzeichnet, auf Mit- und Nachwelt den Eindruck machten, als seien sie von allerhöchster Stelle ausgegangen. Ein Schreiben des Vincenz de Paul ist charakteristisch für die Art des Vorgehens:

Ich habe es nicht ablehnen können, Ihnen zu schreiben aus Rücksicht für die, welche von mir Ihren Beistand verlangt haben. Es handelt sich um Abschaffung des Duells ... Der Herr Marquis de la Mothe-Fénelon ist derjenige, dessen Gott sich bedient hat, um die Mittel zu ihrer Beseitigung anzuregen ... Diese Anfänge haben den Erfolg gehabt, den Sie aus beifolgendem Schreiben ersehen ... Der König hat sein ganzes Haus dieser Resolution beitreten lassen. Die Städte von Languedoc und Bretagne haben die Edelleute, die sich von jetzt an noch duellieren werden, des Rechtes beraubt, auf dem Landtag zu erscheinen ... Jetzt ist es noch notwendig, den Papst zu einem Breve zu veranlassen, in dem er das gute Werk segnet. Ich schicke Ihnen den Entwurf zu dem Breve; man hält ihn für so gut ausgearbeitet, daß nichts daran geändert werden könne, ohne den Zweck, den man dabei hat, zu zerstören. Setzen Sie sich gut über die Sache au fait, um irgendeinen Kardinal zu unterrichten, der Sr. Heiligkeit deren Wichtigkeit vortragen kann und will. Der Nuntius gibt denselben Auftrag und schickt ihn an seine Agenten.

Die Compagnie verbreitete sich rasch über ganz Frankreich. Man weiß bis jetzt sechsundfünfzig Städte, wo sie bestanden hat; in Wirklichkeit waren ihrer viel mehr, wie aus Notizen einer Inspektionsreise hervorgeht, z. B.: „Dupleſſis-Mombard begab sich nach Nantes, wo er eine kraftvolle und fromme Compagnie fand, dann nach Rennes und in die andern Compagnien der Bretagne.“ Von diesen „andern“ fehlt bis jetzt noch jeder Nachweis. Überall standen drei ‚Offiziere‘, Oberer, Direktor und Sekretär, sowie ein Rat von sechs Mitgliedern an der Spitze. Die „Offiziere“ werden alle drei Monate neugewählt. Die Zweigcompagnien in den Provinzen hielt man in strengster Abhängigkeit, man verlangte von ihnen eine „subordination qui leur donnait bénédiction“. Sie durften nicht mit den Nachbarstädten korrespondieren oder persönlich verhandeln: alles ging über Paris. Sie durften auch keine neuen Zweigcompagnien bilden, sondern nur kleine „Sakramentsgesellschaften“, die nicht ahnten, daß sie einem großen Organismus angehörten. Erst spät, und

unter Zittern, gestattete Paris, daß einige weit entlegene Städte, z. B. die am Mittelmeer, zu je zwei und zwei, miteinander verkehrten. Wer in der Provinz zur Compagnie gehörte, hatte darum noch nicht das Recht, in Paris den Versammlungen beizuwohnen. Immer strenger wurde die Zentralisation, je größer die Gefahr der Entdeckung wurde. Man entzog die Beratung der wichtigeren Angelegenheiten der wöchentlich stattfindenden Mitgliederversammlung und legte sie ganz in die Hände der monatlich zusammenkommenden „Offiziere". Die gewöhnlichen Mitglieder durften auch keinen Vorschlag mehr machen, der nicht vorher die Zustimmung des Oberen gefunden. Allmählich bildete sich innerhalb dieser geheimen Gesellschaft eine noch geheimere Binnengesellschaft zu dem Zweck, die Glaubensstellung der Mitglieder zu überwachen und diejenigen hinauszudrängen, deren Katholizismus nicht tadellos befunden wurde. Es wurden geheime Konduitenlisten geführt. Mit unendlicher Vorsicht wurden neue Mitglieder geworben. Nicht nur Charakter und Lebenswandel kamen in Betracht, sondern auch Gaben, aus denen das Werk Nutzen ziehen könne. Langsam und schrittweise zog man den Erwählten in den Zauberkreis des Geheimnisses hinein, indem ein der Compagnie angehörender Bekannter gelegentlich hinwarf: „Ich hätte wohl Lust, einen gemeinnützigen Verein zu gründen, möchten Sie dabei mittun?" Oder: „Ich kenne einige Personen, die gemeinsam gute Werke verrichten; würde es Ihnen Freude machen, einmal mit ihnen zusammengebracht zu werden?" und ähnlich.

Ein Gegenstand beständiger Sorge war die Truhe mit dem Archiv. Sie wanderte aus einem Haus ins andre. Auf dem Deckel war ein Zettel aufgeklebt: „Dieser Koffer mit seinem ganzen Inhalt gehört dem Herrn N., der die Schlüssel dazu besitzt und sie bei mir niedergelegt hat." Einmal wurde dem Könige hinterbracht, Lamoignon bewahre eine Truhe mit geheimnisvollen Papieren. Der Präsident erhielt Befehl, Mitteilung darüber zu machen. Er erbat sich eine Audienz und gab Ludwig XIV. zu, ein solches Depôt zu haben, seine Persönlichkeit bürge dafür, daß es nichts Staatsgefährliches enthalte: „Ew. Majestät würden mich nicht mehr achten können, wenn ich fähig wäre, mehr darüber zu sagen." Der König verzichtete auf die Kenntnis des Inhaltes, aber die Truhe wird wohl noch in selbiger Nacht um ein Haus weiter gewandert sein.

Für die Finanzgeschäfte bediente man sich weder einer Bank noch eines Notars. Bei Vermächtnissen durfte nie die Compagnie, nur drei Mitglieder durften genannt werden; auch nicht die nähere Bestimmung des Legats, nur „zu guten Werken, von denen Sie wissen, ohne Verantwortung". Als ein gedankenloses Mitglied einmal die Compagnie als Erbin genannt hatte, da verzichtete man lieber auf das Geld als auf das Geheimnis. Einem päpstlichen Nunzius war es gelungen, Aufnahme zu finden. Er wollte 1659 die Compagnie auch in Rom unter den Augen des Papstes errichten. Allein er konnte die Statuten nicht erlangen, überhaupt keinen schriftlichen Nachweis, daß bereits seit dreißig Jahren eine in vollster Tätigkeit befindliche Gesellschaft existiere. Was er erhielt, war nur ein in lateinischer Sprache abgefaßtes Projekt einer noch zu gründenden Gesellschaft.

Die Compagnie fing die Reform an bei dem Punkt, der ihr am nächsten lag: dem Pariser Armenwesen. Seit Franz I. war es Sache des Staates, und die französischen Könige hatten bereits manches auf diesem Gebiete getan. Allein gegen ein Heer von nahezu 40000 Bettlern, die wie eine Verbrecherbande in Paris hausten, hatten sich alle königlichen Ordonnanzen machtlos erwiesen. Die Compagnie errichtete Arbeiterwerkstätten für die, welche arbeiten wollten, und das Hôpital général, eine Art Gefängnis für die, welche zur Arbeit mußten gezwungen werden. Die ganze Bettlerkolonie im Faubourg St. Marceau wurde ausgefegt. Die vagabundierenden Priester und vorgeblichen Einsiedler ließ man durch Vincenz de Paul in St. Lazare einsperren — ein Auftrag, der ihm sehr widerstrebte und gegen den er sich zuerst gesträubt hatte. Krieg, Pest und Hungersnot verwüsteten das Land: Mitglieder der Compagnie gingen als Pfleger in die Pestspitäler, ausgehungerten Provinzen schickte man im Frühjahr das Saatkorn. In Kranken- und Irrenhäusern, in den Gefängnissen und auf den Galeeren richtete man Christenlehre ein. In Paris setzte die Compagnie hierzu die Orden in Bewegung: Montags gingen die Minoriten, Dienstags die Jesuiten, Mittwochs die Dominikaner usw. In der Armee übernahmen Edelleute die Katechese der Soldaten — die heutigen Sonntagsschulen. Eine ganz moderne Idee, ihrer Zeit weit voraus, war das Abholen der jungen Mädchen, die vom Lande, Stellen suchend, in die Hauptstadt kamen. Mitglieder der Compagnie erwarteten die Ankunft der Landkutschen und der Seineschiffe, um die Mädchen vor gewissenlosen Stellenvermittlerinnen zu schützen und in eine Mägdeherberge zu bringen. Hier wurde ihnen Klöppeln und Sticken gelehrt, womit sie den Unterhalt des Hauses selbst verdienten, während die Compagnie Stellen für sie suchte — das Werk der heutigen amies des jeunes filles. Man sorgte nicht nur dafür, daß die Kinder aus der untersten Schicht des Volkes getauft wurden, sondern man nahm sich auch ihrer Ernährung und Bekleidung an. Um das Kleinste und um das Größte kümmerte man sich: daß die Schulkinder ordentlich in der Prozession gehen, sich nicht raufen und mit Steinen werfen; und um die Bischöfe, daß sie in ihren Diözesen bleiben, Synoden halten und Seminare gründen sollten, freilich bei Schulkindern und Bischöfen mit gleichem Mißerfolg.

Drei oder vier Kirchen in Paris wurden seit undenklichen Zeiten während der Spätmessen, von zehn bis zwölf, zum Stelldichein für Liebespaare und für Klatschbasen benützt — die Compagnie machte dieser Gemütlichkeit ein radikales Ende. Sie duldete auch nicht mehr, daß die Damen in ausgeschnittenen Kleidern dem Gottesdienst beiwohnten, und erstrebten überhaupt ein Verbot gegen solche Kleider. Zwei Gebräuche, die heute noch bestehen, ließ die Compagnie einführen: die Verhüllung des Allerheiligsten während der Predigt und das „ewige Gebet" während der Fastnachtstage. Sie erwirkte Verbot der Sonntagsarbeit, des Fleischverkaufs an Fasttagen, der geistlichen Marionettenspiele, der Possenreißerei auf dem Pont neuf, des Kartenschlagens, des Wahrsagens und der Spielbanken. Dagegen gelang es ihr nicht, die Kirchweih auf den Dörfern von Tanzvergnügen und Jahrmarkt loszulösen. Sie frohlockt, als Lamoignon ihr mitteilt, es sei ihm gelungen, die cause grasse ab-

zuschaffen. Es war das eine karnevalistische Gerichtssitzung, zu der man, wenn irgend möglich, einen Skandalprozeß aufsparte, der an diesem Tage, gewürzt mit gallischem Witz und Schmutz, unter brüllendem Gelächter der Zuhörer abgehandelt wurde. Das Frohlocken über die Abschaffung der cause grasse war aber verfrüht, denn sie blieb noch très-grasse bis tief ins 18. Jahrhundert hinein. Die Compagnie gründete eine geheime Pfarrpolizei, die die Familien zu überwachen hatte. Kein Mittel war ihr zu verwerflich, um sich die genaueste Kenntnis über das Innerste des Familienlebens zu verschaffen, namentlich in den vornehmen und reichen Häusern. Sie bediente sich zur Spionage der Bruderschaften, denen die kleinen Leute, Handwerker, Arbeiter, Dienstboten, angehörten. Wo sie von ehelicher Untreue etwas erfuhr, da ließ sie dem beleidigten Ehegatten ein anonymes Schreiben zugehen, das ihm die Augen öffnete. Solche Schreiben waren überhaupt eine der mächtigsten Waffen dieses Geheimbundes. Mazarin fand sie, wenn er sich zu Tisch setzte, unter seinem Kuvert, wenn er sich ankleidete, in der Rocktasche, wenn er arbeitete, zwischen den Papieren seines Schreibtisches, ohne je herauszubringen, wie sie dahin gelangt und woher sie kamen. Verborgene Schandtaten, die die Behörden straflos ließen, zog die Compagnie in anonymen Druckschriften ans Licht. Sie wagte sich mit dergleichen bis an den Thron Ludwigs XIV. Mit aller Gewalt wollte man aus Paris ein himmlisches Jerusalem, aus Frankreich eine Civitas Dei machen.

Besondere Aufmerksamkeit wandte man dem Gerichtswesen zu. Die Compagnie stiftete ein außeramtliches Schiedsamt; sie besoldete zwei Advokaten für die Armen, schaffte die Erpressungen seitens der Gefängnisbeamten ab, die sich angewöhnt hatten, von den Verurteilten „Eintrittsgeld" zu verlangen; sie sorgte für die Pflege kranker Gefangener und ließ durch Vincenz de Paul das Spital für Galerensträflinge bauen. In Paris besoldete sie vier Wärter, die die Untersuchungsgefangenen regelmäßig in die frische Luft zu führen hatten. Sie plante öffentliche Leihkassen für das Volk mit niedrigem Zinsfuß und errichtete Magasins charitables. Überall förderte sie das Volksschulwesen. Für kein Werk legte sie sich größere Opfer auf, als für die Heidenmission. Was Raymund Luce im 13. Jahrhundert vergeblich gefordert, das verwirklichte sie: ein Seminar für Missionare. Auch die Errichtung einer Handelsgesellschaft für China zu Missionszwecken wurde beabsichtigt.

So eifrig die Compagnie ihre eignen Reformideen verwirklichte, so starr trat sie denen der Minister entgegen. Um weniger Geistlichkeit, aber gewissenhaftere zu erhalten, wollte Colbert das Zölibatsgelübde der Priester auf das siebenundzwanzigste Jahr, das der Mönche auf das fünfundzwanzigste, das der Nonnen auf das zwanzigste Jahr verschieben. Lamoignon und das Parlament widersetzten sich: das sei gut für das menschenleere Holland, aber nichts für das übervölkerte Frankreich; wenn man die Geistlichen erst so spät wolle Zölibat geloben lassen, dann würden überhaupt keine Gelübde mehr gemacht werden. Auch der Verminderung der zahllosen Feiertage, an denen Handel und Gewerbe stillstanden, widersetzte sich Lamoignon. Als Colbert trotzdem die Aufhebung von siebzehn Feiertagen durchsetzte, da rettete das

Parlament sich wenigstens den h. Bartholomäus, den h. Nikolaus und die Unschuldigen Kinder.

Die gesamte christliche Liebestätigkeit der Compagnie war jedoch nur Mittel zum Zweck: Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden, und das Reich Gottes die katholische Kirche. Daher neben jener heißen Nächstenliebe, neben jener zarten Fürsorge für Arme und Kranke gleichzeitig ein fanatischer Haß gegen alles, was sich dem Hauptzweck hindernd entgegenstellte. Verlangte die Compagnie doch z. B. ein Gesetz für die Ärzte, jeden Kranken, der sich weigere, sofort zu beichten, hilflos liegen zu lassen. Nahm sie doch durchziehenden Zigeunern Frauen und Kinder weg, um sie in Klöster einsperren und taufen zu lassen. Frauen und Mädchen von unsittlichem Lebenswandel ließ die Compagnie eigenmächtig aufgreifen und in Besserungshäusern gefangen halten, ohne Untersuchung, ohne Gerichtsurteil. Neue Prediger ließ sie scharf überwachen, und wenn ihre Richtung nicht streng orthodox schien, moralisch vernichten; sie stiftete Verleumder an, die solche Prediger dem Volk als „trunksüchtig und unsittlich" verschreien mußten, um sie in ihrem Predigeramt lahm zu legen. Gegen die Juden erstrebte sie Verbannung aus Frankreich, die Illuminaten (eine Sekte, die auf die Herrschaft des h. Geistes wartete, ohne Hierarchie und ohne Kultus) machte sie binnen wenigen Jahren verschwinden oder richtiger sich verkriechen. Sie ruhte nicht, bis sie den mittelalterlichen Handwerkerbünden, den Compagnons du devoir, die ihre Statuten ebenso heimlich hielten, wie die Compagnie die ihrigen, ihr Geheimnis entrissen hatte. Dieses Geheimnis war im Grunde sehr harmlos, aber der damaligen Zeit galt es für die entsetzlichste Gotteslästerung. Der Mittelpunkt der Handwerkerbünde war die Feier einer gemeinschaftlichen Kommunion und einer Messe gewesen. Als aus politischen Gründen diese Bünde verboten wurden und sich ins Geheimnis flüchten mußten, da hielt man wenigstens unter sich eine Art religiöser Feier ab, unter ähnlichen Formen wie die der Meßliturgie; man verteilte z. B. Brot und Wein mit den Worten: „Das bedeutet Christi Leib und Blut." Die Compagnie war außer sich, als sie durch die Vermittlung eines schweizerischen Schusters, des „guten Heinrich", das herausgebracht hatte. Sie verfolgte fortan die Compagnons du devoir wegen Gotteslästerung, ein Verbrechen, auf das damals Todesstrafe stand.

Der eigentlichste Gegenstand ihrer Verfolgung aber waren die Protestanten und zwar einer hartnäckigen, raffinierten, grausamen Verfolgung. Die Aufhebung des Edikts von Nantes war die reife Frucht dessen, was die Compagnie zwischen 1629 und 1666 gesät hatte, sie war ihr höchster Triumph. Um dahin zu gelangen, hatte sie in ganz Frankreich alle Fälle sammeln lassen, in denen das Edikt auch nur um Haaresbreite war überschritten worden. Mit unglaublicher Gewandtheit kam sie weiteren Übertretungen zuvor. Die Protestanten richteten sich ein Spital in einer Vorstadt von Paris ein: die Compagnie ließ die Betten hinaustragen und ins „Hôtel-Dieu" bringen. Bei einer Deputation, die den Herzog von Longueville als Statthalter der Normandie begrüßen sollte, befanden sich protestantische Bürger von Rouen: die Compagnie ließ den Herzog auffordern, ihnen den Empfang zu verweigern.

Sie verlangte, daß Ärzten und Handwerksmeistern ins Diplom geschrieben werde, daß es nur gültig sei für einen katholischen Inhaber, andern Falles aber null und nichtig. Sie duldete nicht, daß in protestantischen Häusern Pensionäre aufgenommen wurden. Während sie verlangte, daß das katholische Abendmahl unter einem Baldachin zu den Kranken getragen werde und alle, auch die Protestanten, auf der Straße vor ihm niederknieten, ließ sie den Predigern verbieten, den protestantischen Kranken die letzte Tröstung in irgendwie bemerkbarer Weise zu bringen. Der holländische Gesandte mußte sich verwehren lassen, in seinem eigenen Hause mit seinen Glaubensgenossen zu beten. Am 6. Februar 1648 erließ das Parlament von Paris ein wichtiges Urteil, wonach den protestantischen Patronatsherren das Präsentationsrecht entzogen ward, die Verpflichtung zur Gehaltszahlung aber auferlegt blieb: die Compagnie ließ sofort Abschrift an alle ihre Zweigcompagnien senden mit dem Befehl, bei den Parlamenten der Provinz dasselbe Urteil durchzusetzen. In verschiedenen Städten, z. B. in Arles und in Metz, ließ die Compagnie protestantische Kirchen niederreißen. Vergeblich bemühte sie sich 1655, den Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Kirche von Courcelles zu verhindern. In Rouen hielten zwei protestantische Frauen seit zwanzig Jahren eine A-B-C-Schule. Die Compagnie setzte durch, daß diesem „Skandal" ein Ende gemacht wurde. Ein charakteristisches Beispiel dafür, wie ihr auch auf diesem Gebiet, der Protestantenverfolgung, die geringfügigste Sache eines hartnäckigen Kampfes wert erschien, bietet der Prozeß einer Leinwandhändlerin. Das Weben und Handeln mit Leinwand war das einzige Gewerbe, in dem Frauen den Meisterbrief erhalten konnten. Eine Protestantin hatte einen solchen erworben, bedurfte aber noch der Bestätigung durch das Parlament. Alle drei Monate wanderten ihre Akten zu einem andern Rat und kamen zurück mit dem Vermerk, man habe keine Zeit, sie anzusehen, sieben Jahre lang. Immer aufs neue mußte die Klägerin die Kosten zahlen. Da fand sich endlich ein Rat, der sich der Sache annehmen wollte — nun ließ die Compagnie schleunigst dieser Frau den Ersatz aller bisherigen Kosten anbieten unter der Bedingung, daß sie zurücktrete. Daß protestantische Parlamentsräte zum Präsidium gelangten, ließ die Compagnie nicht zu. Wo ein katholischer Kaufmann in gemischter Ehe lebte, drohte man ihm mit Entziehung der Kunden, wenn er nicht alle Kinder katholisch werden lasse. Und alles das geschah unter zwei Ministern, Richelieu und Mazarin, die, wenn auch nur aus Staatsklugheit, wohlwollend gegen die Protestanten gesinnt waren. Beide, sonst so allmächtige Minister, waren in diesem Punkt machtlos gegenüber dem Klerus und der Compagnie.

Der Benediktiner Gerberon bezeichnet die Compagnie du St. Sacrement auch als Verfolgerin der Jansenisten, indem er sie die „Jagdhunde der Jesuiten" nennt. Man habe sich das Formular sparen können, denn „diese Leute mit der feinen Nase" hätten mit dem bloßen Geruchsinn Jansenisten von andern Leuten unterscheiden können. Nicola äußert sich, die Compagnie habe „gewütet wie eine ansteckende Krankheit." Diese Äußerungen sind nur teilweise richtig. Der Sachverhalt ist kompliziert, indem unter dem Namen „Jansenisten" Leute ganz verschiedener Richtung zusammengefaßt wurden: ein-

mal die Gelehrten von Port-Royal und deren Freunde, welche Zurückführung von Sitte und Lehre auf die Norm des apostolischen Zeitalters erstrebten. Ihre Bekenntnisschriften waren der „Augustinus“ des Jansenius, das Buch „de la fréquente communion“ von Antoine Arnauld und die Provinzialbriefe Pascals. Außerdem aber rechnete man unter die „Jansenisten“ die Verteidiger der gallikanischen Freiheiten, welche die königliche und die bischöfliche Macht gegen päpstliche Übergriffe verteidigten. Beiden Arten von „Jansenisten“ gemeinsam war nur sittenstrenger Lebenswandel und Abneigung gegen die Jesuiten. Innerhalb der Compagnie waren beide Arten in hervorragenden Mitgliedern vertreten. Gegen die erstgenannten richtete sich das Bestreben, sie hinauszudrängen, z. B. gegen den Herzog von Liancourt. Die letzteren dagegen finden wir bis zum Ende in ungebrochenem Ansehen, wie Lamoignon und Bossuet. Weit zahlreicher allerdings waren innerhalb der Compagnie die Jesuitenfreunde vertreten, an ihrer Spitze Vincenz de Paul. Er und der Oratorianer P. de Condren erreichten von Richelieu die Verhaftung des geistigen Stammvaters von Port-Royal, des Abbé St. Cyran de Hauranne, indem sie vorstellten: hätte man Luther und Calvin beizeiten verhaftet, dann wäre viel Unglück erspart geblieben. Vincenz de Paul war es auch, der mehr als achtzig französische Bischöfe anstiftete, den Papst um die Verurteilung des Buches des Jansenius zu bitten. Einen Gegensatz hierzu bildet das Urteil Lamoignons, durch das der Syndikus der theologischen Fakultät seines Amtes enthoben wurde, weil er Thesen geduldet hatte, in denen die Unfehlbarkeit des Papstes aufgestellt war. Während also in Paris das Verhalten der Compagnie zum „Jansenismus“ kein einheitliches war, scheinen Compagnien in den Provinzen, namentlich in der Normandie, ganz und gar Werkzeuge der Jesuiten gewesen zu sein und sich tatsächlich so verhalten zu haben, wie Gerberon es andeutet, wenn er sie deren „Jagdhunde“ nennt.“

Die Gesellschaft stand auf der Höhe ihrer Macht, als die Zerstörung über sie hereinbrach. Verschiedene Momente wirkten zu ihrer Entdeckung mit. Vom ersten Anfang seines Amtes an hatte Mazarin eine unsichtbare Gewalt auf seiner Tätigkeit lasten gefühlt, namentlich im Conseil de conscience, in dem die Bischöfe gewählt wurden. Nicht, als ob die Compagnie, diese „Partei der Heiligen“, wie der Minister sie bezeichnet, auch immer nur Heilige auf die Bischofssitze befördert hätte. Ein so nichtsnutziges Subjekt wie der Kardinal Retz verdankte seine Ernennung zum Erzbischof von Paris der Schlauheit, mit der er den Führern der Compagnie den Hof gemacht hatte. Oft klagen die Minister in ihrem Briefwechsel über diese „Cabale“, aber sie wissen sie nicht dingfest zu machen. Sie ist allgegenwärtig, aber unsichtbar wie die Luft, die sie umgibt. Das erste, wodurch die Compagnie sich auch der Hofgesellschaft bemerklich machte, war die Liga gegen das Duell. Man bezeichnete bei Hof als die Cabale des dévots den Freundeskreis der Marquis Fénelon und de Laval. Den Hauptgrund der Entdeckung finden die Annalen in dem unvorsichtigen Benehmen Contis. In Bordeaux hatte er eigenmächtig eine Frau in ein Besserungshaus einschließen lassen und, vom Parlament zur Verantwortung gezogen, die „invisibles“ als seine Auftraggeber genannt. Infolgedessen verbot das Parlament von Bordeaux der Compagnie

du St. Sacrement ihre Versammlungen, indem es mit einem richtigen Griff hier die angeblichen „invisibles“ faßte. Auch in der Normandie kam es zu Enthüllungen, indem man in Caen, den Statuten zuwider, ein bestimmtes Lokal hatte, das dem Volk als Mittelpunkt der Agitation gegen die „Jansenisten“ bekannt wurde. Ein Generalvikar von Rouen war der erste, der ein Memoire veröffentlichte, worin die Grundsätze und Handlungsweise des Geheimbundes ziemlich klar dargelegt waren. Als Conti nach Paris kam, war die dortige Compagnie aufs äußerste dagegen, den unvorsichtigen Prinzen aufzunehmen. Er bestand jedoch darauf, und einem Mitglied des königlichen Hauses gegenüber wagte man nicht, sich zu widersetzen. Auf seine Bürgschaft hin händigte die Compagnie einem Bischof der Assemblée du clergé 1660 die sämtlichen Denkschriften ein, die sie über den Zustand des Protestantismus aus ganz Frankreich erhalten hatte. Sie wurden der Assemblée vorgelegt. Die Bischöfe waren bestürzt, hier den klaren Beweis zu haben, daß sich in ihren Diözesen eine geistliche Geheimpolizei befinde, von der sie nichts wußten, und die besser orientiert war als sie selbst. Unter Führung des Erzbischofs von Rouen verlangten sie die Beseitigung dieser unheimlichen Macht, und so wurde denn bei Hof deren Zerstörung beschlossen.

Am 20. September 1660 sandte die Compagnie ein Rundschreiben in die Provinzen, ohne Überschrift und ohne Unterschrift: man solle vorsichtiger sein denn je, die Papiere verstecken, keine Geschäftsbücher, nur lose Blätter in die Versammlung mitbringen. „Wenig Korrespondenz, aber viel Gebet, denn die Zeit der Heimsuchung ist da.“ Am 7. Dezember 1660 erfuhr man, das Parlament habe auf Befehl des Königs ein Verbot erlassen: daß sich irgendwer zu irgendwelchem Zweck mit irgend jemandem versammle. Das war die einzige Form, unter der man diese unsichtbare Gesellschaft treffen konnte.

Die Compagnie nahm unter vielen Tränen und Umarmungen einen rührenden Abschied voneinander und löste sich dann auf, aber in ihrer Weise: die Zusammenkünfte der Offiziere dauerten fort, und die Werke dauerten fort. Man verteilte sich in einen Missionsverein, einen Gefängnisverein, einen Spitalverein und in mehrere Pfarrvereine. Das Femgericht über verborgene Laster und Verbrechen dauerte fort unter dem Namen der frères des œuvres fortes, die Verfolgung der Protestanten unter dem der confréries de la propagande de foi. Aber auch die Compagnie selbst, in ihrer ursprünglichen Verfassung, lebte weiter in den Provinzen. Die an der römischen Kurie in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts auftauchende Partei der Zelanti dürfte vielleicht die von dem Nunzius geplante Zweigkompagnie in Rom sein. Wann die geheime Gesellschaft endlich erloschen ist, und ob sie überhaupt je erloschen ist — man weiß es nicht. Der Verfasser der 1695 geschriebenen „Annalen“, Graf Voyer d'Argenson, sagt: Wenn man die Compagnie in Paris wieder aufrichten wolle, so finde man die Elemente dazu im weltlichen dritten Orden des h. Franziskus, in den von den Jesuiten geleiteten Kongregationen, namentlich in der Assemblée secrète, in den Asylen für fromme Zölibatäre, in der Sorbonne, in St. Sulpice und mehrere auch bei Hofe.

Diese Gesellschaft war es, der Molières „Tartufe“ und sein „Festin de Pierre“ galten. Schon im Languedoc hatten er und seine Truppe unter der

plötzlichen Bekehrung Contis gelitten. Später, in Paris, sah der Dichter nicht nur seine Arbeit durch die Eiferer bedroht, sondern auch seine persönliche Sicherheit. Jede freie Äußerung in bezug auf Religion galt den Frommen damals als „Gotteslästerung" und auf dieser stand, wie gesagt, die Todesstrafe. Daher jener Kampf auf Leben und Tod zwischen Molière und den Männern der Compagnie, den ihn „verfolgenden Originalen der ‚Tartufe'". Darin irrte er sich freilich, daß er diese Leute für Heuchler hielt. Sie waren keine Heuchler, sondern überzeugte Fanatiker, denen kein Opfer zu schwer war für das, was sie die „Interessen des Himmels" nannten. Mit wildem Eifer liebten sie das Seelenheil ihrer Mitmenschen und um seinetwillen scheuten sie nicht vor Mitteln zurück, die man im gewöhnlichen Leben Perfidie und Gemeinheit nennt. Daß einzelne untergeordnete Personen, wie die Hofleute Contis, sich um ihres Nutzens willen der Gesellschaft anhingen und Schutz und Nutzen darin suchten — wie Molière es im „Festin de Pierre", V, 2 schildert —, das ist gewiß. Aber das war nur nebensächlich und zufällig. Es war nicht das Wesen der Compagnie. Einzelne wesentliche Züge hatte Molière dagegen richtig erlauscht: das Besuchen der Gefangenen, das Eifern gegen indezente Kleidung, das Überwachen und Ausspionieren fremder Familiengeheimnisse, das Seufzen beim Gottesdienst usw. Vielleicht ist auch das geheime Depôt, das dem Ehrenmann Orgon fast zum Verderben gereicht, und das großmütige Benehmen des Fürsten eine Anspielung auf den Vorfall zwischen Lamoignon und Ludwig XIV. Der Grundton, der durch die ganze Komödie klingt, ist die Frage:

Des intérêts du ciel, pourquoi vous chargez-vous,
Pour punir le coupable a-t-il besoin de vous?

Daß der „Tartufe" ein vernichtender Schlag gegen sie sei, das hatte die Compagnie sofort gefühlt, als ihr der Marquis de Laval im April 1664 die erste Kunde von diesem „schlechten Stück" brachte. Alle übernahmen es, ihre Beziehungen zum Hof zu benützen, um eine öffentliche Aufführung zu verhindern. „Die Leute, die diese Komödie darstellt," schreibt Molière, „haben sich mächtiger erwiesen als alle, die ich bis jetzt dargestellt. Die Marquis, die Schöngeister, die betrogenen Ehemänner, die Ärzte haben es gelassen ertragen, und haben getan, als ob sie sich mit aller Welt daran ergötzten. Aber die Heuchler haben keinen Spaß verstanden. Zuerst wurden sie wütend und fanden es sonderbar, daß ich die Verwegenheit hätte, ihre Grimassen aufzuführen ... Nach ihrer lobwürdigen Gewohnheit haben sie ihre Interessen mit der Sache Gottes bedeckt. In ihrem Munde ist der ‚Tartufe' ein Stück, das die Frömmigkeit beleidigt."

Als endlich, nach fünf Jahren, der „Tartufe" seinen siegreichen Einzug hält und unter dem Zudrang von ganz Paris gleich vierundvierzigmal hintereinander gespielt wird, da schreibt d'Argenson trauernd: „Der verfluchte Geist der Welt triumphierte zugunsten des freigeistigen Verfassers über alle Mühe der Compagnie und über allen Widerstand der soliden Frömmigkeit," und noch lange Jahre nach dem Tode Molières schleudert Bossuet sein furchtbares Anathem gegen das Andenken des Dichters.

Warschau und Moskau.

Eindrücke und Erlebnisse.

Von

Sidney Whitman.

Weder Lob noch Tadel, sondern das
Verständnis soll unser Ziel sein!
Spinoza.

I. Warschau.

I.

Es gibt zwei Fragen, die im gegenwärtigen Augenblick an jeden gerichtet werden, der jüngst in Rußland war. Sie lauten: „Wie sieht es dort in Wahrheit aus?“ und „Was soll daraus werden?“ Dies ist wohl auch im Grunde genommen das, was ein Leser der „Deutschen Rundschau“ wissen möchte. Die folgenden Zeilen wollen zur Beantwortung der ersten Frage einiges beitragen und in Hinsicht auf die zweite wenigstens mit einigem aufräumen, was sich der Gewinnung eines sachgemäßen Urteils hindernd in den Weg stellt. Im äußersten Falle möchten sie vielleicht den Eindruck hervorrufen, daß der Zeitpunkt für ein abschließendes Urteil über den Ausgang, den die russischen Wirren haben könnten, noch nicht gekommen sei.

Äußere Eindrücke empfangen bei ihrer Wiedergabe stets eine gewisse subjektive Färbung und stellen, frei herausgesagt, aus diesem Grunde etwas Minderwertiges dar, so daß der Berichterstatter, der es mit sich wie mit seinen Lesern ehrlich meint, gut tut, mit großer Zurückhaltung an seine Arbeit zu gehen. Diese ist bei einer Betrachtung russischer Zustände um so mehr am Platze, als es sich doch darum handelt, aus Beobachtungen, die in einer Welt von oft krassen Gegensätzen gemacht sind, allgemeine Schlüsse zu ziehen und aus der Einzelerscheinung das Wesentliche, das Typische herauszuheben. Immerhin mag hier wie sonst der Hinweis angezeigt sein, daß es dessenungeachtet fast mehr auf den Seher als auf das Gesehene ankommt. Sollen doch noch unzählige Raffaelische Madonnen in der römischen Campagna zu finden sein, nur daß die heutigen Menschen die Fähigkeit verloren haben, sie zu erkennen.

Ich wünsche mit meinen Ausführungen keinesfalls das begrenzte Feld zu überschreiten, das sich — nachdem ich ein Menschenalter hindurch aus Büchern und persönlicher Begegnung manches Russische kennen gelernt — bei meinem neulichen Aufenthalt in Rußland offen dem Auge darbot. Nur von den Zuständen in zwei Städten, die ich diesmal besucht habe, Warschau und Moskau, von denen die letztere allerdings das Herz Rußlands ist, will ich berichten. Viele Wege führen nach Rußland wie nach Rom; und je nachdem man den einen oder den andern einschlägt, dürfte der erste Eindruck ein andrer sein. Die Grenzüberschreitung von Westen her durch Österreich mag die natürlichste und die leichteste sein. Denn im Reiche der Habsburger bereiten uns die bureaukratischen Zustände sowie manches andre auf das vor, was man von der russischen Grenze an weiter nach Osten zu gewärtigen hat. Bildet doch schon die erste Eisenbahnstation in Böhmen, wo uns der konventionelle Gruß empfängt: „Servus, i hob die Ehr!“ eine Art Etappe zwischen dem westlichen und östlichen Europa. Am schroffsten aber ist der Wechsel, wenn man die Grenze direkt von Preußen aus übertritt. In einem Nu ist man aus der peinlichsten Ordnung, Disziplin und Sauberkeit heraus.

Am Abend des 20. November 1905 fuhr ich von Berlin über Alexandrowo nach Warschau.

II.

Im Jahre 1807, nach dem Tilsiter Frieden, sandte Napoleon den General Sebastiani nach Warschau, um die polnischen Grenzverhältnisse zu regulieren. Dieser kam nachts vor dem „Hôtel de Saxe“ an, und als er aus dem Wagen stieg, sank er bis über die Knöchel in den Straßenschmutz. „Est-ce que c'est ceci, que cette canaille appelle sa patrie?“ rief er aus.

Inzwischen ist Warschau eine ganz moderne Stadt mit Tramways, elektrischer Beleuchtung, breiten, mit Baumalleen bepflanzten Straßen und eleganten Läden geworden, denn die Polen sind ein hochbegabtes Volk und haben unter der Ägide der Industrie mächtige materielle Fortschritte gemacht. Das „Hôtel Bristol“ bildet einen imposanten Block für sich und ist im übrigen eines der am luxuriösesten ausgestatteten Gasthäuser, die es wohl in Europa geben mag; seine gesamte innere Einrichtung ist von polnischen Handwerkern geliefert worden, die in Warschau ansässig sind. Das Theater mit seinen griechischen Säulengalerien bietet einen geradezu erhebenden Anblick, nur daß man es sich lieber auf der Anhöhe einer Halbinsel im Ägäischen Meer, umgeben von Palmen, Myrten und Kakteen, denken möchte als gerade hier in einer kahlen flachen Ebene Nordeuropas. Immerhin schmückt es die Stadt, und man sieht es seiner friedlichen Fassade nicht an, daß unlängst auf dem Platze vor ihm so viel geschossen und gewürgt worden ist.

Eine weitere Zierde der Stadt sind die verschiedenen Denkmäler, von denen dasjenige zu Ehren des Dichters Mickiewicz das schönste und mit seiner hübschen Naseneinfassung inmitten der Stadt ein beredtes Zeichen für die leidenschaftliche Verehrung ist, welche die Polen für diesen Patrioten im Herzen tragen.

Mächtige Boulevards bilden eine Art Wall um einen Teil der Stadt; sie sind so praktisch angelegt, daß die Bewohner sich wenig um deren Unter-

haltung und Pflege zu kümmern brauchen; kann man sie doch in kritischen Momenten ganz bequem mit Schrapnells und Kartätschen säubern, wie dies bereits mehrfach geschehen sein soll. Von dem von alters her berüchtigten polnischen Schmutz habe ich nicht mehr viel gesehen; heute dürfte trotz der berüchtigten Plica polonica manche englische Industriestadt Warschau darin den Rang ablaufen. Wie man denn überhaupt den Einwohnern die deprimierenden politischen Verhältnisse, unter denen sie jahraus, jahrein leben, nicht ansieht. Trotz ihrer großen Armut gewahrt man an ihnen eine starke Lebenslust, und wenn ich nach dem Aussehen urteilen sollte, würde ich sagen müssen, daß die Warschauer bisweilen vergnügter in den Tag hineinleben als das Gros der Bevölkerung mancher Industriestadt des westlichen Europas.

Auf dem alten Markt, „Stare Miasto", sieht es allerdings etwas wüst, orientalisch, semitisch aus. Es fallen dem Fremden die grelle, bunte Farbe der Trachten, auch die eigentümliche Färbung der alten Häuser auf. Hier stehen die ältesten Wohngebäude der Stadt; sie sind grün, gelb, rosa oder blau, ja in allen Farben des Regenbogens angestrichen. Das Innere der Häuser mit ihren massiven gotischen Torbögen und Alkoven bietet uns ein interessantes Bild aus längst vergangenen Tagen, als das Königreich Polen Danzig noch sein eigen nannte. Hier sind offenbar Anklänge an alte Hansakultur, wie z. B. in einer Weinstube, der berühmtesten Warschaus, wo noch das Modell eines Segelschiffes von der Decke herabhängt. Man wähnt sich fast in den Weinwirtschaften Lübecks, Bremens oder Danzigs, wo in alter Zeit Rats- und Kaufherren bei einer guten Flasche Rotspohn gezecht und geplaudert haben. Hier in Warschau ist diese Weinstube mit ihren Emblemen des Seehandels zweifellos das Überbleibsel einer entschwundenen Zeit; man hat die Empfindung, als wenn hier der heutige Pole mit seiner ewigen Zigarette zwischen den Lippen nicht am Platze wäre; er ist kein Zecher im germanischen Sinne.

Mehr noch als an die Hansa erinnert Warschau an Dresden, mit dessen Hof die Geschichte Polens ja so lange engverknüpft war. Der Sächsische Garten in Warschau bietet einige Verwandtschaft mit der Gartenanlage des Dresdener Zwingers sowie auch mit der des Großen Gartens in Dresden. Das Brühlsche Palais in Warschau zeigt eine entschiedene Anlehnung an das sächsische, nicht bloß dem Namen nach. Es ist ein königliches Palais im wahren Sinne des Wortes, in der Großzügigkeit der Anlage im vornehmen Rokokostil. Es bringt einem die Vergangenheit lebhaft vor Augen mit ihren blonden sächsischen Reitern und gepuderten Hofdamen, die einst hier ein- und ausgingen. Wie würden diese sich wundern und vermutlich auch entrüstet sein, wenn sie gleich neben dem Haupteingangstor eine häßliche gußeiserne Litfaßsäule, mit bunten Anzeigen beklebt, erblickten.

Einen weiteren, wenn auch leisen Anklang an frühere sächsische Beziehungen kann man in den vielen Delikatessenhandlungen erblicken, die denen ähneln, die noch vor fünfzig Jahren, meistens von Italienern gehalten, in Dresden sich fanden. Zu diesen geht der Gast, durch den Laden hindurch, in ein Hinterzimmer zum Frühstück und wird anstatt von Kellnern von Kommis bedient,

die, als zum Kaufmannsstande gehörig, keine Trinkgelder annehmen. Das berühmteste polnische Geschäft dieser Art, das zweifelsohne an die sächsische Vergangenheit anknüpft, ist Havelka in Krakau. Etwas ihm Entsprechendes dürfte in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie nicht wieder zu finden sein.

Doch sind diese Anklänge an eine fremde Vergangenheit nur noch sporadischer Art. Im Grunde genommen ist das heutige Warschau modern und ganz eigenartig. Man wird unwillkürlich dabei an den Ausspruch des sächsischen Volksmundes erinnert:

Ganz anders als in Breißen
Spricht man in Dräsen-Meißen.

Schon mit dem ersten Blick läßt sich erkennen, daß wir es mit einer grundverschiedenen Kultur, mit einem Volk von anderm Temperament als das germanische zu tun haben. Dies ist dem bloßen Auge sofort bemerkbar. Auffällig sind die vielen Parfümerieläden, Konditoreien, Geschäfte mit Schmuckgegenständen und unechten Juwelen, die eleganten Haarschneide- und Coiffeurläden in den belebtesten Straßen. Sie weisen auf die Putz- und Genußsucht dieses interessanten Volkes hin. Ferner deuten die übermäßig vielen Apothekerläden auf einen niedrigen Stand der Volksbildung; denn bekanntlich pflegen Völker von geringer Bildung eine ungeheure Menge Drogen und Medikamente zu sich zu nehmen.

Während in Deutschland die Zahl der Apotheken von der Behörde streng vorgeschrieben ist, und die von den Inhabern und Angestellten verlangten Qualifikationen ganz außerordentlicher Art sind, findet man in den armen Vierteln englischer Städte, wo die Bildung am geringsten ist, drei- bis viermal so viel Apotheken als in den von den besseren Ständen bewohnten Teilen. Von der Befähigung des Apothekers war bisher dort nicht viel die Rede. Neben der Apotheke ist gleich ein Schnapsladen und nicht weit davon ein Sargmagazin. Nicht viel anders ist es hier in Warschau, wenn auch, wie gesagt, die Polen keine übermäßigen Trinker zu sein scheinen. Von zwei Schwestern hatte die eine einen Doktor und die andre einen Apotheker geheiratet, und die dritte wollte sich à tout prix verloben. „Heirate du einen Totengräber," sagte der Bruder, „und dann ist die Serie fertig."

Einen kindlichen Zug verrät das Vorhandensein von Spielwarenläden auf den Warschauer Bahnhöfen, dort, wo man in andern Ländern Zigarren oder Erfrischungen anbietet. Zeitungsverkäufer gibt es dort auch; nur zu gern werden die zahlreichen polnischen Blätter gelesen, deren es in Warschau allein vierzig gibt. Von Büchern sind aber fast nur französische zum Verkauf ausgestellt, für die horrende Preise verlangt werden. Ich bemerkte einer Verkäuferin, daß die Bücher teuer seien, worauf sie mir etwas pikiert erwiderte, daß der reiche Reisende kaufe, ohne nach dem Preise zu fragen. Also nur für Reiche sind hier Bücher vorhanden.

Für denjenigen, dem der Typus des „Comte Polonais de la table d'hôte" von altersher bekannt ist, bietet Warschau eine besondere Überraschung. Denn es ist geradezu erstaunlich, wie neben den polnischen Juden der blondhaarige, feinzügige, aristokratische polnische Typus trotz aller Kriege und Massen-

abschlachtungen sich erhalten hat. Sei es auf der Straße, im Restaurant, in der Zeitungsredaktion oder im Kaufladen, überall tritt er einem entgegen. Ja, selbst als Kellner oder als Lohndiener im Hôtel ist er noch zu finden und erregt durch die Verbindung des Aristokratischen mit dem Schäbigen gar leicht die Erinnerung an Crapulinski und Waschlapski seligen Angedenkens.

III.

Wenn nun in der Stadt Warschau manches anders geworden ist seit den Tagen des Generals Sebastiani, so ist sie doch in zwei Punkten unverändert geblieben: einmal ist sie die einzige große Stadt Europas, die seit länger als einem Jahrhundert die Garnison fremden Militärs geblieben und dann ist hervorzuheben, daß ihre Bewohner nach wie vor in Haß gegen dieses fremde Militär und in leidenschaftlicher Liebe zu ihrem aufgeteilten Vaterlande erglühen. Europa macht sich nicht leicht ein richtiges Bild von dem wirklichen Wesen der russischen Militärherrschaft in Warschau. Ja, die Warschauer selbst tun das nicht immer, sonst könnten sie nicht in dem Selbstbetrug, in dem sie leben, sich so weit versteigen, wie ich es erlebt habe, zu behaupten, die russischen Soldaten würden sich gegebenenfalls weigern, auf das Volk zu schießen. Mit nichten, wie die Tatsachen seit kurzem vollauf bewiesen haben. In Wirklichkeit bedeutet die russische Garnison in Warschau eine nach Europa versetzte asiatische Militärkolonie, die zumeist aus entfernten Teilen des russischen Reiches herangezogen ist. Was sollten auch die Kubanschen und Donschen Kosaken, die Tscherkessen-Leibgarde des Generalgouverneurs in ihren langen Filzmänteln und mit ihren riesigen schwarzen Schafpelzhelmen, die alle kaum eines Wortes der polnischen Sprache mächtig sind, mit dem aufrührerischen, lebhaften, ganz anders gearteten, feiner besaiteten Polenvolk viel Gemeinsames haben? Waren doch die deutschen Landwehrleute in Frankreich (1870), als sie in den Städten einquartiert waren und mit den Kindern des Ortes sich die Zeit vertrieben, den Sympathien der Bewohner viel nähergerückt, als diese russischen Offiziere und Gemeine es den Polen sind, mit denen sie absolut keinen geselligen Verkehr pflegen.

Das Militär lebt lediglich in den Kasernen; in Zeiten der Unruhe kampiert es im Freien. Frühmorgens sah ich die Soldaten, Nomaden gleich, mit ihren Pferden um die Wachtfeuer geschart, während der Winterschnee unaufhörlich herniederfiel, nicht anders als vor tausend Jahren. Ich sah sie auf Wache ziehen mit klingendem Spiel, ein prächtiges Menschenmaterial mit fröhlich lachenden Gesichtern. Genügsame Leute, denen Schwarzbrot für jede Mahlzeit ausreicht, aber bei alledem doch nur Asiaten in einer europäischen Stadt mit einer Jahrhunderte alten europäischen, wenn auch etwas verfahrenen schlampigen Kultur.

Und der Pole liebt sie nicht — er liebt nur sein Vaterland, das von diesem fremden Militär unsanft in Zaum und Zügel gehalten wird. Und es ist ein eigen Ding um diese Vaterlandsliebe der Polen. Denn während der Patriotismus in gar manchen Ländern weiter nichts als der auf einer Verquickung von Egoismus und Verblendung beruhende Wahn ist, daß das

eigne Land größer, stärker und besser als alle andern Ländern sei — ein trauriger Selbstbetrug — liebt der Pole sein Land, trotzdem er bei all seinen sonstigen phantastischen und imaginären Ideen wohl weiß, daß Polen ohnmächtig, unglücklich, ja vielleicht unglücklicher als irgendein andres Land ist. Der polnische Nationalgedanke erhält sich in diesem Volke ungebeugt durch den felsenfesten Glauben, daß der allmächtige Gott, der einst Polen geführt hat, sich seinerzeit des Landes nochmals annehmen werde. — In dem polnischen Nationalliede („Boze cos Polske“) kommt dieser wunderbare Glaube zum begeisterten Ausdruck.

Patriotismus und Revolution bilden noch heute, wie vor hundert Jahren, den Grundton, die Grundstimmung bei den Polen. Der erste Eindruck, den man bei der Ankunft in Polen von dem stürmisch gärenden politischen Leben empfängt, ist ein geradezu überwältigender, besonders wenn man aus einem von diesem ganz verschiedenen Milieu plötzlich hierher verschleudert wird. Man denke sich eine Stadt wie London oder New York, in denen rastlose Arbeit und Erwerbsucht fast alle andern menschlichen Regungen beherrschen, da soziale Anerkennung und soziale Stellung dort nur durch Geldbesitz erlangt werden: eine Welt, in der das Nichtgelingen der Mammonsjagd gleichbedeutend ist mit verfehltem Leben und nur zu oft Verzweiflung und Untergang im Gefolge hat. Daneben nun die polnische Welt, in der ein ganz andrer Trieb als der nach Erwerb die Menschen erfüllt, ein Trieb, der sogar den Unterschied des Glaubens und der Stände aufhebt; denn im Augenblick finden in Warschau Juden und Christen, Proletarier und Grafengeschlechter einen gemeinsamen Boden, eine gemeinsame Betätigung in ihrer Auflehnung gegen eine fremde Bureaukratenherrschaft. Wer hierin nicht mit ihnen ist, der zählt nicht, oder höchstens als Feind. Selbst der Millionär, der Abgott eines materiellen Zeitalters, in andern Ländern gleichmäßig verehrt vom Pöbel wie von Fürsten, genießt hier nur Ansehen, wenn er seinen Reichtum in den Dienst der heiligen Sache, der Wiederaufrichtung des polnischen Staates, stellt.

Nicht Orden, nicht Titel, nicht Reichtum erwecken hier Bewunderung, sondern Volksmänner, Schriftsteller, Dichter, Künstler, aber allerdings nur solche, die patriotisch wirken, schreiben, dichten und schaffen. Sienkiewicz — der Autor des vielgelesenen Romans „Quo vadis?“ — der noch heute in Warschau lebt, ist nicht bloß ein beliebter Schriftsteller, sondern ein gefeierter Nationalheros.

Am ersten Sonntag nach dem Manifest des Zaren vom 30. Oktober 1905 zog eine Menge von nahezu 200 000 Menschen durch die Straßen Warschaus. Selbst in Warschau ist noch nie etwas Ähnliches erlebt worden. Nach jahrhundertelangem Warten und Sehnen, nach Würgen und Morden ist der Tag der vielverheißenen Freiheit endlich gekommen oder wenigstens versprochen worden. Bunte Tücher flattern von den Häusern; die Straßen sind in ihrer ganzen Breite, weithin auf Kilometer, in ein lebendiges, zitterndes Meer von Menschen verwandelt. Kopf an Kopf gedrängt wälzt die Masse sich langsam vorwärts. Die katholische Geistlichkeit, in weißem Ornat, in der Mitte, und um sie herum hochaufgerichtet Standarten, Fahnen, Paniere, auf denen Polens

Adler prangen; Nationallieder ertönen aus der Brust der Hunderttausende. Vor dem Monument des polnischen Nationaldichters Mickiewicz entblößen alle ehrerbietig das Haupt, um es demonstrativ wieder zu bedecken, als man vor dem Standbilde des Generals Paskiewicz anlangt, der seinerzeit die nationale Bewegung im Blut erstickte. Eine unendliche Weichheit ist hier mit hoher Begeisterungs- und Entrüstungsfähigkeit gepaart.

Wir treten in ein Zeitungsbureau. Es ist ein eigenes Treiben. Hastig und hurtig ist alles bei der Arbeit, die Idee der Revolution durch das gedruckte Wort in die Welt hinauszutragen. Eine Frau tritt ein, eine auffallende Erscheinung, wenn auch nicht mehr jung, aber üppig und stattlich. Sie bringt Korrekturbogen herein und tut wohl ihre Pflicht wie eine andre; aber man sieht dem Weibe an, daß sie mit ihrer ganzen Seele bei der Sache ist; daß es nicht vieler Anregung bedürfte, um sie auch hinter einer Barrikade zu finden.

In der Redaktion denkt man wenig an den Verkauf des Blattes, auch nicht an den Empfang von Annoncen. Der Chefredakteur, eine hagere, dunkle Gestalt, mit scharf ausgeprägten, israelitischen Zügen steht vor mir. Er spricht nervös erregt am Telephon. Gestern hat er noch bis spät in die Nacht bei einem Meeting revolutionäre Propaganda getrieben und ist am frühen Morgen mit Gefahr seines Lebens durch die Posten hindurch in seine Wohnung gekommen. Er erzählt, daß die Lage immer unerträglicher werde. Die Regierung hat die Theater sämtlich geschlossen — die Schauspieler hungern. Auch die Schulen, die Universität, selbst die Tierarzneischule, feiern. Militärposten stehen sogar vor den Kleinkinderschulen — die Russen machen selbst den Kindern Krieg. Jetzt wird dem Redakteur am Telephon mitgeteilt, wie das Militär über Nacht in einem entlegenen Stadtteile gehaust; das alles muß noch ungeschminkt in die heutige Abendnummer hinein. Unten auf der Straße stehen mehrere hundert Streikende, und hier oben in der Redaktion ist man vollauf beschäftigt, Bons für unentgeltliche Kost unter die Hungernden zu verteilen. Die Luft ist schwanger mit Aufruhr. „Tod der Polizei, Haß und grimmige Verachtung der Regierung und dem Militär!" Furcht vor der Einmischung Deutschlands ist momentan der Alb in der Redaktion.

Groß ist die Armut, das Elend; soll es doch an Kohlen, Gas und Lebensmitteln selbst für die sonst Bemittelten fehlen; aber fast ebenso groß ist die allgemeine Wohltätigkeit unter diesem leidenschaftlichen, leicht hinlebenden Volke. Bettler drängen sich an die Passanten und werden verhältnismäßig selten abgewiesen. Man gibt, solange man selber etwas hat. Das Geld, das man sonst bei Beerdigungen für Blumen und Kränze ausgibt — man stirbt hier unausgesetzt —, wird den Armen überwiesen.

Und doch! Inmitten dieser Aufregungen, dieser Leiden, dieser beispiellosen seelischen Erschütterungen — denn es gibt fast keine Familie in Warschau, in der nicht die Erinnerung an irgendein Mitglied fortlebt, das als Opfer der Revolution eines gewaltsamen Todes gestorben — trägt die Menge eine erstaunliche Sorglosigkeit zur Schau. Ein Militärposten steht an jeder Straßenecke mit aufgepflanztem Bajonett, und Kavalleriepatrouillen durchziehen

fortwährend die Straßen. Man ist nie sicher, daß nicht ein Gewehr losgeht, denn der Wodka ist bei der Kälte in stetem Fluß, und er wirkt gegen Abend besonders benebelnd.

Trotzdem sieht es aus, als wenn das alles zum Alltäglichen gehörte. Die Kinder gehen über die Weichselbrücke zur Schule, als wären sie in einer friedlichen, ja spießbürgerlichen, deutschen Stadt. Äußerlich merkt man wenig Erregung, inmitten einer Militärmachtentfaltung, wie sie neuerdings keine andre Stadt in Europa aufzuweisen hat; sollen doch bis zu 80000 Mann letzthin in Warschau zusammengezogen worden sein. Und doch tobt es und wogt es und gärt es in einem fort: der schwerverhüllte Gegensatz zwischen der militärischen Gewalt und der Idee, die sich nun seit über einem Jahrhundert unausgesetzt von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. Der Gedanke der Gegenwehr ist selbst Weibern und Kindern so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß man fast sagen möchte, dieses Volk hätte das Fürchten vor der blanken Waffe, ja vor dem verderbensprühenden Geschütz verlernt. Trotz oder vielmehr infolge der furchtbaren Blutbäder[1]), die von Zeit zu Zeit unter ihnen angerichtet worden sind, stehen die Polen mit Mord und Massakers auf vertrautem Fuße, ja sie sind fast auf dem Standpunkte kalter Verachtung derselben angelangt.

Es ist spät am Abend; eine ungeheure Menge staut sich auf dem Theaterplatz. Manche wollen entfliehen, aber sie können nicht durchdringen. Ein Kordon Infanterie versperrt ihnen den Weg nach der einen Seite, und eine Abteilung Kosaken bedrängt sie, derb einhauend mit ihren Nagaikas, von der andern. Plötzlich ertönt der Schrei: „Das Militär will schießen.“ Und durch die Dunkelheit erblickt man die blanken Rohre von Geschützen, die, vom Hofe des Gouvernementsgebäudes auffahrend, den ganzen Theaterplatz bestreichen können. Ein einzelner Mann mit einer weißen Fahne in der Hand tritt aus der geängstigten Menge hervor. Bleich, aber stolz aufgerichtet und selbstbewußt steht er allein unbewaffnet inmitten dieses wogenden Menschenmeeres, in dem eine unbedachte Bewegung, ein Wort, eine Miene verhängnisvoll für Hunderte werden können. Er spricht in einem ruhigen Tone mit dem Artillerieoffizier, während die Mannschaften hinter den Kanonen mit Fackeln in der Hand die grausige Szene beleuchten. Wer unter solchen Verhältnissen sein Dasein fristen muß, dem wird schließlich der Tod zur Episode! Soll es doch vorkommen, daß selbst unmündige Kinder sich kühn den Soldaten in den Weg stellen und ihnen laut zurufen: „Schießt nur zu, wir fürchten uns nicht.“ Während meiner dortigen Anwesenheit schoß ein polnischer fünfzehn Jahre alter Junge einen Polizisten am hellichten Tage nieder und entkam.

Auch in den Privathäusern sieht es anders aus, geht es anders zu als in dem übrigen Europa: namentlich fällt der Mangel jeder Konventionalität auf. Diese und manches andre ist längst dem revolutionären Geiste zum

[1]) Zwischen den Monaten Januar und November 1905 soll es, laut den hier beglaubigten Aussagen, in Warschau 500 Tote und 2000 Verwundete gegeben haben.

Opfer gefallen. — Man sieht wohl, daß die Menschen eine gewisse Kultur und einen stark ausgeprägten künstlerischen Sinn besitzen; es gibt aber keine Ordnung. Alles ist durcheinander. Sie leben von der Hand in den Mund und geben das Einkommen eines deutschen Ministers aus, ohne daß bisweilen das Notwendigste im Hause vorhanden ist.

Eine Fensterscheibe nach der Straße zu ist zerbrochen. Man saß gestern abend bei Tisch, als es plötzlich klirrte und etwas Stuck von der Zimmerdecke auf den Tisch herabfiel. Es war weiter nichts. Jemand auf der Straße — ob Soldat, Offizier, Polizist oder Revolutionär, konnte nicht ermittelt werden — hatte, wahrscheinlich aus Übermut, seinen Revolver abgeschossen, und eine Kugel war durch das Fenster hindurch in die Decke gedrungen. „Nitschewo“ (es tut nichts), sagt da der Russe, und der Pole schweigt.

Die Wände der Zimmer sind mit den Porträts lebender oder längst verstorbener polnischer Patrioten geschmückt; letztere durchweg glattrasierte, ernste, fast melancholische Gesichter. Die außerpolnische Welt hat hier keinen Platz, selbst etwaige Genrebilder sind samt und sämtlich von polnischen Künstlern herrührend. In einer dunkeln Ecke, ganz für sich, hängt das lebensgroße Ölporträt einer wunderschönen Frauengestalt mit scharfem Profil. Kühn und herausfordernd schaut sie aus der Leinwand. Ein eigner bestrickender Reiz liegt in den fein ausgeprägten aristokratischen Zügen; ein unendliches Lieben, ein unsägliches Leiden, nur nicht das Höchste, die Fähigkeit des Entsagens, spricht aus dem Antlitz. Etwas Sirenenhaftes mit stürmischer Leidenschaft gepaart, die zur Tat, ja selbst zur Revolte, zur Katastrophe, zum Verbrechen drängt; ein Weib, von dem Shakespeare sagt: „Andre sättigen, du machst hungrig.“

So mögen jene Gräfinnen Potocka und Walewska ausgesehen haben, die Welteroberer an ihre Schürzen bannten. Das Original des Porträts war, wie mein Gastgeber berichtet, die Frau eines polnischen Künstlers und, wie jene, stürmisch revolutionär angelegt. Ähnlich wie ihre Heimat, kannte sie keine Befriedigung, keinen Frieden. Erst gab sie sich einem, dann einem andern hin, bis sie schließlich mit einem dritten Liebhaber nach dem Kaukasus entfloh. In Tiflis wurde sie vor einigen Jahren eines Morgens in ihrer Wohnung mit ihrem Partner tot aufgefunden.

IV.

So sah es und so sieht es noch aus, und was soll schließlich aus diesem Chaos werden?

Alle Blicke waren zurzeit auf Moskau gerichtet, wo gerade der Semstwoskongreß seine letzten Sitzungen hielt. Dort will man den Polen Autonomie und den Juden Gleichberechtigung gewähren. Vierzig russische Professoren, an polnischen Universitäten tätig, telegraphieren ihren Dank nach Moskau. Auch die verhaßte russische Bureaukratie soll nun abgeschafft werden. Wenn nur im letzten Augenblick die gefürchteten Deutschen sich nicht einmischen wollten! Doch alle Hoffnungen sind an die Wirkung der Berichte der Semstwos an den Grafen Witte gekettet.

Während meines dortigen Aufenthalts vernahm ich von einer Warschauer Finanzgröße ein noch heute interessantes Urteil über den Grafen Witte, wie es mich denn überhaupt oft wundergenommen hat, daß das Urteil der hohen Finanz in der Politik weit weniger herangezogen wird als das politischer Skribenten, die, sich neunzehnmal irrend, dennoch die Möglichkeit behalten, durch die Presse ihre abgestandene Weisheit zum zwanzigsten Male vielen Tausenden von Lesern vorzusetzen.

Meine Autorität über Witte kannte den Grafen persönlich und teilte mir etwa folgendes mit: „Soweit ich urteilen kann, besitzt Witte, wenn irgend jemand, die nötige Gewandtheit und Energie, um Rußland durch die gegenwärtige Krise hindurchzusteuern. In der Tat, seine Energie und Arbeitskraft sind ganz außerordentlich. Bliebe noch die Frage der Aufrichtigkeit seiner Überzeugung, wenn auch zugegeben werden mag, daß deren Wichtigkeit erst in zweiter Linie kommt. Denn daß ein Mann, wie Witte es getan, jahrelang aufs intimste mit Plehwe verkehrt und gearbeitet hat und dann in seinem vorgerückten Alter noch plötzlich aus Überzeugung den gegenwärtigen Kurs mitmachen könnte, scheint mir fast ausgeschlossen. Dagegen kann hervorgehoben werden, daß von dem Augenblick an, wo er von der Nützlichkeit seines Verhaltens überzeugt sein mag, diese Lauterkeit der Gesinnung nicht unbedingt in Frage zu kommen braucht. Hauptsache ist, daß er Verstandesschärfe genug besitzt, zu erkennen, was dem russischen Staat nottut. Dies traue ich ihm zu wie keinem andern. Somit bliebe nur noch, daß er das Vertrauen des Kaisers und das seiner Kollegen behielte.

„Witte ist ein ganz eigener, und zwar typisch russischer Charakter. So z. B. bestimmt Plehwe: ‚Der Mann soll gehängt werden.‘ Er befahl sofort: ‚Hängt ihn auf!‘, und es geschah. Witte aber läßt sich den Betreffenden noch besonders kommen und redet ihn etwa so an: ‚Golubczyk (mein Täubchen), du mußt verschwinden. Es tut mir herzlich leid, aber die Staatsräson verlangt es.‘ Und der Arme wird nicht weniger hoch gehängt als das Opfer von Plehwe.“ —

Wie aber selbst unter einem despotischen Regime, noch dazu unter dem Kriegszustande, eine Sache ihre zwei Seiten haben kann, wurde mir an einem eigens erlebten kleinen Zwischenfall klar. Am Abend meiner Rückreise, etwas spät, fuhr ich mit einem andern Herrn, einem Russen, durch eine der lebhaftesten Straßen Warschaus, als wir auf eine Abteilung Kosaken stießen. Ehe ich gewahr wurde, was vorging, hatte schon ein Kosak sich über unsern Wagen gelehnt und mit seiner Nagaika meinem Begleiter scharf über den Kopf gehauen, ohne ihm jedoch Schaden zu tun. Es stellte sich heraus, daß der Kutscher — natürlich ein patriotischer Pole —, blind drauflosfahrend, das Pferd des betreffenden Kosaken angerempelt und fast zu Fall gebracht hatte. Man denke sich einen Berliner Kutscher, der, mir nichts dir nichts, in der Friedrichstraße in eine Abteilung Ulanen hineinfährt. Und diese Kosaken sind doch schließlich eine feindliche, fremde Garnison in einer Stadt, die sich, dem Wortlaut des Gesetzes nach, im Kriegszustande befand.

V.

Fast einstimmig versicherte man mich in Warschau, daß die polnischen Wünsche einfach auf Autonomie — sage: Selbstverwaltung unter russischem Zepter — hinausliefen, und man war offenbar aufrichtig in diesem Glauben, in dieser Selbsttäuschung. Und wenn die Entschlüsse der Vernunft anstatt die allmähliche Evolution mit ihrem mühsamen, langsam in spiralförmiger Bahn sich aufwärts bewegenden Schritte unter unsäglichen Leiden die menschlichen Geschicke beherrschten, so wäre vielleicht viel vom polnischen und auch vom russischen Standpunkt für diese Lösung zu sagen.

Denn die Polen sind wohl neben den Finnen der weitaus kultivierteste und sicherlich auch der begabteste Volksstamm des russischen Reiches. Das rasche Aufblühen von Lodz, dem Manchester oder Chemnitz Rußlands, und der industrielle Fortschritt Warschaus sind Belege für das, was die Polen mit moderner Technik in der Industrie zu leisten imstande sind. Auch auf geistigem Gebiet dürften die Polen — wenn einmal die Laufbahn dem Talent offen sein wird — ganz Erhebliches zuwege bringen. Hat es doch jetzt schon eine Anzahl Polen zu hohen Würden in den drei Kaiserreichen gebracht. Die einsichtigen Polen geben selbst zu, daß sie der russischen Monarchie nicht nur als Absatzgebietes für ihre Waren, sondern auch als Faktors für ihre sonstige nationale Entwicklung bedürfen.

Wohl dürfte dem russischen Reiche nichts erwünschter sein, als wenn es, bei Wiederkehr geordneter Verhältnisse, und der polnischen Loyalität sicher, sich auf ein materiell prosperierendes, zufriedenes Polen stützen könnte. Wer aber die Völkerpsychologie als ernstes Studium betrieben hat, würde zu der Überzeugung kommen, daß es damit in Wirklichkeit niemals sein Bewenden hätte. Tatsächlich ist die innerste Hoffnung der Polen nach wie vor auf Wiederherstellung ihrer nationalen Selbständigkeit gerichtet[1]). Auch ist ein Aufgeben dieser Hoffnung in absehbarer Zeit nicht zu erwarten, selbst nicht bei den österreichischen Polen, die weitaus am wenigsten mit ihrem Lose unzufrieden sind.

Es gibt Perioden im Leben eines Volkes, in denen die Herrschaft des Scheins, des Unechten, der Unwahrheit, des Selbstbetrugs überhandnimmt — Erscheinungen, die viel verhängnisvoller sein können als Ausschreitungen, Willkür und Verbrechen. Sie sind jedoch in der Regel von kurzer Dauer und lassen die Ideale der Besten des Volkes unberührt. Trotzdem werden sie immer wieder von oberflächlichen Beobachtern als Zeichen der Dekadenz aufgefaßt, während sie im Grunde genommen doch nur die unvermeidliche periodische Ansammlung fauler Säfte sind, die von Zeit zu Zeit ein gesunder Körper ausstößt, um dann einen neuen Anlauf zu normaler Entwicklung zu nehmen. Den Prozeß des Ausstoßens, mag er sich nun gewaltsam oder unmerklich, allmählich vollziehen, bilden die sogenannten Revolutionen der Geschichte. „Helle" Menschen, Genies genannt, erkennen frühzeitig das Vorhandensein der Keime solcher Krankheitserscheinungen, und wenn sie zufällig Schriftsteller oder gar

[1]) Siehe „Abweichende Ansichten von F. v. Wrangell". Leipzig, S. Wigand. 1903. Sehr bemerkenswerte Aufzeichnungen eines baltischen Edelmannes.

Dichter sind, tragen sie wohl auch bisweilen manches dazu bei, die Katastrophe zu beschleunigen. Solche Erleuchtete waren: Milton, Rousseau, Voltaire und zuletzt Nietzsche, denen sich heute wohl noch Graf Tolstoi anschließt. Diese Geister werden meistens zu ihrer Zeit verkannt und Zerstörer genannt, während sie in Wirklichkeit nur eine notwendige Arbeit verrichten, indem sie das zerstören helfen, was unwiderruflich zerstört werden, was verschwinden muß, damit etwas andres und Ersprießlicheres an seinen Platz gelangen möge.

In Polen haben wir es aber mit etwas anderm zu tun. Hier ist die Revolution durch den Verlauf der Generationen endemisch in die Gewebe und Gefäße des Organismus des Volkes übergegangen. Sie ist Selbstzweck — ein Teil der Ideale — des Volkes geworden. Die Revolte entspricht schon einem Bedürfnis des Nationaltemperaments, und hierin dürfte das größte Hindernis für die zukünftige friedliche Entwicklung des Polenreiches liegen.

Wie soll bei einem solchen Volk eine Selbstregierung funktionieren? An eine sozialdemokratische Republik braucht man einstweilen nicht zu denken, da eine solche bei den Polen an ihrer eignen Verlogenheit ersticken müßte. Und was wir alle Tage in der Politik wie im Einzelleben beobachten können: „si duo faciunt idem non est idem“. Großbritannien verweigert Irland beharrlich die Selbstregierung; in Norwegen hat Autonomie bereits zur Trennung geführt, in Österreich-Ungarn scheint sie ebenfalls dahin führen zu wollen, während in dem hochentwickelten Finnland die Selbstregierung unstreitbar segensreich gewirkt hat. Nach welchem Vorbild dürften die Polen, ihrer Geschichte, ihrem Temperament nach, sich unter autonomischen Bedürfnissen entwickeln? Geordnete Verhältnisse sind in Polen nicht möglich, solange es dort Menschen gibt, denen ein Rubel nicht zu teuer ist, um einen Feind aus dem Wege zu schaffen; und es scheint wenig Aussicht vorhanden, daß eine liberale Behandlung hier Wandel schaffen könnte.

VI.

Daß die Polen dem politischen Deutschland feindlich gegenüberstehen, mag wohl in den Verhältnissen begründet sein; daß aber die gegenwärtige Höhe der Antipathie erreicht wurde, ist zu bedauern; sie wird hoffentlich eine Verminderung erfahren. Sie mag teils in dem leicht erregbaren, für äußere Eindrücke überaus empfindlichen Temperament der Polen selbst liegen, teils von der polnischen Tagespresse in unheilvoller Weise genährt und gesteigert worden sein. Denn das ausgeartete Zeitungswesen in Polen und ebenso in Rußland trägt einen beträchtlichen Teil der Schuld an den jüngsten Wirren und scheint auch für die Zukunft geeignet, das Wiederkehren geordneter Verhältnisse zu erschweren. Die unverantwortliche, frei losgelassene Druckerschwärze ist für die Polen wie für die Russen ein weit schlimmeres Gift als der Wodka.

Während meines kurzen Aufenthaltes in Warschau war ich selbst Zeuge, wie bei einer ganz besonderen Gelegenheit diese gewissenlose Hetzerei in Szene gesetzt wurde. Allgemein war schon verbreitet worden, daß Deutschland sich in die polnischen Wirren einzumischen gedenke. Da ließ sich ein

obskures Warschauer Blatt von Wien telegraphieren, daß die österreichische Regierung die Mobilisierung zweier Armeekorps an der galizischen Grenze angeordnet habe. Man denke sich irgendeinen armen polnischen Skribenten, vielleicht Hauslehrer oder gar Hotelkommissionär, der, in einem Wiener Café sitzend, sich die politische Konjunktur im polnisch-patriotischen Sinne zurechtlegt und durch ein Telegramm an sein Blättchen, das nirgends außer in Polen acht Tage bestehen könnte, eine solche Sensationsnachricht in die Welt hinausposaunt! Das wäre nicht so gefährlich, wenn so etwas im Lande bliebe; aber in Warschau saßen zahlreiche ausländische Korrespondenten für französische, englische und amerikanische Zeitungen, also alles mehr oder minder deutschfeindliche Einflüsse. Rasch ging es an die Telegraphendrähte über Land und Meer: „Österreich mobilisiert", mit dem obligaten Kommentar: „um den Einmischungsgelüsten Deutschlands ein Paroli zu biegen." Diese infame Lüge, Ente, die schließlich die deutsche Regierung für angezeigt fand offiziell zu dementieren, ging von Warschau nach Petersburg und von dort unter anderm durch den Vertreter einer amerikanischen Zeitung, die über eine Million Leser hat, nach London. Dort aber, wie ich seitdem erfahren habe, wanderte sie glücklicherweise in den Papierkorb.

Der unvermittelte Übergang vom Tragischen zum Komischen ist ein Charakterzug der Polen. In der Tat kommt es sehr selten vor, daß ein des Deutschen mächtiger Fremder sich in Warschau befindet, ohne daß er die letzte Anekdote zu hören bekäme, die meistens die polnischen Juden in harmloser Weise zum besten hat.

So will auch ich meine Betrachtungen über Warschau mit einer solchen beschließen.

Ein Jude, der mit Chemikalien handelte, wurde in Warschau vor Gericht gezogen, weil er, ohne die amtlichen Vorschriften zu beachten, an jemanden Gift verkauft hatte. Vor Gericht liest der Richter ihm die Klage vor, als ihn der Jude plötzlich mit der Frage unterbricht:

„Verzeihen Sie, Herr Präsident, verstehen Sie etwas von Chemikalien?"

„Dazu ist der Sachverständige, Herr Sp., zugegen," erwidert der Richter, auf den betreffenden Herrn hinweisend.

„Und Sie, Herr Sp.?" fragt der Jude, indem er sich zu dem Sachverständigen wendet. „Verstehen Sie etwas vom Gesetz?"

„Sie haben doch soeben von dem Herrn Präsidenten gehört, daß ich Sachverständiger für Chemikalien bin. Wenn Sie etwas über das Gesetz wissen wollen, wenden Sie sich doch gefälligst an den Herrn Präsidenten."

„Ich bitte, bedenken Sie einmal, Herr Präsident! Sie sind der Vorsitzende vom Gericht und verstehen nichts von Chemikalien; und der Sachverständige für Chemikalien versteht nichts vom Gesetz. Und ich, armer Jude, soll verstehen beides, das Gesetz und die Chemikalien! Herr Präsident, wie können Sie mich verurteilen?"

Das Bauernpferd.

Von

Michael Borissowitsch-Tschischjakow[1]).

Auf der Litejnaja[2]), gerade gegenüber einem Hause, das vom höchsten Wohlstand strotzt, stand ein Iswoschtschik[3]). Sein Kaftan war ganz von Flicken bedeckt, und mir wollte es vorkommen, als gingen diese Flicken durch und durch und sähen wie große, geronnene Blutflecken aus. Doch war er sauber und augenscheinlich sorgfältig gereinigt. Der dünne Bart des Bauern[4]) und seine flachsfarbenen, sozusagen kraftlosen Haare, die wie welke Zweige nach hinten hingen, waren ordentlich gekämmt. Man sah deutlich, daß er zeigen wollte, seine Armut sei nicht die Folge von Faulheit und Nachlässigkeit, sondern schwerer, alles verschlingender Not. Wenigstens mir schien es so, und deshalb blieb ich im Vorübergehen unwillkürlich stehen und sah ihn mir genau an; dabei fiel mir der unendlich traurige Ausdruck seines Gesichts auf und — derjenige seines Pferdes. Es war mager, sein Fell rauh, und es stand mit gesenktem Kopfe da; beide, das Pferd wie sein Herr, waren noch jung. Man zählte den 14. April; schon wehten warme Lüftchen, die Erde fing an zu atmen, und trotz der steinernen Nacktheit des Straßenpflasters fühlte man, daß draußen, in Feld und Wiese, schon manches Hälmchen aus der Erde schaut, aus der geheimnisvollen Knospe das duftende, glatte Blättchen hervorbricht; daß die Schneebäche an den Abhängen schweigen und statt ihrer die hellen Stimmen der Hänflinge, der Ammern und der Buchfinken erklingen. Alles ringsumher voll Licht und jungem Grün und Wohlgeruch und frohem Lied; aber das Pferd und sein Besitzer, diese Freunde der Erde, der Felder und Wälder, standen traurig da, und ich stand neben ihnen.

---

[1]) Der Verfasser der kleinen, von Sophie v. Adelung übersetzten Geschichte, die einen so wohltuenden Blick in die russische Volksseele tun läßt, war der Sohn eines Dorfgeistlichen, verdienter Schulmann und beliebter Jugendschriftsteller (geb. 1809, gest. 1885). Diesem Gebiete gehört auch das Buch „Isbà“ (das Bauernhaus) an, dem obige Skizze entnommen worden ist.

[2]) Straße in Petersburg.

[3]) Lohnkutscher.

[4]) Die Lohnkutscher in Petersburg sind meist Bauern vom Lande, die den Winter in Petersburg zubringen, um etwas zu verdienen.

Während dessen ging jemand an uns vorüber: ein Mensch in einem jener blauen, fettigen, sibirischen Röcke, unter denen viel schmutzige Banknoten zu stecken pflegen und noch mehr schmutzige Gedanken und Gewohnheiten. Er erblickte den Bauern und rief ihm grob und befehlend zu: „Du da! Fährst du mich für fünfzehn Kopeken?“

Der Bauer erwiderte mit einem eigentümlichen Lächeln: „Mit einem solchen Pferd, Bruder, fährt man sogar für zwanzig Kopeken nicht weit!“

„Bruder! Bruder!“ sagte der Sibirjàk, ärgerlich und verächtlich das Wort betonend: „Bruder, wohin denkst du? Zwanzig Kopeken! Ja, vor euch Kerlen muß man seine Batzen wohl hüten! Zwanzig Kopeken!“ wiederholte er, als reiße man ihm die Münze vom Leibe weg.

Der Bauer wandte ihm den Rücken zu, und während er tat, als bringe er am Geschirr etwas in Ordnung, sagte er halblaut: „Belle nur, belle, Hundefell! Kommst doch dem Wolf noch in die Zähne!“

Ich fürchtete, daß der andre ihn doch noch mieten würde, sobald sein Ärger verraucht wäre, und sagte darum schnell: „Höre, Bruder, fahre du mich.“

„Gut, Väterchen; aber das Pferd . . .“ Er seufzte: „Hab Nachsicht, mein Täubchen, schnell kann ich nicht fahren, wirklich nicht!“

„Das tut nichts! Komm nur; ich habe keine Eile; mir liegt gar nichts daran.“

„Keine Eile?“ wiederholte der Bauer mit einem mißtrauischen Blick auf mich.

Wir fuhren ab. Ich befahl ihm, den Weg durch abgelegene Straßen zu nehmen, um mich besser mit ihm unterhalten zu können. Hierbei, ich gestehe es, hatte ich die Absicht, ihm, nachdem ich eine Zeitlang gefahren, etwas über den abgemachten Preis zu zahlen. Ein richtiges Almosen geben mag ich nicht gern; es ist, als ob, indem man einem Menschen hilft, man ihm zugleich eine Ohrfeige gibt. So fuhren wir dahin, bald im Schritt, bald im sachten Trab. Nachdem ich, meiner Gewohnheit nach, den Iswòstschik gefragt, aus welchem Gouvernement und welchem Dorfe er sei, was für einen Bach und was für Wälder es dort gebe, ob das Vieh und die Schafe gediehen (an einigen Orten rechnet man bekanntlich die Schafe nicht zum Vieh), ob er Familie habe usw., fing er an, Vertrauen zu mir zu fassen. Seine Seele wurde weich bei der Erinnerung an die Heimat, die für ihn reich an armen, aber rührenden Heiligtümern war, und auch ich gewann ein reges Interesse für den Mann. Zuletzt fragte ich ihn: „Du hast, wie mir scheint, einen Kummer; was bedrückt dich?“

„Ach, Väterchen,“ erwiderte er, „sag selber, wie sollte ich nicht betrübt sein? Was bin ich hier? Menschen gibt's mehr als genug, und bin doch allein; des Morgens fährt man aus und weiß nicht, wohin man kommt; dahin fährt man und dorthin, bald gradaus, bald kreuz und quer, wie wenn dich im Wald ein Unhold neckt — manchmal tanzt alles nur so vor den Augen, daß man ganz dumm wird und die Litèjnaja nicht mehr von der Gorò̀chowaja unterscheidet; gewiß und wahrhaftig, du kannst mir's glauben. Bekannt und doch unbekannt kommt einem alles vor, und was gewinnt man

dabei? Gar nichts. Abends bringt man ein paar Kopeken heim; das Pferd frißt, und selber ißt man auch — und weg ist aller Verdienst, und der Tag ist umsonst vergangen; nur der Rücken tut vom langen Sitzen weh, und wenn man sich zum Schlafen legt, dann ziehen vor den Augen die Straßen hin, eine nach der andern, lang, lang und ohne Ende, und in den Ohren brummt es. Und die Leute im Haus — da ist der Wirt, der schimpft, und die Wirtin schimpft, und dann schimpft unsereins wieder; sie trachten danach, wie sie einen kränken könnten oder das Pferd . . . Wie kann man da fröhlich sein? Hier sind wohl ganz andre Menschen als bei uns daheim; nicht ein gutes Wort haben sie, und selber wird man auch ungut. Ach!" Er seufzte tief auf.

„Dein Pferdchen sieht auch nicht so recht vergnügt aus."

„Väterchen, darüber rede lieber gar nicht. Das Pferd hat mich ins Elend gebracht, es ist ein Jammer. Es siecht mir einfach dahin."

„Hat es nicht genug Futter, oder zu schwere Arbeit?"

„Nein, das Futter ist es nicht; Futter hat es genug. Lieber esse ich weniger, damit es seinen Hafer bekommt. Aber es schlägt nichts an bei ihm."

„Meinst du gar, man habe es dir verhext?"

„Wie kannst du so reden, mein Täubchen! Verhext? Das haben dumme Leute erfunden. Nein — es hat auch so seinen eigenen Kummer."

„Ein Pferd — und soll einen Kummer haben?"

„Ja, Herr, das Pferd da. Euresgleichen kommt das freilich sonderbar vor — was könnt Ihr davon wissen? Ihr lebt in prächtigen Häusern und wir in Schuppen, oft mit dem lieben Vieh zusammen und lassen das Vieh auch in die Isbà[1]) hinein; da wissen wir so etwas besser."

„Erzähle mir doch, bitte, davon."

„Was ist da zu erzählen, Väterchen? Das ist ganz einfach; auf unserm Hof, in unsrer Familie, waren zwei Pferdchen, Altersgenossen, und beide, du lieber Gott! so hübsch, so munter und flink und — nun, gerade so rund wie junge Gürkchen[2]). Genannt wurden sie Sivka — Burka. Von klein auf waren sie so aneinander gewöhnt, so befreundet, daß sie immer zusammen liefen und gingen und standen. Und wie standen sie? Zuweilen, weißt du, in der Sommerhitze, wenn es aussieht, als rauche der frischgepflügte Acker, und es ist schwül und kein Lüftchen weht: dann gehen die beiden unter irgendeinen Baum und stehen da; bald legt das eine seine Schnauze auf den Hals des andern, bald wieder das andre diesem. Grad in der Seele rührt es einen, wenn man sie so sieht; Herrgott! denkt man: 's ist doch nur ein Vieh, und wie es so dasteht! Wahrhaftig!"

Hier hielt er einen Augenblick inne, als werde es ihm schwer, seinen Gedanken den richtigen Ausdruck zu geben.

„Nun ja, so wuchsen die beiden auf, und als ein Paar haben wir sie auch eingefahren. Anfangs schlugen sie wohl manchmal aus dabei: das eine von ihnen traf mich einmal mit den Hinterhufen auf die Zähne, so daß ich

[1]) Isbà = Bauernhaus.

[2]) Die russische Gurke, ein Leibessen des Bauern, ist viel kürzer und fester als die deutsche Art.

bewußtlos vom Schlitten auf die Furchen fiel — wir fahren die jungen Pferde am Schlitten auf dem Acker ein — nun, was weiter? Das kommt vor .... ein junges Tier mag nicht gern seine Freiheit aufgeben .... So fuhren wir sie ein und fingen an, mit ihnen zu pflügen, zu eggen, alles, weißt du, wie Gott es befohlen hat; aber getrennt haben wir sie nicht mehr: wo das eine arbeitete, da ließen wir auch das andre mitarbeiten; ohne das war nichts mit ihnen anzufangen, auch wenn man sie noch so gehauen, ja wenn man sie mit dem Messer gestochen hätte. Wenn man sie zu trennen versuchte, so wurden sie wild, schlugen aus, wieherten und waren wie besessen: die Augen traten ihnen aus dem Kopfe, daß einem angst und bange wurde dabei. So ließen wir sie denn auch beisammen, und die Arbeit ging dabei gut von statten. Aber es kamen Mißjahre: bald Kälte, bald Hitze, bald schwere Regen, bald wieder eine so große Dürre, daß alle Brunnen versiegten. Ein Jahr, zwei, brachten wir uns noch zur Not durch; im dritten sagt der Alte zu mir: ‚Andrjuscha, da hilft nichts; du mußt in die Fremde, in der Fremde Brot verdienen. Du siehst ja selber, es geht schlecht: mit Brot hat uns Gott nicht gesegnet; essen aber, das weißt du, das muß man doch.‘

„Mir stand das Herz still; die Isbà tanzte um mich herum, ich schleppte mich in den Krautgarten und fiel dort auf ein Beet ... dort lag ich ein Weilchen ganz still ... Aber weißt du, Väterchen, sei's nun von der heimatlichen Erde oder wovon — in der Seele wurde es wieder heller. Ich stehe wieder auf, bekreuzige mich und denke: ‚Nun ja, soll ich fort, so soll ich eben fort! Umkommen werd ich nicht gleich und kann den Meinen vielleicht helfen; unser Herrgott wird auch einmal gute Zeiten schicken, daß die Meinen wieder heraufkommen; dann kehr ich zurück. So komm ich denn zum Alten, die Augen habe ich getrocknet und sage ganz mutig: ‚Vater, Vater! Wann soll ich denn fort?‘ ‚Wann?‘ sagt er, und selber schaut er mich nicht an, sondern macht sich in der Ecke was zu schaffen: ‚Wann? Nun morgen, meinetwegen oder nein — übermorgen.‘

„Einen Tag länger wenigstens sollte ich noch daheim bleiben! ‚Nun ja,‘ sag ich: ‚übermorgen‘. So hat einer dem andern Mut gemacht, und wir gingen zusammen Holz hacken; dabei reden wir aber immer nur von meinem Abschied. Da erst fiel es mir ein: ‚Wie wird's denn‘, so sag ich, ‚mit Sivka — Burka? Beide kann ich wohl nicht mitnehmen?‘

‚Nein, eines brauch ich daheim.‘

‚Aber trennen kann man sie doch nicht; weder mit dem einen noch mit dem andern wird man einzeln fertig.‘

‚Wie sollte man mit einem Pferde nicht fertig werden! Wenn's auch ein Weilchen scheut und wild tut — zuletzt hört's von selber auf.‘

‚Väterchen, denk du an mich: das gibt ein Unglück.‘

‚Ja, was ist denn da andres zu tun?‘

‚Freilich — was ist da andres zu tun!‘

„So sprachen wir. Man fing an, alles für meine Abreise zu richten, aber weder Mutter noch Schwester, noch der kleine Bruder sagen etwas; niemand weint, schweigend gehen wir herum, und ein jedes tut seine Arbeit; von Zeit zu Zeit schaut man sich an, heimlich, furchtsam, und das kleine

Brüderlein geht immer hinter mir her; wo ich bin, da ist es auch, schmiegt sich an mich und hält mich am Kaftan.

„Sie kamen alle, als ich wegfuhr; die Leute in unserm Dorf sind so gute, mitleidige; fast alle waren versammelt. Man fing an, Abschied zu nehmen; da hielt es uns nicht länger, nun ja, wie's eben der Bauer nicht anders tut — geheult haben wir, geheult . . .

„Ich sitz auf dem Karren und will schnell vom Hof abfahren, um die Seele nicht länger zu quälen. Aber das Pferd, eben dieses da, steigt kerzengrad in die Höhe, steigt und wirft sich seitwärts und mit den Hinterbeinen in die Luft. Alles haben wir versucht — ja, was ist denn mit dir, Mütterchen, Täubchen, um Gotteswillen — was? — Reißt und schlägt aus und will nicht vom Fleck und wiehert, wiehert, als wäre der Wolf hinter ihm her. Und das andre, das man in den Stall eingesperrt hat, schlägt auch aus und wird so wild, daß die Stallwand wackelt, und wiehert so, weißt du, daß ihm die Stimme überschnappt. Nun wurden die Leute alle böse: einige griffen nach Stöcken und wollten es schlagen. Nein, Brüder, sag ich, warum denn schlagen? So ein Pferd hat doch auch ein Herz! Nehmen wir es lieber am Zügel und führen wir es eine oder zwei Werst hinter das Dorf; vielleicht wird es dann ruhig und fügt sich.

„So führten wir es denn hinter unsern Hügel, führten es aufs freie, weite Feld; ich setzte mich auf, nahm die Zügel fest in die Hand, strich ihm eins über mit der Peitsche, und wir fuhren ab. Wie es dahinraste, immer weiter, weiter — wohl an die fünf Werst weit — ganz mit Schaum bedeckt! Der Dampf steigt nur so von ihm auf; dann beruhigte es sich und ging langsamer. Ruhig blieb es auch den ganzen weiteren Weg über. Wir kamen endlich in die Stadt. Ich ließ mein Pferd ausruhen und fing dann an, Fremde zu fahren. Doch schon unterwegs hatte ich bemerkt, daß eine Veränderung mit meinem Pferdchen vorging: es wollte nicht recht fressen, magerte ab, wurde traurig und seufzte viel. Ich dachte, das komme von der Müdigkeit her und hoffte, daß es sich erholen würde, wenn wir an Ort und Stelle wären und es sich ausruhen könne. Aber nein — was ich auch tun mag, du siehst es ja selber, es hilft nichts. Ob es nun die Luft hier ist, oder ob dem Tier die harten Steine weh tun, oder ob es Heimweh nach dem freien Felde und seinem Kameraden hat — Gott allein weiß es! Ich habe schon den Tierarzt geholt — der hat ihm in den Zähnen und in den Nüstern herumgestochert — hat Geld dafür genommen und ist wieder fortgegangen. Ich habe auch einen Wunderdoktor um Rat gefragt — der gab ihm jeden Morgen ein Stück Brot mit Salz und hat für jede Brotscheibe ein ordentliches Stück Geld verlangt. Als ich ihm aber sagte, das sei zu teuer, da erwiderte er, mit Wunderdoktoren dürfe man nicht handeln, sonst schlage die Kur nicht an. Ich sagte von da an nichts mehr, aber die Kur schlug doch nicht an. Da geschah etwas Seltsames — und von da an begann es noch mehr zu kränkeln. Einmal nachts gehe ich zu meinem Pferdchen, um zu schauen, ob ihm auch niemand ein Leids antut. Hier gibt es ja Leute unter dem Volk, die immer nur auf Diebstahl aus sind, Leute von unsrem Schlage,

die — man schämt sich fast es zu sagen, Väterchen — sogar den Pferden das Futter wegstehlen. So komm ich denn hinaus: da steht mein Pferdchen, hat den Kopf gesenkt, und ich sehe, daß es sein Futter kaum angerührt hat. Leid tut es mir, ach, so leid! Ich trete heran und streichle es und liebkose es und nenne es: ‚Sivka — Burka, Sivka — Burka!' Im selben Augenblick, wie absichtlich, kommt ein neuer Bauer im Dunkeln auf denselben Hof gefahren, und sein junges Pferd wiehert hell auf.

„Mein Pferdchen spitzt die Ohren, zittert am ganzen Leib, hat auch angefangen zu wiehern, aber so, als springe ihm das Herz entzwei und reißt sich plötzlich von der Kette los, wirft sich zum andern, dem neuangekommenen Pferd, und fängt an, es zu beschnuppern; hat wohl gedacht, der arme Tropf, es sei sein Kamerad von daheim! — Ja, du liebe Zeit — der war weit, weit weg, und als mein Pferdchen eine Weile geschnuppert hatte, ging es langsam wieder weg, auf seinen Platz zurück, hing den Kopf und seufzte, so tief, so recht aus der Seele heraus, daß mir, weiß Gott, das Wasser in die Augen kam.

„Seit jener Zeit geht's immer schlimmer mit ihm, und, wie du selber siehst, kann es jetzt kaum mehr die Beine fortschleppen. Eigentlich müßte man es ganz ausruhen lassen. Aber ich und das Pferd müssen uns doch irgendwie ernähren. Ich möchte mich verdingen, Arbeit als Holzsäger suchen; wollte von Morgen bis Abend schaffen bis zum Schweiß; vielleicht könnte ich soviel verdienen, daß es für uns beide reicht. Mein Pferdchen aber soll unterdessen rasten, wer weiß, vielleicht erholt es sich wieder!"

„Wieviel Futter braucht es denn im Tage?"

„Wenn es nicht arbeiten muß, etwa für 25 Kopeken."

„Und verkaufen willst du es nicht?"

„Was, Väterchen?"

„Dein Pferd da?"

„Das Pferd, das kranke? Bloß, um es los zu sein? Es hat mich gefahren, ernährt, erfreut und jetzt — nein, Herr, lieber soll es bei mir verenden; das wird ihm leichter sein, und ich lade dann nicht die Sünde auf meine Seele, daß ich es verlassen habe. Es ist ja auch das einzige von daheim, was mir bleibt. Wenn ich es anschaue, fällt mir alles wieder ein — unsre Hütte, und die Felder, und die Wälder, und die Stimmen in den Wäldern, wie Mutter und Vater und die Schwestern einander rufen und alles, alles ... Und das Herz brennt und tut weh!"

„Höre, Freund, wo wohnst du?"

„Ja, jetzt immer auf der Straße — es ist eine wahre Schande!"

„Nein, ich meine, wo du übernachtest, wo du dein Pferd einstellst?"

„In der Jamskája, natürlich; bei unserm Arbeitgeber; da wohnen ja fast alle Kutscher."

„Fahre mich dorthin."

„Warum denn, Väterchen? Willst du mich bei meinem Herrn verklagen? Ich habe dir doch nichts Unrechtes gesagt. Und nimm mir nicht übel, was ich in meiner Bauerndummheit herausgeredet habe, und sage ihm davon nichts; ich bitte dich."

Er sagte es mit fast kindlicher Schüchternheit; augenscheinlich war er ein Mensch mit tiefem und zartem Empfinden und fürchtete sich vor Scheltworten und Vorwürfen.

„Fürchte dich nicht, mein Freund," sagte ich; „dein Herr geht mich nichts an. Ich möchte dir helfen, damit dein Pferd ausruhen, sich ausfüttern und erholen kann, und du wieder fröhlicher wirst."

Er ließ die Zügel hängen, drehte sich nach mir um und sagte mit feuchten Augen: „Was sagst du? Vergelte dir's Gott, Väterchen! Ja, wie kann ich dir denn genug danken?"

Wir hielten vor einem schlechten, unsaubern Häuschen. Ich war damals noch jung und stark, die Arbeit ermüdete mich nicht; es schien mir, als verdiene sich das Geld von selber, und ich sparte nicht damit. Darum gab ich dem Bauern mehrere Rubel für Futter, damit er sein Pferd ein paar Wochen lang im Stalle stehen lassen könne. Er warf sich mir um den Hals und küßte mich so heiß, als sei ich sein Bruder. Die Vorübergehenden und die Kutscher, die aus- und eingingen, mochten denken, wir seien beide betrunken. Und wirklich, es mußte sonderbar aussehen — ein Bauer, und dazu noch in der Residenzstadt auf der Straße, umarmt einen Herrn!

„Nun," fragte ich, „wirst du deinem Pferde Ruhe gönnen, es nicht mehr fahren?"

„Der Herr bewahre mich!"

„Was denkst du denn nun zu tun?"

„Ich finde Arbeit genug! Wer weiß, vielleicht ist es Gottes Wille, daß von daheim bessere Nachrichten eintreffen, daß dort gute Ernteaussichten sind, dann kehr ich, sobald ich etwas verdient habe, dorthin zurück — aufs Feld, auf den Acker, zu den Meinigen! Wie werden die sich freuen — du glaubst es kaum!"

Wir trennten uns. Einige Tage später erfuhr ich, wo mein neuer Bekannter Arbeit gefunden hatte, und ging eines Abends, nachzusehen, wie er sein Wort hielt. Ich kam zu den Ufern der Newa, wo eine Menge Holz zum Zersägen aufgestapelt lag. Es war schon dämmerig; die Bauern, in Gruppen auf Balken gelagert, aßen fröhlich zu Abend. Nur einer von ihnen schleppte noch Äste und Klötze und zerhackte sie zu Kleinholz, da er allein nicht sägen konnte; es war mein Iswòstschik. Der Schweiß rann in Strömen an ihm herab, sein Gesicht brannte, und er schwang die Axt, als habe er gerade erst begonnen.

„Hör doch auf, du!" rief ihm einer der essenden Bauern zu. „Laß doch die Arbeit bis morgen!"

„Red du nur," erwiderte jener. „Was ich heut zustande bringe, das ist morgen getan!" Und er begann mit neuem Eifer, die Holzblöcke zu zerhacken. Mich sah er nicht in der einbrechenden Dunkelheit.

„Mein Geld ist in die rechten Hände geraten," dachte ich und ging mit den angenehmsten Gefühlen im Herzen weiter. Die Newa glitzerte wie Silber; in den Häusern glommen Lichter auf; am Himmel begannen die Sterne zu leuchten; der Lärm und das Gerassel von Stimmen und Wagen erstarb allmählich, und in dieser Stille kam mir das Hacken der einsamen Axt wie eine fröhliche Musik vor.

Etwa zwei Jahre später, auf einer Reise durch Rußland, verließ ich die große Straße und durchkreuzte, bald zu Fuß, bald im Einspänner, die reizende Landschaft mit ihren duftenden Linden- und Ahornwäldern, den üppigen Weizenfeldern, deren Ränder von einfachen, aber lieblichen Blumen bekränzt waren: Zichorie, blauen Glocken und Kornblumen. Der Geruch der Felder, der Wiesen, der Wälder und Blumen, die murmelnden Bäche, die von den Höhen herabrauschten, die trillernden Lerchen und Wachteln, der Ruf der Bachstelzen, die geschwätzigen Scharen der Spatzen, alles das floß in eine einzige lebhafte Empfindung ländlichen Genusses zusammen. Am Bach, auf gelbem Abhang, waren zerstreute Bauernhütten, und obgleich altersschwarz und schief, kamen sie mir doch ungemein malerisch vor. „Willkommen, Herr!" sagte ein weißköpfiger, aber frischer, kräftiger Alter zu mir. „Willkommen! Dies Jahr, Gott Lob und Dank, können wir gute Menschen bei uns aufnehmen und ihnen etwas vorsetzen!"

Ich dankte ihm für seine freundlichen Worte und bat, im Heuschuppen ausruhen zu dürfen.

„Ruh dich nur aus, mein Täubchen! Derweilen richten wir dir ein Abendessen. Andrjüscha! Andrjüscha! Komm mal her und führe den Herrn da zum Schuppen, damit er ausruht, bis das Abendessen fertig ist!"

Andrjüscha trat heraus; wir sahen einander an, und ich rief: „Du bist es, Bruder! Mein alter Bekannter! Das ist ja eine wunderbare Begegnung!" Auch er erkannte mich und eilte auf mich zu. Wir umarmten uns freundschaftlich. Die ganze Familie lief zusammen, es kamen auch die Nachbarn. Im Dorf war unsre Geschichte längst bekannt. Einige wunderten sich, andre wieder weinten; ans Lachen dachte niemand. Der Bauer denkt lange an eine ihm erwiesene Wohltat zurück und sieht nichts Lächerliches in der Herzlichkeit. Ich brauche nicht zu sagen, wie bereitwillig ich aufgenommen, wie gut ich bewirtet wurde.

„Nun, und dein Pferd," fragte ich, „lebt es noch?"

„Es lebt, Väterchen, freilich! Und es ist wieder wie früher, so munter geworden, so gesund und stark; es arbeitet wie ich!"

„Nun, gottlob!"

„Ja, gottlob, und dir, Herr, tausend Dank! Wir sind jetzt alle so zufrieden und fröhlich, und nun hat uns zur Freude der Herr auch dich noch hergeführt!"

Ich blieb drei Tage bei ihnen zu Gast und konnte mich auch dann noch nur mit Gewalt losreißen. Als ich fortfuhr, versammelte sich die ganze Familie und begleitete mich weit vor das Dorf hinaus. Andrjüscha hatte natürlich das unzertrennliche Paar Sivka — Burka eingespannt, und ich sah mit Freuden, wie die beiden Pferde, ohne jede Anstrengung, den grünen Weg dahinflogen. Mein Freund fuhr mich gegen fünfundzwanzig Werst und hätte mich gerne noch weiter gefahren. Wir nahmen Abschied wie Verwandte. Als ich ihn verlassen hatte, sah er mir noch lange nach und grüßte endlich tief, bis auf die Erde hinab.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Die Konferenz in Algeciras bildet seit ihrer Eröffnung am Dienstag, den 16. Januar, den Mittelpunkt der politischen Erörterungen und Besorgnisse. Seit einmal, im Herbst des vergangenen Jahres, bekannt geworden ist, wie gefährlich sich die Dinge im Sommer bei dem Widerstand Frankreichs gegen die Vorschläge Deutschlands zur Regelung der marokkanischen Angelegenheiten zugespitzt hatten, wollen trotz aller friedlichen Versicherungen der Regierungen die pessimistischen Gerüchte nicht verstummen. Je mehr sich die Konferenz bisher in den ruhigen Geleisen bewegt hat, wie jeder verständige und nüchterne Beobachter der Weltlage es erwartete, desto weniger entspricht sie dem Sensationsbedürfnis des Publikums. In dem langsamen Verlauf der Verhandlungen ist bisher jedes „Ereignis" und jeder diplomatische Zusammenstoß vermieden worden. Verhältnismäßig rasch ist die Konferenz zu einer Einigung über die Waffeneinfuhr und die Verhinderung des Waffenschmuggels in Marokko gekommen, mit besonderer Wahrung der Rechte, die Frankreich und Spanien als unmittelbare Nachbarn Marokkos hinsichtlich der Überwachung beanspruchen können. Freilich hat die Konferenz nicht zu hindern vermocht, daß während dieser Verhandlungen ein angeblich schwedisches Schiff mit belgischer Ladung Waffen, Maschinengewehre und Munition für den Prätendenten an der Küste gelandet hat. Jetzt hat die Konferenz die Zollfragen und die Zollerhöhung um einige Centimen, die Frankreich vorgeschlagen, in Beratung genommen. Erst nach der Erledigung dieser Frage will man sich an das Problem der Einrichtung der marokkanischen Polizei wagen. Hier wird ein schärferer Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland befürchtet. Aber auch hierüber hat schon am 12. Februar zwischen den Vertretern der beiden Mächte, dem deutschen Botschafter am spanischen Hofe, Herrn von Radowitz, und dem französischen Gesandten Revoil, ein freundschaftlicher, die Verständigung anbahnender Gedankenaustausch begonnen. Von allen Korrespondenten werden die Bemühungen der Vertreter Italiens und der Vereinigten Staaten, der Herren Visconti-Venosta und White, im Sinne des Ausgleiches und der Vermittlung gerühmt. Zu dem Mißtrauen und der Nervosität der öffentlichen Meinung der Konferenz gegenüber ist bisher kein stichhaltiger Grund vorhanden. Gewiß ist sie nicht so vergnüglich wie das Liebesidyll, das sich zur selben Zeit am andern Ende Spaniens zwischen San Sebastian und Biarritz, zwischen dem König Alfons XIII. und seiner Braut, der Prinzessin Ena von Battenberg, abspielte, aber unter dem tragischen Gesichtspunkte, als Vorspiel eines Krieges, ist sie doch auch nicht zu betrachten. Die Fragen, die auf der Konferenz behandelt werden, betreffen keine Lebensinteressen Frankreichs oder Deutschlands, und es kann, wie sie auch entschieden werden, weder Sieger noch Besiegte geben. Geht die Konferenz resultatlos auseinander, so bleibt eben in Marokko alles beim Alten.

Die englischen Wahlen, die nun abgeschlossen vorliegen, haben mit einem überwältigenden Siege der liberalen, der Freihandelspartei, geendet. In dem neuen Unter-

hause ist sie den drei andern Parteien, den Unionisten, den irischen Nationalisten und der neuerstandenen Arbeiterpartei, zusammengenommen um hundert Stimmen überlegen, 380 gegen 280. Wenn auch die Wahlen nicht allein unter der Losung: Freihandel oder Tarifreform nach dem Vorschlag Joseph Chamberlains standen, sondern, wie immer bei allgemeinen Wahlen, eine Fülle andrer Motive und Stimmungen dabei mitspielt, so ist doch dieser Gegensatz der durchschlagende gewesen, derjenige, der auch für die Gruppierung und den Kampf der Parteien im Unterhause der entscheidende sein wird. Die Unionisten, die nur als Rumpf in das Haus einziehen, 156 von den früheren 376, sind nicht alle auf Chamberlains Programm: Besteuerung der Lebensmittel und Bevorzugung der Produkte der Kolonien, eingeschworen, aber er wird trotzdem der geistige Führer der Opposition im Unterhause sein. Für die eingetretene versöhnlichere Stimmung zwischen Deutschland und England und für die Hoffnung auf die Erhaltung des europäischen Friedens bedeutet die Niederlage dieses Mannes einen großen Gewinn, denn seine heftige und unablässige Agitation gegen den Handel und die Industrie Deutschlands hat die Erbitterung und den Neid gegen uns in den Massen des englischen Volkes an jedem Tage von neuem geschürt. Gewiß wird er seinen Kampf nicht aufgeben, sondern bei der Hitze seines Temperaments mit noch größerer Leidenschaft fortsetzen, aber ihm fehlt auf Jahre hinaus jede Möglichkeit, wieder so verhängnisvoll wie im Jahre 1899 bei dem Ausbruch des Burenkrieges in die Geschicke seines Landes einzugreifen. Für England selbst ist das Auftreten einer Arbeiterpartei, zwischen den beiden historischen Parteien, die seit der Revolution von 1688 Englands Geschicke gemacht haben, die eigentliche Sensation der Wahlen gewesen. Bisher hatten die englischen Arbeiter, die überhaupt erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts durch die Erweiterung des Wahlrechts einen schmalen Zugang zum Hause der Gemeinen gewannen, liberal oder konservativ gewählt. Als erste Ausnahme von der Regel saßen in dem letzten Parlament sechs Mitglieder, die als Vertreter der Arbeiter galten, aber natürlich weder in den Verhandlungen noch bei den Abstimmungen irgendwelche Rolle spielen konnten. Die Neuwahlen haben ihre Zahl bis auf einundfünfzig anschwellen lassen. Neben Vertretern der von alters her festbegründeten Gewerkschaften sind Vertreter der sozialistischen Arbeiterpartei gewählt worden. Unter den letzteren nennt man Ramsay Mac Donald und Philipp Snowden, unter den ersteren Alexander Wilkin und James Jenkins aus der Gewerkschaft der Schiffbauer als hervorragende Persönlichkeiten. Mancherlei Gründe bewogen die Führer der Arbeitervereine und der Gewerkschaften zur Aufstellung eigener Kandidaten bei den diesmaligen Wahlen. Sie wünschten eine Änderung des neuen Gesetzes über die Volksschulen, das die Schulen der Staatskirche unbillig vor denen der Dissentergemeinden bevorzugt, und den Schutz der Gewerkschaften vor den Ansprüchen der Arbeitgeber bei den Ausständen. In der letzten Zeit waren die Kassen der Gewerkschaften für den durch die Streiks angerichteten Schaden mehrfach vor Gericht in Anspruch genommen und von den Richtern zur Zahlung verurteilt worden. Das hatte unter den Arbeitern böses Blut gemacht und die Besorgnis hervorgerufen, daß die Gewerkschaften durch die Wiederholung solcher Prozesse in empfindlichster Weise in ihrem Vermögen geschädigt werden könnten. Sich dagegen durch das Gesetz zu schützen, wünschten die Gewerkschaften eine stärkere Vertretung im Unterhause. Der entscheidende Antrieb aber zur Gründung einer Arbeiterpartei mit fester Abgrenzung nach rechts wie nach links hin ist offenbar das wachsende Selbstgefühl der englischen Arbeiter, der Hinblick auf die Verhältnisse in Frankreich und Deutschland und die Erbitterung über die von Chamberlain auf Kosten der Arbeiter vorgeschlagenen Schutzzölle gewesen. Wenn in der französischen Deputiertenkammer und im deutschen Reichstag die Arbeiter seit Jahren über zahlreiche Sitze verfügen und in den Verhandlungen die Anschauungen und Ansprüche ihrer Genossen mit Nachdruck und oft mit Erfolg geltendmachen, mußte dies Beispiel auch im englischen Unterhause, trotz aller Rücksicht und Neigung des englischen Volkes für das Altherkömmliche, Nachahmung finden. Freilich ist die englische Arbeiter-

partei zunächst noch eine unbestimmbare und unberechenbare Größe. Sie ist zu wenig zahlreich, um in irgendeiner Frage den Ausschlag geben zu können; bleibt sie doch noch hinter den Irländern um dreißig Stimmen zurück und ist sich ihrer Ziele selbst noch nicht klar bewußt. Zwei Schattierungen sind in ihr auch dem Fernerstehenden schon ersichtlich: die Vertreter der Gewerkschaften sind durch eine breite Kluft von den eigentlichen Sozialisten getrennt. Als die am weitesten vorgeschrittenen und am stärksten von dem proletarischen Haß, Neid und Ehrgeiz erfüllten werden die Sozialisten im Parlament das große Wort führen und ihre friedlicheren und verständigeren Kameraden, unter der Losung der Gemeinsamkeit der Arbeiterinteressen, mit sich fortreißen; möglich, daß sich unter ihnen eine diktatorische und organisatorische Kraft erhebt, die in der kleinen Partei Leitung und Macht gewinnt, aber eine tiefer greifende Änderung der englischen Parteiverhältnisse ist davon für die nächsten Jahre weder zu hoffen noch zu fürchten. Im besten Fall werden die Debatten ein frischeres und eigentümlicheres Kolorit durch das Auftreten von neuen Männern erhalten, die außerhalb des Rahmens der alten Parteien, ihrer Grundsätze, Gegensätze und Schlagworte stehen. Ihrerseits werden die Liberalen wie die Unionisten gezwungen werden, Stellung zu den Problemen der modernen sozialen Gesetzgebung zu nehmen, mit den Vertretern der Arbeiter zieht eben die soziale Frage in die Hallen von Westminster ein. In der ersten Sitzung des neuen Unterhauses am Dienstag, den 13. Februar, wurde der Konservative Lowther einstimmig zum Sprecher gewählt, etwa dreißig der Arbeitervertreter nahmen unter der Führung Keir Hardies, der schon dem letzten Unterhause angehört hatte, auf den Bänken der Opposition Platz.

Während England den Wahlfeldzug beendet hat, bereitet sich Frankreich stürmisch zu dem seinigen vor. Je ruhiger und rascher sich zur Freude aller besonnenen Franzosen die Wahl Armand Fallières zum Präsidenten der Republik am Mittwoch, den 17. Januar, in Versailles vollzogen hat, desto mehr Lärm und Tumult erregt der erste Schritt zur Ausführung des Gesetzes über die Trennung von Staat und Kirche. Die Klerikalen haben eine Anordnung des Gesetzes, die im Interesse der Kirchen für die künftige Feststellung ihres Vermögens und ihres Besitzes notwendig ist: eine Aufnahme ihrer silbernen und goldenen Gerätschaften und sonstigen wertvollen Gegenstände in ihren Schatzkammern und Sakristeien durch öffentliche Beamte zum Vorwande genommen, um die Gläubigen zum Widerstande gegen diese Beamte und die Inventarisierung aufzureizen. Nachdem es schon an einigen Orten der Vendée darüber zu Unruhen und Handgreiflichkeiten gekommen war, gab es in den ersten Tagen des Februar in verschiedenen Kirchen von Paris, in der Madeleine, in der Kirche Saint Roche und in der Kirche der Aristokratie, Sainte Clotilde, Proteste, Barrikadenkämpfe und blutige Köpfe. Unter der Führung von Priestern, Herzögen und Grafen, von Deputierten und Gemeinderäten hatten sich die Gläubigen hinter Bänken, Stühlen und Pulten in den Kirchen verschanzt und empfingen die Beamten mit Geschrei, Schimpfworten und Wurfgeschossen aller Art. Bald bot das Innere der Kirchen ein greuliches Bild der Verwüstung; viele Verhaftungen mußten vorgenommen werden, um die Ordnung wieder herzustellen und dem Gesetz Achtung zu verschaffen. Vergebens hatten der Erzbischof von Paris, der Kardinal Richard, und einzelne Pfarrer zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnt, der einmal erweckte Fanatismus mußte sich austoben. Nichts konnte besser als dieser Ausbruch die Notwendigkeit der Trennung zwischen Kirche und Staat beweisen: er gibt den Freimaurern und Freidenkern recht, daß zwischen der demokratischen Republik und der katholischen Kirche, wie sie sich jetzt in Frankreich äußert, kein Friede möglich ist. Die verständigen Elemente in der klerikalen Partei verurteilen denn auch einstimmig diese unsinnigen Tumulte, die der Kirche unwürdig sind und die Auseinandersetzung zwischen ihr und dem Staate unnötig erschweren. Die Radikalen halten sie einfach für eine Vorbereitung zum Wahlkampf, da sie ja die Ausführung des Gesetzes nicht aufhalten können: sie sollen die Massen in Aufregung bringen und den klerikalen

und nationalistischen Kandidaten einen günstigen Empfang bereiten. Ein wenig mag auch der Ärger mitsprechen, daß die Pariser durch den glatten und stillen Verlauf der Präsidentenwahl und die Fortsetzung des bürgerlich-schlichten republikanischen Wesens im Elisée-Palast, das Loubet eingeführt hat, durch Fallières um jede Aussicht auf Skandalszenen gebracht worden sind. Bedenklicher als die Tumulte an sich ist die Sorge, die sie wegen der Heftigkeit des Wahlkampfes erwecken, der im April oder Mai entschieden werden soll. Die Arbeiten der Kammer und des Senats leiden schon jetzt schwer unter der Rücksicht auf die Wahlen. Das Budget ist noch immer nicht festgestellt, die Regierung muß sich mit der Bewilligung von Monatsraten begnügen, und das so oft und feierlich versprochene Gesetz über die Arbeiterversicherung will trotz aller Verhandlungen keine feste Gestalt gewinnen. Die Kammer möchte nämlich die Hauptlast der Altersversicherung von den Schultern der Arbeiter weg auf den Staat und die Arbeitgeber wälzen und hat die Belastung des Staates in einer Höhe festgesetzt, welche die Minister als unerschwinglich bezeichneten. So steht die Hoffnung auf die Verabschiedung des Gesetzes in dieser Sitzung auf schwachen Füßen, und die Arbeiterversicherung wie die Einkommensteuer dürften auch in den neuen Wahlprogrammen ihre alte, durch die Tradition zweier Jahrzehnte geheiligte Stelle einnehmen.

In den europäischen Gebieten Rußlands schweigen überall die Sturmglocken und die Alarmzeichen des Aufruhrs; die dumpfe Stille der Enttäuschung, der Ernüchterung und Ungewißheit ist in den Haupt- und Fabrikstädten eingekehrt, wo noch vor wenigen Wochen der Kampf tobte und die Anarchie herrschte. Dem Schreckensregiment der Revolutionspartei ist das Schreckensregiment der Ordnung gefolgt. Wie im Dezember und in den ersten Tagen des Januar die Nachrichten von den Plünderungen, Mordbrennereien und Greueln der lettischen Landbevölkerung in Livland und Kurland unser Mitleid für die Opfer dieser Empörung erweckten, so fangen jetzt die zahlreichen und grausamen Exekutionen, mit denen die Militärbehörden dort Frieden und Sicherheit des Lebens und Eigentums wiederherzustellen suchen, die öffentliche Meinung des Auslandes zu erschrecken an. Jeden Tag werden Hinrichtungen und Verhaftungen gemeldet; es ist, als vollzöge sich unaufhaltsam, stärker noch durch die Gewalt der Dinge als durch den Willen der Menschen, die Umkehr zu dem alten russischen Unterdrückungssystem. Völlig im Ungewissen sind wir über die Lage im Kaukasus, wo der Rassenkampf zwischen den Tataren und Armeniern, den Bergbewohnern und den eingewanderten Russen sich fortsetzt und die Kosaken am Kuban sich in offener Meuterei befinden, und in der Mandschurei. Aus einer Eingabe der Stadtbehörde von Wladiwostok an den Zaren erfahren wir, daß dort im November und Januar die Truppen sich gegen ihre Offiziere erhoben, gemordet und geplündert hätten, gewaltsam seien die Aufstände unterdrückt worden, die Bürgerschaft bittet nun um Gnade für die Übeltäter, die der Unerbittlichkeit des Kriegsgerichts verfallen sind. Eine kurze Depesche des Generals Ljenewitsch berichtet von der Wiederherstellung der Ordnung in der Armee; aber zugleich wird die Sendung des Generals Grodekow aus Petersburg nach Charbin gemeldet, um das Kommando zu übernehmen. Er gilt für einen tüchtigen und schneidigen Offizier, dem die schwere Aufgabe zufallen würde, die unzuverlässige Armee und die vielen Tausende, die aus der japanischen Kriegsgefangenschaft in Wladiwostok zusammenströmen, nach der Heimat zu leiten. Die Reichsduma, die so lange dem russischen Volke wie dem Auslande als Leuchtturm zum rettenden Hafen erschien, ist noch im Nebel verschwunden. Noch immer sind die Wahlen zu ihr nicht angeordnet, noch immer wird an der Feststellung der Wahllisten gearbeitet. Die Preßfreiheit und das Recht, Vereine zu bilden und Versammlungen zu veranstalten, sind — was bei dem aufgewühlten Zustande des Landes kein Wunder nehmen kann — durchaus von den Entscheidungen der einzelnen Gouverneure und Polizeichefs abhängig. Während die Finnländer nach einer kurzen, fast unblutigen revolutionären Bewegung zu dem Wiederaufbau ihres Staatswesens im Großfürstentum gelangt sind, das doch

durch die russischen Gewaltmaßregeln bis auf den Grund zerstört schien, ist es den Russen nicht gelungen, auch nur eine einzige freiheitliche Einrichtung festzustellen und der Regierung gegenüber zu behaupten. Aber man darf darum noch nicht die Hoffnung aufgeben, daß der Zar nicht vergeblich den Genius des russischen Volkes zur Erneuerung des Reiches aufgerufen hat. Die Wiederkehr geordneter Zustände erlaubt vor allem den verständigen, gebildeten und wohlhabenden Elementen der Nation sich zu sammeln und für die Reformen einzutreten. Sie sind zu dünn gesät, um in dem Sturm der Revolution etwas zu bedeuten. In der Duma aber könnten sie eine entscheidende Macht werden, sowohl zur Vermittlung zwischen der Regierung und der Nation, wie zur Feststellung liberaler Ordnungen und Einrichtungen. Tritt die Duma, wie es jetzt heißt, Ausgang April zusammen, so ist die Bahn für die friedliche Umwandlung der bisherigen Zustände frei, und die Stimme der Vernunft und der Gerechtigkeit vermag sich Geltung zu verschaffen.

Still und schnell, ohne Krankheit und ohne Schmerz, ist König Christian IX. von Dänemark am Montag, den 29. Januar, zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags in Kopenhagen gestorben. Am 8. April 1818 im Schlosse Gottorp bei Schleswig geboren, war er seit Jahren der Senior aller Fürsten Europas, geliebt von seinem Volke, geehrt von den andern. Am Morgen des Tages hatte er noch rüstig und geistesfrisch eine Reihe von Audienzen erteilt und sich nach dem Essen, da er ein Unwohlsein empfand, niedergelegt. Zu einem Schlaf, aus dem er nicht wieder erwachen sollte. In seinem Leben hat es einen welthistorischen Moment gegeben, als er nach dem Tode König Friedrichs VII. den Thron Dänemarks bestieg, zu dem ihn das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 berufen hatte, und am 18. November 1863 unter dem Druck der Kopenhagener Demokratie und des dänischen Parlaments die sogenannte Gesamtverfassung, die das deutsche Herzogtum Schleswig als dänische Provinz mitumfaßte, im Grunde gegen seine bessere Überzeugung annahm. Damit geriet die schleswig-holsteinische Frage wieder in Fluß, wurde unsichtbar der erste Eckstein zur Gründung des Deutschen Reiches gelegt. Durch die Heirat seiner Töchter mit den Thronfolgern von Rußland und England kam König Christian IX. trotz der Kleinheit seines Landes und der schweren Niederlage seines Heeres im Kriege gegen Österreich und Preußen in engste Fühlung mit der großen Politik. Seine Gattin Luise, eine Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, war der Mittelpunkt aller dem Deutschen Reiche feindlichen Machenschaften und Anschläge und übte den stärksten Einfluß auf ihren Schwiegersohn, den Zaren Alexander III. Erst nach ihrem Tode im Jahre 1898 haben sich die Beziehungen zwischen dem dänischen und dem preußischen Hofe freundlicher gestaltet und durch die entgegenkommende Courtoisie des Kaisers allmählich herzliche Formen angenommen. Eine letzte Freude erlebte Christian IX. vor wenigen Wochen, als die Norweger im November 1905 seinen Enkel, den Prinzen Karl, zu ihrem Könige wählten: die dynastische Verbindung mit Norwegen mochte ihm die dauernde politische Verbindung Dänemarks und Norwegens und in einem gewissen Sinne einen Ausgleich für den Verlust von Schleswig-Holstein versprechen. Sein Sohn, auch schon ein Herr im dreiundsechzigsten Jahre, ist ihm als König Friedrich VIII. gefolgt, er kann sich nur eine friedliche Regierung, nicht mehr einen Einfluß im Rate Europas wünschen.

In Italien hat das Ministerium Alessandro Fortis, von dem man so große Erwartungen hegte, um die Sorge und die Not der Landbevölkerung in Unteritalien und in Sizilien zu lindern und die Umwandlung des Eisenbahnsystems aus dem Privatgeschäft in den Staatsbetrieb durchzuführen, keine lange Dauer gehabt. Fortis hatte am 28. März 1905 mit einer starken und anscheinend geschlossenen Mehrheit im Parlament die Leitung der Geschäfte übernommen, sich aber schon am 24. Dezember gezwungen gesehen, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten und den Ackerbauminister auszuschiffen. Die Kammer hatte sich gegen das Handelsprovisorium erklärt, das die Regierung mit Spanien abgeschlossen: sie fand darin eine Bevorzugung der spanischen Weine zum Schaden der italienischen, und auch die neue Kombination,

die Fortis versuchte, indem er die auswärtigen Angelegenheiten dem Marchese di San Giuliano, der mit den Konservativen Fühlung hat, und das landwirtschaftliche Ministerium dem klerikalen Grafen Malvezzi anvertraute, hat keine Gnade vor ihr gefunden. Mit 221 gegen 188 Stimmen hat sie am 1. Februar eine Tagesordnung abgelehnt, die das Vertrauen der Kammer zur Regierung aussprechen sollte: die Rechte wie die Linke, die Anhänger Sonninos und Rudinis, stimmten mit den Irredentisten und den Republikanern geschlossen gegen das Ministerium. Gewiß haben eben so entscheidend persönliche Feindschaften wie sachliche Gegensätze bei dieser Abstimmung mitgewirkt, aber die Hauptschuld seines Falles wird Fortis in der Berufung eines Klerikalen in sein Ministerium zu suchen haben. Er hat damit die nationale Empfindung des italienischen Volkes, das noch immer in dem Klerikalismus den Todfeind seines nationalen Staates fürchtet und haßt, unvorsichtig herausgefordert. Auf die Weltpolitik wird der Sturz des Ministeriums Fortis' und die Einsetzung eines Ministeriums Sonninos keinen Einfluß ausüben. Es handelt sich bei diesem Wechsel einzig um innere italienische Fragen, und es ist sehr zweifelhaft, ob sich Sonnino lange am Steuerruder behaupten wird. Da er seinen Sieg über Fortis nur mit Hilfe der verschiedensten Parteigruppen gewonnen hat, ist er gezwungen, sein Ministerium aus entgegengesetzten Elementen zu bilden, äußerste Rechte und äußerste Linke sind darin vertreten, sogar ein Republikaner, der Sizilianer Pantano, hat darin Platz gefunden. Sonnino ist wiederholt für agrarische Reformen und die Hebung der Landwirtschaft in Apulien, Calabrien und Sizilien, diesen Schmerzenskindern Italiens in wirtschaftlicher Hinsicht, eingetreten, er hat früher einmal ohne Erfolg einen Vorschlag, die Grundsteuer zu erleichtern, eingebracht. Daß er jetzt mehr Erfolg haben möge, ist zu wünschen, aber bei der Zusammensetzung seines Ministeriums und der Unsicherheit der Majorität in der Kammer kaum zu hoffen.

In Österreich-Ungarn ist ein neuer Versuch gemacht worden, zwischen dem König und der Opposition von Ungarn zu vermitteln. Graf Julius Andrassy, ihr Abgesandter, wurde von dem Kaiser Franz Joseph in der Hofburg zu Wien zu längeren Audienzen empfangen. Schließlich erfuhren indes die Vorschläge, die er brachte, von dem Kaiser dieselbe Ablehnung wie die früheren, und die politische Lage hat keine Änderung zu verzeichnen. Denn die gegenseitigen Beschuldigungen der Parteien, daß der Kaiser in seinem Widerstande zu hartnäckig, die Opposition zu herrschbegierig und maßlos in ihren Forderungen seien, bringen die Dinge in keiner Weise vorwärts. Die verhängnisvolle Stockung des öffentlichen Lebens in Österreich-Ungarn kommt nur den drei Balkanstaaten, Serbien, Bulgarien und Montenegro, zugute, die bei der Erschlaffung der beiden Großmächte, Rußland und Österreich-Ungarn, aufatmen und zunächst noch schüchtern und unsicher, aber doch klug und selbstbewußt eine gegenseitige Annäherung zu Schutz und Trutz suchen und zweifellos erreichen werden, wenn die Großmächte nicht bald über ihre innere Zerrüttung Herr werden. Die spärlichen Erfolge, die ihre gemeinsame Tätigkeit nun zwei Jahre lang, 1904 und 1905, in der türkischen Provinz Mazedonien erzielt hat, sind nicht der Art gewesen, um ihr Ansehen bei den heißblütigen südslawischen Völkerschaften zu stärken, und Europa wird sich bei dem Eintritt des Frühjahres nicht verwundern dürfen, trotz der christlichen Polizeimannschaften, der internationalen Offiziere und Delegierten und des beständigen diplomatischen Druckes auf die türkische Regierung, von neuen Greueln und Schrecknissen im Kampfe aller gegen alle in der unglücklichen Provinz zu hören.

Literarische Rundschau.

Schiller im Ausland.

A. Chuquet, Études de Littérature allemande. Paris, Hachette. 1902.
J. G. Robertson, Schiller after a Centure. London, Blackwood & Sons. 1905.

In der Hochflut der Huldigungen, gelehrten Untersuchungen und Schätzungen für und wider, die das Schiller-Jubiläum gebracht hat, verdienten die Beiträge des Auslandes zur Würdigung des großen nationalen Dichters eine zusammenfassende Darstellung, für welche die rechte Kraft sich gewiß finden wird. Vorläufig läßt sich nur erkennen, daß merkwürdige, zum Teil auch recht widersprechende Ergebnisse zu verzeichnen sein werden. Calwin Thomas, ein amerikanischer Biograph Schillers, verurteilt jeden Vergleich zwischen diesem und Shakespeare mit dem Hinweis, es sei genug, daß Schiller er selbst gewesen sei. Einer der besten Kenner der deutschen Sprache, Geschichte und Literatur, der Franzose Arthur Chuquet, nennt dagegen den Franz Moor eine Shakespearegestalt, deren Monolog an jenen Edmunds in „König Lear", dessen Charakterzeichnung an Jago, Richard III. usw. erinnern. Unerachtet aller Unsicherheiten, Längen, Zusammenhangslosigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten verleihe die mächtige, hinreißende, wie im Strom hinstürzende Leidenschaft dem Jugenddrama des Dichters unverwüstliche Schönheit. Noch vor dem Erscheinen einer englischen Übersetzung der „Räuber", die lange auf sich warten ließ, nannte ein Schotte Schillers Drama „wundervoll"; Carlyle sollte es fast vierzig Jahre später „epochemachend für die Weltliteratur" und „Kabale und Liebe" als „die schönste bürgerliche Tragödie, die er jemals gelesen habe", bezeichnen. Der Kultus Schillers, der auf Carlyle und auf Coleridge zurückführt, hat, nach den jüngsten Äußerungen der englischen Kritik zu urteilen, eine Reaktion erzeugt. Im unausgesprochenen Gegensatz zu dem überschwenglich gefeierten Liebling Cervantes, dessen einziges Buch ihm lachend und spielend Unsterblichkeit gewann, wird Schillers Mangel an Humor als einer seiner Defekte hervorgehoben, „denn ohne Empfindung für Humor sei es schwer, unsterblich zu werden". Über „Don Carlos", der in seiner ersten Hälfte einen Helden, in der zweiten einen andern Helden hat, über „Wallenstein", dem „nicht nur der Gegenspieler, sondern auch die Individualisierung fehlt", über Königin Elisabeth, „die aus einem französischen Intrigenstück gekommen scheint," fallen harte Worte, nicht härter, als wir sie von deutschen Kritikern vernommen haben.

Jedoch nicht, um abfällige Urteile oder Tribute der Bewunderung zu verzeichnen, sondern um unter veränderter Perspektive neue Gesichtspunkte zu gewinnen, lohnt es sich, das Ausland über Schiller zu befragen. Unter den Fremden ist es einem Professor der deutschen Literatur an der Londoner Universität, J. G. Robertson, jedenfalls gelungen, mit einer Note von Originalität in die Diskussion einzusetzen.

Sein Buch, „Schiller nach einem Jahrhundert," begründet die Vorliebe für des Dichters Jugenddramen mit Hervorhebung der Kunst, der es gelang, darin die Ideen der Zeit zum Ausdruck zu bringen und diesen Ideen eine universelle Bedeutung zu verleihen. Eine kritische Stunde in der Geschichte der deutschen dramatischen Dichtung schien gekommen; es bestand Aussicht, mit Hilfe des jungen Poeten ein deutsches nationales Drama zu schaffen. Es sollte nicht sein: ein Unerwartetes brach über Schillers Kunst herein, der Dichter von „Kabale und Liebe" ward zum Dichter des „Don Carlos".

Die Ursache der Evolution war die Berufung nach Mannheim, wo Schillers Genius europäisiert und unter den Einfluß lateinischer Ideale dramatischer Kunst gebracht wurde. Mehr als der Klassizismus, dem Dalberg huldigte, ist Lessings „Dramaturgie" für die Wendung verantwortlich. Obwohl Lessing als Bewunderer Shakespeares, aber als Gegner der französischen klassischen Tragödie und Voltaires auf den Plan trat, ist die „Dramaturgie" doch wesentlich ein Dokument des Klassizismus des 18. Jahrhunderts, das sich auf die Peripherie des Gegenstandes, auf das Nebensächliche in Voltaires Kunst beschränkt, während gewisse fundamentale Prinzipien seiner Technik stillschweigend angenommen wurden. Lessing war den französischen Klassizisten insofern überlegen, als der Mangel an Form bei Shakespeare ihn nicht verletzte, weil seine Bewunderung durch die Entdeckung eingeschränkt und bestimmt wurde, daß Shakespeare die durch Aristoteles festgelegten Gesetze des klassischen Dramas dem Geiste nach nicht durchbrach. Dagegen sah er nicht, daß die Größe des Engländers sich von derjenigen unterschied, die nach Lessings und seiner Zeitgenossen Auffassung im Drama der Griechen und in dem Corneilles zu finden war; daß sie durch die Macht bestimmt wurde, Individuen zu schaffen, deren tragisches Schicksal vornehmlich in ihren eigenen Herzen sich vollzieht, die weder Spielbälle äußerer Kräfte noch bloß verallgemeinerte Typen sind. So hat Lessing tatsächlich eine klassische Tragödie in Deutschland, wenn auch auf breiterer Basis als die in Frankreich geltende, wiederhergestellt, und, wenn auch im Widerspruch zu seinem eigenen gegenteiligen Glauben, steht die ideale deutsche Tragödie der „Hamburgischen Dramaturgie", ja „Nathan der Weise" selbst, dem Drama von Voltaire ungleich näher als dem von Shakespeare, denn „Lessing blieb ein Voltairianer, der zeitlebens gegen Voltaire kämpfte". Nächst Lessing machte sich Wielands Rat geltend, durch Wahl des Verses und Reimes den Wettstreit mit dem französischen Drama würdig aufzunehmen und ihm gerecht zu bleiben, ohne deswegen in Gegensatz zu den Engländern zu geraten. Schillers zu dramatischer Vollendung sich entwickelnde Prosa wich infolgedessen den Jamben des „Carlos", die eine andre Sprache reden. Die Vorlesung von 1784, „Wie kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" erwähnt Corneilles „Cinna" neben Shakespeare; ein gleichzeitiger Brief Schillers an Dalberg spricht die Hoffnung aus, durch Vorführung der klassischen Stücke Corneilles, Racines, Crebillons und Voltaires der deutschen Bühne eine wichtige Eroberung zu verschaffen. Robertson erwähnt nur vorübergehend die Beeinflussung von Posas Charakter durch die Rollen des Martian und Léonce in Campistrons „Andronic", Schillers Bewunderung für den „Cid" Corneilles, gewisse Züge der Übereinstimmung zwischen der Intrige in „Don Carlos" und der in Racines „Phèdre" und „Mithridate". Weit näher, so betont er, habe 1784 Voltaire dem jungen Schiller gestanden. Denn Voltaire, der typische, tragische Dichter des 18. Jahrhunderts, verlegte den Brennpunkt des dramatischen Interesses von der Persönlichkeit und dem Gefühl in die Situation und in das Problem; er zuerst zeigte, wie das Theater in den Dienst der Philosophie und Moralität, der Religion und Politik gestellt werden könne. Durch ihn zunächst wurde die historische Tragödie historisch bedeutend. Und das zu einem Zeitpunkt, wo die klassische Kunst Corneilles und Racines ihren Zauber über das deutsche Publikum einbüßte und Voltaires Aktualität, seine exotisch-prächtige Färbung und Rhetorik dessen Teilnahme erregte, weil er zeigte, wie die Charaktertypen des 17. Jahrhunderts modernisiert und durch einen Einschlag jener Empfindsamkeit

menschlich nahe gebracht werden konnten, die durch J. J. Rousseau und Diderot die Herrschaft über die europäische Literatur gewonnen hatten. „Don Carlos" ist eine Tragödie nach dem Herzen Voltaires; Schillers idealer Jüngling, aus Klopstock und Sturm und Drang geboren, ist unter der Berührung des französischen Kosmopolitismus zum jeune premier des französischen Theaters geworden, der im 18. Jahrhundert Titus, Nerestan, Zamore, Ramire, Séide, Arsace hieß und die zarter besaiteten Liebhaber der nationalen Bühne des vorangegangenen Jahrhunderts ablöste. Unwissentlich, unwillkürlich entschied sich Schiller zur Nachfolge von Lessing und Voltaire statt zu der Shakespeares und Goethes, als er der Forderung der Zeit entgegenkam, das poetische Niveau des Dramas zu heben. Seine Geistesrichtung, seine Vorliebe für abstrakte Begriffe, so mag eingewendet werden, ließen ihm keine Wahl zwischen dem von Voltaire und Lessing verbesserten Typus der Tragödie, der die Persönlichkeiten den Ideen unterordnete, und der von Shakespeare, in welcher Persönlichkeit und Charakter obenan stehen und Ideen nur ihre natürliche Deduktion sind. Es bleibt die Tatsache, daß Schiller den lateinischen Begriff der Tragödie acceptierte, daß ihm die Bühne zum Schachbrett sich wandelt, auf dem vereinfachte Typen der Menschheit — interessant nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen der Tugenden und Laster, die sie verkörpern — durch die gewandte Hand ihres Schöpfers in Bewegung gesetzt werden.

Als Schiller, gleichviel ob durch innere Notwendigkeit oder durch widrige Einflüsse dazu veranlaßt, die kritische Wendung vollzog, erwies sie sich in Anbetracht der teuersten Interessen deutscher Dichtung als ein Schritt nach rückwärts. Der kosmopolitische Geist des Jahrhunderts bewährt sich für ihn zu stark; er entsagte dem Versuch, ein spezifisch nationales Drama zu schaffen und stellte die deutsche Tragödie noch einmal unter die Herrschaft lateinischer Ideale. Das ist, nach Robertson, die Bedeutung des „Don Carlos". Mit andern Worten, er tat das, was Gottsched eine Generation vorher versucht hatte: er verriet das deutsche Drama an Voltaire. Es soll gezeigt werden, daß Schillers ganze übrige Laufbahn als Dramatiker vom Bestreben beansprucht wurde, eine nationale Form für das deutsche Drama zu finden und so gegen die Konsequenzen der eigenen kritischen Wendung anzukämpfen.

Dieser Gedankengang bestimmt Robertsons Kritik und Wertung Schillers, des kosmopolitischen Poeten, des Weltbürgers des 18. Jahrhunderts. Daher seine Popularität bei den Ausländern, seine Macht über ihre Phantasie, sein Einfluß auf die ihm tief verpflichtete französische, romantische Schule und auf ihren nationalsten Genius, Victor Hugo, der mehr als irgendein Deutscher von Schiller entlehnte[1]).

Robertson ist sich des Gegensatzes zwischen so manchen deutschen und seinen eigenen Anschauungen wohl bewußt. Eben deshalb erscheint es gerechtfertigt, auch ihn zu Wort kommen zu lassen.

Lady Blennerhassett.

---

[1]) Es ist inzwischen auch ein Band französischer Schiller-Studien erschienen: „Études sur Schiller" (Paris, Alcan. 1905), deren Verfasser — mit einer einzigen Ausnahme — Professoren an der Sorbonne und an den Fakultäten von Nancy, Aix und Lyon sind. Wir werden auf diese bemerkenswerte Publikation zurückkommen. Die Redaktion.

πβ. **Das Heilige Römische Reich teutscher Nation** im Kampf mit Friedrich dem Großen. Von Dr. Artur Brabant. Erster Band: Joseph Friedrich, Herzog zu Sachsen-Hildburghausen, des Heiligen Römischen Reichs Generalissimus. 1757. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Nach den mannigfachen Bearbeitungen, die die Geschichte des Siebenjährigen Krieges in älterer und besonders auch in neuerer Zeit von preußischer, französischer, russischer, österreichischer Seite erfahren hat, war es ein glücklicher Gedanke A. Brabants, diesen Krieg einmal vom Standpunkt des Deutschen Reiches aus darzustellen, und der Gedanke hat, wie wir uns beeilen hinzuzufügen, hier eine gute Ausführung gefunden. Das vorliegende Buch ist eine willkommene Ergänzung der bisherigen Darstellungen, und es ist nicht bloß inhaltreich, es ist auch interessant, und man möchte sagen amüsant von der ersten bis zur letzten Seite. Es ist eben, wie es scheint, unmöglich, über das Reichsheer von 1757, seine Zusammensetzung und Ausrüstung, seine Führung und seine Taten anders zu schreiben als humoristisch und satirisch. Das ist aber nicht erst heute so. Das Reichsheer selbst nahm sich nicht ernst. Die zahlreichen zeitgenössischen Berichte über den Reichskrieg von 1757, die der Verfasser gesammelt hat und in ihrer naiven Ursprünglichkeit mitteilt, sie alle haben mehr oder weniger freiwillig diesen humoristisch-satirischen Ton, und gerade die Schreiben des Generalissimus, des Herzogs von Hildburghausen selbst, sind ganz davon durchdrungen. Das Lächerliche tötet, sagt man in Frankreich. Auf diesem unglückseligen Reichsheere aber, in dem es doch an tapferen Männern keineswegs fehlte, lag der Fluch der Lächerlichkeit vom ersten Ausmarsch aus Fürth an bis zu seinem kläglichen Zusammenbruch bei Roßbach. Merkwürdig übrigens, wie Offiziere und Soldaten, sehnsüchtig die einen, respektvoll alle, hinüberblickten zu König Friedrich und seinem Heere — wie wohl ein patriotischer Deutscher damals aus trübselig dunkler Gegenwart nach einer helleren und glücklicheren Zukunft verlangend ausschauen mochte. Neben den Kriegsereignissen in Franken und Thüringen, deren Darstellung vielleicht hier und da etwas korrekter hätte sein können, hat der Verfasser auch den Redekampf und den Federkrieg geschildert, der sich hauptsächlich am Reichstage in Regensburg abspielte. Auch hier war der Held, dem die öffentliche Meinung ihre volle Gunst zuwandte, ein Preuße, König Friedrichs Vertreter am Reichstage, Erich Christoph v. Plotho, „der kleine Mann mit den Feueraugen", wie Goethe ihn bekanntlich nennt, und hier fiel abermals der Fluch der Lächerlichkeit auf das Reich und dessen Vertreter, den berühmten Notarius Cäsareus Dr. Aprill, der bei dem Versuche, mit „zwei robusten Lenten und famosen Rauffers" die Reichsacht gegen „Ihro Königl. Majestät zu Preußen als kurfürstliche Durchlaucht zu Brandenburg" zu insinuieren, von Plotho in der aus „Wahrheit und Dichtung" jedermann bekannten Weise empfangen wurde. Es ist ein Mangel, daß für diese Dinge nicht Plothos eigene Berichte im Berliner Archiv benutzt sind, während der Verfasser sonst die Archive in Bayern, Sachsen und Österreich fleißig durchforscht hat.

πβ **Un Prince Jacobin.** Charles de Hesse ou le Général Marat. Par Arthur Chuquet, membre de l'Institut. Paris, A. Fontemoing (Collection Minerva). 1906.

Unter den Deutschen, die sich in den Wirbel der ersten französischen Revolution geworfen haben, findet sich neben manchen ideal gesinnten und sympathischen Persönlichkeiten auch eine geradezu abstoßende Erscheinung: der Prinz Karl Konstantin von Hessen-Rheinfels-Rotheuburg, „Charles Hesse" oder „General Marat", wie er sich selbst nannte und gern nennen hörte. In Frankfurt a. M. 1752 geboren, seit 1765 Offizier in dem französischen Kavallerie-Regiment Royal-Allemand, von Ludwig XV. und Ludwig XVI. mit Gnaden überhäuft, die seinen Ehrgeiz doch mehr stachelten als befriedigten, schloß er sich schon 1791 den Jakobinern an, deren von Taines Meisterhand gezeichnete pathologische Wesenszüge, Verfolgungswahn und Denunziationssucht, sich in diesem deutschen Prinzen häßlich wiederfinden. In Straßburg und Lyon, in Besançon und Orleans, wo immer ihm ein Posten anvertraut wird, als Major wie als General, denunziert und arretiert er, — hat er doch z. B. Custine angeklagt, weil er seine Vaterstadt Frankfurt a. M. nicht genug gebrandschatzt habe! — bis ihn 1793 das Schicksal ereilt und er selbst ins Gefängnis geworfen wird, aus dem ihn erst nach einem Jahre der Sturz Robespierres befreite. Unter dem Direktorium, das seine militärischen Dienste verschmähte, wirkte er als Journalist bei verschiedenen Pariser Blättern und bearbeitete unter dem stolzen Stichwort „fiat lux" die auswärtige Politik: Napoleon, dem er durch jakobinische Umtriebe lästig fiel, ließ ihn 1803 aus Frankreich ausweisen und durch Gendarmen auf das rechte Rheinufer bringen. Seine späteren Lebensjahre — er starb erst 1821 — füllten verwandtschaftliche Zänkereien mit dem hessischen Hause, die oft einen widerwärtigen, oft aber auch einen erheiternden Eindruck machen. Arthur Chuquet, der uns schon so manchen in der Revolution untergegangenen Deutschen wieder vergegenwärtigt hat, hat das Leben auch dieses Abenteurers hauptsächlich nach den Akten des Pariser Kriegsarchivs mit erschöpfender Gründlichkeit dargestellt. Doch liegt die Bedeutung seiner Arbeit wohl weniger in der Biographie ihres traurigen Helden, als in der ungemein lehrreichen Schilderung der Zustände in der französischen Armee unter der zersetzenden Einwirkung der Revolution.

γ. **Bismarck et son temps.** Par Paul Matter. I. La préparation (1815—1862). Paris, Alcan. 1905.

Der Verfasser dieses Werkes ist von Hause aus Jurist und Substitut am Tribunal de la Seine, hat aber außer einigen Fachschriften auch geschichtliche Arbeiten über „Preußen und die Revolution von 1848", „Rom und die Revo-

lution von 1848" und „Der Sonderbund" veröffentlicht. Jetzt tritt er mit einem auf zwei Bände berechneten Werke über „Bismarck und seine Zeit" hervor, wovon der erste Band erschienen ist. Man darf diesem Werke das Zeugnis ausstellen, daß es mit Fleiß, Umsicht und Verständnis geschrieben ist. Die Literatur von Bedeutung hat der Verfasser zu Rate gezogen; einzelne Aufsätze von deutschen Historikern scheinen ihm indes entgangen zu sein, woraus wir ihm aber keinen großen Vorwurf machen wollen. So fehlt bei der Schilderung der religiösen Krisis Bismarcks (S. 63 f.) der hierauf sich beziehende Aufsatz von Friedrich Meinecke in der „Historischen Zeitschrift", Band 90, und die Studie von Prof. Baumgarten in Kiel (Hefte zur „Christlichen Welt", Nr. 44). Bismarck gegenüber stellt sich Matter auf den Standpunkt, „weder eine Verteidigungsschrift noch ein Wert des Hasses liefern zu wollen"; „j'ai tenté", erklärt er, „de faire un travail d'histoire sans colère ni envie". Von Gehässigkeit gegenüber Bismarck hält sich Matter in der Tat frei; voreingenommen für ihn ist er allerdings nicht. Dafür zeugt das Urteil Seite 63: „Seltsame Mischungen und Widersprüche in diesem Menschen! Sein Glaube war tief und aufrichtig; er las die Bibel, er erfüllte seine religiösen Pflichten, er glaubte an das Evangelium, aber die ganze Seite der Liebe und der Verzeihung war ihm verschlossen." Gegen diese Worte muß auf das nachdrücklichste Einsprache erhoben werden. Hier wird das persönliche und das politische Gebiet nicht scharf genug unterschieden. Daß Bismarck im persönlichen Leben ohne Liebe war, sollte Matter von dem Manne nicht behaupten, der sein eigenes Leben daran setzte, seinen ertrinkenden Reitknecht zu retten und von dem wir die wunderbaren Briefe an seine Braut und Gattin haben. Im politischen Kampf aber haben Liebe und Verzeihung insofern keinen Platz, als es hier gilt, daß, wo man kämpfen muß, man auch suchen muß zu siegen, also den Kampf ohne Gnade fortzusetzen, bis der Gegner am Boden liegt. Stolz wie Richelieu durfte Bismarck sagen: „Ich habe nie andre Feinde gehabt als die des Königs."

βλ. **Souvenirs politiques 1871—1877.** Par le Vicomte de Meaux. Paris, Plon-Nourrit. 1905.

Die Daten dieser „Erinnerungen" bezeichnen genügend die politische Lage, mit der sie sich beschäftigen. Vicomte de Meaux, der Schwiegersohn des berühmten katholischen Parteiführers und Schriftstellers Karl Grafen v. Montalembert, war durch das Deputiertenmandat und durch einen Ministerposten im Kabinett Buffet von 1875 am Versuch beteiligt, die gemäßigte Monarchie in Frankreich wieder aufzurichten. Der Sturz des Herrn Thiers, die Präsidentschaft des Marschalls Mac-Mahon, das Septennat, der letzte Feldzug der konservativen Partei unter Führung des Herzogs von Broglie und die Niederlage seines Ministeriums und seiner Politik sind der Gegenstand vieler Darstellungen und der heftigsten polemischen Erörterungen geblieben. Aber hier zum ersten Male ist der authentische Bericht der Unterredung des Grafen von Chambord mit den Vertretern seiner Sache weiteren Kreisen zugängig gemacht. Die Tragik der Szene, die sich im historischen Schloß, 1873, und auf französischem Boden abspielte, zwischen Anhängern des Königs, die ihm alles geopfert hatten, und zwischen diesem König selbst, der gänzlich versagt, wird auch von solchen empfunden werden, die das Ergebnis nicht beklagen. Ehrlicher und törichter zugleich hat wohl nie ein Fürst gehandelt, als an jenem Tage Heinrich V. Frankreich verlangte die Trikolore als das Symbol der Freiheit, der Ordnung, der Autorität; der Papst selbst beschwor den König, sie zu entfalten. Er schwur zur weißen Fahne: „Monseigneur, das kostet die Krone, erbarmen Sie sich unser, unsrer Kinder, unsres Landes". — „Ich habe lange überlegt und alles erwogen: es ist eine Frage der Ehre und des politischen Gewissens für mich. Leben Sie wohl: trennen wir uns, wir bleiben Freunde." Die Royalisten wollten einen Monarchen, sie fanden einen Visionär, „ein psychologisches Phänomen," meinte der Bischof von Orléans, Dupanloup, der Mitglied der Deputation war. Es ist unzweifelhaft, daß Frankreich, damals und nicht wieder, die monarchische Lösung angenommen hätte.

βλ. **Correspondance inédite de Sainte-Beuve avec M. et Mme Juste Olivier.** Par Mme. Bertrand. Paris, Société Mercur de France. 1904.

Das Leben jedes ernst-strebenden Menschen kennt Jahre freudigen und erfolgreichen Schaffens, an die er als seine besten zurückdenkt. Für Sainte-Beuve sind es unzweifelhaft die gewesen, die ihn nach Lausanne führten. Dort hat er 1837—1838 die berühmten Vorlesungen an der Universität gehalten, die zur Grundlage seines großen und mit Recht berühmten Werkes über „Port royal" wurden. Den Anstoß zur Berufung nach Lausanne hatte zunächst sein Freund Juste Olivier, ein Dichter und Historiker gegeben, der ihn in seiner heimatlichen Schweiz mit Monnard und Vinet bekannt machte. Ihrem Einfluß auf Sainte-Beuve ist es zu danken, daß dieser, wenigstens für eine Spanne Zeit, seiner Existenz eine ernste, würdige Haltung gab, die dem Ideenkreis religiöser Reformgeschichte, in den er sich versenkt hatte, nicht direkt widersprach. Der vorliegende Briefwechsel, der 1837 begann, währte zehn Jahre. Er besteht vorwiegend aus Briefen von Sainte-Beuve an Olivier und seine begabte und liebenswürdige Frau. Sie sind interessant und vortrefflich geschrieben, wie alles, was aus seiner Feder kommt. Für den Kenner der literarischen Welt jener Tage enthalten sie wichtige Mitteilungen und Eindrücke, die später schroff gewechselt haben. Für deutsche Leser ist es wissenswert, daß hier zum ersten Male eine Mitarbeiterschaft Sainte-Beuves an der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" bekannt gegeben ist. Sie fällt in die ersten vierziger Jahre und findet sich in der Pariser Korrespondenz des Blattes.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adler. — Zur Kunstgeschichte. Vorträge, Abhandlungen und Festreden von D. Dr. Ing. Friedrich Adler, Wirkl. Geh. Oberbaurat und Professor. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Albert. — Oheim Serenissimus. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Von Julius Albert. Graz, „Leykam"-Verlag. 1905.

Allgemeine Staatengeschichte. — Zweite Abteilung: Geschichte der aufsereuropäischen Staaten. Herausgegeben von K. Lamprecht. Geschichte von Japan. Von O. Nachod. Erster Band. Gotha, F. A. Perthes. 1906.

Baars. — Jesus. Drama in vier Aufzügen. Von Ernst Baars. Bremen, Carl Schünemann. 1906.

Baillie-Saunders. — Saints in society. By Margaret Baillie-Saunders. London, Leipzig, Paris und Turin. T. Fisher Unwin. 1905.

Berolzheimer. — Philosophie des Staates samt den Grundzügen der Politik. Von Fritz Berolzheimer. München, C. H. Beck. 1906.

Carlyle. — Pamphlets du dernier jour. Par Thomas Carlyle. Traduit de l'Anglais avec une introduction et des notes. Par Edmond Barthèlemy. Paris, Société du Mercure de France. 1906.

Chéradame. — Le monde et la guerre Russo-Japonaise. Par André Chéradame. Ouvrage accompagné de vingt cartes. Paris, Plon. 1906.

Collection des plus belles pages. — Rivarol. Avec une notice et un portrait. Troisième édition. Paris, Société du Mercure de France. 1906.

Drachmann. — Tintoretto. („Renaissance".) Drama in zwei Akten. Von Holger Drachmann. Autorisierte deutsche Bühnenbearbeitung von J. C. Poestion. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Eulenburg-Hertefeld. — Eine Erinnerung an Graf Arthur Gobineau. Von Philipp Fürst zu Eulenburg-Hertefeld. Stuttgart, Fr. Frommann. 1906.

Francé. — Das Liebesleben der Pflanzen. Von R. H. Francé. Mit Abbildungen von F. Hollenberg, R. Oeffinger u. a. Stuttgart, „Kosmos", Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckesche Verlagsbuchhandlung. O. J.

Fuchs. — Die Frau in der Karikatur. Von Eduard Fuchs. Erste bis siebente Lieferung. München, Albert Langen.

Gachot. — Jourdan en Allemagne et Brune en Hollande. Par Edouard Gachot. Ouvrage accompagné de portraits, gravures et cartes. Paris, Perrin & Cie. 1906.

Goethes Sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe. Zehnter Band: Götz von Berlichingen. Mit Einleitung und Anmerkungen von Eduard v. d. Hellen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Goldschmidt. — Baumanns Anti-Kant. Eine Widerlegung von Ludwig Goldschmidt. Gotha, E. F. Thienemann. 1906.

Grasberger. — Geschichten aus Wien und Steiermark. Von Hans Grasberger. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Grauert. — P. Heinrich Denifle O. Pr. Von Hermann Grauert. Zweite, vermehrte Auflage. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1906.

Greiner. — Das Tagebuch. Gedichte von Leo Greiner. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Griebens Reiseführer. — Band 79: Die Riviera. Siebente, neu bearbeitete Auflage. Mit 11 Karten und zahlreichen Illustrationen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1906—1907.

Guimet. — Conférences faites au musée Guimet. Par Émile Guimet. Paris, Ernest Leroux. 1905.

Hearn. — Lotos. Blicke in das unbekannte Japan. Von Lafcadio Hearn. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1906.

Herwig. — Die letzten Zielinskis. Ein Roman von Franz Herwig. Leipzig, L. Staackmann. 1906.

Jaloux. — Le jeune homme au masque. Roman par Edmond Jaloux. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Immanuel. — Der russisch-japanische Krieg. In militärischer und politischer Beziehung dargestellt von Immanuel. Viertes Heft. Berlin, Richard Schröder. 1905.

Jahrbuch. — Mutgeben von den Allgemeinen Plattdeutschen Verband E. V. Jahrgang 1905. Berlin, Deutscher Kultur-Verlag, G. m. b. H. 1905.

Kern. — Goethe, Böcklin, Mommsen. Vier Vorträge über die Antike, gehalten von Otto Kern. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1906.

Kirchenpolitik, Die, der Hohenzollern. — Von einem Deutschen. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H. 1906.

Klinghoff. — Gedichte von Arel Klinghoff. Leipzig, „Elysium"-Verlag. 1905.

Klinghoff. — Neue Gedichte von neuen Dichtern. I. Herausgegeben von Arel Klinghoff. Berlin und Leipzig, „Elysium"-Verlag. 1905.

Krag. — Im Josthof. Eine Geschichte aus Norwegen. Von Thomas P. Krag. Autorisierte Übersetzung von Julia Koppel. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1906.

Krag. — Jon Gräff. Von Thomas P. Krag. Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen. Von Julia Koppel. Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1906.

Krakauer. — Die Gicht in ihren verschiedenen Formen und die mit ihr verwandten Krankheiten. Von J. Krakauer. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Georg Klemm. O. J.

Krammer. — Wahl und Einsetzung des deutschen Königs im Verhältnis zueinander. Von Mario Krammer. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1905.

Kühnemann. — Fichtes Reden an die deutsche Nation. Rede von Eugen Kühnemann. Posen, Maybachsche Buchdruckerei. 1906.

Leibniz. — Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Übersetzt von A. Buchenau. Durchgesehen und mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Ernst Cassirer. Zweiter Band. Leipzig, Dürr. 1906.

Madelin. — Le Rome de Napoléon. Par Louis Madelin. Paris, Plon. 1906.

Mander-Floerke. — Das Leben der niederländischen und deutschen Maler. Von Carel van Mander. Textabdruck nach der Ausgabe von 1617. Übersetzung und Anmerkungen von Hanns Floerke. Erster Band. Mit 20 Bildertafeln. München und Leipzig, Georg Müller. 1906.

Matthes. — Herbstnebel und Anderes. Erzählungen für junge Mädchen. Von Margarethe Matthes. Breslau, Preuß & Jünger. 1906.

Mörike. — Mozart auf der Reise nach Prag. Eine Novelle von Eduard Mörike. Leipzig, Insel-Verlag. 1906.

Otten. — Bis zum Hahnenschrei! Erstlingsverse von Ludwig Otten. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1905.

Preindlsberger-Mrazovic. — Das Grabesfenster. Eine Sarajevoer Geschichte aus dem Beginn der Okkupation. Von Milene Preindlsberger-Mrazovic. Innsbruck, A. Edlinger. 1906.

Respa. — Wie werde ich Hypnotiseur? Praktische Anleitung zur Anwendung der Hypnose. Von Ernst Respa. Berlin, H. Rau. 1906.

Roethe. — Humanistische und nationale Bildung, eine historische Betrachtung. Von Gustav Roethe. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1906.

Romanische Meistererzähler. — Herausgegeben von Friedrich S. Krauss. Fünfter Band: Unsere biederen Stadtleut. Von Antoine Furetière. Deutsch von Erich Meyer. Leipzig, Deutsche Verlagsactiengesellschaft. 1905.

Salomon. — Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Von Ludwig Salomon. Dritter Band: Das Zeitungswesen seit 1814. Oldenburg und Leipzig, Schultzesche Hofbuchhandlung. 1906.

Samosch. — Tenoristen-Berichte. Roman von Margarete Samosch. Verlag „Continent" (Theo Gutmann). O. J.

Sauter. — The Faithless Favorite. A mixed tragedy. By Edwin Sauter. St. Louis. Published by the author. 1905.

Schanderl. — Erdreich. Gedichte von Joseph Schanderl. München, Georg Müller, 1905.

Stegemann. — Daniel Junt. Roman von Hermann Stegemann. Zweite Auflage. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1906.

Togo und Kamerun. — Eindrücke eines Abgeordneten. Mit 37 Bildern nach Originalaufnahmen des Verfassers. Leipzig, Wilhelm Weicher. 1905.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierersschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING SECT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.126

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY